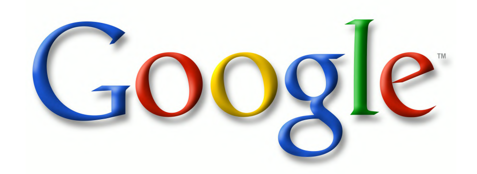

Google















Evangelisches Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Joh. Hesse.

Dreiundzwanzigster Jahrgang. 1879.

Basel.
Im Verlag der Missions-Buchhandlung.
1879.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt). Basel.

Inhalt.

Bücherschau:



Schule von Mädchen höherer Kaste in Indien.

Vorwort zum neuen Jahrgang.

Als am 9. Juli 1816 das erste Heft des Missions-Magazins erschien, da gab es — die Hallischen Nachrichten ausgenommen — noch kein Blatt in Deutschland oder der Schweiz, welches sich ausschließlich mit der Mission beschäftigt hätte. Die neue Zeitschrift hatte daher ein unermeßlich großes Feld vor sich, und Gott ließ es den Inspektoren der Basler Missionsanstalt, welche der Reihe nach dieselbe herausgaben, in hohem Maße gelingen, Saatkörner auszustreuen, welche in Gestalt des allerwärts erwachenden Missionsgeistes, der Anregung zur Beisteuer für die Missionssache oder zum persönlichen Eintritt in dieselbe, ja auch zur Gründung neuer Missionsvereine und Gesellschaften reiche Frucht brachten. In je weitere Kreise nun aber die Bekanntschaft mit dem Missionswerk eindrang, desto allgemeiner fand man, daß „das gesegnete Basler Magazin, welches der Herr in unserem Deutschland recht sichtbar zum Werkzeug gebraucht hat, um auf die große Gottessache aufmerksam zu machen," für viele eben doch „zu weit umfassend und zu hoch"*) war. So entstanden das Barmer und das Calwer Missionsblatt, welche, weil sie nicht nur vierteljährlich, sondern monatlich oder noch öfter erschienen, immer die neuesten Nachrichten bringen konnten und wegen ihres populären Tones auch von den einfachsten Leuten gern gelesen wurden. Dazu kam, daß man in Basel selbst zunächst für die Angehörigen der eigenen Gesellschaft ein besonderes Monatsblatt, den Heidenboten, anfieng und daß diesem Beispiel naturgemäß die anderen später ent-

*) S. Barmer Missionsblatt 1833, Schlußwort.

standenen Missionsgesellschaften folgten. Diese wenn auch noch so friedliche und erfreuliche Konkurrenz mußte sich den Herausgebern des Magazins je länger je mehr fühlbar machen. Im J. 1857 sah man sich daher veranlaßt, dasselbe völlig umzugestalten, es nach Inhalt, Schreibart und Ausstattung den Bedürfnissen, wohl auch dem Geschmacke der Zeit mehr anzupassen und ihm einen Redakteur zu geben, der den größten Theil seiner Zeit und Kraft auf dasselbe zu verwenden in der Lage war.

So fieng die Neue Folge des Missions-Magazins an. Der Erfolg war ein glänzender. Die schönen „gelben Hefte" fanden überall Eingang, nicht nur, wo man ein Herz für's Reich Gottes hatte, sondern vielfach auch da, wo nur Interesse für Geschichte, für Erd- und Völkerkunde, oder wenigstens Verständniß für schöne Literatur vorhanden war. Aber es blieb nicht so. Die Zahl der Missionsblätter, überhaupt der Missionsschriften, nahm immer noch zu. Der Markt wurde fast überschwemmt. Dazu entstanden oder erneuerten sich eine Menge theils wissenschaftlicher, theils populärer Zeitschriften, die mehr und mehr alles das mit fachmännischer Sachkenntniß und Gewandtheit behandelten, was bisher viele Leser neben dem eigentlich Christlichen und Missionsmäßigen im Magazin gesucht und gefunden hatten, während andrerseits eine große Zahl von Sonntagsblättern, Kirchenzeitungen und anderen christlichen Zeitschriften ebenfalls Missionsnachrichten zu bringen und Missionsfragen zu besprechen anfiengen. Ueberdies trat eine „Allgemeine Missionszeitschrift" ins Leben, die in der erfreulichsten Weise das gesammte Missionswesen zu einem Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung machte und sich hiedurch den Kreisen der Gelehrten, namentlich der Geistlichen und Theologen, empfahl; ja im Lauf des vorigen Jahres ist hiezu noch ein missionsgeographisches Blatt „Aus fernen Zonen" gekommen, das wenigstens zum Theil aus den gleichen Quellen schöpft, wie wir. Dies alles könnte uns auf den Gedanken bringen, als hätten wir nun ein- für allemal unsere Aufgabe gelöst. Das Aufkommen so zahlreicher neuer mit der Mission sich beschäftigender Zeitschriften beweist aber nur, wie großartig in den letzten Jahrzehnten die Mission an Ausdehnung und Bedeutung gewonnen und andrerseits das Interesse und Verständniß für dieselbe, namentlich in wissenschaftlichen, aber auch in anderen Kreisen gewachsen ist, so daß die da ernten und die da gesäet haben, sich mit einander

freuen dürfen und von einem Einstellen der Arbeit keine Rede sein kann. Doch dürfte es unter den soeben dargelegten Umständen wohl am Platz sein, wieder einmal in Erinnerung zu bringen, was das Magazin eigentlich ist, was es neben all den anderen Blättern immer noch will und für wen es bestimmt ist.

Also erstlich: was ist das Missions-Magazin eigentlich? Gewöhnlich wird dasselbe als „Basler" Magazin bezeichnet, was aber nur insofern richtig ist, als es „im Auftrag" der Basler Missionskommittee geschrieben und herausgegeben wird. Es ist nicht Organ der Basler Missionsgesellschaft, wie der Heidenbote, sondern eine allgemeine Missionszeitschrift im weitesten Sinne des Wortes; ja es will in erster Linie gerade die ausländischen Missionsgesellschaften und ihre Arbeit unter den Heiden, dann erst die näherliegenden kontinentalen, deutschen und anderen Missionen beleuchten. Deßwegen heißt's auch Magazin: es ist eine Vorrathskammer, in welcher für diejenigen, welche keine fremden Sprachen, namentlich kein Englisch, verstehen, das Wichtigste aus der gesammten ausländischen Missionsliteratur auszugsweise und in möglichst ansprechender Uebersetzung niedergelegt wird. Aber natürlich werden hiebei die deutschen Gesellschaften und ihre Blätter, deren es etwa 30 sind, während uns aus dem Ausland wohl 50 zukommen, nicht ganz unberücksichtigt gelassen, so daß diejenigen Missionsfreunde, welche gern von allem etwas erfahren möchten, hier das Nothwendigste und Interessanteste finden können. Die einzige Beschränkung ist dabei durch die beiden Worte „Evangelisches" und „Missions-" gegeben, indem letzteres im engeren Sinne gemeint ist, also die Heidenmission im Unterschied von der Juden- und der Inneren Mission bedeutet, während „evangelisch" im weitesten Sinne verstanden sein und nur den Gegensatz gegen die katholische Kirche einer-, gegen alle unevangelischen, d. h. ungläubigen Richtungen andererseits andeuten will. Es ist damit der weitherzige biblische Geist bezeichnet, welcher nicht dieser oder jener Sonderkirche, geschweige denn einer Partei, dienen will, sondern dem Reiche Gottes; der Geist, welcher derselbe ist bei vielen Gaben und in allen Gläubigen. In diesem Geiste, der sich gebunden weiß an's Wort Gottes, aber auch sich verbunden weiß mit allen, die da lieb haben Jesum Christum und Ihn einen Herren heißen, in diesem Geiste möchte das Evangelische Missions-Magazin alle Versuche, welche zur Heiden-

bekehrung in der ganzen Welt gemacht werden, ansehen, beurtheilen, beschreiben und seinen Lesern bekannt machen.

Damit ist denn auch schon gesagt, was wir wollen, was unser Zweck und Ziel ist. Wir möchten die große Reichssache unseres erhöheten Heilandes Jesu Christi in unserem schwachen Theile dadurch fördern helfen, daß wir überall den Spuren der Säeleute wie der Schnitter nachgehen, sie bei ihrer Arbeit beobachten und dann unseren Lesern ein möglichst lebendiges, wahrheitsgetreues Bild von ihrer Thätigkeit, ihren Erfahrungen und ihren Erfolgen vor die Augen stellen, damit sie angeregt werden, auch ihrerseits mitzubeten, mitzugeben und mitzuarbeiten, auf daß der letzte Befehl unseres Königs Jesus immer völliger, immer schneller und immer allgemeiner ausgeführt, die zerstreuten Kinder Gottes aus der ganzen Welt gesammelt, den Völkern das Evangelium angeboten und dem wiederkehrenden Herrn der Weg bereitet werde. Was hilft all' unser Lesen und Schreiben, unser Reden und Hören, unser Wissen und Urtheilen, wenn nicht unsere Liebe gemehrt, unser Glaube gestärkt, unsere Hoffnung belebt wird? Was hilft aber auch aller Eifer und alle Brünstigkeit des Missionssinns, wenn nicht eine gründliche Sachkenntniß, ein tieferer Einblick in die Wege des Herrn, in die geschichtliche Entwickelung der christlichen Kirche, in den großartigen Zusammenhang des gesammten Missionswerks aller Zeiten und aller Länder dazukommt? Unser Streben ist deßwegen darauf gerichtet, nicht nur einzelne, unzusammenhängende Nachrichten mitzutheilen, sondern unter Beiseitelassung von Stroh, Heu und Stoppeln möglichst das herauszufinden und darzustellen, was einen bleibenden Werth hat, was wirklich ein Glied in der großen Reihe der göttlichen Thaten zur Ausführung seines ewigen Rathschlusses zu sein scheint. Dabei suchen wir jedoch alles Aburtheilen, Streiten, wie auch Loben und Vertheidigen thunlichst zu vermeiden, unseren Lesern so viel als möglich Thatsächliches, wenn auch nicht immer Erfreuliches, zu bringen. Denn alle Schönfärberei oder Verhimmelung der ja von schwachen, sündigen Menschen betriebenen Missionssache liegt uns fern: wir suchen und lieben auch hier nur die Wahrheit.

Damit dürfte denn auch die dritte Frage beantwortet sein, für wen nämlich das Missions-Magazin bestimmt ist. Es wendet sich an alle, denen es darum zu thun ist, von der evangelischen Missionsthätigkeit das Wahre und Thatsächliche zu erfahren.

Wer wissenschaftliche Erörterungen oder auch erbauliche Betrachtungen sucht, der wende sich irgendwo anders hin, deßgleichen wer nur nach tendenziösen oder pikanten Anekdoten hascht. Der Wahrheit Stempel ist das Einfache. Nach Einfachheit trachten wir auch im Ausdruck, in der Darstellungsweise. Wir schreiben nicht für Gelehrte, sondern für lesende und denkende Christen aller Stände. Wenn Geistliche den Stoff für ihre Missionsstunden unserem Magazin entnehmen, so wird es uns herzlich freuen; wenn kleinere Blätter das Eine oder Andere daraus entlehnen, so freut es uns ebenfalls, deßgleichen wenn in Missionsvereinen und anderen geselligen Kreisen daraus vorgelesen wird; am höchsten aber würden wir es schätzen, wenn unser Magazin auch in christlichen Familien, von Lehrern, von Laien und von der reiferen Jugend gelesen werden wollte. Auch für die letztere ist doch schließlich Wahrheit interessanter als Dichtung; wenn ihr nur die Augen dafür geöffnet werden. Den Trost haben wir, daß wer unsere Blätter wirklich liest, dieselben auch interessant findet; wo wir über Langweiligkeit derselben klagen hörten, da war es regelmäßig in solchen Häusern, wo die „gelben Hefte" kaum durchblättert, vielleicht nicht einmal aufgeschnitten wurden.

Doch wozu all' diese Auseinandersetzungen? Vielen werden dieselben überflüssig erscheinen, wenigen etwas Neues sagen. Uns aber war es Bedürfniß, einmal auch mit einer ausgesprochenen Erklärung unserer Grundsätze und Absichten vor die Freunde der Missionssache zu treten und sie um ihre Mithilfe zur Hebung und weiteren Verbreitung unseres Blattes zu bitten. Wie es im Blick auf die Heidenwelt wahr ist, daß des Landes noch sehr viel einzunehmen übrig ist, so auch im Blick auf das Missionsinteresse der heimatlichen Christenheit. Es ist ja wahr, daß viele abgesagte Feinde des Evangeliums und darum auch der Mission sind. Solche zu gewinnen oder umzustimmen, steht nicht in eines Menschen Macht. Dann gibt es andere, die, wenn sie vom Reich Gottes hören, entweder mit einem Festus an schwärmerische Raserei denken oder mit dessen Vorgänger Felix die Sache auf „gelegenere Zeit" verschieben. Auch solchen beizukommen, dürfte schwer fallen. Ohne allen Zweifel gibt es aber noch Tausende wohlmeinender, ernster Leute unter uns, die noch nie Gelegenheit und Aufforderung gehabt haben, sich mit der großen Angelegenheit der Heidenbekehrung zu beschäftigen und dafür oder dagegen zu entscheiden. Solche können und sollen ge-

wonnen werden. Wir sind es ihnen schuldig, daß wir sie mit der Missionssache bekannt machen. Was man nicht kennt, das liebt man auch nicht. Vielfach fehlt es bloß an der Anbietung, an der Einladung.

Die Missionsgesellschaften und auch die Missionsschriftsteller können in dieser Richtung kaum mehr thun: ihre derartigen Versuche haben schon jetzt nur zu leicht den Beigeschmack des Eigenlobs, welcher bekanntlich kein anziehender, sondern ein abschreckender ist. Deßwegen bleibt nichts übrig, als daß alle diejenigen, welche aus eigener Erfahrung wissen, was für ein heiliges und gesegnetes Ding es um die Betheiligung am Missionswerk ist, nun auch das Ihrige thun, um demselben neue Freunde, Fürbitter und Mitarbeiter zu gewinnen. Einer der einfachsten und leichtesten Wege hiezu ist die Anbietung von Missionsblättern, und zwar in erster Linie natürlich nicht von Specialblättern Einer besonderen Gesellschaft, sondern von solchen allgemeinen Missionszeitschriften, wie z. B. das Calwer Missionsblatt, das Evangelische Missions-Magazin und die von Dr. Warneck herausgegebene Zeitschrift.

Hier ist ein Gebiet, auf welchem Jeder missioniren kann, wenn er nur selber ein Herz für den Herrn und Seine Reichssache hat. Die politischen Parteigänger und namentlich die socialistischen Wühler beschämen uns Christen in diesem Stück. Bei ihnen gilt der Grundsatz, daß jedes Mitglied jährlich wenigstens Einen neuen Parteigenossen anwerben könne und müsse. In einem ihrer Aufrufe, der unschwer ins Christliche übersetzt werden kann, ist Folgendes zu lesen: „Ein annäherndes Gleichgewicht der Kräfte und damit die Möglichkeit des Sieges können wir nur dadurch erlangen, daß *jeder* sich mit seiner ganzen Kraft in den (Wahl-)Kampf wirft. Jeder muß sagen: die Partei braucht mich! ich bin die Partei so gut wie jeder andere, und jeder muß Soldat der Partei sein und sich ihr unbedingt zur Verfügung stellen. Nicht jeder kann einen Vortrag halten, nicht jeder einen Zeitungs-Artikel schreiben; allein jeder kann mit seinen Werkstatt-Kameraden, seinen Haus- und Stuben-Kameraden reden, jeder kann Flugblätter verbreiten, jeder kann Stimmzettel herumtragen, jeder kann auf die benachbarten Dörfer gehen und den Landbewohnern im Gespräch sagen, um was es sich handelt. Das *kann jeder* und das *muß jeder*! Wer mehr kann, ist zu mehr verpflichtet! Nicht eine Stadt, nicht ein Dorf, nicht ein Haus,

nicht eine Hütte darf übersehen werden. Tausende von Wahlberechtigten haben bei der letzten Wahl ihre Stimmen nicht abgegeben; diese Stimmen zu gewinnen, ist unsere Aufgabe, und wir werden sie gewinnen, wenn jeder seine Schuldigkeit thut."

Das ist freilich eine „Agitation", die wir weder nachahmen können noch wollen; dagegen dürfen wir wohl in manchen Stücken von den Kindern der Welt lernen, die ja der Herr selbst als „klüger" bezeichnet, und namentlich im Blick auf den Muth und die Siegesgewißheit, mit welcher jene ihre Grundsätze verbreiten, uns untereinander zu größerem Missionseifer anspornen durch Wort und Schrift. Haben wir kein Recht, zu unseren Mitchristen zu sagen: Kommt, helfet uns das Netz ziehen! so haben wir auch das Recht nicht, zu den Heiden zu sagen: Thut Buße und glaubet an das Evangelium! Dieses setzt jenes voraus, wie die äußere Mission eine innere und diese wieder eine innerste voraussetzt, die jeder am eigenen Herzen zu üben hat. O, daß wir in dieser nur immer treuer würden.

Die Hungersnoth in China

und ihre Folgen.

Man hat unser Jahrhundert schon häufig als das eigentliche Missionszeitalter gepriesen. Aber obgleich wir schon in das letzte Viertel desselben eingetreten sind, gibt es doch immer noch Leute, und zwar gläubige Christenmenschen — darunter ausgezeichnete Theologen — welche standhaft bei der Behauptung bleiben, man habe nach der h. Schrift kein Recht, von jedem Mitglied der christlichen Kirche zu verlangen, daß es sich am Werk der Heidenbekehrung und Ausbreitung des Reiches Gottes betheilige, mit anderen Worten: die Missionspflicht sei keine allgemeine Christenpflicht, sondern höchstens die Sache einiger besonders hiezu berufener Männer.

Wenn man gewohnt ist, die Bibel und besonders das Neue Testament so zu sagen mit Missionsaugen zu lesen, so kann man einen derartigen kalt vom Elend der Heidenwelt sich zurückziehenden Standpunkt nicht recht begreifen. Nimmt man z. B. nur das Eine einfache Wort des Apostels Paulus: „Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden," so ist doch klar, daß den Christen die weitgehendste Sympathie, Menschenliebe oder wie man es nennen will, zur Pflicht gemacht wird. Wie kann man Tausende und Millionen seiner Mitmenschen weinen sehn, ohne mit ihnen zu weinen? und wie kann man mit ihnen weinen, ohne etwas für sie zu thun? und wenn sie das Evangelium noch nicht haben, wie kann man ruhen, bis es auch ihnen gebracht ist? Ganz gewiß liegt der erstaunlichen Ausdehnung des Weltverkehrs, der immer zunehmenden Bekanntschaft mit fremden Ländern und Völkern, des Post-, Telegraphen- und Zeitungswesens in unseren Tagen die göttliche Absicht zu Grunde, daß wir Christen einen Einblick in die Bedürfnisse unsrer heidnischen Mitmenschen und dadurch einen mächtigen Antrieb zur Missionsarbeit bekommen sollen. In „alten, guten" Zeiten konnte fern in Asien oder Afrika irgend etwas Schreckliches geschehen, ohne daß man in der europäischen Christenheit auch nur die geringste Notiz davon genommen hätte, ja vielleicht ohne daß man bei uns etwas davon wußte. Heutzutage ist das nicht mehr möglich. Und das ist ein Glück. Es ist zwar gemüthlicher, still, zurückgezogen im eigenen Winkel zu leben und den Jammer der Menschheit, wenigstens der fernen Heidenwelt, nicht an sich herankommen zu lassen. Aber christlich ist das nicht. Ein Christ soll sich freuen mit den Fröhlichen: schon das ist nicht immer eine leichte Aufgabe; er soll aber auch weinen mit den Weinenden: das ist in den meisten Fällen wohl noch schwerer; aber, wie gesagt, es ist eine Christenpflicht.

In diesem Sinne ist's denn auch ganz am Platze, wenn in evangelischen Missions- und Kirchenzeitungen wie vom Elend des Götzendienstes, der Sklaverei, der Vielweiberei und anderer heidnischer Greuel, so auch von der mannigfachen äußeren Noth berichtet wird, welche in Gestalt von Krieg, Erdbeben, Ueberschwemmung oder Hungersnoth als eine Zuchtruthe Gottes über die Völker kommt. Manche Leser solcher Blätter sind in den letzten Jahren vielleicht nahe daran gewesen, müde und abgestumpft zu werden,

wenn immer und immer wieder namentlich von schrecklichen Hungersnöthen die Rede war: in Persien, in Kleinasien, in Palästina, in Nordafrika, in Bengalen, in Südindien und nun schon seit längerer Zeit auch in China. Aber wir haben noch lange nicht genug davon gehört: wir eilen gewöhnlich nur allzu schnell über solche Nachrichten hinweg und nehmen uns nicht die Mühe, mit Kopf und Herz auf die furchtbaren Leiden und Entbehrungen der Hindus oder Chinesen des Näheren uns einzulassen.

Schon im Laufe der beiden letzten Jahre haben wir je und je etwas über die Hungersnoth in Nordchina mitgetheilt, doch immer nur kurz und unzusammenhängend. Im Folgenden möchten wir nun eine Reihe von Briefen und Berichten zusammenstellen, welche alle von Augenzeugen herrühren und wohl geeignet sind, uns zum Weinen mit den Weinenden anzuregen, dann aber auch von den hingebungsvollen Anstrengungen erzählen, denen christliche Männer zur Linderung der Noth sich unterzogen haben und endlich einige erfreuliche Früchte dieser schweren Heimsuchung namhaft machen.

---

1. Die Noth in Schantung.

Schon im Lauf des Jahres 1876 erschienen in englisch-chinesischen Zeitungen und bald darauf auch in europäischen Blättern kurze Mittheilungen über außergewöhnlichen Regenmangel, darauffolgende Mißernte, Theurung und endlich Hungersnoth in der sonst als Kornkammer gepriesenen Provinz Schantung. Dieselbe liegt unmittelbar südlich von der nördlichsten Provinz Petschili, grenzt im Westen an Honan, im Süden an Kiangsu und läuft nach Nordosten in eine große Halbinsel aus, welche den Golf von Petschili und das Gelbe Meer von einander trennt. Das Land ist gebirgig, aber fruchtbar und gesund. Die Einwohnerzahl wurde vor einigen Jahren auf 41 Millionen, der Flächeninhalt der Provinz auf 3060 Quadratmeilen angegeben, so daß auf die Quadratmeile wenigstens 13,300 Menschen kommen würden! Neben der Hauptstadt Tschi-nan-fu sind die größeren Städte Tschi-fu und Tsching-schen als Handels- und Schifffahrtsplätze bekannt. Ein anderer Ort ist als Geburtsstätte des Konfucius bei den Chinesen berühmt. Evangelische Missionen gibt es hier erst seit dem Jahr 1860. Dieselben hatten

anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, und gleich im ersten Jahr wurden zwei amerikanische Missionare, Holmes und Parker, von rohen Rebellenhorden umgebracht, welche sie um Schonung für die arme Landbevölkerung hatten bitten wollen. Seither ist jedoch die Arbeit trotz wiederholter Störungen im Segen vorangegangen. Katholiken gab es schon lange ehe die Protestanten kamen in Schantung. Die Provinz ist zugleich Diözese eines apostolischen Vikars.

Soviel über den Schauplatz der Hungersnoth. Was die Ursachen derselben betrifft, so ist in erster Linie das Ausbleiben der zum Gedeihen der Saat unentbehrlichen Regen im Spätjahr 1875 zu nennen. Aber dabei blieb es nicht: auch in den folgenden Jahren fiel kein Regen und eine schauerliche Dürre trat ein, gegen welche alle menschlichen Anstrengungen nicht aufzukommen vermochten. Es ist gewiß, daß dieser Regenmangel von der allmählichen Entwässerung und Ausdörrung der ausgedehnten Ebenen Nordchina's herrührt, welche in den Tafelländern Innerasiens anfangend immer weiter nach Osten vorgeschritten ist, ohne daß von Seiten der kaiserlichen Regierung etwas dagegen gethan worden wäre. Dazu kommt dann noch der beklagenswerthe Umstand, daß viele Felder dem Getreidebau entzogen und mit Mohn zur Gewinnung des Opiums bepflanzt worden sind. Dadurch ist nicht allein weniger Korn produzirt, sondern — wie man sagt — der Boden auch in hohem Grade ausgemergelt worden. Und als die Noth einmal ausgebrochen war und man an Abhilfe zu denken anfieng, da merkte man erst einen weiteren Uebelstand: den Mangel an fahrbaren Landstraßen, auf welchen man der hungernden Bevölkerung von auswärts hätte Lebensmittel zuführen können, die Abwesenheit von Eisenbahnen und anderen Verkehrsmitteln, ebenfalls eine Folge des abergläubischen Schlendrians, welcher bis jetzt die chinesische Regierung wie das Volk und die Beamten beherrscht hat.

Doch hören wir nun etwas über die Noth selber, wie sie uns der baptistische Missionar T. Richard in einem Brief vom 30. Juni 1876 beschreibt: „Seit drei Monaten hat sich unsere Noth mit jedem Tage gemehrt, obwohl es schon 11 Monate her sind, daß einige Gegenden Regen oder Schnee gehabt haben. Die armen Leute in denselben strömten schaarenweis zusammen: Dörfer verbanden sich miteinander, um fast ununterbrochen massenhafte Pro-

zessionen unter kläglichem Bittgeschrei zu diesem oder jenem Tempel zu veranstalten. Beamte giengen um Mitternacht an die Wallfahrtsorte und beluden sich mit Ketten, um so für ihre Sünden Buße zu thun. Wenn Ein Gott versagte, so probirte man's mit einem andern und wandte sich dann an noch einen und wieder einen, bis die Liste der mächtigen Götter aus war. Darauf fieng man von vorn an, ja machte die Liste zum drittenmal ab. So lange das währte, hielt sich das Volk ruhig; Raub und Gewaltthat kamen nicht vor, denn noch hoffte man, die Götter würden das allgemeine Flehen erhören.

„Aber der Regen blieb beharrlich aus und die Saat verdorrte; die Armen fiengen an ihre Hacken und Kleider zu verpfänden und bekamen immer weniger ausbezahlt, weil die Pfandobjekte gar zu massenhaft sich vermehrten. Das lud denn ein, solche überfüllte Pfandläden zu erbrechen und zu leeren. Ganze Schaaren bildeten sich zu nächtlichen Raubzügen; zuerst wurde bloß entwendet, bald aber auch den Personen Gewalt angethan, bis zu tödtlichen Verwundungen. Zuletzt wurden hier täglich 19 Raubfälle angezeigt, und viele unbedeutendere blieben ganz unbesprochen. Der Beamte gerieth nun auch in Lebensgefahr, und so mußten endlich die gewaltthätigsten Räuber zum Tode verurtheilt werden, um andere abzuschrecken. Wer nur reifendes Korn abmähte, wo er es fand, wurde nicht mehr belangt, denn die ernsteren Fälle wurden so häufig, daß man sie nicht alle erledigen konnte. So geschah es denn, daß vier Räuber etliche Tage im Käfig ausgestellt und dann hinter meinem Hause enthauptet wurden.

„Nun rieth man mir entschieden, ja nicht mehr auszugehen, um die Leute über das Beten zu belehren, und ich blieb zu Hause, um selbst zu üben, was ich Andern empfohlen hatte. Ich hatte nämlich öffentliche Anschläge auf gelbem Papier drucken lassen und dieselben in Hunderten von Städten verbreitet. Sie lauteten kurz so: „Rufet Gott an und nicht die Götzen. Der Reiche theile dem Armen mit. Der Arme komme seinen Pflichten nach. Wenn wir Sünde bereuen, erhört Gott unsere Gebete. Wenn Gott Regen schickt, so danke man für seine Gnade!“ Seit einem Monat nun theile ich allen, die kommen, Nahrungsmittel aus, so gut ich's geben kann; gestern waren es über 1000 Personen, die auf ein Stück Brot warteten und knieend mit mir um Regen beteten. Darunter sind Leute, die



Schule von Mädchen höherer Kaste in Indien.

Vorwort zum neuen Jahrgang.

Als am 9. Juli 1816 das erste Heft des Missions-Magazins erschien, da gab es — die Hallischen Nachrichten ausgenommen — noch kein Blatt in Deutschland oder der Schweiz, welches sich ausschließlich mit der Mission beschäftigt hätte. Die neue Zeitschrift hatte daher ein unermeßlich großes Feld vor sich, und Gott ließ es den Inspektoren der Basler Missionsanstalt, welche der Reihe nach dieselbe herausgaben, in hohem Maße gelingen, Saatkörner auszustreuen, welche in Gestalt des allerwärts erwachenden Missionsgeistes, der Anregung zur Beisteuer für die Missionssache oder zum persönlichen Eintritt in dieselbe, ja auch zur Gründung neuer Missionsvereine und Gesellschaften reiche Frucht brachten. In je weitere Kreise nun aber die Bekanntschaft mit dem Missionswerk eindrang, desto allgemeiner fand man, daß „das gesegnete Basler Magazin, welches der Herr in unserem Deutschland recht sichtbar zum Werkzeug gebraucht hat, um auf die große Gottessache aufmerksam zu machen," für viele eben doch „zu weit umfassend und zu hoch"*) war. So entstanden das Barmer und das Calwer Missionsblatt, welche, weil sie nicht nur vierteljährlich, sondern monatlich oder noch öfter erschienen, immer die neuesten Nachrichten bringen konnten und wegen ihres populären Tones auch von den einfachsten Leuten gern gelesen wurden. Dazu kam, daß man in Basel selbst zunächst für die Angehörigen der eigenen Gesellschaft ein besonderes Monatsblatt, den Heidenboten, anfieng und daß diesem Beispiel naturgemäß die anderen später ent-

*) S. Barmer Missionsblatt 1833, Schlußwort.

standenen Missionsgesellschaften folgten. Diese wenn auch noch so friedliche und erfreuliche Konkurrenz mußte sich den Herausgebern des Magazins je länger je mehr fühlbar machen. Im J. 1857 sah man sich daher veranlaßt, dasselbe völlig umzugestalten, es nach Inhalt, Schreibart und Ausstattung den Bedürfnissen, wohl auch dem Geschmacke der Zeit mehr anzupassen und ihm einen Redakteur zu geben, der den größten Theil seiner Zeit und Kraft auf dasselbe zu verwenden in der Lage war.

So fieng die Neue Folge des Missions-Magazins an. Der Erfolg war ein glänzender. Die schönen „gelben Hefte“ fanden überall Eingang, nicht nur, wo man ein Herz für's Reich Gottes hatte, sondern vielfach auch da, wo nur Interesse für Geschichte, für Erd- und Völkerkunde, oder wenigstens Verständniß für schöne Literatur vorhanden war. Aber es blieb nicht so. Die Zahl der Missionsblätter, überhaupt der Missionsschriften, nahm immer noch zu. Der Markt wurde fast überschwemmt. Dazu entstanden oder erneuerten sich eine Menge theils wissenschaftlicher, theils populärer Zeitschriften, die mehr und mehr alles das mit fachmännischer Sachkenntniß und Gewandtheit behandelten, was bisher viele Leser neben dem eigentlich Christlichen und Missionsmäßigen im Magazin gesucht und gefunden hatten, während andrerseits eine große Zahl von Sonntagsblättern, Kirchenzeitungen und anderen christlichen Zeitschriften ebenfalls Missionsnachrichten zu bringen und Missionsfragen zu besprechen anfiengen. Ueberdies trat eine „Allgemeine Missionszeitschrift“ ins Leben, die in der erfreulichsten Weise das gesammte Missionswesen zu einem Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung machte und sich hiedurch den Kreisen der Gelehrten, namentlich der Geistlichen und Theologen, empfahl; ja im Lauf des vorigen Jahres ist hiezu noch ein missionsgeographisches Blatt „Aus fernen Zonen“ gekommen, das wenigstens zum Theil aus den gleichen Quellen schöpft, wie wir. Dies alles könnte uns auf den Gedanken bringen, als hätten wir nun ein- für allemal unsere Aufgabe gelöst. Das Aufkommen so zahlreicher neuer mit der Mission sich beschäftigender Zeitschriften beweist aber nur, wie großartig in den letzten Jahrzehnten die Mission an Ausdehnung und Bedeutung gewonnen und andrerseits das Interesse und Verständniß für dieselbe, namentlich in wissenschaftlichen, aber auch in anderen Kreisen gewachsen ist, so daß die da ernten und die da gesäet haben, sich mit einander

freuen dürfen und von einem Einstellen der Arbeit keine Rede sein kann. Doch dürfte es unter den soeben dargelegten Umständen wohl am Platz sein, wieder einmal in Erinnerung zu bringen, was das Magazin eigentlich ist, was es neben all den anderen Blättern immer noch will und für wen es bestimmt ist.

Also erstlich: was ist das Missions-Magazin eigentlich? Gewöhnlich wird dasselbe als „Basler“ Magazin bezeichnet, was aber nur insofern richtig ist, als es „im Auftrag“ der Basler Missionskommittee geschrieben und herausgegeben wird. Es ist nicht Organ der Basler Missionsgesellschaft, wie der Heidenbote, sondern eine allgemeine Missionszeitschrift im weitesten Sinne des Wortes; ja es will in erster Linie gerade die ausländischen Missionsgesellschaften und ihre Arbeit unter den Heiden, dann erst die näherliegenden kontinentalen, deutschen und anderen Missionen beleuchten. Deßwegen heißt's auch Magazin: es ist eine Vorrathskammer, in welcher für diejenigen, welche keine fremden Sprachen, namentlich kein Englisch, verstehen, das Wichtigste aus der gesammten ausländischen Missionsliteratur auszugsweise und in möglichst ansprechender Uebersetzung niedergelegt wird. Aber natürlich werden hiebei die deutschen Gesellschaften und ihre Blätter, deren es etwa 30 sind, während uns aus dem Ausland wohl 50 zukommen, nicht ganz unberücksichtigt gelassen, so daß diejenigen Missionsfreunde, welche gern von allem etwas erfahren möchten, hier das Nothwendigste und Interessanteste finden können. Die einzige Beschränkung ist dabei durch die beiden Worte „Evangelisches“ und „Missions-“ gegeben, indem letzteres im engeren Sinne gemeint ist, also die Heidenmission im Unterschied von der Juden- und der Inneren Mission bedeutet, während „evangelisch“ im weitesten Sinne verstanden sein und nur den Gegensatz gegen die katholische Kirche einer-, gegen alle unevangelischen, d. h. ungläubigen Richtungen andererseits andeuten will. Es ist damit der weitherzige biblische Geist bezeichnet, welcher nicht dieser oder jener Sonderkirche, geschweige denn einer Partei, dienen will, sondern dem Reiche Gottes; der Geist, welcher derselbe ist bei vielen Gaben und in allen Gläubigen. In diesem Geiste, der sich gebunden weiß an's Wort Gottes, aber auch sich verbunden weiß mit allen, die da lieb haben Jesum Christum und Ihn einen Herren heißen, in diesem Geiste möchte das Evangelische Missions-Magazin alle Versuche, welche zur Heiden-

bekehrung in der ganzen Welt gemacht werden, ansehen, beurtheilen, beschreiben und seinen Lesern bekannt machen.

Damit ist denn auch schon gesagt, was wir wollen, was unser Zweck und Ziel ist. Wir möchten die große Reichssache unseres erhöheten Heilandes Jesu Christi in unserem schwachen Theile dadurch fördern helfen, daß wir überall den Spuren der Säeleute wie der Schnitter nachgehen, sie bei ihrer Arbeit beobachten und dann unseren Lesern ein möglichst lebendiges, wahrheitsgetreues Bild von ihrer Thätigkeit, ihren Erfahrungen und ihren Erfolgen vor die Augen stellen, damit sie angeregt werden, auch ihrerseits mitzubeten, mitzugeben und mitzuarbeiten, auf daß der letzte Befehl unseres Königs Jesus immer völliger, immer schneller und immer allgemeiner ausgeführt, die zerstreuten Kinder Gottes aus der ganzen Welt gesammelt, den Völkern das Evangelium angeboten und dem wiederkehrenden Herrn der Weg bereitet werde. Was hilft all' unser Lesen und Schreiben, unser Reden und Hören, unser Wissen und Urtheilen, wenn nicht unsere Liebe gemehrt, unser Glaube gestärkt, unsere Hoffnung belebt wird? Was hilft aber auch aller Eifer und alle Brünstigkeit des Missionssinns, wenn nicht eine gründliche Sachkenntniß, ein tieferer Einblick in die Wege des Herrn, in die geschichtliche Entwickelung der christlichen Kirche, in den großartigen Zusammenhang des gesammten Missionswerks aller Zeiten und aller Länder dazukommt? Unser Streben ist deßwegen darauf gerichtet, nicht nur einzelne, unzusammenhängende Nachrichten mitzutheilen, sondern unter Beiseitelassung von Stroh, Heu und Stoppeln möglichst das herauszufinden und darzustellen, was einen bleibenden Werth hat, was wirklich ein Glied in der großen Reihe der göttlichen Thaten zur Ausführung seines ewigen Rathschlusses zu sein scheint. Dabei suchen wir jedoch alles Aburtheilen, Streiten, wie auch Loben und Vertheidigen thunlichst zu vermeiden, unseren Lesern so viel als möglich Thatsächliches, wenn auch nicht immer Erfreuliches, zu bringen. Denn alle Schönfärberei oder Verhimmelung der ja von schwachen, sündigen Menschen betriebenen Missionssache liegt uns fern: wir suchen und lieben auch hier nur die Wahrheit.

Damit dürfte denn auch die dritte Frage beantwortet sein, für wen nämlich das Missions-Magazin bestimmt ist. Es wendet sich an alle, denen es darum zu thun ist, von der evangelischen Missionsthätigkeit das Wahre und Thatsächliche zu erfahren.

Wer wissenschaftliche Erörterungen oder auch erbauliche Betrachtungen sucht, der wende sich irgendwo anders hin, deßgleichen wer nur nach tendenziösen oder pikanten Anekdoten hascht. Der Wahrheit Stempel ist das Einfache. Nach Einfachheit trachten wir auch im Ausdruck, in der Darstellungsweise. Wir schreiben nicht für Gelehrte, sondern für lesende und denkende Christen aller Stände. Wenn Geistliche den Stoff für ihre Missionsstunden unserem Magazin entnehmen, so wird es uns herzlich freuen; wenn kleinere Blätter das Eine oder Andere daraus entlehnen, so freut es uns ebenfalls, deßgleichen wenn in Missionsvereinen und anderen geselligen Kreisen daraus vorgelesen wird; am höchsten aber würden wir es schätzen, wenn unser Magazin auch in christlichen Familien, von Lehrern, von Laien und von der reiferen Jugend gelesen werden wollte. Auch für die letztere ist doch schließlich Wahrheit interessanter als Dichtung; wenn ihr nur die Augen dafür geöffnet werden. Den Trost haben wir, daß wer unsere Blätter wirklich liest, dieselben auch interessant findet; wo wir über Langweiligkeit derselben klagen hörten, da war es regelmäßig in solchen Häusern, wo die „gelben Hefte" kaum durchblättert, vielleicht nicht einmal aufgeschnitten wurden.

Doch wozu all' diese Auseinandersetzungen? Vielen werden dieselben überflüssig erscheinen, wenigen etwas Neues sagen. Uns aber war es Bedürfniß, einmal auch mit einer ausgesprochenen Erklärung unserer Grundsätze und Absichten vor die Freunde der Missionssache zu treten und sie um ihre Mithilfe zur Hebung und weiteren Verbreitung unseres Blattes zu bitten. Wie es im Blick auf die Heidenwelt wahr ist, daß des Landes noch sehr viel einzunehmen übrig ist, so auch im Blick auf das Missionsinteresse der heimatlichen Christenheit. Es ist ja wahr, daß viele abgesagte Feinde des Evangeliums und darum auch der Mission sind. Solche zu gewinnen oder umzustimmen, steht nicht in eines Menschen Macht. Dann gibt es andere, die, wenn sie vom Reich Gottes hören, entweder mit einem Festus an schwärmerische Raserei denken oder mit dessen Vorgänger Felix die Sache auf „gelegenere Zeit" verschieben. Auch solchen beizukommen, dürfte schwer fallen. Ohne allen Zweifel gibt es aber noch Tausende wohlmeinender, ernster Leute unter uns, die noch nie Gelegenheit und Aufforderung gehabt haben, sich mit der großen Angelegenheit der Heidenbekehrung zu beschäftigen und dafür oder dagegen zu entscheiden. Solche können und sollen ge-

wonnen werden. Wir sind es ihnen schuldig, daß wir sie mit der Missionssache bekannt machen. Was man nicht kennt, das liebt man auch nicht. Vielfach fehlt es bloß an der Anbietung, an der Einladung.

Die Missionsgesellschaften und auch die Missionsschriftsteller können in dieser Richtung kaum mehr thun: ihre derartigen Versuche haben schon jetzt nur zu leicht den Beigeschmack des Eigenlobs, welcher bekanntlich kein anziehender, sondern ein abschreckender ist. Deßwegen bleibt nichts übrig, als daß alle diejenigen, welche aus eigener Erfahrung wissen, was für ein heiliges und gesegnetes Ding es um die Betheiligung am Missionswerk ist, nun auch das Ihrige thun, um demselben neue Freunde, Fürbitter und Mitarbeiter zu gewinnen. Einer der einfachsten und leichtesten Wege hiezu ist die Anbietung von Missionsblättern, und zwar in erster Linie natürlich nicht von Specialblättern Einer besonderen Gesellschaft, sondern von solchen allgemeinen Missionszeitschriften, wie z. B. das Calwer Missionsblatt, das Evangelische Missions-Magazin und die von Dr. Warneck herausgegebene Zeitschrift.

Hier ist ein Gebiet, auf welchem Jeder missioniren kann, wenn er nur selber ein Herz für den Herrn und Seine Reichssache hat. Die politischen Parteigänger und namentlich die socialistischen Wühler beschämen uns Christen in diesem Stück. Bei ihnen gilt der Grundsatz, daß jedes Mitglied jährlich wenigstens Einen neuen Parteigenossen anwerben könne und müsse. In einem ihrer Aufrufe, der unschwer ins Christliche übersetzt werden kann, ist Folgendes zu lesen: „Ein annäherndes Gleichgewicht der Kräfte und damit die Möglichkeit des Sieges können wir nur dadurch erlangen, daß jeder sich mit seiner ganzen Kraft in den (Wahl-)Kampf wirft. Jeder muß sagen: die Partei braucht mich! ich bin die Partei so gut wie jeder andere, und jeder muß Soldat der Partei sein und sich ihr unbedingt zur Verfügung stellen. Nicht jeder kann einen Vortrag halten, nicht jeder einen Zeitungs-Artikel schreiben; allein jeder kann mit seinen Werkstatt-Kameraden, seinen Haus- und Stuben-Kameraden reden, jeder kann Flugblätter verbreiten, jeder kann Stimmzettel herumtragen, jeder kann auf die benachbarten Dörfer gehen und den Landbewohnern im Gespräch sagen, um was es sich handelt. Das kann jeder und das muß jeder! Wer mehr kann, ist zu mehr verpflichtet! Nicht eine Stadt, nicht ein Dorf, nicht ein Haus,

nicht eine Hütte darf übersehen werden. Tausende von Wahlberechtigten haben bei der letzten Wahl ihre Stimmen nicht abgegeben; diese Stimmen zu gewinnen, ist unsere Aufgabe, und wir werden sie gewinnen, wenn jeder seine Schuldigkeit thut."

Das ist freilich eine „Agitation", die wir weder nachahmen können noch wollen; dagegen dürfen wir wohl in manchen Stücken von den Kindern der Welt lernen, die ja der Herr selbst als „klüger" bezeichnet, und namentlich im Blick auf den Muth und die Siegesgewißheit, mit welcher jene ihre Grundsätze verbreiten, uns untereinander zu größerem Missionseifer anspornen durch Wort und Schrift. Haben wir kein Recht, zu unseren Mitchristen zu sagen: Kommt, helfet uns das Netz ziehen! so haben wir auch das Recht nicht, zu den Heiden zu sagen: Thut Buße und glaubet an das Evangelium! Dieses setzt jenes voraus, wie die äußere Mission eine innere und diese wieder eine innerste voraussetzt, die jeder am eigenen Herzen zu üben hat. O, daß wir in dieser nur immer treuer würden.

Die Hungersnoth in China
und ihre Folgen.

Man hat unser Jahrhundert schon häufig als das eigentliche Missionszeitalter gepriesen. Aber obgleich wir schon in das letzte Viertel desselben eingetreten sind, gibt es doch immer noch Leute, und zwar gläubige Christenmenschen — darunter ausgezeichnete Theologen — welche standhaft bei der Behauptung bleiben, man habe nach der h. Schrift kein Recht, von jedem Mitglied der christlichen Kirche zu verlangen, daß es sich am Werk der Heidenbekehrung und Ausbreitung des Reiches Gottes betheilige, mit anderen Worten: die Missionspflicht sei keine allgemeine Christenpflicht, sondern höchstens die Sache einiger besonders hiezu berufener Männer.

Wenn man gewohnt ist, die Bibel und besonders das Neue Testament so zu sagen mit Missionsaugen zu lesen, so kann man einen derartigen kalt vom Elend der Heidenwelt sich zurückziehenden Standpunkt nicht recht begreifen. Nimmt man z. B. nur das Eine einfache Wort des Apostels Paulus: „*Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden*,“ so ist doch klar, daß den Christen die weitgehendste Sympathie, Menschenliebe oder wie man es nennen will, zur Pflicht gemacht wird. Wie kann man Tausende und Millionen seiner Mitmenschen weinen sehn, ohne mit ihnen zu weinen? und wie kann man mit ihnen weinen, ohne etwas für sie zu thun? und wenn sie das Evangelium noch nicht haben, wie kann man ruhen, bis es auch ihnen gebracht ist? Ganz gewiß liegt der erstaunlichen Ausdehnung des Weltverkehrs, der immer zunehmenden Bekanntschaft mit fremden Ländern und Völkern, des Post-, Telegraphen- und Zeitungswesens in unseren Tagen die göttliche Absicht zu Grunde, daß wir Christen einen Einblick in die Bedürfnisse unsrer heidnischen Mitmenschen und dadurch einen mächtigen Antrieb zur Missionsarbeit bekommen sollen. In „alten, guten“ Zeiten konnte fern in Asien oder Afrika irgend etwas Schreckliches geschehen, ohne daß man in der europäischen Christenheit auch nur die geringste Notiz davon genommen hätte, ja vielleicht ohne daß man bei uns etwas davon wußte. Heutzutage ist das nicht mehr möglich. Und das ist ein Glück. Es ist zwar gemüthlicher, still, zurückgezogen im eigenen Winkel zu leben und den Jammer der Menschheit, wenigstens der fernen Heidenwelt, nicht an sich herankommen zu lassen. Aber christlich ist das nicht. Ein Christ soll sich freuen mit den Fröhlichen: schon das ist nicht immer eine leichte Aufgabe; er soll aber auch weinen mit den Weinenden: das ist in den meisten Fällen wohl noch schwerer; aber, wie gesagt, es ist eine Christenpflicht.

In diesem Sinne ist's denn auch ganz am Platze, wenn in evangelischen Missions- und Kirchenzeitungen wie vom Elend des Götzendienstes, der Sklaverei, der Vielweiberei und anderer heidnischer Greuel, so auch von der mannigfachen *äußeren Noth* berichtet wird, welche in Gestalt von Krieg, Erdbeben, Ueberschwemmung oder Hungersnoth als eine Zuchtruthe Gottes über die Völker kommt. Manche Leser solcher Blätter sind in den letzten Jahren vielleicht nahe daran gewesen, müde und abgestumpft zu werden,

wenn immer und immer wieder namentlich von schrecklichen Hungersnöthen die Rede war: in Persien, in Kleinasien, in Palästina, in Nordafrika, in Bengalen, in Südindien und nun schon seit längerer Zeit auch in China. Aber wir haben noch lange nicht genug davon gehört: wir eilen gewöhnlich nur allzu schnell über solche Nachrichten hinweg und nehmen uns nicht die Mühe, mit Kopf und Herz auf die furchtbaren Leiden und Entbehrungen der Hindus oder Chinesen des Näheren uns einzulassen.

Schon im Laufe der beiden letzten Jahre haben wir je und je etwas über die Hungersnoth in Nordchina mitgetheilt, doch immer nur kurz und unzusammenhängend. Im Folgenden möchten wir nun eine Reihe von Briefen und Berichten zusammenstellen, welche alle von Augenzeugen herrühren und wohl geeignet sind, uns zum Weinen mit den Weinenden anzuregen, dann aber auch von den hingebungsvollen Anstrengungen erzählen, denen christliche Männer zur Linderung der Noth sich unterzogen haben und endlich einige erfreuliche Früchte dieser schweren Heimsuchung namhaft machen.

---

1. Die Noth in Schantung.

Schon im Lauf des Jahres 1876 erschienen in englisch-chinesischen Zeitungen und bald darauf auch in europäischen Blättern kurze Mittheilungen über außergewöhnlichen Regenmangel, darauffolgende Mißernte, Theurung und endlich Hungersnoth in der sonst als Kornkammer gepriesenen Provinz Schantung. Dieselbe liegt unmittelbar südlich von der nördlichsten Provinz Petschili, grenzt im Westen an Honan, im Süden an Kiangsu und läuft nach Nordosten in eine große Halbinsel aus, welche den Golf von Petschili und das Gelbe Meer von einander trennt. Das Land ist gebirgig, aber fruchtbar und gesund. Die Einwohnerzahl wurde vor einigen Jahren auf 41 Millionen, der Flächeninhalt der Provinz auf 3060 Quadratmeilen angegeben, so daß auf die Quadratmeile wenigstens 13,300 Menschen kommen würden! Neben der Hauptstadt Tschi-nan-fu sind die größeren Städte Tschi-fu und Tsching-scheu als Handels- und Schifffahrtsplätze bekannt. Ein anderer Ort ist als Geburtsstätte des Konfucius bei den Chinesen berühmt. Evangelische Missionen gibt es hier erst seit dem Jahr 1860. Dieselben hatten

anfangs mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, und gleich im ersten Jahr wurden zwei amerikanische Missionare, Holmes und Parker, von rohen Rebellenhorden umgebracht, welche sie um Schonung für die arme Landbevölkerung hatten bitten wollen. Seither ist jedoch die Arbeit trotz wiederholter Störungen im Segen vorangegangen. Katholiken gab es schon lange ehe die Protestanten kamen in Schantung. Die Provinz ist zugleich Diözese eines apostolischen Vikars.

Soviel über den Schauplatz der Hungersnoth. Was die Ursachen derselben betrifft, so ist in erster Linie das Ausbleiben der zum Gedeihen der Saat unentbehrlichen Regen im Spätjahr 1875 zu nennen. Aber dabei blieb es nicht: auch in den folgenden Jahren fiel kein Regen und eine schauerliche Dürre trat ein, gegen welche alle menschlichen Anstrengungen nicht aufzukommen vermochten. Es ist gewiß, daß dieser Regenmangel von der allmählichen Entwässerung und Ausdörrung der ausgedehnten Ebenen Nordchina's herrührt, welche in den Tafelländern Innerasiens anfangend immer weiter nach Osten vorgeschritten ist, ohne daß von Seiten der kaiserlichen Regierung etwas dagegen gethan worden wäre. Dazu kommt dann noch der beklagenswerthe Umstand, daß viele Felder dem Getreidebau entzogen und mit Mohn zur Gewinnung des Opiums bepflanzt worden sind. Dadurch ist nicht allein weniger Korn produzirt, sondern — wie man sagt — der Boden auch in hohem Grade ausgemergelt worden. Und als die Noth einmal ausgebrochen war und man an Abhilfe zu denken anfieng, da merkte man erst einen weiteren Uebelstand: den Mangel an fahrbaren Landstraßen, auf welchen man der hungernden Bevölkerung von auswärts hätte Lebensmittel zuführen können, die Abwesenheit von Eisenbahnen und anderen Verkehrsmitteln, ebenfalls eine Folge des abergläubischen Schlendrians, welcher bis jetzt die chinesische Regierung wie das Volk und die Beamten beherrscht hat.

Doch hören wir nun etwas über die Noth selber, wie sie uns der baptistische Missionar T. Richard in einem Brief vom 30. Juni 1876 beschreibt: „Seit drei Monaten hat sich unsere Noth mit jedem Tage gemehrt, obwohl es schon 11 Monate her sind, daß einige Gegenden Regen oder Schnee gehabt haben. Die armen Leute in denselben strömten schaarenweis zusammen: Dörfer verbanden sich miteinander, um fast ununterbrochen massenhafte Pro-

zessionen unter kläglichem Bittgeschrei zu diesem oder jenem Tempel zu veranstalten. Beamte giengen um Mitternacht an die Wallfahrtsorte und beluden sich mit Ketten, um so für ihre Sünden Buße zu thun. Wenn Ein Gott versagte, so probirte man's mit einem andern und wandte sich dann an noch einen und wieder einen, bis die Liste der mächtigen Götter aus war. Darauf fieng man von vorn an, ja machte die Liste zum drittenmal ab. So lange das währte, hielt sich das Volk ruhig; Raub und Gewaltthat kamen nicht vor, denn noch hoffte man, die Götter würden das allgemeine Flehen erhören.

„Aber der Regen blieb beharrlich aus und die Saat verdorrte; die Armen fiengen an ihre Hacken und Kleider zu verpfänden und bekamen immer weniger ausbezahlt, weil die Pfandobjekte gar zu massenhaft sich vermehrten. Das lud denn ein, solche überfüllte Pfandläden zu erbrechen und zu leeren. Ganze Schaaren bildeten sich zu nächtlichen Raubzügen; zuerst wurde bloß entwendet, bald aber auch den Personen Gewalt angethan, bis zu tödtlichen Verwundungen. Zuletzt wurden hier täglich 19 Raubfälle angezeigt, und viele unbedeutendere blieben ganz unbesprochen. Der Beamte gerieth nun auch in Lebensgefahr, und so mußten endlich die gewaltthätigsten Räuber zum Tode verurtheilt werden, um andere abzuschrecken. Wer nur reifendes Korn abmähte, wo er es fand, wurde nicht mehr belangt, denn die ernsteren Fälle wurden so häufig, daß man sie nicht alle erledigen konnte. So geschah es denn, daß vier Räuber etliche Tage im Käfig ausgestellt und dann hinter meinem Hause enthauptet wurden.

„Nun rieth man mir entschieden, ja nicht mehr auszugehen, um die Leute über das Beten zu belehren, und ich blieb zu Hause, um selbst zu üben, was ich Andern empfohlen hatte. Ich hatte nämlich öffentliche Anschläge auf gelbem Papier drucken lassen und dieselben in Hunderten von Städten verbreitet. Sie lauteten kurz so: „Rufet Gott an und nicht die Götzen. Der Reiche theile dem Armen mit. Der Arme komme seinen Pflichten nach. Wenn wir Sünde bereuen, erhört Gott unsere Gebete. Wenn Gott Regen schickt, so danke man für seine Gnade!“ Seit einem Monat nun theile ich allen, die kommen, Nahrungsmittel aus, so gut ich's geben kann; gestern waren es über 1000 Personen, die auf ein Stück Brot warteten und knieend mit mir um Regen beteten. Darunter sind Leute, die

bedeutende Güter haben, aber sie weder verkaufen, noch Geld darauf erheben können. Alles läuft bettelnd und Arbeit suchend Land auf Land ab, Männer und Weiber. Man ißt das Laub der Bäume, gräbt Wurzeln aus, findet in Distelsprossen eine Delikatesse. Wer noch was hat, wagt die Thüre nicht zu öffnen, sonst drängt sich gleich eine Bande ein: da macht dann der Eine Feuer, die Andern greifen nach Korn und Mühlstein, wieder Einer läuft nach Wasser, sofort mahlt, knetet und backt man, um einmal sich satt zu essen. Ist das erreicht, so bricht die Bande auf, um im nächsten Dorf einen andern Reichen heimzusuchen. Im Ganzen geht's dabei doch noch menschlich zu. Aber die armen Mütter, mit Säuglingen auf dem Arm und ohne Milch für sie! Gestern stand eine auf der Brücke und ich sah ihren schweren Kampf — soll sie's noch länger ertragen, den Kleinen täglich hungern zu sehen, oder soll sie seinen Leiden mit einem Male ein Ende machen? Die Mutterliebe siegte, weinend umschlang sie ihn und gieng weiter.

„Da und dort regnete es ein wenig, dann fiel Hagel und zerstörte die Saat. Gestern kamen drei Männer und berichteten die Ankunft von Heuschrecken; so folgt ein Schreckensbote auf den andern, wie bei Hiob. Das Wenige, das ich noch habe, ist am Ausgehen. Können Sie mir etwas helfen, so wird Gott Sie segnen."

Der Missionar erhielt Beiträge von Schanghai und konnte nun ausgedehntere Hilfe leisten. Aber die Regierung sah scheel dazu. Bald hieß es, er stehle des Volkes Herz aus den schlechtesten Beweggründen, und am Ende mußte er fliehen, um sein Leben zu retten! Er zog sich nach Tschi-nan-fu zurück. Das Schlimmste war, daß Vorräthe zu haben waren, keine 100 Stunden von dem Platz des Jammers. Aber wie sie transportiren? Alles wäre unterwegs geplündert worden. Einige Beamte ließen sich die Noth des Volkes zu Herzen gehen und brachten anerkennenswerthe Opfer, ihr abzuhelfen. Andere benützten aber auch diesen Jammerstand, um sich selbst zu bereichern. Mit den Heiden litten natürlich auch die Christen. Zwei Missionare besuchten im November 1876 eine christliche Familie in Schantung. Sie fanden das Paar durch Hunger dem Tode nah und — auf dem Punkt, sich zu vergiften, weil weder Brot noch Arbeit zu haben war. Die Armen gestanden, erst gestern ihre zwei Kinder lebendig begraben zu haben, weil sie deren Jammer nicht länger hätten ansehen können!

Noch trauriger sah es 1877 aus. Am 5. Febr. schrieb Miss. Richard wieder: „Im Sommer schrie das Volk nach Regen, jetzt schreien sie bereits ums nackte Leben. Korn haben sie nicht mehr: so essen sie denn Spreu, Kartoffelkraut, Baumrinde, Turnipsblätter, Grassamen, Buchweizenstengel und Aehnliches. Können sie auch das nicht mehr auftreiben, so brechen sie ihre Häuser ab, verkaufen das Holz und essen faulende Rispen einer Sorghum-Art, mit welchem die Dächer gedeckt sind; trockene Blätter, die man zur Feuerung gesammelt hatte, werden jetzt allgemein gegessen. Tausende sterben, weil sie nicht einmal das haben können. Sie verkaufen die Kleider vom Leibe, ja ihre eigenen Kinder. Um sich vor der Kälte zu schützen, nehmen die Nackten dann ihre Zuflucht in unterirdische Gruben, welche durch die Ausdünstung der darin angehäuften Menschenmassen freilich warm bleiben, aber natürlich nur zu bald ein Grab für die Armen werden. Kaum ist aber ein Leichnam hinausgeschafft, so reißen sich schon mehrere andere um den frei gewordenen Platz. Die Tausende von Leichen zu begraben, fehlt es an Kräften: sie werden daher in großen Gruben eingescharrt. Im Dörflein Tschikien hatten 30 Familien ihre Häuser eingerissen, um das Holzwerk gegen Korn auszutauschen, 30 andere Familien sind verschwunden, um zu betteln, 20 Personen sind den Hungertod gestorben." Von manchen Familien war je nur Eine Seele übrig geblieben, welche ohne Miss. Richards rechtzeitiges Erscheinen gleichfalls umgekommen wäre.

In Tientsin waren im Januar 90,000 Flüchtlinge beisammen, für die man etwa zwölf Suppenküchen eröffnet hatte. Da lagen die Leute in schnell errichteten Mattenschuppen und nach einer kalten Nacht zog man Morgens wohl 70—80 Leichname aus der lebenden und sterbenden Masse heraus. Der Winter war dazu ein ungewöhnlich kalter. Am 7. Januar brach in einer solchen Mattenhütte bei starkem Nordost ein Feuer aus. Der Thürhüter schloß geschwind das einzige Thor in der Zaunhecke, welche die Hütten umgab, und lief davon. In Einer Stunde waren alle die eingeschlossenen Hütten verbrannt und mit ihnen 2800—2900 Weiber und Kinder. So manche Chinesen auch retten halfen, indem sie den Zaun niederrissen, Stroh und Matten lagen überall in solchen Massen herum (da sie dienen mußten, die Kälte von den fast nackten Leibern abzuhalten), daß von den 3000 dort Untergebrachten nur wenige über 100 mit dem Leben davon kamen.

Meint man, mit dem Frühjahr 1878 sei es besser geworden, so täuscht man sich. Der katholische Bischof von Schantung*) schreibt vielmehr (5. Mai): „Seit Dezember 1877 hat sich die Lage nicht gebessert: wir hofften in diesem Frühjahr auf Regen, um Hirse und Mais säen zu können, aber es fielen nur wenige Tropfen; das im Herbst ausgesäete Getreide ist schon ganz vertrocknet und die Ernte für den August verloren. Unsere 4 großen Waisenhäuser sind mit Kindern überfüllt und wir haben eine Anzahl bei christlichen Familien unterbringen müssen. In einem einzigen Distrikt haben wir in den 5 letzten Monaten mehr als 200 Kinder gesammelt, die von ihren Eltern verlassen waren. Zu meinem größten Bedauern mußte ich den Missionaren verbieten, neue aufzunehmen, da wir sie nicht unterhalten können. Ich darf aber hinzufügen, daß zu unserem großen Troste die Bekehrungen sich mehren: wir haben in diesem Augenblick 4000 Katechumenen und die Missionare reichen nicht hin für die Arbeit.“

Trauriger noch lauten die Schilderungen von Miss. Barradale, auf dessen Briefe wir jedoch später zurückkommen müssen.

---

2. Die Noth in Schansi.

Von Schantung wenden wir uns dem benachbarten Schansi zu, wo das Elend in Folge der Hungersnoth womöglich einen noch höheren Grad erreicht hat. Das anschaulichste Bild davon entwirft uns Msgr. Greg. Grassi, Koadjutor des apostolischen Vikars von Schansi, ein Franziskaner. In seinem Bericht vom 4. März 1878 gibt derselbe zuerst einige Notizen über die Lage und Größe dieser Provinz, welche gut zur Orientirung dienen.

„Die Provinz Schansi, sagt er, grenzt im Osten an Petschili, im Süden wird sie durch den gelben Fluß von der Provinz Honan und im Westen durch den nämlichen Fluß von Schensi getrennt; im Norden stößt sie an die Mongolei. Gleich den andern Provinzen China's ist Schansi sehr bevölkert (die Einwohnerzahl wird neuerdings auf 17 Millionen angegeben). Sie hat 108 größere Städte,

*) Die Briefe katholischer Missionare, welche wir anführen, sind alle der illustrirten Zeitschrift „Die katholischen Missionen“ entnommen.

von denen 8 erster, 16 zweiter und 83 dritter Ordnung; der größere Theil derselben liegt im fruchtbareren Süden der Provinz, die Hauptstadt Tai-juen-fu, wo sich der Sitz des apostolischen Vikars befindet, in der Mitte.

„Die ganze ungeheure Strecke nun leidet seit drei Jahren unter einer stets wachsenden Dürre; seit $1^{1}/_{2}$ Jahren ist gar kein Regen mehr gefallen, abgesehen von einigen Tropfen, die im verflossenen Sommer nur die Hitze steigerten. Daher erblickt denn auch das Auge überall nur öde Felder, fast ohne Spur von Pflanzenwuchs. Im nördlichen Theil, in welchem die Bevölkerung nicht so dicht ist, konnte man im letzten Jahr noch eine kleine Ernte machen, aber im südlichen, wo wenigstens zwei Drittel der Gesammtbevölkerung wohnen, war gar keine Ernte möglich. Die Theurung ist auf's Höchste gestiegen und der Preis des Getreides ist unerschwinglich. Während in gewöhnlichen Jahren die Hirse, das allgemeine Nahrungsmittel hier zu Lande, 300—500 Sapeken ($1^{1}/_{2}$—$2^{1}/_{2}$ M.) der Scheffel kostet, bezahlt man sie jetzt mit 10—15 M. und findet sie nicht einmal dafür. Das Mehl, das gewöhnlich 20—30 Sapeken (10—15 Pf.) per Pfund kostet, wird jetzt zu 100 Sapeken und höher verkauft. Aehnlich steht's mit den andern Lebensmitteln. Dazu kommt noch, daß es an jedem Verdienst fehlt; Niemand denkt daran, arbeiten zu lassen: Alle wollen verkaufen, aber Niemand kann kaufen.

„Unter dem Druck dieses allgemeinen Elends hat die Regierung sich entschlossen, den Unglücklichen zu Hilfe zu kommen. Schon seit dem vorigen Jahr hat sie ihre Magazine geleert, den reichen Gutsbesitzern eine hohe Steuer auferlegt und in einigen Städten sogar alle Eigenthümer gezwungen, den Pachtzins, den sie von ihren Läden und Magazinen beziehen, auf ein Jahr für die Nothleidenden herzugeben; dann soll sie, wie man erzählt, aus dem Staatsschatz etwa 30 Mill. M. bewilligt haben. In der Tartarei, wo die Ernte eine sehr günstige gewesen war, ließ sie dafür große Massen Getreide einkaufen und in der Provinz Honan aufhäufen, um es von dort nach Schansi zu vertheilen. Man verbreitete das Gerücht, von diesem Vorrath werde monatlich jedem Dürftigen der nothwendige Bedarf gespendet, und die untergeordneten Mandarinen zogen in den Dörfern umher, die Namen der Unglücklichen aufzuschreiben, als wenn ihnen wirklich daran gelegen wäre, Unterstützungen auszutheilen. Als es aber zur Ausführung kommen sollte, gebar der Berg eine

Maus. In einigen Städten wurde nichts gegeben, in andern erhielten die Dürftigsten täglich 10 Sapeken (5 Pf.), in noch andern wurde Einzelnen monatlich 8—10 Pfund Hirse gegeben, und nur in der Hauptstadt und ihren Vorstädten fand eine tägliche Vertheilung von Hirse oder gekochtem Reis statt, aber in einer Weise, welche die Hilfe zu einer illusorischen machte. Damit die Bettler sich nicht in der Stadt ansammelten und Unordnungen erregten, wurden ungefähr eine Stunde vor der Stadt drei große Umzäunungen hergestellt, eine im Norden, eine im Osten, eine im Süden; hier wurde nun Jedem, der darum bat, ein Tellerchen Hirse oder Reis gespendet; die tägliche Zahl der Dürftigen betrug durchschnittlich 8000. Einzeln wurden sie in die Umzäunung zugelassen und nur die zurückgewiesen, deren Aeußeres eine solche Erschöpfung verrieth, daß man fürchten mußte, sie würden innerhalb der Umzäunung sterben. Natürlich herrschte am Thore ein furchtbares Gedränge, dem die Beamten durch wüthendes Schlagen abzuhelfen suchten; das Ende ist, daß täglich gegen 50 Menschen dabei umkamen. Im Januar gieng ich einmal selbst hinaus, um diese Vertheilung anzusehen; wir hatten eine Kälte von 22° C., und da drängten sich nun die kaum halb bekleideten Männer und Weiber jeden Alters weinend und jammernd an dem Eingang der Umzäunung; wir sahen manche, die so erstarrt waren, daß sie nicht einmal die erhaltene Nahrung zum Munde führen konnten. Wahrlich eine solche Almosenvertheilung ist eher eine Quälerei als eine wirkliche Unterstützung; wie kann man die halbnackten und ganz erschöpften Unglücklichen zwingen, bei einer solchen Kälte einen Weg von 2—3 Stunden zu machen, und dann noch ebensolange zu warten, bis an sie die Reihe kommt? Ganz besonders ist es aber eine Qual für die Frauen und Mädchen, die mit ihren zusammengedrückten Füßen und des Gehens ganz ungewohnt, diesen Weg machen sollen; ich selbst sah ein 18-jähriges Mädchen, das bei jedem Schritt laut aufschrie vor Schmerz, während andere auf Händen und Füßen einherkrochen oder sich, auf ihre Männer und Söhne gestützt, mühsam fortschleppten. Auf diese geringe, ungeschickt und lieblos vertheilte Unterstützung beschränkt sich die so laut angekündigte und versprochene Regierungshilfe; unterdessen dient das für viele Millionen angekaufte Getreide zum Unterhalt und zur Bereicherung der zahlreichen großen und kleinen Mandarinen und ihrer Familien, sowie der noch zahlreicheren Unterbeamten.

„Was soll ich nun von der großen Sterblichkeit sagen, welche die Hungersnoth im Gefolge hat? Die Worte fehlen mir, um sie ganz zu beschreiben, und ich selbst würde sie nicht glauben, wenn ich sie nicht mit eigenen Augen sähe. Seit dem letzten September hält der Tod eine so furchtbare Ernte, daß man seine täglichen Opfer nur nach Tausenden zählen kann. Auf den Straßen und Feldern, in der Stadt und in den Dörfern sieht man nur Sterbende und Todte; man kann nicht aus dem Hause gehen, keine Straße durchwandeln, auch nicht hier in der Hauptstadt, ohne auf Leichen zu stoßen. Anfangs mußte der Vorsteher jedes Stadtviertels dafür sorgen, daß die Leichen aus der Stadt hinausgeschafft und begraben wurden; indessen begnügte man sich, sie vor die Stadt hinauszuführen und ein paar Schaufeln Erde darüber zu werfen. Weil nun aber Hunde, Wölfe und andere Thiere in großer Zahl sich über diese leichte Beute herstürzten und bald die ganze Umgegend mit halb zerrissenen und verwesenden Leichen überdeckt war, begann die Regierung nicht ohne Grund zu fürchten, die verpestete Luft werde nothwendig ansteckende Krankheiten erzeugen. Daher kaufte sie vor zwei Monaten vor dem Ostthore ein großes Grundstück, ließ daselbst tiefe Löcher graben und versprach Jedem, der eine Leiche dorthin bringe, 100 Sapeken (50 Pf.). Täglich fahren nun Karren und Wagen durch die Stadt, um die Leichen zu sammeln, und es fehlt ihnen nicht an Ladungen. Früher konnte man nicht ausgehen, ohne Bettler zu treffen, jetzt sind diese schon alle gestorben und es bleiben nur noch die Reichen und Wohlhabenden. Diese konnten sich bisher mit der geringen Ernte behelfen, die sie auf ihren Besitzungen gezogen hatten, aber jetzt geht's nicht mehr; sogar das für die nächste Ernte bestimmte Saatkorn ist verzehrt. Auch denkt Niemand daran, die Felder zu bestellen, weil es an den nöthigen Zugthieren fehlt. Schon im Beginn des Winters wurde beinahe alles Vieh geschlachtet, da man kein Futter für dasselbe hatte, kaum der zehnte Theil mag jetzt noch vorhanden sein. Maulthiere, Pferde, Esel und Ochsen verfielen der Schlachtbank und zwei Monate lang aßen auch die armen Leute Fleisch, weil es billiger war als das Getreide.

Und dennoch ist der Theil der Provinz, wo wir uns befinden, nicht der am schwersten heimgesuchte — theils weil der hier residirende Vicekönig mit seinen Oberbeamten zunächst natürlich für die Hauptstadt sorgt, theils weil der Transport hierhin leichter und

billiger ist. Am heftigsten wüthet die Hungersnoth im Süden der Provinz, wo die Trockenheit eine noch größere war, und wo der Mangel an ordentlichen Wegen den Transport ungemein schwierig macht. Vor Monaten schon hatten sich dort große Räuberbanden gebildet, welche die ganze Gegend bedrängten und sogar eine Kreisstadt bedrohten; auf die Bitte des Mandarins sandte der Vicekönig einige hundert Soldaten hin; die Banden zerstreuten sich, die meisten Mitglieder derselben sind vor Hunger umgekommen, und der Krieg hatte ein Ende, weil es an Kämpfern fehlte.

„Dort im Süden geschieht es auch, daß der Hunger die Armen veranlaßt, sich sogar mit Menschenfleisch zu nähren. Die dortigen Missionare schreiben nur, daß viele junge Leute umherstreifen und in die Häuser eindringen, um Leichen zu suchen, die sie dann in Stücke zerschneiden und mitnehmen, um sie in ihren Familien zu verzehren. Und dabei bleibt es nicht einmal, sondern es werden auch Lebende getödtet, um als Nahrung zu dienen. Viele dergleichen Thatsachen werden mir berichtet, ich will nur obenhin ein paar ganz sichere anführen. Ein Bettler wurde aufgegriffen, der in seinem Sack die Arme eines Knaben hatte; vor Gericht bekannte er, daß er schon längere Zeit von Menschenfleisch lebe; er habe schon sieben verzehrt, unter ihnen auch einen 12-jährigen Knaben aus dem Orte, in welchem er aufgegriffen worden war, und diesen Knaben habe er getödtet, um sich mit seinem Fleisch zu nähren. Ein junger Mensch tödtete im Einverständniß mit seinem Vater seine junge Braut, ein Vater seinen sechsjährigen Sohn, der früher, zur Zeit einer schweren Krankheit, die h. Taufe empfangen hatte; ein Sohn ermordete sogar seinen eignen Vater. Doch genug des Scheußlichen!

„Die Sterblichkeit im Süden der Provinz ist eine solche, daß in mehreren Städten und Dörfern schon zwei Drittel der Bevölkerung umgekommen sind. In einem Flecken, der 110 Familien zählte, sind bloß noch sechs Personen am Leben, in andern mit 200 oder 300 Familien finden sich jetzt nur noch 30—40 Personen. Diese Thatsachen stehen fest durch das Zeugniß glaubwürdiger Personen, welche von den Missionaren abgesandt waren, um sich darüber an Ort und Stelle zu vergewissern. Diese berichteten auch, daß sie nicht gewagt hätten, das ihnen vorgesetzte Fleisch zu essen, aus Furcht, es sei Menschenfleisch, da es nur allzu sicher sei, daß man in einzelnen Läden dergleichen verkaufe. Das allerdings kommt hier nicht

vor, weil die Regierung aufmerksam darüber wacht, und weil auch die hiesige Bevölkerung zu furchtsam dazu wäre. Anstatt auf Raub und Mord auszugehen, wie dies im Süden der Provinz geschieht, werden die Leute hier ruhig in ihren Hütten den Tod erwarten. Das einzige Verbrechen, zu welchem die Noth sie hier führt, ist, daß sie ihre Frauen und Kinder verkaufen. Schon seit zwei Jahren ist dieser Menschenhandel hier im Gange. In der That sieht man in nicht geringer Zahl Händler, die um ein paar Sapeken Frauen und Mädchen ankaufen, auf Karren und Wagen laden, um sie in andern Provinzen öffentlich an den Meistbietenden zu versteigern; der Gewinn dient dann dazu, Getreide anzuschaffen, um welches wieder eine Ladung von Weibern und Kindern gekauft wird. Die Zahl derer, die bloß aus dieser Hauptstadt so verkauft werden, ist eine ungeheure, und Niemand kümmert sich darum.

„Zum Schlusse noch ein Wort über die Lage der Christen. Von den 20,000 Christen, die wir in der Provinz haben, sind etwa 5000 in großer und etwa 10,000 in der äußersten Noth; von den letzteren mögen etwa 1000 schon dem Hunger erlegen sein, die andern aber gleichen eher Skeletten als Menschen. Wie könnte es auch anders sein, da sie sich nur von Hirsekleie, Baumrinde, einigen Kräutern oder gar von einer Art weißer Erde ernähren müssen? Im Anfang des Winters flüchteten sich einige Familien aus der Umgegend hierher, in der Hoffnung, bei der Mission und der Regierung Unterstützung zu finden; ihre Hoffnung wurde auch nicht getäuscht und dennoch ist von ihnen schon die Hälfte gestorben, theils in Folge der Kälte, theils in Folge der Krankheiten, die sie sich zugezogen, wenn sie ihren täglichen Unterhalt holten; bei ihrer vollständigen Entkräftung reichte auch das geringste Unwohlsein hin, sie dem Tode zuzuführen. Selbstverständlich thun wir, was wir können, aber das ist nicht viel. Alle kleinen Ersparnisse, die wir in früheren Jahren gemacht hatten, sind schon vertheilt; viele Missionare haben schon ihre ganze kleine Habe, ihre Bettdecken, Matrazen, Uhren u. s. w. verkauft und besitzen nur noch die Kleider, die sie am Leibe tragen; wir selbst schränken uns auf's Aeußerste ein, aber trotzdem können wir nicht einmal die Hälfte von denen unterhalten, die sich bei uns melden u. s. w."

Alles Obige wird durch die Berichte protestantischer Missionare sowie durch zahlreiche Zeitungsnachrichten nur allzu vollständig be-

stätigt. Miss. Budd z. B., der Schansi durchreist hat, erzählt Schauerliches von seinen Erfahrungen daselbst. Ueberall traf er Massen, die sich durch wilde Beeren, Wurzeln und Blätter zu nähren suchten. Tausende waren in der Hauptstadt zusammengeströmt, konnten aber von den habsüchtigen Mandarinen die Hilfe nicht erlangen, für welche doch die Regierung bedeutende Summen bewilligt hatte. Knaben und Mädchen wurden offen in den Straßen verkauft. In Putscheng empörte sich das Volk, schleppte den Mandarin aus dem Jamen (Amtslokal) und köpfte ihn, weil er wie viele andere bei der allgemeinen Noth nur an seine eigene Bereicherung gedacht hatte. Ganze Haufen baten den Missionar, sie in seinen Dienst zu nehmen um's tägliche Brot.

Auch ein Londoner Missionar, Foster, der jetzt in England Interesse für die armen Hungernden in China zu erwecken sucht, machte im vorigen Jahr eine Reise durch Schansi. Er fand es überall so dürr, daß er sich nur wunderte, wo das Wasser zum Waschen und Kochen herkomme; wenn man ihn dann aber auf die stinkenden Teiche und Pfützen hinwies, so enthielt er sich weiterer Nachforschungen. Bei dem Weiber- und Mädchenhandel fand er Mittelspersonen thätig, welche zu billigen Preisen größere Einkäufe machten und dann ihre Ware irgendwo anders mit Profit wieder an den Mann brachten, — natürlich zu schändlichen Zwecken. Allerwärts hörte er aber auch über die Beamten klagen, welche, bestechlich und habgierig wie sie sind, bei der Vertheilung der Regierungsgelder an die Bedürftigen sich die gröbsten Ungerechtigkeiten und Unterschleife zu Schulden kommen ließen.

Den schauerlichsten Einblick in die Tiefe des Elends gewährt uns aber ein Brief Miss. Richard's aus Tai-ju-en-fu vom Anfang vorigen Jahres: „Man sagt, viel Elend zu sehen, stumpfe das Gefühl ab; von so mancher Noth ich aber auch in den letzten zwei Jahren hier schon Zeuge gewesen bin, hat die letzte Reise, die ich unternahm, mich doch so ergriffen, daß ich den Rückweg am liebsten mit geschlossenen Augen und Ohren gemacht hätte. Am ersten Tag sah ich einen Mann, der nicht mehr gehen konnte, auf Händen und Füßen weiter kriechen und eine Mutter ihren etwa 14-jährigen todten Sohn auf dem Rücken fortschleppen. Leichenträger, Priester und Leidtragende in einer Person, legte sie ihn vor der Stadtmauer in den Schnee, und als ich mich zuletzt nach ihr

umschaute, hielt auf der einen Seite sie, auf der andern in einiger Entfernung ein Hund bei der Leiche Wache. Etliche Tage darauf sah ich 14 Todte am Wege liegen. Einer derselben war so leicht, daß ein mittelgroßer Hund ihn umherzog, an einer andern hielten Krähen und Elstern ihr Mahl. Auch ein Fuchs, ein Kaninchen, die Fasanen auf einem nahen Hügel und die Enten im Fluß schienen wohlgenährt, während verhungerte Menschen umherlagen. Und noch ein anderer peinlicher Kontrast drängte sich mir am gleichen Tage auf. Ich hörte eine Anzahl Elstern ein ungewöhnliches Geschrei erheben und sah beim Näherkommen, daß eine der ihren todt war. Sie hielten also ihre Todtenklage. An wie vielen menschlichen Leichen aber war ich vorbei gekommen, die Niemand hatten, sie zu beweinen! Tief gieng mir auch das im rührendsten Ton gesprochene Wort eines Alten zu Herzen, der einen Berg hinauf neben mir hergieng: „Unsere Maulthiere und Esel sind aufgegessen und unsre Arbeiter todt, warum läßt denn Gott die armen Leute so hinsterben?" Ein andermal sah ich zwei Brüder von etwa 15—18 Jahren, jeden auf seinen Stab gestützt, einherwanken wie 80-jährige Greise. Ein andrer Jüngling trug seine sterbende Mutter auf dem Rücken. Als er meinen theilnehmenden Blick sah, bat er mich um etwas Geld. Es war das erste Mal auf meiner Reise, daß ich so angesprochen wurde, denn die eigentlichen Bettler sind schon lange todt. Weiterhin sah ich zerstreute Hüte und Schuhe auf dem Wege liegen — vielleicht das Einzige, was die Wölfe übrig gelassen hatten von denen, die sie einst trugen. Dann trafen wir vor einem Dorfe drei Todte beisammen, vermuthlich Großvater, Vater und Sohn. Anderswo bewiesen Blutspuren und Zeichen eines stattgefundenen Kampfes, wie gerechtfertigt die Warnung war, daß keine einzelnen Wanderer sich auf diesen Bergpfad wagen sollen. Nicht fern davon sahen wir zwei Köpfe in Käfigen an Bäumen aufgehängt, — ein Exempel für Wegelagerer und Räuber. Drunten in der Ebene war, so weit das Auge reichte, die Rinde der meisten Bäume bis zu einer Höhe von 5, 10, ja 20′ abgeschält und verspeist worden. — Als eine Unterbrechung in der langen Elendsreihe war es eine Wonne, in einer Gegend wenigstens auch wohlbestellte Saatfelder zu sehen; es waren da reichliche Bewässerungsmittel vorhanden, die auf's Beste verwerthet schienen. Große Strohvorräthe in den an der Straße liegenden Dörfern schienen anzudeuten, daß die vorjährige Ernte hier

wohlgerathen sei. Auf meine Erkundigung aber hörte ich, daß die Saat allerdings hoffnungsvoll stand bis zu der Zeit, da die Aehren herauskamen. Da trat eine plötzliche Ueberschwemmung und ein Mehlthau ein, zerstörte alle Ernteaussichten, und ließ nur das leere Stroh übrig. Weiterhin waren zwei Männer damit beschäftigt, einen schwärzlich aussehenden Stoff zu mahlen. Es war mit Baumwollenlumpen vermischte Hirsenspreu!

„Den Rückweg antretend, trafen wir in einem Wirthshaus etwa 40 von Putschau gekommene Karren, die Getreide holen sollten. Eine Anzahl bewaffneter Freiwilliger begleitete sie, damit das Korn nicht unterwegs geraubt werde. Im Ganzen aber war der Heimweg noch viel schrecklicher als der Anfang unsrer Reise. Auf ihm sahen wir Leute wirklich Kreide und Schiefer essen, ja ich kaufte selbst drei Schieferkuchen. Der Schiefer wird zermahlen und je nach der größeren oder geringeren Armut der Leute mit mehr oder weniger Hirsenspreu vermischt, gebacken. Die Kuchen sehen nicht unappetitlich aus, schmecken aber wie Staub, was sie ja in Wahrheit auch sind, und führen, längere Zeit genossen, nicht selten den Tod herbei. Wo wir etliche Tage zuvor nur einzelne Todte gesehen hatten, lagen sie jetzt in Haufen über einander, und überdies zum Theil in gräßlicher Weise. Da war der Kopf eines Mannes vom Rumpfe getrennt — offenbar durch Mörderhand. Andere Todte hatten große Kopfwunden, aber nicht solche, wie Hunde, Wölfe und Raubvögel sie gewöhnlich machen. Verwilderte Hunde heulten und bellten, wenn wir sie von den Leichen verscheuchen wollten. Viele der Leichen, die wir auf dem Hinweg gesehen, waren verschwunden, als wir zurückkamen, aber nur zu viele neue lagen nun statt ihrer da. Ich brauche nicht zu sagen, welches Herzweh uns diese schreckliche Reise machte. Hätten wir überall die Noth lindern können, so wäre es eine süße Befriedigung gewesen, so aber vermag ich's kaum, alle die Scenen des Entsetzens, die sich Tag für Tag auf unsrem Wege wiederholten, mehr als nur andeutend zu schildern, denn es ist wie das Wiederaufreißen einer schmerzenden Wunde."

Soweit Richard's eigene Wahrnehmungen. Noch erschütternder fast lautet alles, was er hörte. Ganz allgemein war die Beobachtung: die Sterbenden verzehren Hunde, die Todten werden von den Hunden verzehrt. In den Bergen sollen die Leute in einer solchen Raserei der Verzweiflung gewesen sein, daß die Bewohner eines

Dorfes die des nächsten nicht zu besuchen wagten. Nicht nur ganze Familien, auch kleine Dörfer starben geradezu aus; die Häuser wurden mit Todten gefüllte Gräber.

Am 27. April schrieb ein Korrespondent der Times aus Schanghai: „Die Hungersnoth scheint jetzt ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Am größten ist das Elend in der südlichen Hälfte der Provinz Schansi, einschließlich der Hauptstadt Tai-ju-en-fu, deren Bevölkerung, wenn nicht sogleich Regen kommt, völlig auszusterben droht. Nach den schrecklichen Schilderungen, wie sie von allen Augenzeugen, Eingebornen wie Ausländern, Beamten und Missionaren gegeben werden, handelt es sich hier um die entsetzlichste Plage, die je China oder ein anderes Land heimgesucht hat. Die rauhen chinesischen Bauern verstehen es nicht, wie die armen Hindus im vorigen Jahre, gelassen ihre Hände zu falten und zu sterben: sie essen die Leichname, und wenn keine solchen zur Hand sind, so tödten sie die Lebenden zu diesem Zweck. Dies ist keine orientalische Uebertreibung, sondern der thatsächliche Zustand keine 250 Stunden von Schanghai.

„In der Pekinger Staatszeitung vom 15. März ist eine Denkschrift des Gouverneurs von Honan veröffentlicht, der als Oberbevollmächtigter der Regierung zur Linderung der Noth Folgendes berichtet: ‚Die Dürre, von welcher die Provinz mehrere Jahre hinter einander heimgesucht worden, hat eine Hungersnoth herbeigeführt, wie sie in solcher Ausdehnung und Schrecklichkeit noch nicht dagewesen ist. Beim Herannahen des Winters vermehrte sich die Zahl der Unterstützungsbedürftigen mit jedem Tage, bis es zuletzt einige Millionen waren. Zuerst kam es an die untersten Volksklassen: bald waren dieselben verschwunden oder hatten sich, Nahrung suchend, in andere Gegenden geflüchtet. Jetzt hat die Hungersnoth auch die Wohlhabenden und die Reichen ergriffen; mit jedem Tag wachsen ihre Entbehrungen, und die Reihe des Hungersterbens oder Auswanderns ist nun auch an sie gekommen. Im Anfang der Nothzeit nährten sich die Lebenden von den Leibern der Gestorbenen, dann wurden die Schwächeren von den Stärkeren aufgefressen, und jetzt ist der allgemeine Jammer so groß geworden, daß Leute ihr eigen Fleisch und Blut nicht mehr verschonen. Die Geschichte hat kein Beispiel von so schrecklichen Zuständen aufzuweisen, und wenn nicht schleunige Maßregeln zur Abhilfe getroffen werden, so wird die

ganze Gegend entvölkert werden. An Ort und Stelle sind alle Hilfsquellen völlig erschöpft; die Vorrathshäuser sind leer und in der Kasse ist kein Geld mehr. Die wenigen Reichen in der Provinz haben zwar mit Beiträgen und Darlehen das Ihrige gethan, jetzt aber sind sie selbst verarmt.“

Und am 21. Juni hieß es in der Times: „In dem Kreise, in welchem die Hauptstadt von Schansi gelegen ist, hat die Bevölkerung sich von mehr als einer Million auf 160,000 Seelen vermindert, und die chinesischen Zeitungen geben die Zahl derer, die Hungers starben oder auf die eben beschriebene schreckliche Art um's Leben kamen, auf über 5 Millionen an.“

---

3. Die Noth in den übrigen Provinzen.

Wir haben über Schantung und Schansi ausführlicher berichtet. Es ist unmöglich, in dieser Weise fortzumachen. An Material freilich würde es nicht fehlen; denn auch aus den Provinzen Petschili, Honan, Schensi und einem Theil von Setschuen liegen eine Reihe ähnlicher Berichte vor, von denen wir nur einige wenige auszugsweise mittheilen.

Aus dem südöstlichen Petschili schreibt der katholische Miss. Edel im März 1878: „Wie soll ich ihnen die Schrecken der in unsrer Mission wüthenden Hungersnoth schildern? Seit drei Jahren gab es keine Ernte mehr; im vorigen Jahr konnte man nicht einmal Roggen säen, doch hoffte man noch auf eine Ernte von Hirse, als die Trockenheit, Raupen und Heuschreckenschwärme auch diese Hoffnung zerstörten. An eine Ernte war also nicht zu denken, und da stehen wir nun in diesem Augenblick; es ist unmöglich, sich eine Idee von dem hier herrschenden Elend zu machen. Sieben Zehntel der Bevölkerung sind ausgewandert; in einer meiner Christengemeinden sind von ihren 220 Mitgliedern noch ungefähr 30 vorhanden, alle so abgemagert, daß sie Furcht einflößen, und sie nähren sich von den unmöglichsten Dingen; in dieser Gemeinde habe ich zum ersten Mal in meinem Leben Heuschrecken essen müssen. Die Nahrung der reichsten Grundeigenthümer besteht gegenwärtig aus den Kleien oder vielmehr aus der zähen Haut der Hirse; glücklich diejenigen, welche dieses Nahrungsmittel haben, das man in Europa nicht einmal zum

Viehfutter verwenden würde. Soll ich Ihnen das Brod beschreiben, das man hier ißt? Ich kenne es aus Erfahrung; das, welches zur Zeit der Belagerung in Metz und Paris gegessen wurde, ist ein Leckerbissen dagegen. Von Weizen und Roggen, von Mais oder Hafer, kurz von allem, was getreideartig ist, ist keine Spur darin. In seinem Aeußeren gleicht es den gepreßten Coakskuchen, die man zum Heizen der Lokomotiven verwendet; es besteht aber aus den Preßkuchen, welche bei der Auspressung des Baumwollsamenöls gewonnen werden. Sie sind nur genießbar, wenn man vorher etwas Pikantes in den Mund genommen hat; man kaut daher zuerst etwas Ingwer, welcher ein solches Brennen im Gaumen hervorbringt, daß man, um den Schmerz zu lindern, Alles, selbst Erde verschlucken würde und also auch mit diesen „Mondkuchen", wie die Chinesen das neue Nahrungsmittel nennen, fertig wird. Um sich diese Mondkuchen zu verschaffen, verkaufen sie ihre Frauen und Kinder, auch Christinnen wurden so verkauft. Eine unserer jüngsten Katechumeninnen stand noch unter Vormundschaft ihres heidnischen Oheims; im vorigen Jahr war sie mit einem Christen verlobt worden, aber dieser hatte sich, von der Noth getrieben, einem Haufen Bettler angeschlossen; da er nun seine Rückkehr verzögerte, benutzte der heidnische Oheim die Gelegenheit, das Mädchen einem Sklavenhändler zu verkaufen, der es im Norden wieder losschlagen wird. Ganz besonders traurig ist es, sehen zu müssen, wie viele arme Kinder von den hungernden Eltern ausgesetzt werden. Jeden Morgen finden wir solche verlassene Wesen an der Haus- oder Kirchenthüre; zuweilen werden sie einfach über die Mauer geworfen. Die Meisten sind, wenn wir sie finden, nicht mehr lebensfähig, oft schon todt. Jüngst hörte ein Laienbruder Morgens in aller Frühe einen Schubkarren vor das Haus fahren und dort umstürzen; als er sich danach umsah, lagen sechs kleine Kinder an der Thürschwelle — alle dem Tode nahe.

Der Bischof von West-Setschuen schrieb am 2. Juni d. J.: „In der Hälfte meines Vikariats herrscht große Hungersnoth und in der andern Hälfte schwere Theuerung, in zwei Dritteln des Vikariats ist die Aussaat unmöglich, der Himmel scheint von Erz, es will nicht regnen und eine schreckliche Dürre verheert die Felder. Neben dem Hunger rafft eine ansteckende Krankheit viele Menschen dahin. In Tschentu gibt es wenig Familen, die nicht Todte oder

Kranke zu beklagen haben. Man wirft uns die kleinen Mädchen zu Dutzenden hin: wir finden diese armen Geschöpfe überall. Der Fluß, der an unserer Wohnung vorbeifließt, führt täglich eine ganze Menge kleiner Leichen an uns vorüber."

Trauriger noch lautet ein Brief des Bischofs von West=Petschili, der vom 10. Mai datirt ist: „Seit einiger Zeit schon hat sich die Hungersnoth auch hier fühlbar gemacht. Rings um die Städte und Dörfer sieht man Männer, Frauen und Kinder sich hinschleppen, um einige Wurzeln zu suchen und sich mit den Thieren um die Futterkräuter zu streiten: ja sie nähren sich sogar von diesen, welche die Thiere selbst verschmähen würden. Man ißt Baumblätter und Baumrinde, zerstoßenen Baumwollsamen, Maisstengel und Hirsestroh. Ja, in einigen Fällen ist es auch hier schon vorgekommen, daß man Leichen verzehrte. Vor wenigen Tagen kam ein Reisender bei einer Pagode vorbei, und da er aus derselben Rauch aufsteigen sah, gieng er hinein, um seine Pfeife anzuzünden: dort sah er nun eine Bande Bettler um einen großen Kochtopf herum: der eine nagte an einem Armknochen, ein anderer an einer Hand, ein dritter aß das Herz — die Unglücklichen hatten eine Leiche gekocht! Aber essen sie nur die Leichen? Ich wage nicht, es zu behaupten. Ueberall werden Kinder ausgesetzt: es kann sie nehmen wer will — kann es da nicht geschehen, daß diese armen Geschöpfe aufgegriffen werden, um als Nahrung in der äußersten Noth zu dienen? Vor einem Monat erdrosselte ein Vater seinen sechsjährigen Sohn, weil er nicht wußte, wie er ihm Nahrung verschaffen sollte. Noch nicht so lange ist es her, daß ein Vater und eine Mutter um ein Almosen baten, sie erhielten nichts, und wüthend über diese Weigerung ergriffen sie ihr zehnjähriges Töchterchen und zerschmetterten seinen Kopf an einer Mauer. Wo solche Verbrechen vorkommen, was ist da noch unmöglich? An Liebe und Zuneigung ist kein Gedanke mehr, die Verwandtschaftsbande sind gelockert. Frauen und Mädchen werden schaarenweise verkauft. Ein Kind von 10 Jahren wurde um anderthalb Franken losgeschlagen, Mädchen über 10 Jahre kosten 10—30 Franken: die Kinder unter 10 Jahren werden einfach hingeworfen oder auf den Straßen und Feldern verlassen. Wir haben deren bereits gegen 300 gesammelt, aber wir haben aufhören müssen, da der Unterhalt einer so großen Anzahl Kinder auf viele Jahre unsere Hilfsmittel weit übersteigen würde.

„Von verschiedenen Seiten kommen uns herzzerreißende Klagen zu: hier ist es eine Familie, die in wenig Tagen drei Kinder den Hungertod sterben sieht, dort ein sechzigjähriger Greis, der mit seiner einzigen Tochter verhungert, oder eine Mutter, die weil sie keine Milch mehr hat, ihren Säugling in ihren Armen umkommen sieht u. s. w. Zuweilen bleiben die Leichen in den Häusern liegen, weil Niemand mehr Kraft genug hat, sie zu begraben. Wir geben, was wir können, aber wir können nicht viel. Monatlich müssen wir die Ammen von 1700 Kindern bezahlen und andere 250 ältere Kinder in den Waisenhäusern unterhalten. Unser Elend ist also groß, aber so viel ich höre, soll es in den westlichen Vikariaten noch viel trauriger sein.

„Soeben schreibt mir ein Missionar aus Pintschan: ‚Sie können sich keine Vorstellung machen von dem hier im Gebirge herrschenden Elend; ich hätte nie gedacht, daß die Noth eine solche Höhe erreichen könnte. Jeden Tag stößt man auf den Straßen auf Leichen von verhungerten Menschen; man sagt, daß die Hälfte der Bevölkerung dem Hungertode erlegen sei. Nirgendwo ist Hilfe; die Bäume haben keine Blätter mehr, nicht die Heuschrecken haben sie abgefressen, sie haben vielmehr den Menschen zur Nahrung dienen müssen. Auf Schritt und Tritt hören sie die Bitte: Ich sterbe vor Hunger, habe Mitleid mit mir. Ich gebe einige Sapeken, aber was will das heißen? Mehr als 100 christliche Familien sind in der äußersten Noth und es genügt nicht, ihnen Geld zu geben, man muß ihnen Nahrung verschaffen — aber wo sie finden? Ich finde kaum für mich selbst das Nothwendigste‘.“

Doch damit sei es genug der Einzelschilderungen. Wir fügen nur noch bei, daß in China selbst ein kleines Büchlein über die Hungersnoth erschienen ist, in welchem die Jammerscenen nicht nur mit Worten beschrieben, sondern auch in einer Reihe drastischer Abbildungen wirklich ergreifend dargestellt werden. Hier sieht man eine Wöchnerin als Leiche daliegen, während ihr todtes Kindlein hinausgetragen wird und die Aerzte rathlos dabeistehen, dort sind zwei Männer beschäftigt, mit einem großen Messer einen Leichnam zu zerlegen, auf einem dritten Bilde sind mehrere Selbstmorde dargestellt: eine Frau hat sich aus Verzweiflung erhängt und wird aufgefunden, wie es schon zu spät ist; drei, vier andere Personen stürzen sich kopfüber in einen Teich, um zu ertrinken u. s. f. Das

chinesische Büchlein ist in's Englische übersetzt und kann sammt den 12 Bildern für 60 Pfennig in London gekauft werden.*) Es ist der Mühe werth, dasselbe zu studiren und gleichsam in chinesischer Zeichenschrift (den feinen Federzeichnungen) die Noth China's photographirt zu sehen. Der chinesische Titel des Pamphlets lautet: „Bilder aus der schrecklichen Hungersnoth in Honan, welche Eisen weinen machen könnte."

Im Ganzen sind 5 oder 6 Provinzen, mit einander so groß wie Deutschland und Oesterreich zusammen, von der schrecklichen Plage betroffen worden und mehr als 70 Millionen Menschen haben darunter gelitten, ja man rechnet, daß diese Bevölkerung buchstäblich durch den Hunger und die Hungerkrankheiten dezimirt worden ist, d. h. daß 7 Millionen gestorben sind!

Und ist denn die Noth noch immer nicht vorbei? Ach nein! Im vorigen Mai ist zwar in den ausgedörrten Gegenden endlich ein reichlicher Regen gefallen, infolge dessen in Peking am kaiserlichen Hof und über ganz China hin großer Jubel ausbrach und für den bereits dem Regen- und Schneegott, auch der Sonne und dem Monde und allen möglichen anderen Göttern viele Danksagungen und Opfer dargebracht worden sind. Aber natürlich ist damit der Noth nicht plötzlich ein Ende gemacht. Aus Mangel an Saatkorn und wegen Arbeitsunfähigkeit der Landleute sind eben sehr viele Aecker unbestellt und unbesät geblieben. Auch die nüchternsten Berichterstatter versicherten daher im Sommer 1878, die Noth werde jedenfalls bis Oktober noch immer zunehmen, und der sehr gut unterrichtete Herausgeber eines englischen Missionsblattes »China's Millions« gibt sein Urtheil dahin ab, daß wenigstens bis zum April 1879 die Gaben und Hilfleistungen noch nicht eingestellt werden dürfen, weil sonst noch Tausende zu Grunde gehen müßten.

---

4. Was zur Linderung der Noth geschehen ist.

Wie in Indien, so sind's auch in China in erster Linie die Missionare gewesen, welche sich der Nothleidenden angenommen haben. Unter dem Volke lebend oder doch reisend, lernten sie zuerst die

*) Bei Messrs. Kegan Paul and Co. oder im Komptoir der China Inland Mission, 6, Pyrland Road, London, N.

schaurigen Zustände desselben kennen und ihre Berichte und Aufrufe waren es daher vor allem, was zur Gründung einer Hilfskommittee in Schanghai führte und auch in Europa, namentlich in England, zum Theil auch in Amerika, zur Beisteuer von wohlthätigen Gaben aufforderte. So sind bis Mitte vorigen Jahres zusammen etwa 800,000 Mark von England nach China gewandert, die theils durch ein vornehmes Kommittee in London, theils durch die evangelischen Missionsgesellschaften gesammelt wurden. Die Freunde China's haben freilich ausgerechnet, daß diese ganze Summe nur der vierte Theil von dem ist, was die englisch-indische Regierung jede Woche durch den verwerflichen Opiumhandel an dem so schwer heimgesuchten Reiche der Mitte profitirt. Aber nach den 10 Millionen Mark, die kurz vorher für Indien waren aufgebracht worden, bleibt es doch anerkennenswerth, daß wenigstens soviel für das ferne China gegeben wurde, das ja doch für die allermeisten Europäer nichts Anziehendes oder Theilnahme erweckendes hat. Das Meiste ist wohl von solchen beigesteuert worden, die schon vorher als Missionsfreunde auch für China ein Herz hatten, weniger von denen, die durch Handelsverbindungen sich für dasselbe interessirten. Es hat uns gefreut, daß auch die deutschen Christen nicht ungerührt geblieben sind, sondern — wie man aus zerstreuten Empfangsbescheinigungen in allerlei Kirchenzeitungen und Missionsblättern sehen kann — auch ihr Scherflein zur Linderung der großen Noth beigetragen haben.

Erfreulich ist's auch, daß die in China selbst wohnenden Engländer, Deutsche und Amerikaner sich durchaus nobel benommen und recht anständige Opfer für die Hungernden gebracht haben. Das so gegebene gute Beispiel ist denn auch nicht ohne Nachahmung bei den Chinesen selbst geblieben. Die reichen eingebornen Kaufleute Hongkongs und andrer Orte haben schöne Summen beigesteuert. Einer brachte nicht weniger als 10,000 Mark mit der Bitte, dies Geld den Missionaren im Norden zur Vertheilung an die Nothleidenden zu schicken: den Behörden könne er seine Gabe nicht ruhig anvertrauen, weil diese sie doch nicht unbeschnitten an die Bedürftigen gelangen lassen würden. Ja, auch aus Kalifornien kamen Beiträge von dort wohnenden Chinesen und aus Japan schickte ein Eingeborner, der früher als Knecht in China gedient hatte und nun durch eine Heirat reich geworden war, sogar 60,000 Mark für die

Hungernden mit dem Wunsche, daß diese Gabe als Kitt dienen möge, die beiden Länder inniger mit einander zu verbinden.

Endlich raffte sich auch die Regierung auf, etwas zu thun. Im Jahr 1875 hatte sie nichts, 1876 nur wenig gethan, 1877 aber bestimmte sie 4—5 Millionen Mark zur Linderung der Noth. Aber, wie schon gesagt, Vieles, wenn nicht das Meiste davon, ist in den Taschen der Beamten hängen geblieben. Die Kornvorräthe aber, welche die Regierung in die betroffenen Gegenden sandte, wurden durch die bei den großen Entfernungen und schlechten Wegen erstaunlich hohen Transportkosten so theuer, daß sie keine große Erleichterung brachten. In Honan wurden mehrere hohe Beamte abgesetzt, weil sie Anfangs die Berichte der Ortsbehörden über das herrschende Elend unterdrückt hatten. Wie viel Unrecht wird noch geschehen sein, von dem nichts an die Oeffentlichkeit, wenigstens nichts nach Europa gedrungen ist!

Anders gieng es mit den Gaben der Europäer. Von Anfang an scheint nur Eine Stimme darüber geherrscht zu haben, daß diese den Missionaren zur Vertheilung zu übergeben seien. Die durch evangelische Missionsgesellschaften gesammelten Gaben wurden natürlich ausschließlich durch deren Angestellte, die übrigen theils durch katholische, theils durch protestantische Missionare an die Leute gebracht. Die damit verbundene Arbeit war eine anstrengende, zum Theil eine höchst gefährliche. Erstlich war es in mehreren Gegenden kein kleines Wagniß überhaupt nur zu reisen, geschweige denn größere Summen Geldes bei sich zu führen, und dann herrschten in den Hungerprovinzen zugleich Hungerkrankheiten, namentlich eine Art Hungertyphus von sehr ansteckendem und bösartigem Charakter, all' die Strapazen und Entbehrungen gar nicht zu erwähnen, denen sich die Betreffenden beim Herumreisen in fast pfadlosen Gegenden, beim Uebernachten in den elendesten Lokalen, beim Mangel passender Nahrung und oft auch bei Wassermangel, bei Sandstürmen, bei großer Kälte u. s. w. aussetzen mußten. Hören wir beispielsweise einige Auszüge aus den Briefen des Londoner Missionars Barradale, die uns wieder nach Schantung zurückversetzen, aber zugleich eine Vorstellung davon geben, wie es bei der erwähnten Unterstützungsarbeit etwa zugieng:

„Das Dorf, in welchem ich mich gerade befinde, ist so gut wie verwüstet. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß die Hälfte aller Häuser — vielleicht auch mehr — ganz oder theilweise abgedeckt

sind, meist ganz. Es thut einem weh, die wenigen übrig gebliebenen Einwohner zu sehen, wie sie sich irgendwo anlehnen, kaum fähig zu stehen oder zu gehen, blaß und abgemagert, hohläugig und stumpf. Tausende jeden Alters sind einfach vor Hunger gestorben, aber auch die vergleichsweise wohlhabenden müssen große Noth leiden. Ich habe die Todten auf der Landstraße daliegen sehen, wo sie eben zusammengebrochen waren, zuweilen schon halb aufgefressen von Hunden und Krähen, deßgleichen in Hütten und Schuppen, wo sie eine letzte Zufluchtsstätte gesucht hatten. Ich habe ganze Familien auf ihren (zugleich als Sofa und Bettstelle dienenden) Oefen daliegen sehen, unfähig sich zu rühren, bloß mit ein paar Lumpen bedeckt, und das während der Thermometer auf dem Gefrierpunkt steht, ohne etwas Eßbares oder Verkaufbares im Hause zu haben, bloß von den nackten Wänden gegen den kalten Wind geschützt, aber ohne ein Dach über sich; denn Balken und Bretter und Ziegel haben sie längst verkauft, um ihr Leben ein paar Tage länger zu fristen. Ich habe Leute auf ihren Betten todt liegen sehen: sie waren aus Mangel an Bedeckung erfroren, und niemand war Zeuge ihres letzten Kampfes gewesen, als die Sterne am Himmel. Ja, diese Hungersnoth ist etwas *wirklich* Furchtbares! Tagtäglich gehe ich von Haus zu Haus wie ein Stadtmissionar oder Armenpfleger in London, sehe aber Dinge, wie sie auch in den elendesten Quartieren der europäischen Weltstadt nicht zu finden sein dürften. Aber es ist gut für mich; der Anblick von so viel Elend und der Gedanke an die eigene Selbstsucht hat etwas Demüthigendes."

„*Pang Tschia Tschwang* (Schantung), 23. Febr. Ich befinde mich in einem großen Dorf des Distriktes Ngen hsien und versuche die von der Hilfskommittee in Tientsin mir zur Verfügung gestellten Gelder so nützlich als möglich anzuwenden. Als ich hieher kam, hatte ich über 200 Taels und jetzt muß ich schon um mehr bitten. Keine Summe wäre zu groß. Meine Absicht ist, mich auf eine geringe Anzahl von Leuten zu beschränken, diesen dann aber auch wirklich durch die Hungersnoth hindurchzuhelfen, was besser ist, als wenn man einer größeren Zahl nur halb hilft. In vielen Dörfern habe ich die Sache bereits systematisch angefangen und mit Hilfe unserer zuverlässigsten eingebornen Prediger und ein paar hervorragenderer Dorfleute, worunter ein Polizeibeamter, die allerärmsten Familien ausfindig zu machen gesucht. Die Erwachsenen

erhalten ungefähr 10 Pfennig und die unter 15 Jahren etwa 6 Pfennig (täglich?) und zwar so, daß die hiezu nöthige Summe alle zehn Tage einer oder mehreren hiezu von den Leuten selbst bestimmten Personen zur Vertheilung anvertraut wird. In den genannten sieben Dörfern unterstütze ich auf diese Weise 88 Familien, 208 Erwachsene und 105 Kinder, mit einem monatlichen Kostenaufwand von 90—100 Taels. Wenn mehr Geld kommt, kann ich die Zahl natürlich vergrößern. Wenigstens $^2/_3$ aller Dörfer dieses Distrikts sind von einem Drittel oder gar von der Hälfte ihrer Einwohner verlassen. Die armen Menschen haben alles aufgezehrt, zuletzt auch noch das Holzwerk an ihren aus Erde gebauten Häusern verkauft und dann den Bettelstab ergriffen. Die meisten Leute sind zu schwach zur Arbeit, viele haben sich auf's Räuberhandwerk gelegt und alles ist in Verwirrung."

Der Mann, dem wir diese letzte traurige Schilderung verdanken und der so tief mit den Leidenden und Sterbenden fühlte, liegt nun selbst in chinesischer Erde. Auf der Reise wurde er vom Typhus befallen, sein treuer eingeborner Diener brachte ihn nach Tientsin zurück, wo er noch fünf Tage krank lag; am sechsten (25. Mai 1878) hatte er überwunden, am siebenten begrub man ihn. Seine Frau war ihm schon Ende des letzten Jahres vorangegangen, ebenso ein Töchterlein. Das einzige Söhnchen, das übrig ist, hat bei einer Schwester des Vaters, Frau Miss. Saddler in Amoy Aufnahme gefunden. John Barradale war noch ein junger Missionar und erst 1873 nach China gekommen, aber schon hatte er das Vertrauen der Leute gewonnen und namentlich in der letzten Zeit mit nur allzu großem Eifer sich der Reise- und Predigtarbeit gewidmet.

Uebrigens war er nicht der Erste, welcher jener Hunger- und Krankheitszeit zum Opfer fiel: gerade eine Woche vor ihm war in Peking Frl. L. A. Campbell von einer amerikanischen Frauen-Missionsgesellschaft ebenfalls am Typhus gestorben, und wieder vier Tage vor dieser (14. Mai) der Methodisten Missionar W. N. Hall (Methodist New Connexion Mission) im fünfzigsten Lebensjahr nach 18-jähriger segensreicher Thätigkeit unter den Chinesen, bei denen er sehr beliebt war und auf welche sein Tod einen überwältigenden Eindruck machte. Am rührendsten aber ist das Ende des jungen Miss. Albert Whiting, der erst im Jahr 1874 von der ameri-

kanischen Presbyterianerkirche war ausgesandt worden, mit einem Kollegen in Nanking die erste evangelische Missionsstation errichtet hatte und Anfang vorigen Jahres auf einen Aufruf hin als Freiwilliger in das Todesland Schansi gezogen war, um Geld auszutheilen und die schwer Heimgesuchten aufzurichten. Schon die Reise war zu viel für ihn, er erkältete sich, bekam den Typhus und starb nach 18-tägigem Leiden in Tai-juen-fu (25. April) von Miss. Richard und einem chinesischen Gehilfen treulich verpflegt. Seine Frau, die einzige weiße Dame in Nanking, ist die Tochter eines amerikanischen Missionars in der Türkei: sie hat den großen Verlust mit christlicher Mannhaftigkeit ertragen und bittet nur, daß man doch Nanking als Missionsstation nicht aufgeben möchte. Mehrere andere Missionare, z. B. James, Turner und King (von der China Inland Mission) haben das gefährliche Fieber auch gehabt, sind aber mit dem Leben davongekommen.

Nicht geringere Opfer haben die Katholiken gebracht. Das südöstliche Petschili verlor seinen Bischof, Msgr. Dubar, die beiden Patres Edel und von Rabaudy, sowie den Laienbruder Pelte, alle vier der Gesellschaft Jesu angehörig, und in Nordwest-Hupe starb der erst am 22. Juli 1877 zum Bischof geweihte Franziskaner Msgr. Paschalis Billi. Im Lauf weniger Wochen wurden diese fünf ebenfalls von ansteckenden Krankheiten, die sie sich im Dienst der Hungernden zugezogen hatten, hinweggerafft. Protestanten und Katholiken — in tausend Dingen von einander abweichend und getrennt — sind also eins gewesen in der Hingabe für die Leidenden und eins auch in der Treue bis zum Tod. Gott sei gelobt für jede Spur vom Ebenbilde seines Sohnes und von der Aehnlichkeit seines Todesleidens, die sich bei diesen wie bei jenen gefunden haben mag.

---

5. Die Frucht.

Wer das Wort Jesu vom Weizenkorn kennt, der kann unmöglich glauben, daß eine solche Aussaat keine Frucht tragen sollte, selbst auf dem dürrsten chinesischen Boden. Lange ehe die Hungersnoth ihren Höhepunkt erreicht hatte, drückten Kaufleute und Missionare die Hoffnung aus, daß aus diesem Unglück doch noch etwas Gutes kommen, gegenseitige Vorurtheile überwunden und der stolze Fremden-

haß der Chinesen gemäßigt werden würde. Viele lachten über die Einfalt derer, welche je Dankbarkeit von heidnischen Chinesen erwarteten. Der Unglaube schüttelte überdies den Kopf, wenn jemand diese schreckliche Hungersnoth im Ernst als eine Heimsuchung Gottes bezeichnete und davon eine Frucht der Erweckung für schlafende Gewissen erhoffte.

Indessen hat es sich nun doch schon gezeigt, daß dergleichen Erwartungen nicht auf Sand gebaut waren. Die Früchte der chinesischen Hungersnoth sind freilich andere, d. h. nicht so unmittelbare, nach Tausenden Erweckter und Getaufter zu berechnende, wie in Südindien, wo ja in Tinneweli und Ramnad 22, in Arkot 6, im Telugu-Land 5 und mehr, in Südmahratta etwa 2 Tausend Heiden sich infolge der großen Nothzeit der christlichen Kirche angeschlossen haben. Hiezu war der chinesische Boden lange nicht vorbereitet genug: erst seit zwei Jahrzehnten ist ja dort das Evangelium in größerem Maßstabe gepredigt worden, und die wenigsten von denen, welche in den beiden letzten Jahren die aufopfernde Liebe der Missionare zu erfahren bekamen, hatten auch nur eine Ahnung von dem eigentlichen Inhalt der christlichen Lehre. Von Massenbekehrungen konnte deßwegen nicht wohl die Rede sein: die hat auch niemand erwartet. Zwar wurden hie und da mehr Leute getauft als in früheren Jahren und Miss. Richard z. B. hatte auf seiner Station 3—400 Taufkandidaten, die sich's etwas kosten ließen zum Unterricht zu kommen und den Sonntag zu feiern. Doch das ist nicht die Hauptsache.

Die Eine große Frucht dieser Hungersnoth und der im Laufe derselben geübten christlichen Liebesthätigkeit besteht darin, daß dem chinesischen Volk vom ärmsten Bettler bis hinauf zum ersten Minister, ja bis zum Kaiser, die Augen dafür aufgegangen sind, daß die fremden Teufel am Ende doch nicht so schlimm sind, daß nicht jeder ein Opiumhändler und Leuteverderber ist, daß nicht Kriegsschiffe und Kanonen ihre Hauptstärke ausmachen, daß namentlich die so vielfach geschmähten und verfolgten Missionare die besten Freunde und Wohlthäter des Landes sind, ja daß — wie der Vicekönig Li Hang Tschang sich ausdrückte, nachdem er vom Tode der Missionare gehört — daß „etwas an einem Glauben sein müsse, der fremde Männer antreibe, nach China zu kommen und freiwillig ihr Leben aufs Spiel zu setzen, ja dasselbe zu

opfern über dem Unterricht und der Hilfeleistung, welche sie dem Volk dieses Landes zu Theil werden lassen!"

Daß es dem letztgenannten hohen Würdenträger*) mit der Annäherung an die christlichen Ausländer Ernst ist, geht aus dem Umstand hervor, daß er am 24. Mai, dem Geburtstag der Königin Viktoria, der Einladung des britischen Konsuls in Tientsin zu einem Festmahl Folge leistete, bei dieser Gelegenheit einen Toast auf die Königin ausbrachte und in den wärmsten und dankbarsten Ausdrücken die Anstrengungen pries, denen die Fremden sich zur Linderung der Noth unterzogen hätten. Der Konsul, Hr. Forrest, bemerkt dazu: „Das ist ohne Zweifel das erstemal, daß ein chinesischer Vicekönig die Einladung eines Konsuls zum Mittagessen angenommen hat und es bedeutet viel für die gute Wirkung, welche die Vertheilung von Gaben an die Hungernden hervorgebracht hat, daß der vornehmste Unterthan des chinesischen Reiches das gethan und überdies seine Bewunderung, wie seine guten Wünsche für Ihre Majestät die Königin ausgesprochen hat. Die Geber jener Beiträge in England werden sich freuen diese Neuigkeit zu hören, welche möglicherweise nicht die letzte Ueberraschung sein wird, die ich für sie habe."

Und im „North China Herald" vom 25. Mai (Barradale's Todestag) schreibt derselbe: „Die Beamten behandeln gegenwärtig die Missionare mit der ausgezeichnetsten Herzlichkeit und stehen ihnen nach Kräften bei. Und was das Volk betrifft, so berichtet uns Hr. Smith triumphirend, daß die Leute endlich ihre Häuser aufgethan und die Austheiler der Gaben daher seit letztem Herbst mehr vom wirklichen chinesischen Leben gesehen haben, als alle anderen Missionare zusammengenommen seit dem Tag, da China sich ihnen öffnete! Er übertreibt nicht. An allen Orten, die bis jetzt besucht

*) Li Hang Tschang ist Vicekönig von Tschili und Handelsminister für Nordchina. Neulich hat ein Mandarin, Li Kwei, der 1876 die Weltausstellung in Philadelphia besuchte, die Beschreibung einer Reise um die Welt herausgegeben, zu welcher Li Hang Tschang die Vorrede geschrieben. In dieser hebt er hervor, auf wie freundschaftlichem Fuß China jetzt mit den auswärtigen Nationen stehe, vergleicht die 5 Welttheile mit ebensoviel Thüren einer Familienwohnung, die sich alle nach einem gemeinsamen Hof hin öffnen, und empfiehlt den regsten Wetteifer in Handel und Industrie: „ohne Konkurrenz kann eine Nation unmöglich ihre Stellung aufrecht erhalten; es ist das nicht bloß eine Frage der Sitte oder Liebhaberei, sondern wirklich eine Nothwendigkeit der Zeiten".

wurden, ist die Ankunft des Fremden mit Entzücken begrüßt und ihm die größte Höflichkeit und Gastfreundschaft entgegengebracht worden, nicht nur von denjenigen, welche seine Wohlthat zu genießen haben, sondern auch von solchen, die ihrer nie bedürfen werden. Die Vertheilung der wohlthätigen Gaben durch die Schaar muthiger und taktvoller Missionare, welche gegenwärtig dieser Arbeit obliegen, wird mehr zur wirklichen Aufschließung China's beitragen, als ein Dutzend Kriege. Jene verhärtete Klasse von Literaten und Gebildeten fängt an, ihre Ansichten über die Ausländer zu ändern und bekennt, daß die Bemühungen derselben zur Unterstützung der leidenden Millionen nicht nur ihnen ein gutes Beispiel, sondern thatsächlich den ersten Antrieb zu allem gegeben haben, was von den Chinesen selbst in dieser Richtung gethan worden. Es ist müßiges Geschwätz mit gewissen Leuten zu sagen: wartet, bis die Hungersnoth vorüber ist und sehet, wie die Leute sich dann wieder benehmen werden. Eine einmal niedergerissene Mauer wird in China nicht wieder aufgebaut: sie wird vor aller Augen da liegen bleiben, aber ihre Steine werden nicht aufgehoben werden, um Ausländer damit zu werfen."

Aehnlich spricht sich ein anderer Augenzeuge (F. H. Balfour, Esq.) aus: „Der Anblick so vieler selbstverleugnender Arbeit und Christus ähnlicher Aufopferung, wie die Missionare während dieser ganzen Nothzeit bewiesen, hat die Chinesen mit Staunen erfüllt. Es hat ihre Augen völlig geöffnet. Was, sollen sie einmal gesagt haben, als sie dem Tausend nach sich um die Missionare schaarten, welche ihnen die so nothwendige Hülfe brachten, sind das die Ausländer, von denen wir so viel gehört haben, die böswilligen, gewissenlosen, falschen Ausländer? In der That, wir wollen nie wieder schlecht von ihnen sprechen oder glauben, was die Mandarinen uns über sie weismachen. Die Mandarinen lassen uns Hungers sterben, während die Ausländer, welche mit uns nichts zu schaffen hatten, ihr eigenes Leben daransetzen, um das unsrige zu retten! [illegible] Meinung [illegible] ist [illegible] weitere [illegible]

[illegible] allen [illegible] Gaben

der Fremden gedankt und der chinesische Gesandte in London in der Times das Gleiche gethan und hinzugefügt hat, „daß das, was England jetzt für ein weit entferntes Land thut, eine That uneigennütziger Liebe ist, für welche das chinesische Volk allezeit sein Schuldner bleiben wird." Noch weitgehender ist die Mittheilung die Miss. Masters (im Methodist Recorder, August 1878) macht: „Der Kaiser hat vom Tod der Missionare gehört und seinen ersten Minister geschickt, um die Namen dieser Männer zu erfahren und sie in der Pekinger Staatszeitung loben zu lassen. Das wurde abgelehnt. Li Hang Tschang sagte, er habe Auftrag ihnen irgend eine Ehre, ein Dankeszeichen anzuthun, aber es wurde abgelehnt. Indessen wurde ihm gesagt, daß wenn er etwas thun wolle, so möchte er die Religion begünstigen (encourage), die solche Selbsthingabe und Barmherzigkeit lehrt. Die kaiserliche Regierung fragt jetzt, in welcher Weise diese Begünstigung (patronage) erfolgen soll (?)."

Von der größten Bedeutung ist jedenfalls ein Artikel in der zu Schanghai erscheinenden chinesischen Zeitung Sinpao*), in welchem die Missionare wegen ihrer Selbstverleugnung gepriesen werden. Es ist das die gleiche Zeitung, welche Jahrelang das Thun und Lassen der Ausländer in der giftigsten Weise begeifert und außerordentlich viel dazu beigetragen hat, die Bitterkeit des chinesischen Volkes gegen alle Fremden zu nähren und zu steigern. Der Artikel lautet wie folgt:

„Unglücklichen beizustehen und Elenden zu helfen ist ein sicherer Beweis für das wohlwollende Herz eines edlen Mannes; noch edler ist's, solche, die von Noth betroffen sind, zu retten und mit seinem Nächsten Mitleid zu haben, denn das ist die philanthropische That eines humanen Mannes. In diesem unserem Reich der Mitte haben mehrere Jahre der Dürre und Theurung die Provinzen Schantung, Schansi, Honan, Schensi und Tschili in große Wüsteneien verwandelt. In Kwantung und Tschili sind überdies durch Ueberschwemmung viele Dämme zerbrochen und ganze Ernten zerstört worden. In Kwantung hat sich dies Jahr wieder zu viel Regen eingestellt, so daß die Reispreise gestiegen und die ärmeren Leute genöthigt sind auszuwandern. Die Missionare der Religion Jesu, welche diese Lage der Dinge aus eigener Anschauung kennen gelernt haben und von

*) oder „Schumpau", hat 8000 Abonnenten, s. „Aus fernen Zonen", Okt. 1878.

edlen barmherzigen Trieben bewegt wurden, haben diese Noth und diesen Mangel als ihren eigenen angesehen und die Ausländer mit Nachdruck aufgefordert zur Linderung der Hungersnoth Beiträge zu geben. So sind wohlthätige Gaben im Betrag von 200,000 Taels aus England, Japan, Singapur und von den verschiedenen in China lebenden Ausländern eingegangen, die bis auf den letzten Heller für die Nothleidenden verausgabt wurden. Ferner sind einige Missionare selbst nach Schantung, Schansi und Honan gegangen, um den Leuten zu helfen. Sie haben sich weder vor durchnässendem Regen und schneidenden Winden, noch vor Mühe und Krankheit gefürchtet, sie haben großen Schaaren das Leben gerettet und in einigen Fällen sich solchen Anstrengungen unterzogen, daß sie darüber ihr Leben verloren. Aber sie fürchten keine Gefahr, scheuen auch nicht vor dem Tode zurück: schon sind andere bereit, das Werk jener fortzusetzen und in ihre Fußstapfen zu treten.

„Ferner haben sie in einer Konferenz zu Schanghai beschlossen, daß der 17. Juni d. J. ein Tag sein sollte, an welchem alle Missionare in sämmtlichen Provinzen die Männer und Frauen ihres Glaubens versammeln und, der Speise sich enthaltend, zum höchsten Herrn des Himmels droben beten und um das Leben der chinesischen Bevölkerung flehen. Das ist gut, und wir erlauben uns die Ehrerbietung vor den himmlischen Mächten und die Liebe gegen alle Menschen zu loben, welche von der Religion Jesu so energisch empfohlen wird. Was das Kin-she oder Enthaltung von Speise betrifft, so ist es der Absicht nach das Gleiche wie Kien-shan oder Einschränkung der Mahlzeiten, wie die Chinesen es üben; Ki-tao aber, d. h. Gebete und Flehen um Hilfe, ist der Wirkung nach das Gleiche, wie die Anrufungen, welche in China an den Himmel gerichtet werden und kommt darauf hinaus, daß man in Nothzeiten Buße thut, um das Mitleid des Himmels herabzuziehen. In China weiß man wohl, daß man sich vor dem Zorn des Himmels in Beugung fürchten muß und daß Glück wie Unglück, Belohnung und Strafe in der Hand des höchsten Herrn des Himmels droben sind. Und das ist's auch, was die Missionare des protestantischen Glaubens bewegt, durch all die Noth, wie wenn es ihre eigene wäre, bewegt, ohne Unterschied der Nation sich aufzumachen, um Beiträge aufzubringen und dem Elend abzuhelfen, so oft es nöthig ist, indem ihr einziger Gedanke der ist: daß der Fehler an ihnen liegt und daß sie

für jedes Leben, das nicht gerettet wird, verantwortlich sind; ja dies treiben sie so weit, daß sie mit völliger Todesverachtung Mühe und Beschwerde auf sich nehmen. Sicherlich ist's für den Menschen schwer, es so weit zu bringen, und doch weist die Religion Jesu zahlreiche Beispiele hievon auf zum Beweis für die Tiefe und Kraft der Rechtschaffenheit der Gesinnung, die man durch dieselbe erlangen kann.

„Laßt uns also die Liebe und das weitherzige Wohlwollen der Missionare dankbar bewundern, die im Stande gewesen sind, ein solches Selbst- und Liebesopfer mit so großer Hingabe darzubringen. Laßt uns auch anerkennen die geheimnißvolle Wirksamkeit und Kraft der Lehre Jesu, von welcher wir solche Beweise haben. Wir nehmen davon hier öffentlich Notiz zur Belehrung aller Edeldenkenden in China."

Solch ein Zeugniß aus Feindes-Mund ist doch gewiß mehr als man irgend erwarten konnte!

Aber auch das halten wir für einen Segen, daß während der Hungersnoth die Missionare und die übrigen Ausländer in China so treulich zu einander gestanden und gemeinschaftlich vorangegangen sind, ja daß trotz aller früheren Geringschätzung und Verleumdung von Seiten der Kaufleute und Zeitungsschreiber es jetzt niemand eingefallen ist, daran zu zweifeln, daß die Missionare als solche das höchste Vertrauen der Europäer wie der Eingebornen verdienen, und daß niemand so geeignet zur Ueberbringung der Gaben an die Armen sei, als eben sie. Wir könnten zahlreiche Zeitungsauszüge als Belege hiefür beibringen, folgender Abschnitt aus dem „Schanghai Courier" dürfte aber genügen: „Wenn wir den Gegensatz zwischen der Arbeit dieser Männer und dem Leben des selbstzufriedenen, großen Haufens bedenken, so können wir nicht anders, als einem hohen Grad von Bewunderung für ihre Treue und Selbstverleugnung Ausdruck geben und für solche Beispiele dankbar sein. Diese Männer sind die Bahnbrecher der Civilisation und des Christenthums, und sie sind in der Schlachtreihe gefallen. Aber es ist erhebend zu sehen, wie andere Freiwillige herzueilen, die Lücken wieder auszufüllen. Keine That des Heldenmuths oder der Selbsthingabe bleibt unbelohnt. Im Gegentheil, eine jede bringt Frucht. Was wir auch sagen mögen, das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche, oder wie Dr. Vaughan es neulich in einem Missionsaufruf so treffend ausdrückte: „Wir brauchen mehr Bischofs-Gräber in fernen Landen." Es ist freilich schmerzlich, an die muthigen und guten Männer zu

denken, welche für die Tausende von Heiden im nördlichen China ihr Leben hingegeben haben, aber wir sind gewiß, daß sie das Wohlgefallen des göttlichen Stifters des Christenthums haben, und ihren Tod dürfen wir nicht als einen Verlust für die Missionssache ansehen. Sie sind lebendige Beispiele des Geistes und der Kraft gewesen, welche wahrer Frömmigkeit innewohnen, und obgleich sie vor manchen älteren abgerufen worden sind, so haben sie doch der Sache des Christenthums wahrscheinlich mehr gedient, als wenn sie länger gelebt hätten."

Sollen wir endlich auch das als eine Frucht der Hungersnoth ansehen, daß der Kaiser von seinen Censoren sich, dem ganzen Hofe und der gesammten Landesregierung gehörig den Text hat lesen lassen, daß er während der größten Noth statt der gewohnten zehn nur drei Speisen auf seiner Tafel erscheinen ließ, daß er öffentlich Buße gethan und erklärt hat: „Wir, die wir über die Millionen unseres Volkes väterlich wachen sollen, fühlen, daß dieses Hinsterben unserer Unterthanen eine Folge unserer eigenen Sünden ist?" Wir wissen nicht, ob diese Demüthigung nur eine Sache der Form ist; vielleicht ist doch auch etwas wirkliche Beugung vor Gott dabei. Jedenfalls ist aber schon das ein Vortheil für China, daß man jetzt auf allerlei Uebelstände aufmerksam geworden ist, welche einer gedeihlichen Entwickelung des Landes im Wege stehen, wie der Mangel an Straßen und Eisenbahnen, die Bepflanzung großer Ländereien mit Mohn statt mit Getreide, das Opiumrauchen, die Gleichgültigkeit und Bestechlichkeit der Beamten, vielleicht auch die Unzuverlässigkeit der heidnischen Götter und das Ungenügende der vielgerühmten chinesischen Civilisation überhaupt. Bereits ist ein strenges Verbot gegen das Anpflanzen von Mohn (Opium), sowie gegen das Branntweinbrennen aus Korn erlassen worden, anderer Proklamationen und Ermahnungen allgemeineren Inhalts gar nicht zu gedenken.

Das alles aber ist nicht genug. Auch in der Christenheit muß sich eine Frucht dieser Hungersnoth zeigen, und zwar darin, daß wir immer innigeres und zugleich thatkräftigeres Mitleid mit den mehr als 400 Millionen heidnischen Einwohnern dieses großen Kaiserreiches bekommen. Wenn wir so weinen lernen „mit den Weinenden", dann werden wir uns einst am Erntetag auch freuen „mit den Föhlichen."

Die allgemeine Missionskonferenz in London.

In der Woche vom 21. bis 26. Oktober 1878 wurde in London eine allgemeine Missionskonferenz gehalten, die hauptsächlich durch die Bemühungen des bekannten Dr. Mullens zu Stande gekommen war und an welcher sich eine große Zahl englischer, amerikanischer und deutscher Missions-Gesellschaften betheiligt haben. Trotzdem daß der ausgezeichnete indische Staatsmann und Gelehrte Sir W. Muir die Eröffnungsrede hielt und theilweise den Vorsitz führte, waren übrigens bei den Versammlungen durchschnittlich doch nicht mehr als 1000 Personen anwesend, viel weniger als z. B. im Mai bei jedem der einzelnen Jahresfeste der verschiedenen Missions-Gesellschaften zusammenzukommen pflegen. Es hatte wohl an der Bekanntmachung gefehlt. Auch die Zeitungen, die sonst gerne Missionsnachrichten aufnehmen, schenkten der Konferenz keine oder nur geringe Aufmerksamkeit, was sich vielleicht daraus erklärt, daß das Lokal derselben, das Mildmay-Park-Vereinshaus, stark als pietistisch verschrieen ist und überdies in einem Stadttheil liegt, der den gewöhnlichen Zeitungsberichterstattern eine terra incognita (unbekanntes Land) sein soll. Zur Anregung des Missionsinteresses und zur Verbreitung von Missionskunde in weiteren Kreisen hat diese Konferenz also wohl nicht viel beigetragen. Dagegen wird gerühmt, daß die Vertreter einer Reihe von Missionsgesellschaften und die zahlreichen Missionare, welche anwesend waren, nicht nur durch brüderlichen Verkehr und gegenseitigen Austausch von Erfahrungen, Ansichten, Vorschlägen sich selbst gefördert, sondern durch ihre statistischen und sonstigen Mittheilungen auch einen schönen Beitrag zur Kenntniß des gegenwärtigen Standes der gesammten evangelischen Missionsthätigkeit geliefert haben, der im Konferenzbericht auch dem großen Publikum zugänglich gemacht werden wird.

Die uns bis jetzt zugegangenen Mittheilungen über die Konferenz sind so dürftig, daß wir nicht viel mehr als das Programm und einige Notizen geben können. In seiner Eröffnungsrede sprach Sir W. Muir von den früheren Vorurtheilen gegen die Mission,

die jetzt fast ganz beseitigt seien, rühmte den großen Einfluß, welchen dieselbe nicht nur auf die Eingebornen, sondern auch auf die Europäer in Indien ausübe, wo es sehr schwer sei, ohne geistliche Stärkung und christliche Gemeinschaft den versuchlichen Einwirkungen des Heidenthums Widerstand zu leisten. Deßgleichen lobte er den Grundsatz der Arbeits- und Gebietstheilung, der in Indien von den meisten Missionen befolgt werde, sowie die Förderung, welche dem Bewußtsein von der Geisteseinheit aller Christen durch die Mission zutheil werde. Nach ihm sprach Dr. Mullens über das Zusammenwirken der verschiedenen Missions-Gesellschaften, wie es sich namentlich bei den neuesten Unternehmungen in Ostafrika als so segensreich erwiesen habe. Er erwähnte auch, daß in London monatlich eine gemeinschaftliche Konferenz von den Sekretären aller evangelischen Missions-Gesellschaften gehalten werde und daß der Vorschlag, diese allgemeine Missions-Konferenz zu veranstalten, aus einer solchen Zusammenkunft hervorgegangen sei.

Am Dienstag waren Afrika und Westindien der Gegenstand der Vorträge und Besprechungen, nachdem vorher die Vertreter der verschiedenen auswärtigen Missionen vorgestellt worden waren (z. B. aus Berlin Dr. Wangemann und Lic. Plath, aus Barmen Dr. Schreiber, aus Basel Missionar Schrenk u. s. w.). Dr. Underhill sprach über die Folgen der Sklavenemancipation in Westindien: zur Zeit der Emancipation habe nach jahrelanger Abnahme die Bevölkerung 800,000 Seelen gezählt, jetzt sei sie auf 1,039,000 angewachsen. In demselben Maßstab hätten sich Kirchen und Kapellen vermehrt. Nachdem anfangs von den Regierungen nichts für die Schulen gethan worden, gebe es jetzt in Jamaika allein 569 Schulen, in ganz Westindien 1123. Von je 13 Einwohnern sei einer ein Abendmahlsgenosse, kein so schlechtes Verhältniß selbst im Vergleich mit europäischen Zuständen.

Sir T. Fowell Buxton schilderte die neueren Fortschritte in der Aufschließung Afrikas und den Einfluß derselben auf die Mission. Miss. Smith, früher in Südafrika, hob die dortigen Missionserfolge hervor, Dr. Wangemann erzählte von der Berliner Missionsarbeit daselbst, rühmte die Gabe der Armut, welche die deutschen Missionare vor allen anderen besäßen, und klagte über die Ungerechtigkeit der Behörden in Betreff der bekannten Grundbesitzfrage in Pniel, ja fragte, ob von den Anwesenden niemand

im Stande sei, durch seinen Einfluß die südafrikanische Regierung umzustimmen. Dr. White von der amerikanischen Freedmen's Mission berichtete, daß seine Gesellschaft bereits 9 befreite Sklaven aus Amerika nach Südafrika geschickt habe und sprach sehr warm von den guten Eigenschaften der Schwarzen, die einer wahren Johannesliebe fähig seien u. s. w. Ein anderer Redner hob hervor, daß die Ausdehnung der britischen Macht in Südafrika eine Frucht der dortigen langjährigen Missionsthätigkeit sei.

Große Bewegung in der ganzen Versammlung brachte das Auftreten des greisen Moffat hervor, der schon 1816 zum erstenmal nach Afrika ausgezogen war und nun bezeugte, daß er von ganzem Herzen bereit wäre, jetzt wieder dahin zurückzukehren, wenn er könnte. Der Schotte Dr. Stewart sprach hauptsächlich über das große Erziehungsinstitut in Lovedale im Kafferland, aus welchem Livingstonia herausgewachsen sei und in welchem jetzt auch schon 5 Eingeborne vom Njassasee als Zöglinge seien; Bischof Perry bat, die sechs Diözesen der anglikanischen Kirche in Südafrika und die Arbeit der Ausbreitungsgesellschaft daselbst nicht zu vergessen, Missionar Schrenk gab einen Ueberblick über den Stand der Basler Mission auf der Goldküste, Major Malan pries den frommen Sinn vieler südafrikanischer Christen und ihre Befähigung für den Missionsdienst. Hr. Appia aus Paris erzählte von den Leistungen der französischen Brüder im Basutolande und hob u. A. hervor, daß durch den Einfluß derselben einmal der Verkauf berauschender Getränke dort völlig verboten gewesen sei. Jetzt ist es freilich anders. Hr. Hutchinson sprach über die Unterdrückung des afrikanischen Sklavenhandels und den Zusammenhang zwischen der west- und der ostafrikanischen Missionsarbeit.

Ferner kam die Verwendung von christlichen Aerzten in der Mission zur Sprache. Der Edinburger Dr. Lowe hielt darüber einen Vortrag. Es wurde hervorgehoben, daß dieselben womöglich zugleich ordinirt oder doch als Laienevangelisten förmlich beauftragt und als Missionare im eigentlichen Sinne anerkannt sein sollten. Dies werde sie davor bewahren, weltliche Anstellungen oder einträgliche Privatpraxis anzunehmen. Endlich sprach noch eine Dame, Signora Liva aus Mexiko, die ohne jede Beeinflußung von außen allein durch das Lesen der Bibel zum Glauben gekommen war, dann eine Zeitlang dort gewirkt hatte und nun mit Begeiste-

rung von der Evangelisation Mexiko's redete, wo bereits 61 evang. Gemeinden mit 70,000 Bekehrten, darunter einigen früheren Priestern, gegründet seien, und dringend bat: kommet herüber und helft uns! Wir erwähnen hier gleich, daß im Verlauf der Konferenz noch einige Damen zu Worte kamen, namentlich Frau Ferguson und Frau Etherington, welche ein anschauliches Bild von den nordindischen Zenanas und der Missionsarbeit darin entwarfen, und dann Fräulein West von der amerikanischen Mission in der asiatischen Türkei und Frau Urmston. Die amerikanische Unsitte des Frauenredens und die damit zusammenhängende Ueberschätzung der Frauenmissionsarbeit überhaupt wird scheint's auch in England immer allgemeiner. Von der jetzt wieder in Indien thätigen Frau Weitbrecht wurde ein Aufsatz vorgelesen, der nach einem englischen Bericht „die ganze pathetische Kraft ihrer Schriften" besaß, was deutschen Ohren auch etwas kurios klingt.

Am Mittwoch kamen Indien, China, Japan, Barma, Siam und Ceylon an die Reihe. Die Berichte über diese Länder nahmen auch noch den Donnerstag Vormittag in Anspruch. Die erste Hauptrede wurde gehalten von Miss. Sherring aus Benares, der die ganze indische Missionsgeschichte in zwei Perioden theilte, in die Zeit, wo eigentlich nur für die Zukunft Material gesammelt und Vorbereitungen getroffen wurden, und in die Zeit, wo das alles nun zur Anwendung gekommen ist. Seine statistischen Zusammenstellungen wiesen in geschickter Weise nach, daß es trotz sehr langsamer Fortschritte an manchen Orten im Ganzen doch großartig vorangegangen sei. Namentlich hob er hervor, daß man durch scheinbare, wenn auch langjährige Erfolglosigkeit sich nicht zur Ungeduld verführen lassen dürfe: in Visagapatam habe die Londoner M.-G. 30 Jahre lang scheinbar vergeblich gearbeitet, bis der Erstling getauft werden konnte, und jetzt seien dort mehrere blühende Gemeinden; ähnlich sei es an anderen Orten gegangen, z. B. auch in der so reich gesegneten Goßnerischen Mission unter den Kols.

Dann folgte ein glänzender Vortrag des jetzigen Missions-Sekretärs der freischottischen Kirche, Dr. M. Mitchell, über das indische Erziehungswesen und dessen Einfluß auf die Ausbreitung des Christenthums in Hindostan. Er zeigte, daß die Regierung durch ihre zahlreichen Schulen eigentlich nur den Missionsanstalten einer-, den einheimischen Hindu- und muhammedanischen Schulen

andrerseits Konkurrenz mache und am Ende mehr schade als nütze, weßwegen er vorschlage, die Regierung solle, da sie dem Volk doch keine christliche Erziehung bieten könne, lieber ganz auf ihr Unterrichtssystem verzichten und sich mit der Beaufsichtigung und Unterstützung der Privatschulen begnügen. Dem widersprach aber später Miss. Hughes aus Peschawer, indem er die Regierungsschulen nachdrücklich in Schutz nahm und zu zeigen suchte, daß nicht diese, sondern überhaupt die ganze in Indien täglich mehr eindringende europäische Bildung an dem überhandnehmenden Unglauben schuld sei. Als wünschenswerth bezeichnete er es, wenn die Regierung dafür Sorge tragen wollte, daß an ihren Universitäten (Kalkutta, Madras, Bombay) auch theologische Examina mit Ertheilung entsprechender Grade und Titel als eine Aufmunterung zu christlichem Studium und eine Anerkennung der längst bestehenden theologischen Missionsseminare eingerichtet würden.

Lic. Plath erzählte manches Ermunternde von seiner Visitationsreise in Nordindien und theilte das Neueste aus der Mission in Tschota Nagpur mit, der Wesleyaner Jenkins las ein Referat über die Frage: „In wieweit wird die Verbreitung des Christenthums durch die allgemeinen Wahrheiten, welche dem Hinduismus und dem Islam zu Grunde liegen und von denen man annimmt, daß sie mit den Wahrheiten des Evangeliums harmoniren, unterstützt oder gehindert?" Professor Legge schilderte die Ergebnisse der Missionsarbeit in China: nach 300-jähriger Thätigkeit hat die katholische Kirche dort etwa 500,000 Bekehrte, die protestantische nach eigentlich nur 30-jähriger Arbeit ungefähr 50,000, darunter 13,000 Abendmahlsgenossen. Miss. Whitmee fügte einiges über die Chinesen in Australien hinzu und machte darauf aufmerksam, daß hier für zurückgekehrte chinesische Missionare ein für ihre Gesundheit sehr empfehlenswerthes und in geistlicher Beziehung hoffnungsvolles Arbeitsfeld sei. Ein wichtiger Wink, wie uns dünkt.

Ueber Japan hielt Dr. Hepburn einen Vortrag, der zu den belehrendsten und anregendsten der ganzen Konferenz gehörte, und über China sprachen nachträglich noch Miss. Taylor und Macarthy. Der letztere hob es als eine schöne Fügung der Vorsehung hervor, daß in Folge der Ermordung des englischen Konsularbeamten Margary in Yunnan nun den Ausländern die Freiheit zugestanden sei, in allen Theilen China's nach Belieben herumzureisen,

und daß seither auch schon große Missionsreisen in den verschiedensten Gegenden des Reiches ausgeführt worden seien. Er selbst habe ganz Südchina von der Küste bis nach Bhamo, 1000 Stunden weit, durchzogen, sei nie um seinen Paß gefragt worden, habe nirgends den Schutz der Mandarine suchen müssen und sei überall, z. B. selbst an eben dem Orte, wo Hr. Margary ermordet wurde, von Schaaren aufmerksam lauschender Chinesen angehört worden.

Ueber Holländisch-Indien berichtete aus eigener Anschauung Dr. Schreiber: in Borneo, Celebes und Java nehme die Ausbreitung des Islam in riesigem Maßstabe zu, was zum Theil daher komme, daß das Malaiische, die Sprache der Muhammedaner, zur Regierungssprache erhoben worden sei; die Beamten seien nun alle Muhammedaner und das Volk sei nur zu geneigt, sich von ihnen leiten zu lassen. Im ganzen hinterindischen Archipel seien 50 holländische Missionare, die Vertreter von 8 verschiedenen Gesellschaften, thätig. Aber es müsse noch viel mehr geschehen, wenn dem Ueberhandnehmen des Islam Einhalt geboten werden solle.*) Ueber die Basler Mission in Indien theilte Miss. Schrenk das Wichtigste mit, und der frühere Beamte F. Anderson fügte dem Gesagten das warme Zeugniß eines, der selbst gesehen hat, hinzu, indem er namentlich an Hebich, den „Moody unter den Europäern Südindiens", erinnerte.

Sehr interessant war der Donnerstag Nachmittag, an welchem über Madagaskar, Polynesien, die nordamerikanischen Indianer, Patagonien, Feuerland u. s. w. berichtet wurde. Der Londoner Miss. Whitmee schilderte besonders anschaulich die merkwürdigen Siege und Fortschritte der Mission im malaiischen Polynesien, wo es bereits 346,000 Christen, darunter 68,000 Abendmahlsgenossen gebe; Admiral Prevost entwarf ein Bild von der segensreichen Thätigkeit seines Freundes, des Laienmissionars Duncan, im fernen Metlakahtla**) und Miss. Blencowe sprach über den Einfluß der Kolonisation auf die Eingebornen Südafrikas, den er trotz mancher Aergernisse im Allgemeinen als einen guten darstellte.

Am Freitag waren die Muhammedaner, Juden, Armenier, Nestorianer, Kopten, Syrer, Griechen u. s. w.

*) In unsrer nächsten Nummer soll eine von Hrn. Dr. Schreiber selbst für unser Blatt aufgezeichnete deutsche Bearbeitung dieses interessanten Vortrags erscheinen.

**) Siehe „Metlakahtla", Missionsbuchhandlung, Basel.

auf der Tagesordnung. Miss. Hughes sagte, in Asien gebe es 113, in Afrika 50, in Europa 6 Millionen Muhammedaner und in Centralasien, im indischen Archipel, wie auch in Afrika sei ihre Zahl immer noch im Wachsen; an Lebenskraft dagegen nehme der Islam entschieden immer mehr ab. Unter gebildeten Muhammedanern sei der Unglaube vorherrschend. In der Türkei sei wohl nicht viel zu machen, mehr in Persien und Indien Bei der Arbeit unter Muhammedanern solle man sich möglichst auf Hausbesuche, Einzelgespräche und Schriftenverbreitung beschränken, da durch öffentliche Disputationen nur die Rechthaberei und der Fanatismus der Leute angefacht werde. Hoffnungsvoller in Betreff der Türkei sprach sich Dr. Blackwood aus, dem Dr. Bliß aus Konstantinopel beistimmte: es gebe doch schon 100 evangelische Kirchen im Lande und in vielen derselben sei neuerdings auch ein Gottesdienst in türkischer Sprache eingeführt worden, wozu doch hie und da ein Muhammedaner sich einstelle. Der Bibelverbreitung stehe gar nichts im Wege, und auch die Censur der christlichen Traktate und Bücher sei nur eine nominelle. Ein geborner Syrer, Hr. Tinu, jetzt englischer Geistlicher, erzählte von den zahlreichen Muhammedanern in London, daß unter ihnen auch manche Bekehrungen vorgekommen seien.

Ueber die in Syrien von Frau Thompson gegründeten Schulen berichtete ihre Schwester, Frau Smith aus Beirut, daß dieselben in blühendem Zustande seien, Muhammedaner, Drusen und Christen da friedlich nebeneinander säßen und viel guter Same ausgestreut werde. Beim Tode ihrer Schwester seien in 23 Schulen bereits 1700 Kinder unterrichtet worden — nach nur siebenjähriger Arbeit. Ueber das ähnliche Werk der Frl. Whately in Kairo und Damiette wurde ein Aufsatz, den sie selbst geschrieben und eingesandt hatte, vorgelesen. Vor 18 Jahren habe sie angefangen, zuerst sei es schwer und langsam, dann aber über Erwarten vorangegangen. Die jetzigen Schulhäuser in Kairo seien vor 7 Jahren errichtet worden und hätten 80,000 M. gekostet. 500 Kinder, 300 Knaben und 200 Mädchen besuchten dieselben gegenwärtig; von den Knaben sei die Hälfte muhammedanisch, von den Mädchen zwei Drittel. Auch in Folge der neuerdings eröffneten ägyptischen Regierungsschulen habe der Besuch der Missionsschulen, wo regelmäßig in der h. Schrift unterrichtet werde, nicht abgenommen. Ebenfalls über Aegypten referirte der amerikanisch-presbyterianische Missionar Dr. Watson:

Seine Kirche arbeite dort seit 17 Jahren; gegenwärtig seien 8 Missionare und deren Frauen auf dem Platz, überdies 6 unverheiratete Damen, 4 einheimische Pastoren, 7 noch nicht ordinirte Prediger, 7 Kolporteure, 4 Bibelfrauen. Es bestehen 30 Tagschulen mit 424 Kindern und 2 Erziehungsanstalten mit 51 Kindern, ein höheres Gymnasium mit 75 Schülern und ein theologisches Seminar mit 11 Studenten, 6 Gemeinden mit eingebornen Aeltesten und Diakonen, 28 Gottesdienstlokale und 850 Abendmahlsgenossen, und die Bekehrten häten i. J. 1877 die uns europäische Christen beschämende Summe von 20,200 M. für religiöse Zwecke gegeben!

In Aegypten gebe es $4^1/_2$ Millionen Muhammedaner, 300,000 Kopten und 25,000 Syrer; die presbyterianische Mission widme sich hauptsächlich den Kopten, die zwar Namenchristen, aber nicht besser als die Muhammedaner seien. In die Schulen kommen aber immer auch muhammedanische Kinder, und im letzten Jahr seien drei Muhammedaner bekehrt worden. Ihre Absicht sei eine selbständige evangelische Kirche in Aegypten zu gründen und dieser Wunsch bereits auf dem Wege der Erfüllung, da die meisten Gemeinden ihre Pastoren aus eigenen Mitteln besolden und überhaupt selbst für ihre Bedürfnisse sorgen.

Was über die Evangelisationsarbeit in katholischen Ländern, über die Thätigkeit der Bibel- und Traktatgesellschaften berichtet wurde, übergehen wir und erwähnen aus diesem Gebiet nur das Auftreten eines merkwürdigen Mannes aus Sicilien, des Signor Varnier, der s. Z. als Jesuiten-Missionar nach Indien gegangen und dort evangelisch geworden war, dann lange Jahre als Missionar der englischen Ausbreitungsgesellschaft gearbeitet hatte und seit 1863 in Messina unter seinen Landsleuten das Evangelium zu verbreiten sucht. Ein anderer durch ihn gewonnener Priester ist jetzt sein Gehilfe und durch ihre vereinten Bemühungen sind bereits fünf Gemeinden ins Leben gerufen worden.

Zum Schluß der ganzen Konferenz wurde noch eine große öffentliche Missionsversammlung in der Exeterhalle unter dem Vorsitz des unermüdlich für alles Gute eintretenden Lord Shaftesbury gehalten. Der Grundton, aus welchem hier von berufenen und erfahrenen Männern geredet wurde, war der: „Wir sind auf der Seite des Siegs“, d. h. alle Arbeiten und Erfolge auf dem Gebiet der äußeren wie der inneren Mission bestätigen die Ueber-

zeugung, welche wir ohnedies im Glauben schon haben, daß das Evangelium noch alle feindlichen Gewalten überwinden und zuletzt das Reich Gottes über den Trümmern des Heidenthums, des Abfalls und aller Weltherrlichkeit triumphirend sich erheben wird.

Vielleicht kommt es manchem ernsten Christen wie ein Luxus vor, daß man immer wieder nicht nur in der Heimat, sondern auch draußen auf den Missionsfeldern selbst solche „Konferenzen" hält; aber es wird doch auf denselben nicht bloß geredet, sondern auch gebetet und unter dem Segen christlicher Gemeinschaft noch gar manches gewirkt, was sich der äußeren Wahrnehmung und Berichterstattung freilich entzieht, deßwegen aber nicht weniger wirklich und werthvoll ist. Diejenigen, welche an der Konferenz selbst theilgenommen haben, scheinen sehr befriedigt von derselben zurückgekehrt zu sein. Ein Redner schlug sogar vor, es möchte alle Jahr eine solche, wenigstens in kleinerem Kreise, abgehalten werden.

Uebrigens ist dies erst die zweite allgemeine Missionskonferenz, welche in England gehalten wurde. Die erste fand im Jahr 1860 zu Liverpool statt, und der dicke Band, in welchem die Vorträge und Berichte von damals zusammengestellt sind, ist heute noch eine Fundgrube, aus welcher schon mancher Missionsarbeiter sich Belehrung und Anregung geholt hat. Ohne Zweifel wird auch der ausführliche Bericht über die letztjährige große Konferenz ein Buch von bleibendem Werthe sein. Erschienen ist derselbe noch nicht.

Missions-Zeitung.

Indien.

Im verflossenen Jahr sind wenigstens 40,000 Heiden zum Christenthum übergetreten; 23,000 zur englischen Kirche, hauptsächlich in Tinneweli, Ramnad und Ahmednagar, 9000 zu den Baptisten im Teluguland, 6000 zur reformirten Kirche in der amerikanischen Arkot-Mission, und wenn man die Neubekehrten der übrigen Gesellschaften nach dem Durchschnitt der letzten Jahre auch nur auf 6000 berechnet, so sind's zusammen schon 44,000. Am merkwürdigsten ist die Zunahme der Gemeindeglieder in Ongole im Teluguland, wo der amerikanische Miss. Clough mit seinen eingebornen Gehilfen vom

16. Juni bis zum 31. Juli allein 8691 Heiden taufen konnte. Ongole liegt 25 Stunden nördlich von Nellur und wurde im Jahr 1853 zum erstenmal von einem amerikanischen Baptisten, Miss. Jowett, besucht, aber erst am Neujahrstag 1867 konnte hier eine kleine Gemeinde gegründet werden — von nur 8 Seelen. In 10 Jahren waren aber aus den 8 schon 3269 geworden, darunter 16 eingeborne Missionsgehilfen und 6 eingeborne Geistliche. Anfang 1877 mußte aber wegen der Hungersnoth, welche dem Miss. Clough und seinen Gehilfen allerlei äußere Arbeiten auferlegte, die eigentliche Missionsarbeit fast ganz eingestellt werden. Seit dem 15. März 1877 wurden keine Taufkandidaten mehr angenommen, obgleich einmal 1500 zugleich sich meldeten. 15 Monate lang taufte man niemand, theils aus Vorsicht, theils aus Mangel an Zeit zum Unterricht u. s. w. Und nun strömen die Leute herein!

— Ein Parsi-Dichter, B. M. Malabari, hat ein Gedicht in der Gudscherati-Sprache veröffentlicht, welches Wilson Virah betitelt ist und die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben des verstorbenen Miss. Dr. Wilson besingt. — In Benares ließ der Maharadscha Sindia an einem bestimmten Tage des September v. J. jedem Armen, der sich einstellte, 4 Mark auszahlen. Als die Pforte zum Garten geöffnet wurde, in welchem die Vertheilung vor sich gehen sollte, war der Zudrang so groß, daß ungefähr 10 Personen erdrückt, mehrere andere schwer verletzt wurden.

— Der Bombay Guardian berichtet mit Schmerz, daß der Gouverneur von Bombay im Hause eines vornehmen Hindu sich an dem letzten Ganupatifeste in der Weise betheiligte, daß er eine halbe Stunde dagesessen sei, einen Lobgesang auf den Götzen angehört und den Anbetenden zugesehen habe, alles wie wenn er völlig einverstanden damit gewesen wäre. Der Vorsteher der ersten Regierungsschule in Bombay fährt fort, öffentlich das Christenthum anzugreifen und gegen die heidnischen Religionen herabzusetzen, wie wenn das Neutralität in Religionssachen wäre! Doch soll ihm von seinen Vorgesetzten neulich ein Wink zugegangen sein, vorsichtiger zu sein.

— In Kaschmir herrscht furchtbare Hungersnoth. Ganze Gegenden sind schon entvölkert. Nach der schwärzesten Darstellung soll ein Drittel der Bevölkerung bereits gestorben, ein Drittel ausgewandert und nur ein Drittel — im traurigsten Zustand — noch übrig sein. Die armen Unterthanen sagen, der Maharadscha und seine Minister pressen ihnen das Blut aus, wie ein Waschermann das Wasser aus seiner Wäsche! Sie fluchen ihm. Die Mißregierung ist aber auch kolossal gewesen. Es verlautet, daß die englische Regierung einen Dr. Scully nach Kaschmir geschickt hat, um nach den Ursachen der Hungersnoth zu forschen.

— In Krischnagar hat die englisch-kirchliche M.-G. ungefähr 6000 Bekehrte. Es hat sich herausgestellt, daß diese sich in Hindu-Christen und Moslem-Christen, je nach ihrem früheren Bekenntniß, scharf trennten und mit einander die Paria-Christen höchst unchristlich verachteten, ja tyrannisirten. Wenn ein eingeborner Geistlicher im Begriff war, ein Paria-Christenkind zu taufen, so drohte seine Gemeinde, von ihm abzufallen, kam ein Paria-Christ in die Kirche, so wurde er fortgewiesen, trat er zum Altar, so zogen sich die andern zurück. Da die verschiedenen „Kasten" in verschiedenen Dörfern wohnen und diese Gemeinden überdies ihre Angelegenheiten ziemlich selbständig abmachen, kamen die Missionare erst allmählig hinter den Skandal. Als Miss. Vaughan mit 40 Gemeindevertretern eine gemeinschaftliche Synode halten wollte, protestirte die Mehrzahl gegen die Anwesenheit der Paria-Christen, etwa 10 an der Zahl. Es kam zum völligen Bruch. Die Missionare baten und überredeten vergeblich. Der alte Kastengeist war in voller Kraft wieder losgebrochen. Erst nach einigen Monaten wurde es besser, so daß eine gemeinschaftliche Konferenz und sogar ein gemeinschaftliches Abendmahl gehalten werden konnte.

Merkwürdig ist, daß die Vertheidiger einer gemäßigten Beibehaltung des Kastensystems in Indien selbst eher zu- als abnehmen. Der bekannte Prof. Dr. K. M. Banerdschi sagt z. B. in einem Vortrag über „Ursprung und Entwicklung der Kaste": „Die Kaste kann kaum eine ausschließlich religiöse Einrichtung genannt werden, obgleich sie in mancher Hinsicht religiös beobachtet wird. Die Masse der Bevölkerung setzt sich aus gemischten Klassen zusammen, für welche von unseren klugen Gesetzgebern keine Rangunterschiede festgesetzt wurden. Außer daß alle die Brahmanen verehren, gibts keine Klasse, die zugeben würde, daß sie einer anderen untergeordnet sei. Deßwegen ist auch keine Gefahr vorhanden, daß jemand darnach trachten würde, aus einer Kaste in die andere aufzusteigen. Jedermann bleibt geduldig bei den Obliegenheiten seines eigenen Standes. Englische Aufklärung und Umgang mit Europäern hat hierin übrigens viel geändert. Die Zufriedenheit, mit welcher man sich auf die Pflichten seines eigenen Standes beschränkte, ist jetzt so gut wie verschwunden. Die Sache will zart angefaßt sein. Die Kaste ist ein Uebel, dessen plötzliche oder gewaltsame Ausrottung ein Uebel herbeiführen könnte, das viel größer wäre als die Kaste selbst in ihrer schlimmsten Gestalt. Das Heilmittel könnte leicht schlimmer sein als die Krankheit "

— Herr Hägert, ein unabhängiger Missionar unter den Santals, hat auf seiner Station Bethel 45 Kommunikanten und 12 Zöglinge in der Schule. Im Jahr 1877—78 taufte er 12 Personen und behandelte 1500 Kranke. Unter ihm stehen 5

Santal-Lehrer und 5 Dorfschulen. Ein junger Schotte, Paterson, aus dem Missionshaus des Herrn G. Guinneß ist ihm neulich beigesellt worden.

— Trotz allem Fortschritt gehören scheints Menschenopfer noch immer nicht zu den unmöglichen Dingen in Indien. In Mainpuri wurde der ausgeweidete Leichnam eines jungen Mannes, der um Mitternacht ausgegangen war, um Medicin für seinen kranken Vater zu holen und nicht zurückkehrte, in einem Brunnen bei zwei kleinen Tempeln gefunden. In einem der letzteren fand man Blut und andere Spuren der Mordthat und die weitere Nachforschung ergab, daß der arme Jüngling der grausamen Göttin Kali zu Ehren war geschlachtet worden. Dr. Chevers behauptet, daß ähnliche Fälle selbst in den letzten 20 bis 30 Jahren von Zeit zu Zeit vorgekommen seien. Das Gerücht sagt, daß sogar der Radscha von Dschaipur bei seiner Thronbesteigung 1860—61 ein Menschenopfer gebracht haben soll, doch ist das nicht erwiesen.

— In der Bombay-Präsidentschaft haben sich wiederholt Heuschreckenschwärme gezeigt, eine ganz neue Erscheinung in Indien. Die Zahl der Opfer der Hungersnoth wurde neulich vom Bombay Guardian auf 5 Millionen angegeben.

Oceanien.

Neuseeland. Der neue Bischof von Waiapu, Stuart, nimmt sich treulich der Eingebornen an und hat im April eine Zusammenkunft mit solchen Maoris in Tauranga gehabt, die noch immer nicht zur englischen Kirche, der sie früher angehörten, zurückgekehrt sind. Es waren ihrer 150 unter freiem Himmel versammelt. Sie erklärten, vor dem Krieg seien sie eins mit der Kirche gewesen, dann sei der Krieg gekommen und ihre Lehrer hätten sie verlassen, sie seien nicht schuld an ihren Spaltungen, übrigens fehle es ja an solchen auch unter den englischen Christen nicht, die Weißen seien an allem schuld, sie könnten sich der Kirche nicht eher wieder anschließen, als bis sie gesehen, wie dieselbe sich in Zukunft stellen werde; einige von ihnen hätten aber immer noch den kirchlichen Gottesdienst, sängen Psalmen und Bibelverse 2c. Andrerseits erklärte ein Häuptling, er und seine Leute seien der Kirche immer treu geblieben, man solle ihnen nur einen eingebornen Geistlichen oder wenigstens einen Vorleser geben. Der Bischof antwortete, er wolle nicht untersuchen, wer oder was an den Streitigkeiten schuld sei, er habe das Haus in Flammen gefunden und sehe sich nur nach Wasser zum Löschen um, ohne zu fragen, wer es angezündet; das Schiff sei nun einmal gestrandet, da helfe es nichts, wenn man nachforsche, an welchem Felsen, sondern es handle sich darum, die Mannschaft zu retten. Gott sei Dank! Eins sei aus dem Schiffbruch gerettet, das Buch, die Bibel; es freue ihn,

daß sie dies Buch noch in Gebrauch hätten. Dies Buch handle von Christus. Zu Ihm sollten die Abgefallenen zurückkehren und nicht aus ihrer Nationalität einen Götzen machen. Es thue ihm leid, daß er noch nicht Maori sprechen könne, er hoffe aber es zu lernen, wenn er also auch nicht recht mit ihnen reden könne, so könne er doch für sie reden, für sie beten — zu Gott.

(C. M. Intell.)

— Der Sydney Morning Herald berichtet über die Ermordung der wesleyanischen eingeb. Lehrer in Neubritannien: Am 8. April erhielt Miss. Brown, der Vorsteher dieser Mission, die erste Kunde vom traurigen Vorfall. Er begab sich sofort auf die betreffende Station und fand, daß vier seiner Lehrer auf einer Entdeckungsreise, die sie in's Innere machten, getödtet, in Stücke geschnitten, zur Verspeisung in verschiedene Dörfer geschickt und hier, gekocht, gefressen worden waren. Die Mörder hatten recht viele ihrer Landsleute zu Mitschuldigen machen wollen. — Unglücklicherweise hielt Miss. Brown es für seine Pflicht, eine kriegerische Expedition gegen die Wilden zu organisiren, und diese leisteten so energischen Widerstand, daß sie erst, nachdem mehr als 50 von ihnen gefallen waren, um Frieden baten. Die Missionsgesellschaft hat ihr lebhaftes Bedauern über das nicht zu billigende Verfahren des Miss. Brown ausgedrückt.

— Loyalitäts-Inseln. Die Protestanten in Uvea sind ohne einen Missionar, und die beiden katholischen Priester reden ihnen beständig vor, sie sollten „die englische Religion" aufgeben, von welcher sie ja doch im Stich gelassen seien. Trotzdem hat sich ihre Zahl gemehrt und solche, die 1872—73 in der katholischen Verfolgung abfielen, sind zurückgekehrt. Der Häuptling, welcher damals der Hauptverfolger war, ist gestorben. Auf dem Todbette noch gab er den Protestanten die Grundstücke zurück, deren er sie beraubt hatte. Die Getödteten konnte er freilich nicht wieder lebendig machen. Sein Gewissen plagte ihn sehr, trotz alles priesterlichen Zuspruchs. Im Septbr. v. J. ist übrigens Miss. Creagh mit seiner Familie auf die Loyalitäts-Inseln zurückgekehrt. Ein junger Miss. Hadfield begleitete ihn. So wird wohl den armen Leuten auf Uvea geholfen werden. — Keuchhusten und Ruhr grassiren arg auf den Loyalitäts-Inseln und in Neukaledonien.

— Australien. In Queensland ist der Parlamentsbeschluß, daß jeder in der Kolonie landende Chinese mit einer Kopfsteuer von 200 M. zu belegen sei, nunmehr zur Ausführung gelangt. Diese ungerechte Besteuerung verstößt offenbar gegen alles Völkerrecht und fängt an, auch unter den Weißen Unwillen zu erregen.

— Der Geistliche G. Taplin, langjähriger Vorsteher der Missionsanstalt für Eingeborne am Point Maclear an der Ostküste des Alexandrina-Sees in Südaustralien, hat eine Grammatik

der Sprache des Narrinjerie-Stammes geschrieben, welche auf Regierungskosten gedruckt wird. — Hawaii. Im Bezirk Kona ist infolge lang anhaltender Dürre eine Hungersnoth ausgebrochen, der schon mehrere Eingeborne erlegen sind; doch konnte von Honolulu Hilfe gesandt werden.

Amerikanische Methodisten in Indien.

Ein hochkirchlicher Missionar in Bengalen schreibt: „Die amerikanischen Methodisten machen große Fortschritte in diesem Theil von Indien. In Kalkutta, Allahabad und Lacknau haben sie große und blühende Hauptstationen. Sie haben Erfolg bei Eisenbahnangestellten und Leuten niederer Klasse, aber an Gebildetere kommen sie nicht. Sie haben Arbeiter und Geld die Fülle und gehen überall hin, wo sich Europäer und Halbeuropäer finden: das alles haben sie in weniger als zehn Jahren zu Stande gebracht."

(Mission Life.)

Ein Christ Buddhist geworden.

Ein Korrespondent der „China Mail" erzählt unter'm 15. Juli, daß in Siam ein östreichischer Katholik Buddhist geworden und am 8. d. M. förmlich und feierlich zum Priester geweiht worden sei. Derselbe sei ein äußerst begabter, gelehrter und gewandter Mann, der in ein paar Monaten die sehr schwere siamesische Sprache gelernt habe. Sein Zweck sei die gründlichere Erforschung des Pali, dieser heiligen Sprache des Buddhismus, deren tiefere Geheimnisse nur in den höheren Rangstufen der Priesterschaft bekannt sind.

(Bombay Guardian.)

Bücherschau.

Aus fernen Zonen. Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde, mit besonderer Berücksichtigung der Reisen und Forschungen christlicher Missionare. Herausgegeben und redigirt von G. Kurze, Pfarrer zu Mörsdorf (S.-Altenburg). Commissionsverlag von Oswald Mutze, Leipzig.

Es ist ein erfreulicher Beweis für die immer zunehmende Ausdehnung des Missionswerks in der Heidenwelt wie für das wachsende Interesse und Verständniß, das demselben in der christlichen Heimat entgegengebracht wird, daß immer wieder neue Zeitschriften entstehen, die sich ganz oder theilweise mit der Mission befassen.

Wir gestehen aber, daß wir uns über das neue Unternehmen des Pfr. Kurze ganz besonders gefreut haben, weil derselbe offenbar bemüht ist, den Leistungen der Missionare, zunächst freilich nur den wissenschaftlichen, gerade in den Kreisen Anerkennung zu verschaffen, welche sich bis jetzt gar nicht, oder nur im Interesse der Polemik, um die Mission kümmerten. Er ist beseelt von dem Wunsch, auf geographischem Gebiet Aehnliches zu leisten, wie eine christlich-konservative Zeitung auf politischem und damit zugleich einen Anfang zur Bekämpfung der missionsfeindlichen geographischen Zeitschriften auf ihrem eigenen Boden zu machen.

Die beiden ersten Nummern, die uns bis jetzt zugekommen sind, enthalten eine große Menge mehr oder weniger bedeutender Nachrichten aus allen überseeischen Ländern. Der erste Hauptartikel heißt: „Acht Tage auf dem Viktoria-Nyanza“ und enthält Auszüge aus dem Tagebuch des englisch-kirchlichen Miss. Wilson, der zweite, „Kreuzfahrten an der Südküste von Neu-guinea“, erzählt von den neuesten Untersuchungs- und Missionsreisen, die der Londoner Miss. Chalmers auf dem „Ellengowan“ ausgeführt hat. Dann folgt eine „Missionsgeographische Umschau“, „Literarische Wanderungen“, „Allerlei aus allen Ländern“ und „Die überseeische Post.“ Unter den beiden letztgenannten Rubriken werden die neuesten Ereignisse aus dem Bereich der Politik und Sittengeschichte der überseeischen Staaten, die man in unseren Zeitungen meist vergeblich sucht, in reicher Fülle mitgetheilt.

Die beiden ersten Nummern haben uns gut gefallen. Einige kleine Ungenauigkeiten, namentlich in der Orthographie, entschuldigt man gern, wo eine solche Unzahl fremder Länder-, Völker-, Städte- und Personennamen vorkommt.

Wir selbst haben beim Lesen der Missionsblätter und überseeischen Zeitungen, die uns ja zahlreich zukommen, oft bedauert, im Missionsmagazin nicht Raum für mehr geographische und ethnographische Mittheilungen zu haben, sind auch schon mit dem Gedanken umgegangen, die „Missionszeitung“ in ein „Allerlei aus aller Welt“ umzugestalten, haben es aber vorgezogen, beim Alten zu bleiben. Das Neue, was uns wünschenswerth schien, wird jetzt von Herrn Pfr. Kurze geleistet. Wir wünschen seinem werthvollen Blatt fröhliches Gedeihen und langes Leben.

Durch's heilige Land. Tagebuchblätter von Prof. Dr. C. v. Orelli. Basel, Verlag von C. F. Spittler. 1878.

Unter den zahlreichen Reisebeschreibungen, welche wir dem modernen Wallfahrtsbedürfniß des evangelischen Abendlandes verdanken, nehmen diese anspruchslosen Tagebuchblätter nicht den letzten Platz ein. Namentlich in apologetischer und exegetischer Hinsicht kann man viel aus dem Buch des bescheidenen Professors lernen, der seine Gelehrsamkeit nirgends zur Schau trägt, aber unter der Hand einem doch manche lernenswerthe Lektion ertheilt. Das eigenthümliche Gemisch von andächtigen Empfindungen, historischen Reminiscenzen, biblischen Betrachtungen und abenteuerlichen Erlebnissen, welches dieser ganzen Literatur jenes sonderbare an das Halbdunkel und die Weihrauchwolken mancher katholischen Kirchen erinnernde Gepräge aufdrückt, findet sich zwar auch hier, aber durchbrochen und überwunden von dem gesunden Sinn, den der Verfasser für alles Natürliche und Menschliche zu haben scheint.

Wir möchten sagen: je weiter derselbe sich von den sog. „heiligen Stätten" entfernt, desto werthvoller, lebendiger und anziehender werden seine Schilderungen. Wir bedauern, daß er über die jetzigen Einwohner des h. Landes, ihre Lebensweise, ihre äußeren Verhältnisse und ihre Empfänglichkeit oder Unempfänglichkeit für das Evangelium seine gewiß eingehenden Beobachtungen nicht ausführlicher mitgetheilt hat. Das Wenige, was wir erhalten, hat uns eben nach mehr lüstern gemacht. Eine Reihe von Bemerkungen über die Eingeborenen und Fremden in Palästina, über die Samaritaner u. s. w. waren uns neu. Wir danken dem Verfasser für das schöne Buch.

Des Volksboten Schweizer-Kalender, 1879. Basel, Verlag von Felix Schneider.

Dieser Kalender enthält u. A. eine kurze, körnige, wahrhaftige Lebensbeschreibung des sel. Rathsherrn A. Christ, des langjährigen Präsidenten der Basler Missionsgesellschaft, welche weit über die Kreise hinaus gelesen zu werden verdient, für welche der Kalender in erster Linie bestimmt ist. Das Lebensbild, das man gern noch viel ausführlicher hätte, ist in folgende Abschnitte getheilt: 1. Das Wachsen der Fittige; 2. Der Aufflug; 3. Die kleine und die große Welt; 4. Der andere Weg; 5. Brüderlich und amtlich und väterlich.



Menschenfresserei.

Hungernde suchen Hilfe bei den Beamten.

Bilder aus der chinesischen Hungersnoth.

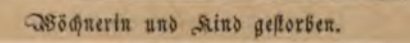




Wöchnerin und Kind gestorben.



Selbstmorde.



Bilder aus der chinesischen Hungersnoth.

Traurige Vorgänge in Futschau.

Nächst Hongkong und Schanghai ist unter allen chinesischen Ortsnamen in Missionskreisen wohl kaum einer häufiger genannt als Futschau, die Hauptstadt der Provinz Fokien, welche auf etwas mehr als 2000 Quadratmeilen beinahe 23 Millionen Einwohner hat, also $2^1/_2$-mal so stark bevölkert ist als das deutsche Reich. Den Bewohnern dieser Provinz, zu welcher auch die Insel Formosa gehört, sagt man nach, daß sie geistig frischer, rühriger und unternehmender, aber womöglich auch noch stolzer und eingebildeter seien, als andere Chinesen, von denen sie sich auch durch manche Eigenthümlichkeit in Sprache und Sitte unterscheiden sollen. Wie dem auch sei, das Christenthum hat unter ihnen keine unerheblichen Fortschritte gemacht. Im J. 1631 brachten Dominikaner die erste Kunde davon nach Fokien, 1648 ließ der erste Märtyrer sein Leben, 1746 wurden fünf Patres, darunter ein Bischof, von den Heiden getödtet. Gegenwärtig gibt es 16 europäische Dominikaner und 10 chinesische Priester in der Provinz, während die Zahl der Bekehrten 40,000 beträgt. Aber auch die Protestanten haben mit großem Erfolg hier gearbeitet, freilich erst seit kaum 40 Jahren. Anno 1877 zählte man 8 evangelische Missionsgesellschaften, die zusammen in Fokien (die Insel Formosa eingeschlossen) 11 Stationen, 117 Außenstationen, 173 Gemeinden mit 5247 Kommunikanten, 23 eingeborenen Geistlichen, 256 Hilfspredigern, 115 Kirchen, 179 Kapellen und sonstigen Predigtplätzen, 8 Seminaren und zahlreichen niederen Schulen hatten.

Am bedeutendsten ist die 1850 begonnene Thätigkeit der englisch-kirchlichen Mission, welche ihr Hauptquartier in Futschau hat und schon 1878 eine Zahl von 2300 Bekehrten aufzuweisen hatte. Von Anfang an aber sahen sich die Missionare vom heftigsten Haß

der eingebildeten und zum Theil müssiggängerischen chinesischen Literaten verfolgt. Namentlich wurde ihnen ihr in aller Form Rechtens erworbener Grundbesitz wieder und wieder streitig gemacht. Erst im Laufe des v. J. ist's durch den Einfluß solcher Feinde in Futschau zu schrecklichen Auftritten und infolge dessen zu einem nicht enden wollenden Federkrieg für und wider die Missionare gekommen.

Das Missionsgehöfte mit mehreren älteren und einem kaum vollendeten neuen Gebäude befindet sich auf dem sog. Schwarz-Stein-Hügel, Wu-schih-sang, innerhalb der Stadtmauern von Futschau. Das Grundstück, auf welchem das neue Haus errichtet worden war, hatte schon 20 Jahre lang der Mission gehört und war sogar durch eine Einzäunung von den anstoßenden öffentlichen Plätzen abgesondert gewesen. Trotzdem wagten es einige übelwollende Literaten, denen nicht nur das neu errichtete, für ein Seminar bestimmte Gebäude, sondern die ganze Mission ein Dorn im Auge war, zu behaupten, die Missionare hätten die Grenzen ihres Landstückes widerrechtlich erweitert und auf ihnen nicht gehörigem Grunde gebaut!

Die Sache kam vor die Obrigkeit, und einer Abmachung zwischen dem englischen Konsul und dem Vicekönig zufolge sollten am 30. August einige chinesische Beamte mit dem Konsulats-Dolmetscher Herrn Fraser und Missionar Wolfe auf dem fraglichen Platze zusammentreffen, um die Sache zu untersuchen. Um 11 Uhr stellte sich demgemäß der Präfekt von Futschau mit vier anderen Mandarinen, darunter einem englisch sprechenden Chinesen, namens Ho Aloy, der sich in Hongkong unmöglich gemacht hat und jetzt als juristischer Berather der Regierung von Fokien bezeichnet wurde, im Missionshaus, das derzeit von Miss. Stewart bewohnt war, ein. Den Beamten aber folgte ein Haufe von 50—60 ziemlich desperat aussehenden Vagabunden, die zu jeder Schandthat bereit schienen. Herr Fraser bat die Beamten, diesen Pöbelhaufen aus dem Missionshause auszuweisen, da man ja zusammengekommen sei, um eine Streitsache zu untersuchen, welche diese Leute nichts angehe. Die Beamten weigerten sich aber, dies zu thun, unter dem Vorwand, daß es doch nichts helfen würde!

Miss. Wolfe versuchte nun die Zimmerthür zu schließen und befahl den Hausdienern, auch das Hofthor zu schließen, damit wenigstens nicht noch mehr Leute hereinkämen.

In diesem Augenblick fielen zwei oder drei Banditen aus dem bereits eingedrungenen Haufen über ihn her und brachten ihm durch mehrere Schläge vor den Augen der Beamten einige nicht unbedeutende Verletzungen bei. Nun stürzten auch die noch in der Veranda Stehenden auf ihn los. Bloß die Diener des Konsuls und ein paar befreundete Chinesen retteten den Missionar nach seinem eigenen Ausdruck wie „durch ein Wunder" vom Tode und aus den Händen der Bösewichter. Wie wenn nichts geschehen wäre, begaben sich die Mandarine nun auf den fraglichen Platz, immer noch vom Volkshaufen gefolgt; ja, als dieser anfieng, Bäumchen und Sträucher auszureißen und alles Bewegliche zu zerstören, schienen die Herren ihr Wohlgefallen daran zu haben.

Indessen gieng die Besichtigung des Platzes vor sich. Das Resultat war eine glänzende Rechtfertigung der Missionare, worüber die Beamten aber so mißvergnügte Gesichter machten, daß der Pöbel ermuthigt wurde, noch frecher aufzutreten. Der Rädelsführer Ling wies auf Miss. Wolfe als den Leiter des ganzen Missionswerks hin und schien die Menge zu einem neuen Angriff auf denselben antreiben zu wollen, während jener englisch redende Chinese den Reichthum seiner Regierung zu preisen anfieng, die wohl ein paar Millionen zu zahlen im Stande sei, und überhaupt eine Sprache führte, die Miss. Wolfe keinen Zweifel übrig ließ, daß ein Blutbad wie das von Tientsin beabsichtigt sei. Die Lage wurde um so bedenklicher, als nun die Mandarinen Miene machten, sich wieder nach Hause zu begeben und das bedrohte Haus sammt den Missionaren dem tobenden Pöbel preiszugeben. Alle Vorstellungen halfen nichts. Sie giengen fort und ließen nur jenen zweideutigen Chinesen, der angeblich ihr Rechtsbeistand war, zum Schutz von Miss. Wolfe zurück. Nach fünf Minuten war aber auch er verschwunden. Nun nahmen die Chinesen die Verandas in Besitz, rissen alle Thüren auf und erhielten während vier langer, banger Stunden das ganze Missionshauspersonal in Schrecken und Spannung. Endlich gelang es mit Hilfe einiger Freunde, wenigstens einen Theil der Eindringlinge hinauszuschaffen, aber immer blieben noch etwa 30 Männer und Buben auf dem Platz.

Jetzt erschien der Konsul (Sinclair) und bald darauf auch ein paar Mandarine mit etwa 50 unbewaffneten Soldaten. Das schien aber nur das Zeichen zum Beginn des Zerstörungswerks zu geben!

Man fieng an, Steine auf das Dach und gegen die Fenster zu werfen. Trotz aller Bitten des Konsuls thaten die Beamten nichts dagegen, und einige Soldaten warfen sogar ihre Uniformen ab, um beim Niederreißen des Hauses mitzuhelfen. Thüren und Fensterläden wurden ausgehoben und sammt Bettwerk, Möbeln u. dergl. fortgetragen, endlich das neue Seminargebäude in Brand gesteckt und eine alte Mädchenschule niedergerissen. Der angerichtete Schade wird auf 8000 Dollars geschätzt. Die Nacht war natürlich eine qualvolle für die Bewohner des Missionshauses, doch geschah ihnen kein Leid.

Am nächsten Morgen kehrte der noch immer nicht befriedigte Pöbelhaufen zurück, umringte die noch unbeschädigten Gebäude und fieng an, die Fenster einzuschlagen. Nun flohen die Frauen mit den Schulmädchen durch eine Hinterthür; in den Straßen begegnete ihnen niemand unfreundlich, und so entkamen sie glücklich nach Nantai, ein deutlicher Beweis, daß der ganze Aufruhr nicht von der Bevölkerung ausgegangen war.

Tags darauf, Sonntag, 1. Sept. begab sich der englische Konsul mit Kapt. Napier, dem Befehlshaber des Kriegsschiffes Nassau, zum Vicekönig und erklärte diesem, daß wenn er nicht für den Schutz der Missionsstation sorge, englische Marinesoldaten denselben übernehmen würden. Das wirkte. Eine Anzahl chinesischer Soldaten wurden auf den Platz geschickt, aber ohne Munition und ohne Bajonnette! Auf diesen Mangel aufmerksam gemacht, giengen sie fort und kehrten nach einiger Zeit, „auf eine Art" mit Munition und Bajonnetten ausgestattet, wieder zurück.

Am Montag waren überall Plakate angeschlagen, in welchen die „Männer" aufgefordert wurden, das von den „Buben" angefangene Werk zu vollenden, und der Vicekönig erließ eine Proklamation, in welcher er andeutete, daß der englische Konsul zwar von Amtswegen verpflichtet sei, die Missionare zu schützen, aber eigentlich doch nicht viel nach ihnen frage, das Volk möchte daher die Missionare in Ruhe lassen!! Offenbar eher eine Aufforderung weiterzumachen, als das Gegentheil! Die Literatenpartei erklärte, daß sie bereit sei, alle Missionshäuser in der Stadt zu zerstören. Sämmtliche Missionare in Futschau, die in der Stadt wohnten, haben sich daher ins Fremdenquartier zurückgezogen.

Bald nach obigen Vorfällen erschien in Futschau ein englisches,

natürlich pseudonymes Pamphlet, in welchem die traurige Affaire von angeblich unparteiischem Standpunkt aus so dargestellt wurde: Miss. Wolfe habe mehrere chinesische Häuschen und mehrere leerstehende Grundstücke auf dem betreffenden Hügel gemiethet, bald nach Abschluß des Vertrages die Häuschen niedergerissen und an ihrer Stelle mehrere Gebäude in europäischem Stil erbaut, eines davon sogar theilweise auf öffentlichem Grund und Boden, der nicht mit gepachtet war. Eine Zeitlang sei das vom Volk ruhig mit angesehen worden, als aber gewisse Unglücksfälle sich einstellten, habe die öffentliche Meinung dieselben dem störenden Einfluß der gesetzwidrig hohen und ohnedies den Chinesen verhaßten Missionshäuser zugeschrieben, von den chinesischen Autoritäten sei hierauf den Missionaren ein Tauschvorschlag gemacht worden, wonach sie den Schwarz-Stein-Hügel hätten verlassen und einen herrlichen Platz im benachbarten Nantai innerhalb des Fremdenquartiers dafür erhalten sollten. Selbst der englische Konsul habe diesen Vorschlag befürwortet, während derselbe aber der Londoner Missionskommittee zur Entscheidung vorgelegt wurde, hätten die Missionare abermals ein großes Haus gebaut, und das auf einem Grundstück, das sie nach Aussage der Chinesen nie auch nur gepachtet. Letztere hätten daher eine Untersuchung verlangt und während dieser habe Miss. Wolfe mehrere Eingeborne beleidigt und auszuweisen gesucht, worauf sie in allerdings übereilter und strafbarer Leidenschaft das zuletzt erbaute Haus zerstört hätten. Dieser Darstellung des Sachverhalts wurden zwei juristische Gutachten beigefügt, das eine von einem chinesischen, das andere von einem englischen Rechtsgelehrten, welche darin einig sind, daß die Missionare weder formell noch sachlich im Recht seien, sondern Miss. Wolfe seine Stellung als Europäer mißbraucht und die Geduld der Chinesen schließlich auf garzu harte Proben gestellt habe.

Diese Schrift machte selbst auf die China Mail, welche sich sonst der Unparteilichkeit befleißt, einen solchen Eindruck, daß sie, obschon die Rechtsfrage durchaus offen lassend, sich doch einige eben nicht freundliche Bemerkungen gegen die Rücksichtslosigkeit, Unvorsichtigkeit &c. der Missionare erlaubte und die zur Beleuchtung des Vorgangs dienen sollende Frage aufstellte, was wohl die Bewohner eines friedlichen protestantischen Dorfes in England gethan haben würden, wenn römisch-katholische Missionare sich in der Weise wie Hr. Wolfe und Cie. in Futschau unter ihnen niedergelassen hätten?!

Noch schlimmer machte es ein Korrespondent der genannten Zeitung (Hr. Bidwell), der sich über die „palastähnlichen" Häuser der Missionare ausläßt und eine Schauergeschichte auftischt von einem gewissen Missionar, der an einem gewissen Ort in China von dem Gelde einer gewissen Gesellschaft eine Kirche und ein Wohnhaus bauen sollte und das so selbstlos anzugreifen wußte, daß nach einigen Jahren die Kirche verfallen war, während sein Wohnhaus prächtig dastand! Und diese Geschichte finde ihre Anwendung auf fast alle Häuser aller protestantischen Missionare in China! Natürlich kommt genannter Herr auch wieder mit der Frage, ob denn alle protestantischen Missionen in China zusammen auch nur Einen einzigen aufrichtig und gründlich bekehrten Chinesen aufzuweisen hätten, der nicht von ihnen angestellt und besoldet sei; und endlich versichert er, in Futschau sei es eine bekannte Sache, daß von 10 Streitsachen, welche in letzter Zeit vor die europäischen Beamten in Futschau gekommen, je 9 sich auf Hr. Wolfe bezogen hätten, d. h. daß er wieder und wieder von den armen Landleuten der Umgegend verklagt werde! daß also die Behauptung völlig hinfällig werde, daß alle gegen die Missionare verübten Gewaltthätigkeiten auf Rechnung der Literaten zu setzen seien. Vollends sei es eine Frechheit, die chinesischen Beamten einer Mitschuld anzuklagen: es gebe in der ganzen Welt keine friedliebenderen, ehrlicheren, anspruchsloseren Leute als sie!

Die meisten dieser Anschuldigungen kennzeichnen sich selbst als bloße Verleumdungen. Wir wollen daher zur Klarstellung des Sachverhalts nur erwähnen, daß das zerstörte Haus auf einem Grundstück erbaut war, welches seit 20 Jahren der Mission gehört, wie aus den vorhandenen rechtsgiltigen Dokumenten bewiesen werden kann, daß chinesische Häuschen von Miss. Wolfe niemals niedergerissen worden, und wenn das überhaupt je vorgekommen, es schon vor Jahren und ohne Rechtsverletzung geschehen ist, wie denn eine derartige Anklage niemals erhoben worden, und endlich, daß nicht Miss. Wolfe wiederholt von armen Landleuten verklagt worden, sondern umgekehrt er oder vielmehr die armen christlichen Bauern auf den Außenstationen wiederholt genöthigt waren, gegen Literaten und Junker zu klagen, die sie beraubt und verfolgt oder ihre Kapellen zerstört hatten, was allerdings in neuester Zeit, d. h. NB. nach dem 30. August wieder häufig vorgekommen ist.

Uebrigens soll jetzt ein hoher Beamter in Futschau eingetroffen

sein, der kaiserliche Befehle aus Peking gebracht hat, nach welchen die Missionare vollen Schadenersatz erhalten, die Anstifter wie die thatsächlichen Vollführer jenes Aufruhrs bestraft werden, das zerstörte Haus wieder aufgebaut, eine warnende Proklamation an's Volk erlassen und die eigentliche Streitfrage wegen der Grundstücke untersucht und friedlich beigelegt werden soll. In Futschau heißt's überdies, der Vicekönig von Fokien habe um Enthebung von seinem Amte gebeten, was sonst nur in Krankheitsfällen geschieht. Die Bevölkerung ist bis jetzt ganz ruhig geblieben, nur die Partei jenes Rädelsführers Ling schnaubt gegen die Missionare.

Was in unsrer letzten Nummer über die infolge der Hungersnoth eingetretene Umstimmung der Chinesen gegen die Ausländer und das Christenthum gesagt ist, wird durch diese Vorfälle keineswegs widerlegt. Dieselben sind nicht auf Rechnung des Volkes zu setzen, sondern einigen böswilligen Menschen zur Last zu legen. Und überdies wird ja kein Verständiger erwarten, daß jene Umstimmung sich buchstäblich auf die 400 Millionen des chinesischen Riesenreiches erstrecken wird, von denen ein sehr großer Theil weder von der Hungersnoth noch vom Christenthum bis jetzt etwas erfahren hat.

Der Wettstreit des Christenthums und des Islam in holländisch Ostindien.

Von Dr. A. Schreiber.

Es gibt ja mehrere Länder, wie z. B. Innerafrika, in denen der Islam sich noch beständig ausbreitet, aber wohl schwerlich ist ein Land zu finden, wo diese Ausbreitung schneller vor sich geht und zugleich so auffällig ist, als in holländisch Indien. Denn dort vollzieht sie sich nicht nur trotz der Oberhoheit einer christlichen, oder doch wenigstens europäischen Macht, es scheint vielmehr, als ob diese Macht selbst den Islam am meisten begünstigt und befördert, so weit ihr Gebiet reicht. Sieht man in die Vergangenheit zurück,

so findet man, daß der bei weitem größte Theil des vom Islam jetzt im indischen Archipel eingenommenen Gebietes, erst nach der Besitzergreifung durch die Holländer ihm zugefallen ist. Zwar waren auf Sumatra schon Atschin und Menangkabau vor jener Zeit mohammedanisch geworden und von dort aus hatte der Islam seinen Weg auch nach Java gefunden, aber auf Sumatra so gut wie auf Java war die große Majorität der Bevölkerung noch heidnisch, als die Holländer anfiengen diese Insel zu erobern, und nach Borneo, Celebes und den Molukken ist der Islam überhaupt erst seit den Zeiten der holländischen Herrschaft gekommen. Jetzt ist die ganze Bevölkerung Java's (gegen 18 Millionen) wenigstens dem Namen nach mohammedanisch, wenn auch unter der Oberfläche noch ein gut Theil Heidenthum glimmt, in Sumatra ist nicht mehr viel heidnische Bevölkerung zu finden, und auf Borneo und Celebes wird auch mindestens die Hälfte schon mohammedanisch sein, überall aber im ganzen indischen Archipel, wo sich unter dem holländischen Gouvernement eine heidnische Bevölkerung in Berührung mit Mohammedanern befindet, da macht der Islam unaufhaltsame Fortschritte. Selbst der offizielle Regierungs-Bericht konstatirt den Fortschritt des Islam in dem Batta-Lande und in Palembang auf Sumatra, in West- und Südost-Borneo, in Menado auf Celebes, in Ternate, Tidore, Batjan und noch verschiedenen andern Orten. Daß in der That die holländische Regierung es ist, welche den Islam ausbreitet und befördert, das kann man z. B. in dem Battalande auf Sumatra ganz klar nachweisen. Das Batta- oder Battak-Volk ist Jahrhunderte lang mit den mohammedanischen Malaien nicht nur in Berührung gewesen, sondern es ist von ihnen mehrmals angegriffen worden und ein großer Theil des Landes ist von den Malaien völlig verwüstet worden, um die Battas für den Islam zu gewinnen. Jedoch war alles umsonst, die Battas hielten an ihrem heidnischen Glauben fest, bis sie vor ungefähr 40 Jahren Unterthanen der Holländer wurden. Seitdem sind sie, so weit die holländische Herrschaft reicht, fast sämmtlich Mohammedaner geworden, während man jenseits der Grenzen der Kolonie unter ihnen fast keinen einzigen Mohammedaner findet.

Die Thatsache, daß die holländische Regierung überall, wohin sie kommt, den Islam erzeugt, ist so unwidersprechlich, daß in Sumatra die Mohammedaner selbst glauben, Allah habe eben deswegen

den Holländern die Herrschaft gegeben, damit alle heidnischen Stämme durch das holländische Regiment zum Islam bekehrt würden. Ich selbst habe auf Sumatra Heiden angetroffen, die auf's Höchste erstaunt waren zu hören, daß ich und die andern Holländer (d. h. Europäer) keine Mohammedaner seien, so sehr ist holländisches Gouvernement und Islam in ihren Augen ein und dasselbe.

Was mag nun doch aber diese sonderbare Erscheinung für einen Grund haben? Es fällt mir ja nicht ein zu behaupten, daß die Holländer mit Wissen und Willen den Islam beförderten — obwohl es in der That unter ihnen einzelne Thoren gibt, die in ihrem blinden Haß gegen das Christenthum sich so weit fortreißen lassen, daß sie dem Islam den Sieg wünschen. Bei weitem die Mehrzahl von ihnen haben ganz und gar keine Sympathie mit dem Islam oder auch nur irgend welches Interesse für denselben; sehr viele von ihnen hassen ihn vielmehr; dennoch aber befördern sie ihn durch ihren vollständigen religiösen Indifferentismus und die sogenannte völlig neutrale Politik in Religionsangelegenheiten. Hier wie in andern Fällen stellt sich der Islam ein, um das zu thun, was die Christen thun sollten, aber leider unterlassen. Wo auch das holländische Gouvernement hinkommen mag, da folgt ihm der Islam wie ein böser unheimlicher Schatten. Die Holländer können in Indien nicht existiren ohne einen mohammedanischen Anhang von niedern Beamten, wie Polizisten, Dollmetschern, Schreibern und auch Händlern. Die malaiische Sprache, die außerhalb Java Regierungssprache und überhaupt die lingua franca des Archipels ist, und mit Ausnahme der Holländer nur von Mohammedanern gesprochen wird, ist ohne Zweifel einer der mächtigsten Träger des Islam. Sobald das holländische Regiment irgendwo etablirt ist, so muß jedermann, der irgend etwas mit ihm vor Gericht oder in der Verwaltung, in Handel und Wandel zu thun hat, Malaiisch lernen, und nur ganz selten wird Einer Malaiisch lernen, ohne zugleich ein Mohammedaner zu werden. In Folge dessen sind in einem solchen Lande nach kurzer Zeit alle inländischen Häuptlinge, durch welche die Holländer das Land regieren, ebenso alle Subaltern-Beamten, kurzum alle einflußreichen Leute, Mohammedaner, und dann vergehen natürlich nicht mehr viele Jahre, bis daß alles übrige Volk ihnen folgt. Der Islam hat in Indien nur wenig eigentliche Missionare, aber fast jeder Mohammedaner mit seiner Treue in der Befolgung seiner Cere-

monien und mit seinem Eifer für Ausbreitung seines Glaubens thut Missionsarbeit, besonders alle die sogenannten Hadschis, deren Zahl von Jahr zu Jahr wächst in Folge dessen, daß die Reise nach Mekka, jetzt mit Dampfschiff, immer leichter und billiger wird. Im Jahr 1875 zogen nicht weniger als 5600 Pilger aus holländisch Indien nach Mekka!

Die Holländer scheinen im Allgemeinen noch immer keine Ahnung von den verhängnißvollen Folgen zu haben, welche die Ausbreitung des Islam für ihre Herrschaft in Indien nothwendiger Weise haben muß, denn sonst müßten sie schon aus einem rein staatsmännischen Gesichtspunkte die christliche Mission mit aller Macht und auf jede erlaubte Weise zu befördern suchen, denn ohne allen Zweifel ist das Christenthum die einzige Macht, die das Wachsthum des Islam hindern und aufhalten kann. Aber obgleich es unter ihnen sehr viele fromme und aufrichtige Missionsfreunde gibt und obgleich man in Holland eine ganze Anzahl Missionsgesellschaften findet, die alle ihr Arbeitsgebiet in holländisch Indien haben, so bleibt doch sehr vieles, das geschehen sollte, ungethan. Es gibt etwa im Ganzen 50 holländische Missionare, die zu 8 verschiedenen Gesellschaften gehören, und fast über den ganzen Archipel zerstreut sind — in Sumatra, West-, Mittel- und Ost-Java, Bali, Celebes, Almaheira, den Molukken und Neuguinea — aber nur an einigen wenigen Orten haben sie namhafte Erfolge erzielt. In der Minahassa auf Celebes sind die Erfolge freilich ganz ausgezeichnet; dort sind mehr als 40,000 Christen, aber im ganzen Archipel gibt es eben nur eine Minahassa, und selbst dort steht es gerade jetzt auch lange nicht wie es sollte. Auch auf Java finden sich ein paar Gemeinden mit über tausend Gliedern, aber im Vergleich zu der gewaltigen Bevölkerung ist doch erst wenig erreicht. Eine Sache ist mir indeß völlig unverständlich, nämlich warum die holländischen Gesellschaften nicht besser für die gar nicht unbedeutenden Christengemeinden auf den Ambonschen-, Kei- und Aru-Inseln, auf Timor und Wetter, die noch als Ueberreste früherer Missionserfolge dastehen, gesorgt haben. Diese armen Christen sind ganz vergessen und verlassen, auf manchen Inseln, wie z. B. Wetter, Dammer, Tepa, ist das Licht des Christenthums, das früher dort leuchtete, schon wieder erloschen, auf andern gehen die Gemeinden mehr und mehr zurück, weil es eben an aller geistlichen Pflege vollständig fehlt; die

Leute gerathen wieder in ihren alten heidnischen Aberglauben oder kommen unter mohammedanischen Einfluß. Es gibt augenblicklich auf diesen Inseln noch gegen 5000 Christen, aber wenn man sie noch länger sich selbst überläßt, so wird binnen kurzer Zeit wohl jede Spur von ihnen verschwunden sein, zumal jetzt, da sie ihre letzte geistliche Nahrung verloren haben, weil die holländische Regierung nämlich den Gebrauch der Bibel in den Schulen verboten hat.

Könnte hier nicht irgend eine Missionsgesellschaft zu Hilfe kommen, um diese Schande vom Christennamen abzuwenden? Es ist nicht richtig, daß die Holländer keine fremden Missionare in ihren Kolonien zuließen; die Missionare der Rheinischen Gesellschaft haben auf Borneo unter den Dajaken schon seit dem Jahr 1835, auf Sumatra unter den Battas seit 1861 und auf Nias seit 1865 gearbeitet. Wir haben auf diesen drei Inseln jetzt 25 Missionare, 20 Stationen und mehr als 3000 eingeborne Christen, aber die Aufgabe, die uns auf diesen 3 Gebieten vorliegt, ist sehr groß, fast größer, als daß wir mit unsern Kräften ihr ganz gerecht werden können, und darum dürfen wir gar nicht daran denken, noch etwa neue Arbeitsgebiete hinzu zu nehmen. Eben darum gerade möchte ich an alle andern Missions-Gesellschaften die dringende Bitte richten, ob nicht vielleicht eine derselben, sei es in England, Amerika oder Australien, sich willig finden ließe, in die Arbeit in holländisch Indien mit einzutreten. Es ist eine Arbeit, die auf jeden Fall bald geschehen muß, denn wie ich eben gezeigt habe, der Islam breitet sich mit Macht aus und es ist also keine lange Zeit vorhanden, um diese armen Völker für's Christenthum zu gewinnen und sie vor den Lügen des Islam zu bewahren; und wenn sie erst einmal dem Islam zugefallen sind, so wird es sehr schwer sein, sie wieder heraus zu reißen. Aber die Arbeit dort ist auch eine viel versprechende, denn die meisten dieser Stämme sind unbedingt jetzt auf dem Punkte, ihren heidnischen Glauben aufzugeben; sie sehen sich nach etwas besserem um und nehmen oft den Islam nur deswegen an, weil niemand da ist, ihnen das Evangelium zu verkündigen.

In mancher Hinsicht hat dies Missions-Gebiet große Aehnlichkeit mit den Inseln des stillen Oceans, nur daß die Stämme in holländisch Indien zahlreicher und lebenskräftiger sind, als dort und keineswegs in Gefahr, auszusterben oder auch nur schwächer zu werden. Einige von ihnen sind stammverwandt mit den Hovas von

Madagaskar, und was für Erfolge man bei ihnen erwarten darf, wenn nur die Arbeit ordentlich angefaßt wird, das zeigt die Minahassa.

Außer den zahlreichen schönen, dicht bevölkerten, heidnischen Inseln aber, die bis jetzt noch übersehen sind, muß noch einmal an jene Inseln mit ihren vernachlässigten Christengemeinden erinnert werden, die ihre Hände nach Hilfe ausstrecken. Will denn niemand ihnen helfen? Noch halten sie an ihrem christlichen Glauben fest und sind froh, wenn sie einmal von einem durchreisenden holländischen Domine ihre Kinder taufen lassen und selbst Gottes Wort hören können; gegenwärtig würde es wohl noch ziemlich leicht sein, ihren schwachen Glauben wieder zu stärken, ihre etwas verwilderten Sitten wieder zu reinigen und alles wieder ins rechte Geleise zu bringen, aber wenn überhaupt irgend etwas für sie geschehen soll, so muß es bald, ja sofort geschehen: nur noch wenige Jahre vielleicht, und es ist schon zu spät. Ach wie mancher Ort und manches Land findet sich in holländisch Indien, wo dieses traurige Wort „Zu spät“ gilt, Länder, die vielleicht noch vor 30 oder 40 Jahren auch so ihre Hände ausstreckten nach dem Evangelium, und die doch jetzt verloren sind, d. h. dem Islam anheim gefallen!

„Die nachapostolische und die moderne Mission.“

Obiges ist das Thema eines in der schweizerisch-kirchlichen Gesellschaft von Pfarrer E. Buß gehaltenen und theilweise im „Volksblatt für die reformirte Kirche der Schweiz“ abgedruckten Vortrags.

Der uns aus seinem Buch über die christliche Mission bereits als freundlicher Kritiker unseres Werkes bekannte Verfasser dieser „missionsmethodischen Parallele“ stellt hier einen lehrreichen Vergleich zwischen der Art des jetzigen Missionirens und dem Verfahren der altkirchlichen Apologeten an, der entschieden zu unseren Ungunsten ausfällt. Doch hören wir ihn selber:

„Die erste christliche Missionsperiode, welche die Christianisirung

des römischen Weltreichs durchgeführt hat, umfaßt die Zeit vom Tode Christi bis in die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts. In diesem Zeitraum von 300 bis 350 Jahren lassen sich hinsichtlich der Missionsmethode deutlich zwei Perioden unterscheiden: Die apostolische und die nachapostolische. Jene darf man im Großen und Ganzen mit dem Ende des zweiten Jahrhunderts als beendigt betrachten und diese beginnt um die Mitte desselben Jahrhunderts. Die apostolische charakterisirt sich vorzugsweise als die Mission der Missionare und der Gemeinden, diese als die Mission der Apologeten, oder anders ausgedrückt, jene als die Mission der halieutischen (menschenfischenden) Predigt, diese als die Mission der apologetisch-halieutischen Literatur. Hätte das Christenthum sich mit der Missionsmethode der ersten Periode begnügt, hätte es sich stetsfort nur einerseits auf die Predigt der Missionare in den von ihm noch unberührten Gegenden, andererseits auf die stille Propaganda der Gemeinden beschränkt, so wäre es ihm vielleicht niemals gelungen, auch die gebildeten Stände zu gewinnen, so müßte man sich fragen, ob es überhaupt jemals wirklich zur herrschenden Religion des römischen Reiches geworden wäre. Man müßte wenigstens die Möglichkeit zugestehen, daß es ohne den Anlauf zu einer neuen und ganz anderen Mission, speziell an die Gebildeten, sich vielleicht nicht über die Bedeutung einer stark verbreiteten Sekte, einer religio rustica oder pagana (einer Bauernreligion) würde erhoben haben.

„Die Mission der religionsvergleichenden Apologetik, die Uebertragung der allgemeinen Volksmission auf den Boden des gebildeten Bewußtseins und der Wissenschaft, begann frisch und kräftig hervorzutreten um die Mitte des zweiten Jahrhunderts, erhob sich zu voller Blüte im Zeitalter der Antonine, wurde nachher durch verschiedene Veranlassungen, besonders durch literarische Angriffe seitens der Heiden und den Rücktritt Julians zum Heidenthum, zu neuem Leben angefacht und trieb auch gegen Ende des vierten Jahrhunderts noch einige letzte Ausläufer. Wir kennen die Namen von nicht weniger als 25 bis 30 solcher Missionare, die mit der Waffe des geschriebenen Worts in wenigstens 50 verschiedenen Schriften, theilweise umfangreichen, wissenschaftlichen Werken, das Heidenthum bekämpften. Es weht einen aus allen diesen Schriften ein so ausgesprochener, energischer Missionsgeist an, daß, wäre einem die Mission nicht sonst schon an's Herz gewachsen, man hier Sinn und Liebe dafür ge-

winnen müßte. Aber dem Eindruck kann sich gewiß kein Unbefangener verschließen, daß es ein ganz anderer Geist ist, als derjenige, welcher uns in der modernen Mission überall entgegentritt, ein ungleich größerer, freierer, weitherzigerer Geist, der Hochflug einer alles umfassenden, christocentrischen Weltanschauung, in welcher nicht bloß die Lehren der h. Schrift, sondern auch der Gesammtinhalt aller bisherigen Religionsentwickelung aus alter und neuer Zeit ihren Platz finden und in großartiger Zusammenfassung verbunden sind . . . . Sein Eigenes findet das Christenthum in den Wahrheitsstrahlen der übrigen Religionen wieder und der Heide in seinem irrigen Suchen und Fragen und Opfern ist der Bruder, der nur eben seiner Gotteskindschaft noch nicht bewußt (?) worden ist . . . Alles wird in die allgemeine Versöhnung mit hineingezogen, die gesammte Organisation des menschlichen Lebens mit in den Kreis des Reiches Gottes gerechnet; die Erde ist die große Erziehungsanstalt der Menschheit, Gott ist der Vater derselben und Christus der vom Volke (?) verordnete Lehrmeister, auf welchen hin Polytheismus, Mosaismus und Prophetismus nur Zuchtmeister gewesen sind, von dem aber nunmehr alle Zucht und Bildung durch das Evangelium der Wahrheit ausgehen soll. Diese Art von Mission besonders hat das Christenthum der gebildeten Welt des Alterthums annehmber zu machen gewußt und hat damit seinen welterobernden Sieg mit entscheidendem Nachdruck herbeigeführt: Und dieser Erfolg ist zugleich die beste Legitimation für die Richtigkeit ihrer Methode. Zugegeben nun auch, daß neue Verhältnisse veränderte Formen der Geistesbethätigung erfordern, daß man heute bei ganz anderen Weltzuständen auch in der Mission nicht einfach die Vergangenheit kopiren kann, so wird doch jeder Vernünftige die Lehren der Geschichte beherzigt wissen wollen und es gerechtfertigt finden, wenn wir fordern, daß die Missionsbestrebungen unserer Zeit sich soweit möglich die früheren zum Muster nehmen sollen."

Soweit die positiven Darlegungen über das Verhältniß der nachapostolischen zur apostolischen Mission. Dieselben sind gewiß interessant und im Allgemeinen auch im Einklang mit den geschichtlichen Thatsachen *). Doch nun kommt die Moral von der Geschichte, der Angriff auf die „moderne Mission".

*) Man vergleiche z. B.: „Uhlhorn, Der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum", dritte Auflage, S. 307 ff., wo es u. A.

„Wir fragen jetzt weiter: wie wird im Vergleich zur alten Zeit nun heutzutage missionirt? Da müssen wir einfach sagen: eine solche Mission wie die eines Justin, Clemens, Origenes, Minucius, Athenagoras gibt es heute gar nicht. Wohl hat die heutige Mission auch ihre Literatur, wohl befinden sich eine große Zahl von Buchdruckerpressen im Dienst der Mission in Bewegung, wohl fördern diese Pressen Jahr für Jahr eine gewaltige Last von schriftstellerischen Elaboraten zu Tage, aber von was für welchen! Zwei Verdienste allerdings hat die moderne Mission vor der nach-

heißt: „Das junge Christenthum trug in mancher Beziehung die Charakterzüge eines Neuerweckten an sich. Sich lebhaft bewußt, zu einem ganz neuen Leben durchgedrungen zu sein, ist ein solcher sich auch der Scheidung von seinem früheren Leben und daher ebenso scharf auch der Scheidung von allen denen bewußt, die noch in dem alten Leben stehen. Die frische, jugendliche Begeisterung macht opferwillig und freudig zu leiden, aber noch ist die Weltentsagung stärker als die Weltüberwindung .... Deßhalb auch die für diese Periode des Christenlebens sehr charakteristische Neigung, sich viel mit dem Jenseits, weniger mit den Aufgaben des Christen im Diesseits zu befassen, die Vorliebe, mit der man sich mit der Wiederkunft des Herrn und den letzten Dingen beschäftigt. Von dem allen hat das älteste Christenthum etwas; ich möchte, ohne heutige Parteibezeichnungen auf jene Zeit anzuwenden, fast sagen, es hat etwas Pietistisches an sich und die Kirche noch etwas vom Conventikel ... So konnte das Christenthum die Welt nicht erobern. Es mußte weitherziger werden, der Welt in rechtem Sinne einen Schritt entgegenthun, sich zu ihr herablassen, um sie auf diesem Wege zu überwinden. So durfte die Kirche nicht bleiben, sie mußte das Conventikelhafte abstreifen und Volkskirche werden. Freilich jeder Schritt dahin war mit den größten Gefahren verbunden. Gab man die schroffe Abschließung gegen die Welt auf, wie leicht konnte man dann dahin kommen, sich der Welt gleichzustellen und damit zu ihrer Ueberwindung völlig unfähig zu werden ... Unter der Leitung ihres Herrn hat die Kirche diese Gefahren überwunden u. s. w."

Uebrigens schildert Uhlhorn die Wirksamkeit der Apologeten als zur früheren Periode des Christenthums gehörig. Und wenn man bedenkt, in wie hohem Grade die Apologeten zugleich Polemiker waren, mit welcher Entrüstung sie von der heidnischen Sittenlosigkeit, mit welchem Spott von der Thorheit des Götzendienstes reden und dazu nimmt, daß es auch unter ihnen nicht an Märtyrern gefehlt hat, die trotz alles Verständnisses, das sie etwa dem Heidenthum entgegenbrachten, von diesem doch eben so wenig verstanden wurden, wie ihre ungebildeteren Brüder, so wird man die Buß'sche Darstellung doch nicht als ganz zutreffend bezeichnen können, abgesehen davon, daß viele der sog. Apologeten es viel weniger auf Gewinnung ihrer Leser als auf Umstimmung der heidnischen Staatsleiter abgesehen hatten.

apostolischen voraus, die ihr nicht sollen verkümmert werden, nämlich die Uebersetzung und Verbreitung der h. Schrift und die Gründung von Schulen, Verdienste, welche die alte Zeit sich bei den damaligen Weltzuständen natürlich nicht erwerben konnte. Allein die massenhafte Verbreitung der Bibel unter den Heiden, zumal bei einer im Ton der trivialen Volkssprache gehaltenen unbeholfenen Uebersetzung ist ein Unternehmen von ziemlich illusorischem Werth und sehr zweifelhafter Wirkung, wenn nämlich diese Bibeln nicht von Anfang bis Ende von einer genauen, klaren Real- und Inhaltserklärung begleitet sind. Denn ohne eine solche ist die h. Schrift mit ihren dem Heiden so fremdartigen Gedanken diesem in der Regel nicht nur schlechterdings nicht verständlich, sondern sogar mißverständlich. Es wäre daher wohl gerathener, die Verbreitung der Bibel unter den Heiden lediglich auf diejenigen zu beschränken, von denen man annehmen darf, daß sie im Stande seien, sie richtig zu verstehen oder damit zuzuwarten, bis man ihr die nöthigen Erklärungen beigegeben hat.

„Die übrige Literatur aber, welche von den Missionsdruckereien geliefert wird — die Schulbücher seien ausgenommen — wird von den verschiedensten Seiten, auch aus dem Lager der Missiontreibenden selbst, als niedrig und ziemlich gehaltlos beurtheilt und läßt sich unter allen Umständen mit den Schriftwerken der alten Apologeten gar nicht vergleichen. Diese sind davon himmelweit verschieden. Es mögen in jüngster Zeit, seit der ersten Missionskonferenz in Allahabad, vielleicht Anstrengungen in dieser Richtung, wenigstens einmal für Indien, geplant oder an die Hand genommen sein. Allein wir bezweifeln, ob solche Anstrengungen, selbst wenn sie ernstlich beabsichtigt sein sollten, unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein irgendwie befriedigendes Resultat erzielen würden. Wir bezweifeln es deßhalb, weil die geeigneten Kräfte dazu fehlen. Ich halte aufrecht was ich früher gesagt: die gegenwärtigen Missionare entbehren der weitaus größten Mehrzahl nach derjenigen wissenschaftlichen Ausrüstung, die zu solcher Missionsthätigkeit unumgänglich erforderlich ist; es fehlt ihnen der religionsphilosophische Horizont, der wissenschaftliche Weitblick und Tiefblick und die liebevolle Toleranz eines Clemens, Chrysostomus und Tertullian; es fehlt ihnen die rechte Pietät von (oder vor?) der Wahrheit in polytheistischer Verkleidung, die Fähigkeit, mit dem

Heiden in seiner Weise zu denken, weil die Vorurtheile eines engherzigen und einseitigen Parteichristenthums ihnen einen unbefangenen Blick in die sog. ungläubige Welt nicht gestatten; es fehlt ihnen in der Regel an Selbständigkeit einer Stellung, bei der sie einigermaßen unbehindert sich einer größern umfassenden Thätigkeit hingeben könnten. Kurz, eine Mission im Geist und nach der Art der nachapostolischen, eine in erster Linie auf die Kulturvölker und unter diesen auf die gebildeten, urtheilsfähigen Stände gerichtete, in höherem wissenschaftlichem Geist gehaltene, das ganze Kulturleben der Neuzeit mitumfassende Mission im Sinn apologetischer Religionsvergleichung und nach der Methode der akkommodirenden Anknüpfung an das Gemeinsame, ist mit den gegenwärtigen Organen der Mission gar nicht durchführbar, existirt, abgesehen von einzelnen kleinen Ansätzen dazu, thatsächlich nicht und steht von Seite der bisherigen Missionsleute auch niemals zu erwarten, denn ihre ganze Geistesrichtung widerspricht ihr.

„Es liegt uns fern, die achtungswerthen Erfolge der bisherigen Mission verkleinern oder ableugnen zu wollen: sie sind vorhanden und wir freuen uns ihrer. Allein die Thatsache ist unbestreitbar, daß die bisherige Mission, wie segensreich sie auf den Südsee-Inseln, in Tinneweli, unter den Karenen, unter den alten Ureinwohnern Südindiens, an den Küsten Afrika's, in den niederländischen Kolonien, auf Madagaskar gewirkt hat, doch bei den heidnischen Kulturvölkern und bei diesen wieder unter den höheren Ständen und Kasten nur äußerst geringen Erfolg gehabt hat. Wie nun im Alterthum die apostolische Mission, mit welcher unsere heutige immerhin noch am meisten Eigenthümlichkeit (Aehnlichkeit?) zeigt, nicht genügte, wie es der missionarischen Verkündigung des Evangeliums von Ort zu Ort und der stillen Propaganda der Gemeinden nicht gelang, auf die höhern, einflußreichen, maßgebenden Klassen der Bevölkerung, auf die Träger des Kulturlebens, von denen zumeist die Gestaltung der Zukunft abhängt, einen nennenswerthen Einfluß auszuüben, so halten wir dafür, sei auch die moderne Mission in ihrer jetzigen Form und mit ihren jetzigen Hilfsmitteln ungenügend. Sie wird es nicht vermögen, die höheren Lebenskreise unter den Heiden zu christianisiren; ihr Werk wird selbst bei schönem Fortgang ein halbes und unvollständiges bleiben, wenn sie sich lediglich auf die bisherige Art zu wirken beschränkt, und wenn ihr nicht aus anderen Kreisen, mit deren

Sinn und Geist eine freiere, weitherzigere Mission nach Art der alten Apologeten sich verträgt, Unterstützung und Ergänzung erwächst. Sollen vorab die heidnischen Kulturvölker, die Chinesen, Hindus, Japaner u. s. w. — und diese sollen uns, weil die zahlreichsten und einflußreichsten, auch die wichtigsten sein — wirklich zu christlichen Völkern werden, wie die Bewohner des römisch-griechischen Weltreichs der alten Zeit es wurden, so ist eben christliche Kulturmission nöthig, eine Mission in der Höhe und nach der Methode der nachapostolischen, eine Mission, welche, ohne die bisherige unterdrücken oder beseitigen zu wollen, neben dieser hergienge, um die nothwendige Ergänzung zu ihr zu bilden. Es braucht eine neue Art Mission, eine Mission, deren Organe nicht in klösterlich weltabgeschiedenen Konvikten, sondern wie Justin und Clemens in der großen, freien Welt der Wissenschaft und des gebildeten Verkehrs überhaupt ihre Ausrüstung gefunden, die von lebendiger, christlicher Ueberzeugung erfüllt, zugleich ein warmes Verständniß für jeden kleinsten Schimmer von Religiosität haben, in welch' wunderlichen und verzerrten Gestalten sie sich auch äußern möge; die, den Heiden ein Heide, den Muhammedanern ein Muhammedaner, den Brahmanen ein Brahmane, nicht nur zu predigen, sondern auch die Feder zu führen wissen, und zwar so zu führen, daß sie den Gegner auf seinem eigenen Boden, mit seinen eigenen Waffen, seiner eigenen Literatur zu schlagen und sowohl durch Anerkennung der ihm bis jetzt zugänglich gewordenen, ob auch gebrochenen und verdunkelten Wahrheit, als durch vernünftige Darstellung der so einfachen, spezifisch christlichen Wahrheit, ihn von der Religion, der Vorbereitung zu der Religion der Erfüllung emporzuführen verstehen. Es muß unter den heidnischen Kulturvölkern die wissenschaftlich literarische Diskussion der verschiedenen Religionssysteme mit aller Absicht und Berechnung hervorgerufen werden, aber dann dieser so erzeugte Kampf der gegensätzlichen Ueberzeugungen auch mit überlegener Sicherheit und Schlagfertigkeit würdig und kraftvoll durchgeführt, es muß so die gebildete Welt, ob sie wolle oder nicht, in einen Konflikt mit dem Christenthum hineingezogen und so lange und so gründlich durch die berufenen Vertreter desselben bearbeitet werden, bis sie überwunden ist, bis christlicher Glaube, christliches Denken, Lieben und Leben ihr durch alle Adern strömt.

„Die Mission, schloß der Vortragende, hat mein Herz. Sie ist ein Gotteswerk und jeder Christ muß sich zur Mitwirkung

verpflichtet fühlen. Noch sind tausend Hände unthätig und doch ist die Ernte so groß und die große Missionsaufgabe noch so viel als ungelöst. Möchten wir daher alle im Bewußtsein dieser Verpflichtung thun, was in unsern Kräften liegt".

Wir danken dem geistreichen Theologen von Herzen für die Wärme und Beredsamkeit, mit welcher er fortfährt, für die Missionssache einzutreten und ihr auch in den Kreisen Freunde zu werben, welchen dieselbe bis jetzt nur allzufremd geblieben ist. Doch erlauben wir uns zugleich zu bemerken, daß auch ihm selber noch immer ein gut Theil Fremdheit und daher Vorurtheil gegen die „moderne Mission" anzuhängen scheint; sonst könnte er nicht Behauptungen aufstellen, die lediglich aus einer vorgefaßten Meinung über den Geist und die Methode des gegenwärtigen Missionsbetriebs abgeleitet sind, nicht aus Thatsachen. Herr Pfr. Buß erklärt zuversichtlich, eine solche Mission, wie die der alten Apologeten, gebe es heutzutage nicht. Den Beweis hiefür aber bleibt er schuldig. Seine Behauptung ist geradezu falsch. Wenn man mit der neueren Missionsgeschichte und Literatur nur einigermaßen vertraut ist, so weiß man, daß Männer wie Dr. Wilson, Mill, Bischof Caldwell, Prof. Banardschi, Lal Behari De, Nehemia Nilakantha Goreh, Imadeddin und viele andere in Indien, Dr. Legge, Miss. Faber und Dr. Eitel in China ganz wohl jenen alten Apologeten an die Seite gestellt werden dürfen. Daß Herr Pfr. Buß von all den apologetischen, polemischen und religionsvergleichenden Werken, welche in außereuropäischen Sprachen von Missionaren oder auch von Gelehrten, wie Ballantyne, Sir W. Muir u. A. herausgegeben worden, Kenntniß haben sollte, verlangen wir nicht; aber die theils in deutscher, theils in englischer Sprache erschienenen Bücher und Aufsätze von Dr. Pfander, Dr. Mühleisen Arnold, Dr. Graul, Dr. Mögling, Robson, Vaughan, Kittel, Wurm, Williams, Faber, Prof. Legge, Dr. Mullens, Dr. Murray Mitchell u. s. w., sowie unzählige Stellen in der gewöhnlichen Missionsliteratur bis herunter zu den verachteten Traktätchen, hätten ihm wohl zeigen können, daß die heutigen Missionsarbeiter doch nicht so ganz blind für die Wahrheitsfunken sind, welche sich auch bei frommen Heiden finden und jedenfalls schon sehr viel Zeit, Mühe und Fleiß auf die Erforschung der heidnischen Religionen und des Islam verwendet haben. Ob mit Geschick, mit Erfolg — oder

nicht, darüber dürfte es schwer sein, ein Urtheil abzugeben; so viel aber ist gewiß, daß Herr Pfr. Buß, der diese ganze Literatur gar nicht zu kennen scheint, am allerwenigsten in der Lage sein dürfte, ein solches zu fällen. Er erwähnt die „erste" Missionskonferenz in Allahabad, vergißt aber, daß solche allgemeine Missionskonferenzen schon viel früher in Kalkutta, Utakamand, im Pandschab, in Liverpool gehalten wurden und jedesmal, wie aus den gedruckten Berichten zu ersehen, die Nothwendigkeit eben der von ihm empfohlenen Missionsmethode eifrig betont wurde, und das von Männern, die sich auf diesem Gebiet offenbar schon gemüht und geübt hatten. Die Verhandlungen der 1877 in Schanghai und 1878 in London gehaltenen allgemeinen Missionskonferenzen beweisen das Gleiche. Vor uns liegt das Buch eines auf literarischem und pädagogischem Gebiet unermüdlichen Laienmissionars („Indian Missionary Manual. Hints to young missionaries in India &c. compiled by John Murdoch 1870. London: Seeley, Jackson, and Halliday"), eine Art Vademecum für angehende Missionare. Wir wünschen, Herr Pfr. Buß würde sich dieses Werkchen einmal ansehen und namentlich die Liste von Büchern, welche Herr Murdoch seinen jüngeren Kollegen zum Studium empfiehlt, aufmerksam prüfen: wir haben nicht den geringsten Zweifel, daß er schon hiedurch eine bessere Meinung in Betreff der von ihm vermißten Weitherzigkeit und Wissenschaftlichkeit der Missionsleute bekommen würde. Und dieser Eindruck würde noch verstärkt werden, wenn er zwei andere Werke desselben Missionars, ausführliche Kataloge der gesammten indischen Missionsliteratur und insbesondere der gesammten Tamil-Literatur, vergleichen wollte. Und Herr Murdoch ist erst noch einer von denjenigen, die gar nicht sonderlich viel von den heidnischen Religionen halten, sondern einer, der mit seinen streng presbyterianischen Ansichten selbst in manchen deutschen Missionskreisen für engherzig gelten würde. Andere, vielleicht die meisten gehen viel weiter als er in der Empfehlung der wissenschaftlich-apologetischen Auseinandersetzung mit dem Heidenthum. Aber genug des thörichten Rühmens. Man sage uns, woher denn der Brahma Samadsch und die ganze indische Reformbewegung kommt, wenn nicht von der literarisch-wissenschaftlichen Einwirkung der Mission auf die „höheren Stände" eines großen „Kulturvolks"? Man sage uns, woraus all' die Versuche einer Wiederbelebung des Buddhismus, Hinduismus und Konfucianismus

und die damit zusammenhängenden Gegenmissionen der Heiden zu erklären sind, wenn nicht aus Bestrebungen und Verhältnissen, die gerade mit denen des von Herrn Pfr. Buß gepriesenen nachapostolischen Zeitalters die frappanteste Aehnlichkeit haben?

Wodurch ist aber diese Sachlage, dieser bewußte Geisteskampf zwischen Heidenthum und Christenthum — damals wie jetzt — herbeigeführt, vorbereitet, ermöglicht worden? Offenbar durch nichts anderes, als durch die vorausgegangene Predigt- und Gemeindemission, durch welche die anfangs unbekannte, dann verachtete, endlich aber doch unwiderstehlich zum Nachdenken zwingende neue Lehre eine Macht in den betreffenden Ländern geworden ist. Jene altchristlichen Apologeten hätten für ihre Schriften gar keine Leser, geschweige denn aufmerksame, tief innerlich erregte und interessirte Leser gefunden, wenn durch die apostolische Missionsthätigkeit ihnen nicht der Boden bereitet worden wäre. Es wir doch niemand glauben, daß die Apostel und ihre unmittelbaren Nachfolger mehr ausgerichtet hätten, wenn sie durch gelehrte Werke sich an die „gebildete" jüdische, griechische und römische Welt gewandt haben würden. Wenn irgend etwas durch den Erfolg gerechtfertigt ist, so ist's die göttliche Thorheit, daß in erster Linie das Evangelium nicht den Reichen, sondern den Armen gepredigt wurde. Diese allerdings apostolische Missionsmethode kann nie übertroffen und daher nie abgeschafft werden, so lange es noch geistlich arme, nach Gerechtigkeit hungernde und dürstende Seelen in der Welt gibt. Alles Spätere: Theologie, Apologetik, Schulen, Bildung, christliche Kultur, christlicher Staat u. s. w., es sind lauter Früchte jener Aussaat. Wer aber ist kindisch genug, ein Samenkorn zu schelten, weil es keine Aehre ist? Alles hat doch seine Zeit, und gut Ding braucht Weile. Jene altkirchlichen Apologeten hat auch niemand mit Absicht für ihren Beruf erzogen und dann an ihre Missionsarbeit ausgesandt. Gott hat sie gerufen, theils unmittelbar aus den Heiden, theils aus dem Schoß christlicher Gemeinden, und ein jeder von ihnen hat an seinem Platz gethan was er konnte. Gott thut immer noch alles fein zu seiner Zeit und Er gibt seiner Gemeinde, der schon gesammelten, wie der noch zu sammelnden, Apostel, Evangelisten, Lehrer u. s. w., je nach ihrem Bedürfniß. Das hat er auch in der modernen Mission gethan. Er hat vor allem Prediger, zum Theil ganz ungelehrte, aber wirklich apostolische Prediger gegeben, er hat fleißige und treue Reiseprediger

gegeben und er hat auch begabte, gebildete, wissenschaftlich wohl ausgerüstete Lehrer gegeben, theils auf dem Gebiet der Pädagogik, theils auf dem der Apologetik. Namentlich in Indien ist durch unausgesetzte Reise- und Straßenpredigt, sowie durch Gewinnung der Armen und Geringen, durch Bekehrung und Besserung der Verkommenen, durch Gründung und Pflege evangelischer Gemeinden der Grund bereits gelegt, der Sauerteig in's Innerste des Volkes hineingeknetet worden. Das Resultat ist abgesehen von der Rettung einzelner Seelen, über welche kindliche Engel sich freuen, eben das von unserem geehrten Kritiker gewünschte: die gebildete indische Welt ist, ob sie will oder nicht, in einen Konflikt mit dem Christenthum hineingezogen und die „wissenschaftlich-literarische Diskussion“ ist in vollem Gange, ja sie wäre in noch viel vollerem Gange, wenn die modernen Hindu's nicht um 18 Jahrhunderte älter, verdorbener, gleichgiltiger, fleischlicher wären, als jene Griechen und Römer, mit welchen ein Justin, ein Athenagoras, ein Tertullian es zu thun hatten. Aber kommt heutzutage auch so viel dabei heraus, wie in jener glücklichen nachapostolischen Missionsperiode? Herr Pfr. Buß sagt, die gebildete heidnische Welt müsse so lange und so gründlich durch die berufenen Vertreter des Christenthums bearbeitet werden, „bis sie überwunden ist, bis christlicher Glaube, christliches Denken, Lieben und Leben ihr durch alle Adern strömt“. Ist das infolge jener nachapostolischen Missionsthätigkeit im römischen Reich der Fall geworden? ist es heute irgendwo der Fall? Ist es auch nur an uns erreicht, die wir so angelegentlich mit einander über die beste Missionsmethode streiten? strömt wirklich christliches Lieben und Leben durch alle unsere Adern? Wir meinen doch hier sei ein Punkt, wo Pietismus und Vermittelungstheologie sich die Hände reichen können, um aus Einem Munde zu gestehen: nein, so weit ist's bei uns noch nicht; wir laufen alle in den Schranken, aber am Ziel ist noch keiner. Und in dieses Bekenntniß würden auch Origenes, Clemens, Athanasius, ja selbst Paulus, Petrus und Johannes mit einstimmen, sowohl was ihr eigenes Leben, als insbesondere auch was ihre Arbeit und deren Erfolge betrifft. In diesem Sinn möchten wir unsern kritischen Freund um Schonung und Nachsicht bitten: er wolle doch billig urtheilen, er wolle doch von uns armen, übel berüchtigten Missionsleuten nichts Unmögliches, nichts Nochniedagewesenes verlangen, sondern an der Hand der

Geschichte ohne Vorurtheil und Parteilichkeit die Frage zu beantworten suchen: ob — menschlich gesprochen — zu irgend einer früheren Zeit mit vergleichsweise schwachen Kräften so viel zur Ausbreitung des Evangeliums, zur Rechtfertigung des Christenthums, zur Ueberwindung des Heidenthums geschehen ist, als in den letzten 100 Jahren durch die evangelische, wenn man so will durch die pietistische Mission? Wir glauben, daß die Nachwelt anders urtheilen wird, als so viele unserer Zeitgenossen, und daß mancher Name, der heute zu den verachteten gehört, noch in späten Zeiten in mehr als Einem Welttheil mit Ehren wird genannt werden. Aber Herr Pfr. Buß ist ungeduldig, es geht ihm nicht schnell genug, und auch darin erkennen wir Fleisch von unserem Fleisch: die modernen Missionsleute sind leider oft ebenso ungeduldig, ein neuer Beweis, daß wir alle noch viel zu lernen haben und wohl daran thäten, miteinander glimpflich zu verfahren, dieweil wir noch „auf dem Wege" sind.

Aus dieser Ungeduld erklärt sich aber auch das wegwerfende Urtheil, das Herr Pfr. Buß über die „Elaborate" der Missionspressen fällt, und das uns aufrichtig wehe gethan hat. Wir haben selbst in Indien eine Reihe von Traktaten und Büchern gesehen, denen wir — in der Schulmeistersprache zu reden — das Prädikat „mittelmäßig bis schlecht" geben mußten, wir wissen auch von einigen Bibelübersetzungen, die in hohem Grade mißrathen sind. Aber was ist damit gesagt? Gab es in den drei oder vier ersten Jahrhunderten keine verfehlte Apologien, keine schwächlichen Machwerke? Und sind unsere europäischen Bibelübersetzungen vollkommen? Es wäre etwas ganz Anderes, wenn man uns vorwerfen würde: „ihr seid nicht strebsam, ihr seid träge, ihr begnügt euch mit Stümperarbeit"; aber das wagt doch kaum jemand angesichts der rastlos fortgehenden Verbesserungs- und Vervollkommnungsarbeit auf dem Gebiet der modernen Bibelübersetzungen wie der sonstigen Missionsliteratur. Wer hat denn die Schwächen und Fehler der bisherigen Leistungen aufgedeckt? Hie und da ist's ein römisch-katholischer Neider oder ein feindseliger Gelehrter gewesen, im großen Ganzen aber sind die Missionare und Missionsleute ihre eigenen Kritiker gewesen. Was in aller Welt kann man denn verlangen? Wenn jemand fleißig ist, wenn jemand fremde Sprachen lernt, wenn er in diesen zu schreiben anfängt, wenn er jede Korrektur, jeden guten Rath, selbst jede Kritik willkommen heißt, wenn er von Jahrzehnt zu Jahrzehnt neue verbesserte Auflagen

seiner Erstlingsarbeiten veranstaltet, kurz wenn er alles thut, was in seiner Macht steht, um das möglichst Vollkommene zu erreichen, ist's da nicht perfide Feigheit, nach den Glasfenstern seiner Werkstatt mit Steinen zu werfen?

Aber wir geben gar nicht zu, daß alle unsere Bücher und Uebersetzungen schlecht oder auch nur mittelmäßig seien. Es sind Bibelübersetzungen da, aus denen jeder Hebräisch und Griechisch verstehende Theologe in Deutschland oder der Schweiz noch etwas lernen könnte, es sind überdies Bibelerklärungen da, um die manch' europäisches Volk die „armen Heiden" mit Recht beneiden dürfte, und es sind andere Bücher, Zeitschriften, Traktate u. s. w. da, an welchen ganz gewiß Herr Pfr. Buß selbst die größte Freude haben würde, wenn er Tamil oder Malajalam verstünde, von den aus dem Kampf mit nordindischen Brahmanen und Muhammedanern hervorgegangenen Werken gar nicht zu reden. Die „Schulbücher" hat er selbst von der Kritik ausgenommen; aber die Hälfte aller unsrer Druckschriften besteht aus Schulbüchern von der kleinen Anthologie an, aus welcher die jungen Hindu's — Christen wie Heiden — die Schätze ihrer eigenen Volkspoesie kennen lernen sollen, bis zur dickleibigen Kirchengeschichte, in welcher unsere alten Freunde Justin, Athenagoras u. s. w. mindestens ebenso sehr gewürdigt werden, als von Herrn Pfr. Buß in seinem Vortrag.

Sollen wir auch über den alten Vorwurf, daß die heutigen Missionare für ihren Beruf nicht gründlich vorbereitet seien, etwas sagen? Aus dem Bisherigen geht ja schon hervor, daß es zwei Klassen von Missionaren gibt: gelehrte und ungelehrte. Ob die Missionsgesellschaften ihre bisherige Methode aufgeben und auf die Aussendung einer größeren Zahl wissenschaftlich eben nicht glänzend ausgestatteter, aber strebsamer, eifriger Männer verzichten sollen, und statt dessen sich mit einer kleinen Schaar hervorragender Arbeiter begnügen — das ist eine schwere, im Grunde aber doch ziemlich unpraktische Frage. Denn dadurch, daß man die geringeren Leute nicht aussendet, bekommt man noch keine besseren, und die geringen durch eine noch längere Vorbereitungszeit verbessern wollen, würde wohl auch nicht viel helfen. So lange Arbeit genug für relativ „ungebildete" Missionare vorhanden ist, und diese selbst sich zur Verfügung stellen, wird es sich wohl immerhin lohnen, die Reisekosten und den Lebensunterhalt an sie zu rücken. Die rechten „Kul-

turmissionare" wird wohl Gott selber zu Seiner Zeit geben müssen, wie er ja auch jene Ungebildeten gegeben hat.

Ob die vornehme Wissenschaft und der Bildungsaberglaube dann mit diesen Gottesgaben zufrieden sein wird, bezweifeln wir stark. Selbst Herr Buß läßt deutlich merken, daß ihm schließlich doch nicht unsere Methode das Anstößige ist, sondern etwas viel Innerlicheres, Undefinirbareres, d. h. der Geist, von welchem die gegenwärtige Mission getragen und geleitet ist, mit anderen Worten unser exklusiv bibelgläubiger, auf Bekehrung des Einzelnen dringender pietistisch-orthodoxer Standpunkt. „Von Seiten der bisherigen Missionsleute" erwartet er „niemals" die von ihm gewünschte Thätigkeit, einfach weil „ihre ganze Geistesrichtung" eine solche unmöglich macht. Solche Aeußerungen beweisen doch, daß wir es trotz aller Anstrengungen, und selbst bei völliger Aenderung unsrer Methode, demjenigen nie recht machen können, der eben auf einem anderen Standpunkt steht, ein anderes Glaubensbekenntniß, ein anderes Lebensideal und auch ein anderes Missionsziel hat. Wenn die beiden Geister wirklich so unvereinbar sind, dann ist's allerdings vergeblich, einander belehren oder von einander lernen zu wollen. Es bleibt nichts übrig, als daß jeder seinen Weg geht und mit seinem Geist sein Ideal zu verwirklichen sucht. Und das will denn auch, wenn wir ihn recht verstehen, unser geehrter Herr Kritiker. Er erklärt in einigen, jenem Vortrag beigegebenen Thesen ausdrücklich: „Die moderne Mission erweist sich, gemessen an dem Vorbild der Vergangenheit, als ungenügend zur Christianisirung der außerchristlichen Welt, insbesondere der heidnischen Kulturvölker, und zwar umsomehr, als sie bloß vom Geist eines besonderen Parteichristenthums getragen ist". Theilweise Verbesserung der Methode genügt nicht; es bedarf der Ergänzung durch eine andere Mission nach dem Vorbild jener nachapostolisch-apologetisch-wissenschaftlichen. „Um diese ergänzende, freiere, mehr wissenschaftliche und literarische Mission anzubahnen, dazu bedarf es der eifrigen Pflege der vergleichenden Religionswissenschaft, der Gewinnung und Ausrüstung geeigneter Persönlichkeiten, des Zusammenschlusses und der Thätigkeit der gesinnungsverwandten Kreise".

Das läßt sich hören: ein Vorschlag, der auf dem praktischen Grundsatz der Arbeitstheilung ruht. Und derselbe ist wenigstens theilweise gar nicht so unausführbar. An der „vergleichenden Religionswissenschaft" arbeiten ja schon lange Männer, wie ein Max

Müller *) und andere, die doch Herr Buß gewiß als gesinnungsverwandt anerkennen wird. Nur haben freilich diese Herren sich ihre Kastanien eben durch die von Herrn Buß für unfähig erklärten Missionare aus dem Feuer holen lassen, und erkennen dies auch mit anerkennenswerther Offenheit, ja mit herzlicher Dankbarkeit an. Die Beweise hiefür wieder und wieder aufzuzählen muthe man uns nicht zu. Sie sind in Dr. Warneck's Allgemeiner Missionszeitschrift und sonst schon bis zum Ueberdruß beigebracht worden. Als neuestes Zeugniß dieser Art hätten wir nur das bedeutende Werk von Rob. N. Cust anzuführen, über welches man die Anmerkung vergleichen wolle.**)

*) Max Müller scheint übrigens seine Religionswissenschaft immer mehr in eine Leugnung aller objektiven Religion oder Offenbarung auslaufen zu lassen. Zwar, wenn er nachzuweisen sucht, daß „im Fetischismus wahre Religion und in den Religionen, die sich für die wahren halten, „Fetischismus" sei, so kann man seinem Gedankengang einigermaßen folgen; wenn er aber von einem „Atheismus" redet, „der das warme Herzblut alles wahren Glaubens ist", so hoffen wir, daß auch Herr Pfr. Buß nicht mehr mit ihm geht.

**) *A Sketch of the Modern Languages of the East Indies.* By *Rob. N. Cust.* London: Trübner & Co. 1878.

Der Verfasser dieses mit seltenem Fleiß und großer Ausdauer aus allen möglichen Quellen zusammengetragenen Buches ist ein alter, englisch-indischer Beamter, dessen officielle Dienste in London scheint's verschmäht wurden und der, von dem Trieb beseelt, doch noch etwas für Indien zu thun, die mühsame Arbeit übernommen hat, alles bisher über die indischen Sprachen Veröffentlichte zu vergleichen und die Resultate möglichst kurz und klar zusammenzustellen. Dies ist ihm in hohem Maße gelungen. Er rühmt dabei, daß die Sprachwissenschaft keiner anderen Gattung von Arbeitern so viel verdanke, wie den Missionaren, die überall gleich von Anfang an nicht nur die Sprachen gelernt, sondern dieselben auch erforscht und grammatikalisch und lexikographisch fixirt hätten. Als hervorragende Gelehrte unter ihnen nennt er besonders Caldwell, John Wilson, Gundert, Carey, Bigandet, Pallegoix, als nützliche Grammatiker Pryse, Skrefsrud, Haswell, Mason, Flex. Vor allem aber preist er die Verdienste der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft und hebt bei dieser Gelegenheit die universale Bedeutung der Bibel auf philologischem Gebiete hervor: in vielen Sprachen sei sie das erste Buch gewesen, in anderen wenigstens das Mittel, die bis dahin im Fluß befindliche Grammatik und Wortschatz zu fixiren; sie sei ferner das passendste Medium zur Sprachvergleichung wie zur flüchtigen und leichten Erlernung eines fremden Dialekts. Geradezu wunderbar findet er das Zusammentreffen der zwei einander ergänzenden Umstände, daß zu gleicher Zeit die Quellen vieler Sprachen sich zu erschließen und der Missionstrieb in der evangelischen Christenheit zu erwachen begann. Auch glaubt er, daß was dem Soldaten und dem

Wir wünschen im Interesse des Friedens und des Christenthums überhaupt, daß es Herrn Buß bald gelingen möge, seine Vorschläge noch weiter verwirklicht zu sehen. Wenn er und seine Parteigenossen einmal wirklich Ernst damit machen, eine Mission „ohne G'schmäckli" zu treiben, dann werden sie gewiß herausfinden, daß kritisiren leichter ist als besser machen. Inzwischen sind wir ganz zufrieden mit dem Urtheil, das unser Werk auf Eine Stufe mit dem apostolischen stellt, wenn wir schon aus Bescheidenheit Herrn Pfr. Buß bitten möchten, doch noch einmal zu untersuchen, ob wir heutigen Missionsleute nicht am Ende doch noch mehr Aehnlichkeit mit den von ihm laut gepriesenen Apologeten, als mit den stillschweigend verehrten Aposteln haben. Wir fürchten, das Letztere dürfte der Wahrheit näher sein. Jedenfalls können wir versichern, daß es unser aufrichtiges Bemühen gewesen ist, nach dem uns vorgehaltenen Muster auch in den „Wahrheitsstrahlen" des besprochenen Vortrags unser „Eigenes" wiederzufinden, alles „in die allgemeine Versöhnung mit hinein zu ziehen" und selbst im Gegner den „Bruder" zu erkennen, der sich nur seiner Verwandtschaft mit uns noch nicht recht bewußt ist. Wenn nur er uns auch so versöhnlich und weitherzig behandeln wollte, wie er wünscht, daß wir uns gegen das Heidenthum der „Kulturvölker" verhalten sollen! Etwas weniger Vorurtheil auf seiner und etwas weniger „G'schmäckli" auf unsrer Seite — so dürfen wir immer noch gute Freunde bleiben. Das ist wenigstens unser aufrichtiger Wunsch.

Verwaltungs- oder Polizeibeamten nicht gelungen ist, die Civilisirung wilder Stämme, dem Missionar gelingen werde, der in einer Hand die Bibel trägt, in der andern Ackergeräth und Werkzeuge der Industrie.

Er zählt 8 indische Sprachfamilien auf 1) die arische, 2) die drawidische, 3) die kolarische, 4) die tibeto-barmanische, 5) Khasi, 6) Tai, 7) Mon-Anam, 8) Malaiisch. Natürlich ist hiebei Indien im weitesten Sinne genommen, so daß unter den aufgezählten 243 selbständigen Sprachen und 296 Dialekten, zusammen also 539 Sprachvarietäten auch die auf Formosa und Madagaskar gesprochenen gerechnet werden, nicht aber die polynesischen und indogermanischen. Die h. Schrift oder doch einzelne Theile derselben sind schon in 80 der aufgezählten Sprachen und Dialekte übersetzt. — Herr Cust hat durch sein Buch, seine ausgebreitete Korrespondenz und die von ihm ausgehende persönliche Anregung bereits viel zur Förderung der indischen Sprachwissenschaft beigetragen. Namentlich ermuntert er die Regierung, die uneigennützigen Arbeiten der Missionare doch zu unterstützen.

Missions-Zeitung.

Indien.

Zwei junge Hindus, die sammt einigen anderen durch den Vortrag, welchen „Vater Rivington“, ein hochkirchlicher Missionar, in einer Pagode gehalten hatte, für's Christenthum gewonnen wurden, haben folgende Gründe angegeben, warum sie den Hinduismus fahren lassen und Christen werden wollen.

1) Weil man aus den Puranas selbst beweisen kann, daß der ganze Hinduismus bloß ein menschliches Machwerk ist. 2) Weil das äußerliche Formenwesen und die Gebräuche des Hinduismus das innere Verlangen eines „Weisen“ nicht befriedigen. 3) Weil die in den Puranas erwähnten Götter sowohl ihrem Ursprung als ihren Thaten nach ganz und gar nicht der allgemeinen Anerkennung werth sind. 4) Weil der Hinduismus seinen Göttern nicht die rechte Stellung zuweist und ihnen falsche Eigenschaften beilegt. 5) Weil man im Hinduismus kaum eine Lehre über den Unterschied von Gut und Böse, über Sündenvergebung und dergl. findet. 6) Weil der Hinduismus den Guten nach ihrem Tode keine heilige, selige Ewigkeit in Aussicht stellt. 7) Weil der Hinduismus thatsächlich von Tausenden gelehrter Männer aufgegeben ist und gehaßt wird. Darum haben auch wir unsre von den Vätern überkommene Religion aufgegeben und das Christenthum, die Religion der Bibel, angenommen.

An diese glauben wir: 1) Weil sie uns lehrt, daß es Einen allmächtigen Gott gibt, der Herr ist über Himmel und Erde. 2) Weil die Weissagungen der Bibel theils schon erfüllt sind, theils jetzt erfüllt werden. 3) Weil die Bibel uns das Wesen Gottes so deutlich aufschließt, wie die Schöpfung uns seine Macht und Weisheit verkündigt. 4) Weil das Christentbum seit Jahrhunderten so viel Gutes in der Welt gestiftet, so viele edle und heilige Männer hervorgebracht und ganze Nationen gehoben und civilisirt hat. 5) Weil dasselbe hier in Indien mächtiger, thätiger und siegreicher als je sich beweist. 6) Weil es unsere Furcht wegnimmt und unser Streben nach Vollkommenheit befördert. 7) Weil es den Sterbenden zuverlässigen Trost bietet.

— Die amerikanischen Lutheraner haben in Guntur und Palnad 3 Missionare, 2 ordinirte Eingeborne, 3 Katechisten, 31 reisende Evangelisten, 3 Kolporteure, 1300 Kommunikanten und 4572 Getaufte. Im Jahr 1877 wurden 488 Personen getauft, darunter 276 Erwachsene. 520 andere stehen im Taufunterricht.

— Am 22. Sept. v. J. hielt Bischof Sargent seine erste Ordination. Neun eingeborne Kan=

didaten wurden zu Diakonen, 8 frühere Diakonen zu Priestern geweiht. Auf die Frage, warum die englisch-kirchliche M.-G. in Tinneweli sich nicht auch solchen Zuwachses zu erfreuen habe, wie die Ausbreitungsgesellschaft, wird geantwortet: Seit mehreren Jahren arbeite dieselbe eigentlich in Tinneweli nur noch an der Befestigung und Entwicklung der bereits gesammelten Gemeinden, habe daher auch nur noch wenige europäische Arbeiter auf den Stationen, und man wisse ja, daß erweckte Heiden, namentlich größere Schaaren, viel lieber von einem Europäer sich in die christliche Gemeinschaft aufnehmen lassen, als von eingebornen Geistlichen. Ferner sei die Hungersnoth in den Gegenden, wo die Ausbreitungsgesellschaft ihre Stationen hat, viel stärker gewesen als da, wo die englisch-kirchliche M.-G. arbeitet, weßwegen jener auch viel größere Geldspenden zur Vertheilung anvertraut worden seien als dieser. Uebrigens seien auch ihre Gemeinden im Laufe des letzten Jahres bedeutend gewachsen. In einem Distrikt (Paneivilei) haben sich 419 Familien aus 26 verschiedenen Dörfern, zusammen 1500 Personen, ihnen angeschlossen. Bischof Sargent hat neuerdings ein Flugblatt ausgehen lassen, in welchem er alle noch Zögernden dringend einladet, auch herzuzukommen.

— Miss. Taylor von der englischen Ausbreitungsgesellschaft hat im Laufe des vorig. J. ausgedehnte Predigtreisen in Ahmednagar, Rahuri, Wamburi und Tukai gemacht und in 100 Dörfern zusammen wohl 42000 Heiden einigermaßen mit dem Evangelium bekannt gemacht. Vom März bis Juli taufte er 1300 Personen, so daß die Gemeinden der Ausbreitungsgesellschaft um die Mitte vorigen J. in jener Gegend 1851 Seelen zählten, wozu noch 800 Taufkandidaten kommen. Der Bischof von Bombay sieht hierin eine Erhörung der Gebete seines Vorgängers (Douglas) und versichert, Miss. Taylor, ein Mann von reifer Erfahrung, werde niemand getauft haben, von dessen Würdigkeit er sich nicht vorher überzeugt, weßwegen man in diesen Uebertritten wohl eine solide Frucht christlichen Unterrichts erkennen dürfe. Merkwürdig ist dabei die Offenheit, mit welcher diese Ernte auf die Aussaat der sonst kaum als christlich anerkannten amerikanischen Missionare zurückgeführt wird. „Viele dieser Leute, sagt der Bischof, sind seit Jahren mit den Hauptlehren des Christenthums bekannt durch die Predigt der amerikanischen Presbyterianer"; und sein Kommissär und stellvertretender Archidiakonus Stead sagt: „Diese Erweckung verdanken wir, nächst dem Segen Gottes, vielen Ursachen. Zuerst und hauptsächlich ist sie die Frucht der geduldigen und mühevollen Arbeit, welche während vieler Jahre amerikanische Missionare, dann auch Missionare der englisch-kirchlichen M.-G. und in neuerer Zeit solche von der Ausbreitungsgesellschaft hier getrieben haben". Trotzdem wird betheuert, daß man nicht ins Ar-

beitsgebiet anderer eingedrungen sei!

— Aus Ebenezer in Santalistan schreibt uns Missionar Skrefsrud (12. Nov. 1878): „Gern möchte ich Ihrem Wunsche nachkommen und einen Bericht über die Entstehung und den Gang unsrer hiesigen Mission aufschreiben, allein gerade jetzt kann es nicht geschehen, da ich, aller andern Missionsarbeit gar nicht zu gedenken, die Uebersetzung des N. Testamentes, ein Santal-Englisches und ein Englisch-Santal Wörterbuch und eine vergleichende Grammatik der acht Kolssprachen unter den Händen habe. In dieser kalten Zeit reisen wir überdies noch im Lande umher. Börresen ist nun schon über einen Monat draußen, und ich kam vorige Woche zurück. Vor kurzem taufte Börresen 55 Santalen hier auf Ebenezer, darauf reiste er nach unsrer neuen Station Nja Dunka und taufte 13, und in voriger Woche taufte er 16 in Sultanabad, nördlich von hier. Wir haben die feste Zuversicht, daß die Santalen als Volk bald Christen werden und daß sie mit andern Bergvölkern das Salz Indiens abgeben werden; denn ihre Natur ist unverdorben und neigt sich zur Frömmigkeit, während ihr Eifer, anderen das Wort Gottes mitzutheilen, wohl schwerlich übertroffen wird."

Afrika.

In Alt-Kalabar, Westafrika, sind die unirten Presbyterianer bemüht, immer weiter vorzudringen. Miss. Roſs machte im vorig. J. seinen ersten Besuch bei den sog. „Blut-Männern" im Busch bei Duke-Town. Ihren schrecklichen Namen haben sie davon, daß sie, als in Alt-Kalabar die Unsitte, bei Leichenfeiern Menschen zu schlachten, verboten wurde, sie an einem bestimmten Platz zusammenkamen und Mann für Mann die Fingerspitze in einen Teller voll Blut tauchten, um sich durch diese Eidesceremonie zur Unterdrückung genannter Unsitte zu verpflichten. Sie sind meist Sklaven und bebauen die Pflanzungen der in der Stadt wohnenden Häuptlinge, welchen sie gehören. Manche haben übrigens ihre Herren durch den Tod verloren und sind nun, da niemand auf sie Ansprüche machte, frei. Ihre Felder legen sie möglichst tief im Busch drin an, weil in der Nähe der Stadt die Ernte vor Dieben nicht sicher wäre. Leider ist den Missionaren hier der Branntwein zuvorgekommen. Fast auf jedem Hof fand Miss. Roſs ein paar Rumfässer, die zum Theil mit großer Anstrengung durch Dick und Dünn, über Stock und Stein so weit ins Innere waren gerollt worden! So leidenschaftlich sind die armen Leute bereits dem Trunk ergeben. Das Evangelium ist ihnen begreiflicherweise weniger willkommen.

— Miss. Maples sucht in einem aus Masasi an die Times geschriebenen Briefe die irrige Vorstellung zu berichtigen, als sei der Sklavenhandel in Ostafrika ausgerottet. „Dank der Energie

und dem Eifer, mit welchem Dr. Kirk und der Sultan von Sansibar zusammenarbeiten, kommt es jetzt kaum mehr vor, daß einige hundert Meilen nördlich oder südlich von Sansibar noch ein Sklavenschiff aufgegriffen wird. Aber damit hat die Ausfuhr von Sklaven aus Ostafrika und folglich auch der Sklavenhandel im Innern doch noch nicht aufgehört. Es ist ziemlich gewiß, daß aus dem einen oder anderen Hafen, vielleicht im Somali-Land, immer noch Sklaven verschifft und überdies an vielen Orten Sklaven zu zwei und drei, so versteckt und verkleidet, daß selbst, wenn englische Offiziere eine Untersuchung anstellen, kein Verdacht aufkommen kann, auf die Schiffe geschmuggelt werden. Ebenso ist's gewiß, daß immer noch zahlreiche Sklavenkarawanen von den mächtigen Jao-Häuptlingen im Osten des Njassa-Sees an die Küste geschickt werden. Ich lebe an einem Ort mehr als ein Drittel des Weges landeinwärts nach dem Njassa-See, 3 oder 4 Tagreisen von der großen Sklavenstraße, welche vom See nach Kilwa führt. Selbst dies Jahr habe ich wiederholt von Sklavenkarawanen gehört, welche auf diesem Weg an die Küste zogen, zuweilen von Arabern, zuweilen von einem Beauftragten des sie verkaufenden Häuptlings geführt. Vor 3 Tagen verließ ich unser Dorf, um eine solche Karawane zu sehen, die, wie ich gehört hatte, $^3/_4$ Stunden von hier lagerte. Es waren zum allerwenigsten 500 Sklaven da, alle aus Jao- und Njassa-Stämmen. Wahrscheinlich werden diese alle in der nächsten Zeit zu zweien und dreien in Lindi, Mikindani und anderen Seestädten auf Schiffe gebracht werden."

Der Missionar kann aber auch hinzufügen: „Man würde mir kaum glauben, wollte ich erzählen, wie groß in diesen Gegenden der abschreckende Einfluß ist, welchen die bloße Gegenwart eines einzigen unbewaffneten, unter dem Volk lebenden Engländers auf die Sklavenhändler ausübt. Schon jetzt gibts Häuptlinge, die mit dem ehrlichen Geständniß zu mir kommen, daß das Sklavenfangen ihnen selbst ein widerwärtiges Geschäft sei, und daß sie sich glücklicher fühlen, seit sie dasselbe aufgegeben. Wir wollen gar keinen Sklavenhandel treiben, sagen sie, wenn auf andere Weise unsere Bedürfnisse befriedigt werden. Ihr seid hierher gekommen mit Zeug und Glasperlen und Kupferdraht, Dingen, die wir früher um Sklaven kauften, die wir jetzt aber gegen unser Korn, Reis, Bohnen, Eier und Geflügel haben können, und wir sind's so zufrieden. Schießpulver freilich verkauft Ihr uns nicht, aber seit Ihr hier lebt, sind wir ohne dasselbe sicher: jetzt kommt niemand, um uns zu Sklaven zu machen; wir sind wie Ihr, leben im Frieden und brauchen also kein Schießpulver mehr."

— Die Berichte über Madagaskar zeichnen sich, wie immer, durch das Nebeneinander von Licht und Schatten aus.

Aus Fianarantsoa wird

berichtet, daß Anfang v. J. eine Art Selbstmord-Epidemie herrschte und der Missionsarzt in Einer Woche drei Personen zu behandeln hatte, denen es nicht völlig gelungen war, sich den Hals abzuschneiden. Solche Selbstmordepidemien sollen dort nichts Seltenes sein. Die Eingebornen sind dann in so reizbarer Stimmung, daß jede Kleinigkeit sie wie rasend macht und sie im Zorn sich das Leben zu nehmen versuchen. Gewöhnlich begibt der Betreffende sich hiezu auf eine der vielen Felsspitzen, legt sich etwa 12 Schritt vom Abgrund auf den Boden und rollt nun so schnell als möglich diesem zu — um nach einigen Augenblicken halb betäubt hinabzustürzen und zu zerschellen!

Am 4. Juli 1878 wurde in **Antananariwo** für 156 Städte und Dörfer der Provinz Imerina durch Einsetzung von **Beamten**, die in sich die Eigenschaften eines Polizeimeisters, Sanitätsinspektors, Schulaufsehers und Notars vereinigen, eine neue Verwaltungsära begründet. Die Instruktion für die neuen Beamten besteht aus 87 Paragraphen und ist sammt einer Vorrede in einem Grünbuch veröffentlicht worden. In der Vorrede sagt die Königin: „Ich danke Gott dafür, daß das Evangelium Jesu Christi in mein Land und Königreich gekommen ist, um meine Unterthanen weise zu machen und sie die Erkenntniß Gottes zur Seligkeit zu lehren. Wegen dieses von Gott mir zu Theil gewordenen und von mir dankbar anerkannten Schutzes habe ich meine Regierung auf Gott gegründet u. s. w." Die neuen Beamten heißen Sakaisam-Bohitra, d. h. Freunde der Städte, und sollen „für das Königreich sorgen, die Unterthanen zum lernen der Weisheit anhalten, die Kinder zum Schulbesuch bewegen, die Trägen zur Arbeit antreiben, die Fleißigen ermuntern, jedermann in seinem friedlichen Besitz und Wohlsein erhalten, den Wittwen und Waisen beistehen u. s. w." § 11 verbietet die bisher übliche Lynch-Justiz, wonach z. B. ein auf dem Markt erwischter Dieb sogleich gesteinigt wurde; § 17 befiehlt alle, die Rum verkaufen, fabriziren oder trinken, in die Hauptstadt zu bringen. Weiter folgen Verordnungen gegen Erpressung und Bestechlichkeit, andere in Betreff des Erbrechts und der jährlich vorzunehmenden Volkszählung. § 38 verbietet die Vielweiberei, § 43 bedroht jedermann, der eine gottesdienstliche Versammlung stören sollte, mit Gefängniß; § 54 ordnet Sonntagsruhe an; § 55 gibt Anweisung zur Vermeidung des gegenwärtig leider sehr häufigen Mißbrauchs, daß am Sonntag in den Kirchen Regierungsgeschäfte abgemacht werden; § 85 befiehlt Reinlichkeit in den Straßen, § 86 bezieht sich auf Aussätzige und Pockenkranke, die aus den Städten entfernt und ordentlich verpflegt werden sollen. Andere Paragraphen beziehen sich auf Ehescheidung, Ehebruch, Haussklaverei, Abschluß von Geschäften zwischen Eingebornen und Ausländern, Grundbesitz, Führung von Stan-

desregistern u. s. w. Die Missionare betrachten diesen neuen Reformversuch als einen wichtigen Fortschritt.

Weniger erfreulich ist's, daß die zwei im Juli 1877 in den Südwestwinkel der Insel ausgesandten Lehrer haben zurückkehren müssen. Anfangs ging alles gut. Der Tanosy-König Radodo, war freundlich, seine Häuptlinge lernten lesen und 20 bis 30 Personen schienen vom Wort Gottes ergriffen. Dann aber wurden die 23 benachbarten Tanosy-Könige neidisch, daß Radodo allein Lehrer haben sollte, und böse über die drohende Abschaffung der alten Sitten, wahrscheinlich aber auch eifersüchtig auf die freundlichen Beziehungen zwischen Radodo und der Howa-Regierung. Zuerst nahm Radodo die Lehrer treulich in Schutz, als man ihn aber ernstlich bedrohte und es zu nächtlichen Ueberfällen von Seiten der Gegner kam, ja mehrere seiner Leute getödtet, Weiber und Kinder geraubt, seine Unterthanen ihm abwendig gemacht wurden, da blieb nichts übrig, als den beiden Lehrern zur Flucht zu rathen und zu verhelfen. Dieselben kamen glücklich durch das feindliche Gebiet durch, und jetzt heißt es, daß Radodo im Begriff sei, mit seinem ganzen Stamm wieder an die äußerste Südspitze der Insel zurückzukehren, von wo er oder seine Vorfahren einst gekommen, um dort in Anosy sich unter die Howa-Regierung zu stellen, wieder Lehrer zu bekommen und von seinen bösen Nachbarn und Vettern unbelästigt zu sein.

Im Juli 1878 wurden 5 neue eingeborne Evangelisten von den Gemeinden der Hauptstadt ausgesandt, einer nach Anonibe an die Nordostküste, die anderen vier in den Südosten. Einer der zwei aus Tanosy zurückgekehrten und ein schon früher aus dem Ibara-Land vertriebener sind auch dabei. Man hofft, daß dieser dritte Missionsversuch der madagassischen Kirche glücklicher ausfallen werde als die beiden ersten 1876 und 1877.

Die Versammlungen des Isan-enim-bolana (Congregational Union oder Kirchenversammlung), welche im Juli gehalten wurden, dauerten drei Tage. An einem derselben (11. Juli) wurden jene fünf verabschiedet. Der Premier-Minister führte den Vorsitz, wozu man ihn geflissentlich eingeladen hatte, um ihm ein Vertrauensvotum im Gegensatz zu den Verdächtigungen zu geben, als wollte er die Kirche beherrschen. Miss. G. Cousins schreibt: „Er fürchtete, daß durch Uebernahme des Vorsitzes er sich neue Angriffe zuziehen könnte und zögerte daher anfangs, die Einladung anzunehmen. Aber wir versicherten ihn, daß wir überzeugt seien, daß er keine solchen Herrschaftsgelüste habe und den Vorsitz einfach als christlicher Privatmann führen werde, der mit uns und den einheimischen Gemeinden zur Ausbreitung des Christenthums auf der Insel mitzuwirken wünsche. Er kam, und das Resultat war eine herrliche Versammlung mit Reden seiner Excellenz, die unseren Herzen

wohlthaten." Miss. Montgomery gibt eine ganz begeisterte Schilderung von dieser Missionsversammlung, in welcher der Minister ausdrücklich erklärte, daß sein Wille und Wunsch feststehe, daß die Kirche Christi in Madagaskar nicht in staatliche Fesseln gelegt werden solle.

Abessinien.

Die schwedische Mission in Massaua, Ailet und Mensa, an der Grenze Abessiniens, darf sich eines, wenn auch langsamen doch gesegneten Fortgangs erfreuen. Die Gottesdienste werden von den Abessiniern fleißig besucht. Mit den zahlreich nach Massaua kommenden abessinischen Kaufleuten haben die Missionare täglich Gelegenheit, biblische Unterredungen zu halten, auch sind diese die Vermittler, durch welche die Missionare h. Schriften und Traktate bis in die entlegensten Provinzen von Habesch verbreiten können. Zahlreiche abessinische Familien haben der politischen Unsicherheit wegen die Heimat verlassen und sich bei den Missionaren in Ailet und Massaua angesiedelt. Ihre Kinder besuchen die Missionsschulen. Die Missionare in Mensa arbeiten ausschließlich unter den Bogos. Die Missionsschule in Mensa wird gegenwärtig von 60 Bogoskindern besucht. In der Schule in Massaua wurden täglich 27 Knaben und 30 Mädchen unterrichtet. Für jedes dieser Kinder zahlen schwedische Familien der Mission die Erziehungskosten. Außer der Lernzeit werden die Knaben zu Handarbeiten, ältere zum Erlernen passender Handwerke angehalten, so daß sie später ihr Brod erwerben können. Ebenso werden die Mädchen außerhalb der Schulzeit von den Missionsfrauen und Lehrerinnen zu nützlichen weiblichen Handarbeiten angeleitet. Zwei ihrer Schüler, ein bekehrter Gallajüngling und ein bekehrter Abessinier, durften sie bereits als Sendboten des Evangeliums zu den Galla senden.

Ihre Eine Station, die sie auf abessinischem Gebiete in Hamazin hatten, konnten sie, seitdem vor 3 Jahren dieselbe zerstört, und Miss. Lager ermordet wurde, nicht wieder aufnehmen.

Als Schreiber dieses im Jahr 1874 von seiner letzten Reise nach West-Abessinien heimreiste, fand er zu seiner Freude das schwedische Missionsschiff „Ansgarius" im Hafen von Massaua liegen. Es hatte zwei Missionare und die Braut für Miss. Lager, nebst einer hölzernen Kirche und Wohnhaus gebracht. Trotz mehrmaliger Verwendung des schwedischen Generalkonsuls in Alexandrien bei der egyptischen Regierung, gab dieselbe aber keine Erlaubniß zum Aufbau der Kirche in Massaua. Das Holz bleichte in der tropischen Sonne und die Hoffnung der Missionare, ihre Kirche zu bauen, war beinahe aus. Da kommt jener schon von China her wohlbekannte Engländer, Oberst Gordon, ein warmer Freund und Förderer des Missionswerkes, jetzt aber vom Vicekönig zum Gouverneur des Südens ernannt,

nach Massaua; die Missionare säumten nicht, ihm ihr Anliegen vorzutragen, und wie dankbar war ihr Erstaunen, als Pascha Gordon den von ihnen bezeichneten Bauplatz in dem großen Dorfe M'Kullu, 2 Stunden von Massaua, selbst kaufte und der Mission schenkte mit der Bemerkung, man möge doch sogleich mit dem Bau beginnen. Der geschenkte Platz ist so groß, daß neben der Kirche Schulhaus, Wohnhäuser für die Missionare, Industriehäuser gebaut werden können und noch Raum zu Gartenanlagen übrig bleibt.

Miss. Lundahl nahm den Bau sogleich in Angriff, da aber die Geldmittel nicht ausreichten, kam er diesen Sommer für einige Monate in die Heimat, machte eine Kollekten-Reise durch Schweden und kehrte mit einem Architekten, 2 Lehrschwestern und den Baukosten versehen auf seine Station zurück. Wir dürfen annehmen, daß in wenigen Wochen die erste protestantische Kirche an Habesch's Grenze eingeweiht werden wird, in der mit Gottes Hilfe durch die Predigt des reinen Evangeliums der todten Abess. Kirche das Leben aus Gott gebracht wird.

Auf Bestellung der opferwilligen Missionsfreunde in Stockholm hat Schreiber dieses von Stuttgart für jene Kirche abgesandt: ein von Herrn Trayser eigens für jenes Tropenklima angefertigtes prachtvolles Harmonium, ein Marmorkreuz (vom Bildhauer Macholt) und drei große Wandtafeln: die 10 Gebote, das Vater-Unser und das Apostolische Glaubensbekenntniß, welche Herr Institutslehrer Felder mit viel Fleiß und technischem Kunstsinn in großen Amharischen Buchstaben geschrieben hat.

Ein Brief von Frau Miss. Lundahl vom 10. Oktober aus Massaua gibt uns noch einige interessante Mittheilungen. Sie schreibt: „Die Nachrichten, die wir aus Abessinien erhalten, sind fortwährend sehr traurig. Die Provinz Hamazin ist zur Wüste geworden. Der fürchterliche Ras Wolda Michael haust dorten. König Johannes hat nicht abgedankt. Er ist der große Kaiser der Abessinier. Menelek, König von Schoa, hat sich ihm unterworfen und versprochen, gehorsam zu sein und seinen Tribut regelmäßig zu entrichten.

„In den Reichen Tigre und Amhara grassiert die Hungersnoth seit Monaten derart, daß viele Tausende dem Hungertyphus zum Opfer wurden. Leute, die aus dem Innern zu uns kommen, sagen, die Hälfte der Bevölkerung sei in manchen Städten und Provinzen gestorben. Die Hungersnoth entstand durch Heuschrecken-Schwärme, welche die letzte Ernte auf dem Felde, ehe sie reif war, verzehrten. Die Abessinier sehen diese Hungersnoth als ein Gericht Gottes über sie an. Die Priester in Adoa sagen: „Es sind viele gute Lehrer (Missionare) zu uns gekommen, die uns den Weg Gottes lehren wollten. Aus Furcht, unser Brot (Einkommen) zu verlieren, wenn unser Volk ihre Lehre

aufnehme, haben wir die Missionare aus unserem Lande vertrieben. Jene Stimmen hören wir nicht mehr, und leiden Hunger. Gott hat uns gestraft und unser Brot weggenommen."

„König Johannes befindet sich mit seinem Heer in Sagul, zwischen Lasta und Jetschu. Es sind viele Rebellen im Lande aufgestanden, welche die Wege unsicher machen. Unsere beiden Brüder, die schon vor einem Jahr abreisten, um zu König Johannes zu gehen, und ihn um Erlaubniß zu fragen, unsere Mission in Hamazin wieder aufzunehmen, befinden sich noch in Axum, wohl in Ermangelung eines sicheren Wegs. Jetzt verspricht ihnen der königliche Statthalter von Adoa, sie in kurzer Zeit zum König zu senden. Die Kinder in unsern Schulen machen uns viele Freude. Ihre Aufopferungs-Willigkeit hat mich schon oft zu Thränen gerührt. Es ist die Macht der Liebe Jesu, die an ihren Herzen arbeitet. — Wir hören, daß die eingeborenen Brüder ihre Missionsarbeit unter den Falascha in Frieden treiben. Der Herr bekennt sich zu ihnen. 94 Falascha, 18 Familien konnten im vorigen Jahre getauft werden.

„König Menelek hat den Chrischona-Brüdern noch nicht erlaubt, eine Station im Galla-Lande zu beginnen. Er ist ihnen freundlich und gibt ihnen viele Gallakinder zum unterrichten."

(Mitgetheilt von Miss. Flad in Kornthal.)

Oceanien.

Die im April v. J. in Neubritannien ermordeten Missionslehrer waren Sailasa, ein eingeb. Geistlicher, Peni Luwa und Liwai Naboro, zwei Schulmeister, und ein junger Christ Namens Timote. Die unter Miss. G. Brown's Verantwortlichkeit unternommene Expedition, durch welche 50—60 der sich heftig zur Wehr setzenden Uebelthäter getödtet wurden, hatte nicht den Zweck der Rache, sondern war einfach eine Maßregel zur Einschüchterung der Wilden und zum Schutz der in Neubritannien lebenden Weißen. Miss. Brown hat der Missionskommittee der „Australasian Wesleyan Conference", welcher er unterstellt ist, einen ausführlichen Bericht über alles Vorgefallene geschickt, in welchem er sein Verfahren als von der dringendsten Nothwendigkeit geboten darstellt, was mehrere der Ansiedler in einem besondern Schreiben durch ihre Namensunterschriften bestätigen. Jene Missionskommittee hat hierauf erklärt, daß sie tiefes Mitgefühl mit Hrn. Brown habe „in der so schwierigen, peinlichen und gefährlichen Lage, in der er sich befunden", daß sie aber zugleich „tief bedaure, daß er keinen anderen Ausweg gefunden, um sich selbst und dem zahlreichen Missionspersonal, von dem er als Beschützer angesehen wurde, Sicherheit zu verschaffen."

Miss. Brown versichert, daß jene Gräuelthat der Wilden nichts mit der Mission als solcher zu thun habe und keineswegs aus Feindschaft gegen das Evangelium zu erklären sei; die Wilden hätten einfach aus kannibalischer Mord-

und Raubluft gehandelt. Er erklärt ferner, „daß das Leben nicht mehr sicher und die Missionsarbeit unmöglich gewesen wäre, wenn man die Schuldigen nicht bestraft hätte", und fügt hinzu, daß die Aussichten des Werks nie bessere gewesen als gerade jetzt. „Unser Einfluß, meint er, ist größer als je, unsre offenen Thüren sind zahlreicher und wir selbst mehr geachtet von den Leuten, als zu irgend einer früheren Zeit". Er bittet dringend um Zusendung eines Gehilfen.

Erst zwei Monate vor jenem traurigen Vorfall war es Miss. Brown gelungen, einen Häuptling an der Ausführung eines schon geplanten, kannibalischen Festmahls zu verhindern, wobei er von einem englischen Pflanzerjäger, Namens Turner, begleitet war. Der Häuptling hatte damals gesagt, er verzichte auf die Menschenfresserei und wolle den schon Getödteten begraben lassen — bloß „aus Respekt vor dem lotu (Evangelium)"!

Obige Aufschlüsse haben wir der Dez.-Nummer des „Evangelical Christendom" entnommen. Dieselben sind nicht der Art, daß man sich mit Miss. Brown einverstanden erklären könnte, wenngleich — wie man wohl zugeben muß — manches zu seiner Entschuldigung angeführt werden kann. Die ganze traurige Geschichte ist jedenfalls ein neuer Beweis dafür, wie viel Weisheit die schwierigen und gefährlichen Lagen erfordern, in welche ein Missionar kommen kann.

England.

Aus dem „East London Institute for Home and Foreign Missions" ist während der fünf Jahre seines Bestehens durchschnittlich jeden Monat wenigstens Ein Missionsarbeiter ausgesandt worden, im Ganzen 70, während gerade ebensoviel jetzt noch darin sich vorbereiten. Während des letzten Jahres wurden 31 junge Männer ausgesandt, vier für den innern Missionsdienst in England, drei für den Kontinent, sieben nach Afrika, drei nach Indien, sieben nach China, vier nach Amerika, einer nach Neuseeland, einer nach Westindien, einer nach Brasilien, und dieser ist bereits gestorben. Auch von einem Drusen, namens Taitun, wird berichtet, der zwei Jahre in der Anstalt war und jetzt nach Syrien zurückgekehrt ist, um unter seinen Stammesgenossen zu missioniren. — Aufgemuntert durch Admiral Ryder hat die Ausbreitungsgesellschaft neulich vorgeschlagen, einen weiteren Missionsbischof für Nordchina einzusetzen und diesem eine gehörige Anzahl Geistliche beizugeben. Deßgleichen hat Bischof Burdon von Honkong vorgeschlagen, für Japan einen eigenen anglikanischen Bischof auszusenden, obgleich schon ein amerikanischer Bischof da ist.

In einer Kommitteesitzung der Ausbreitungsgesellschaft Ende v. J. gieng es so stürmisch zu, daß Bischof Cloughton das Zimmer verließ, weil gegen den Bischof von London, als dessen Stellvertreter er anwesend war, beleidigende Aeußerungen gefallen waren.

Es wurde ein Beschluß gefaßt, durch welchen das bisher übliche Examen der anzustellenden Missionare abgeschafft und der Gesellschaft jede Kontrole in dieser Hinsicht unmöglich gemacht wird — offenbar zu Gunsten einiger ritualistischen Kolonialbischöfe. Die besten Freunde der Gesellschaft sind entrüstet hierüber. Zwei Bischöfe haben sogar mit Austritt gedroht. Man erwartet die Zurücknahme dieses Beschlusses. Die Gesellschaft hat eine unglückliche Stellung, weil sie „keiner Partei angehören" will, in Wirklichkeit aber von hochkirchlichen, ehrgeizigen Bischöfen als Werkzeug benutzt wird.

Merkwürdig ist die Entwickelung der baptistischen M. G. in den letzten 30 Jahren. 1848 hatte dieselbe 58 europäische Missionare und 159 eingeborne Prediger und Lehrer (12 in Kanada arbeitende und bloß teilweise von der Gesellschaft unterstützte Prediger sowie 30 von ihren eigenen Gemeinden besoldete Lehrer in Jamaika nicht mitgerechnet). 1878 waren es [illegible]

Südindien, in China, in Norwegen, Italien u. s. w. hinzugekommen.

1848 konnte berichtet werden, daß in den letzten 10 Jahren die Zahl der europäischen Missionare sich verdoppelt, die der eingebornen Gehilfen sich verdreifacht habe, während in den 30 Jahren von 1848 bis 78 die erstere sich gleich geblieben ist, die letztere sich nur um 25 Proc. vermehrt hat. Die Gesammteinnahme betrug damals 21,876 Pf., jetzt 42,254. Damals veranstaltete die Hälfte aller Baptistengemeinden in England je eine jährliche Kollekte für die Mission, jetzt sind's 300 Gemeinden weniger als die Hälfte, obgleich die Zahl der Gemeinden um 768 zugenommen hat! 1848 gab es 3000 Personen, die jährlich 10 M. oder mehr beitrugen, und das unter 120,735 Baptisten, also etwa 2? Proc. von der ganzen Gemeinschaft, jetzt gibts unter 245,836 Baptisten 5682, die solche Beiträge geben, also [illegible] Proc. Im J. 1848 [illegible] eingelaufen, [illegible] Das muß [illegible] man [illegible] Einnahmen [illegible] im Ganzen [illegible] Beiträge [illegible]

[illegible]

147 Millionen Pf. St. für berauschende Getränke ausgegeben wurden, d. h. 90 M. per Kopf (Männer, Weiber, Kinder einzeln gerechnet), so ist der Vergleich ein sehr niederschlagender.

(Bapt. Missionary Herald).

Todesfälle.

Am 13. Nov. starb in Madras der englisch-kirchliche Missionar Henry Baker, der mehr als 35 Jahre lang in Trawankor, dem Lande seiner Geburt, gewirkt hatte. Schon sein Vater war dort Missionar gewesen. Er selbst hatte seine fruchtbarste Thätigkeit unter dem Bergstamm der Arrians, von denen jetzt 1500 Christen sind.

— In Sydney starb im Spätjahr 1878 Dr. John D. Lang, 79 Jahre alt. 1823 war er als erster regelmäßiger Geistlicher der Presbyterianerkirche in Australien angekommen und seitdem hatte er unermüdlich für das Wohl dieses Landes gearbeitet, theils als Prediger und Schriftsteller, theils als Abgeordneter und Politiker. Auch die Mission unter den Eingebornen verdankt ihm, wenn nicht ihre Entstehung, so doch viel Unterstützung und Anregung.

— Am 10. Nov. v. J. starb in England Hr. Yorke, ein Angestellter der „Christian Vernacular Education Society“, der 1861 als Lehrer nach Madura gegangen war und seit einer Reihe von Jahren der Normalschule in Dindigal vorstand. Seine letzte Krankheit war durch die Anstrengungen, welche die Hungersnoth von 1876 mit sich brachte, herbeigeführt oder doch verschlimmert worden.

— Im Kapland ist im Sept. v. J. der Senior der dortigen wesleyanischen Mission, Samuel Hardey, gestorben. Im Jahr 1828 war derselbe, erst 21 Jahr alt, nach Madras ausgesandt worden; später wirkte er in Australien; in den letzten 16 Jahren leitete er die wesleyanische Mission in Südafrika. Vor einem Jahr wurde in Kapstadt sein 50jähriges Jubiläum gefeiert. Er genoß daselbst das größte Ansehen. An seinem Leichenbegängniß nahmen die Spitzen der dortigen Gesellschaft, darunter der Gouverneur, Sir Bartle Frere, theil.

— Am 21. Mai v. J. starb in Bhawanipur, Bengalen, der eingeb. Pastor der dortigen Londoner Missionsgemeinde, Surja Kumar Ghose. 1852 war er getauft, 1861 ordinirt worden. Hindus und Brahmaisten trauern mit den Christen über diesen Verlust.

— Am 16. Okt. v. J. starb in Madras ganz unerwartet nach kurzem Leiden der englisch-kirchliche Miss. David Fenn, einer von 5 Söhnen des vor 9 Monaten ebenfalls gestorbenen alten Miss. Joseph Fenn, die alle Geistliche geworden. David Fenn wurde 1826 in Trawankor geboren, studirte in Cambridge Theologie, gieng 1852 nach Tinneweli, wo er 12 Jahre lang predigend von Dorf zu Dorf zog, besuchte 1865 England, arbeitete dann einige Monate in Ceylon

und die letzte Zeit seines Lebens in Madras. Wer ihn kannte, mußte ihn lieben und achten, ja verehren. Auch weltliche Blätter widmen ihm gerührte Nachrufe und beklagen, daß in Fenn der indischen Kirche ein (zukünftiger) Bischof verloren gegangen sei.

— In Masulipatam starb am 21. Sept 1878 die Witwe des Miss. Sharkey, der 1843 mit ihr in die Telugu-Mission eingetreten war und 1847 die erste Mädchen-Erziehungsanstalt für dieselbe gründete. Als in der Nacht des 1. Nov. 1864 jene furchtbare Springfluth über Masulipatam hereinbrach, kamen 33 Mädchen um's Leben und Sharkey's um fast alles, was sie besaßen. 1867 starb er, sie aber durfte noch 11 Jahre lang in der Mädchenanstalt arbeiten, für die sie ganz und ausschließlich lebte.

— In Mailand starb Ende v. J. als englischer Kaplan der einstige Basler Missionszögling und indische Missionar Joh. Philipp Menge. 1840 war er im Dienst der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft nach Nordindien gegangen, hatte Jahre lang in Gorakhpur gearbeitet und war 1858 einer der ersten Missionare, die Lacknau besetzten. 1870 kehrte er nach Europa zurück, nachdem er 1—2 Jahre vorher in Kangra im Himalaya stationirt gewesen war.

— In England ist der erst 1873 nach Nordindien ausgesandte und vor einigen Monaten krank zurückgekehrte Missionar Grimm gestorben. Seine Witwe ist bereits allein nach Indien zurückgekehrt, um am englisch-kirchlichen Lehrerinnen-Seminar in Benares zu helfen.

Bücherschau.

Goßners Mission unter Hindus und Kolhs um Neujahr 1878. Reisebriefe von K. H. Ch. Plath, Lic. theol., Missionsinspektor und Privatdocent. Mit dem Bilde des Stifters und zwei andern Bildern. Berlin, 1879. Verlag der Buchhandlung der Goßnerischen Mission.

Dieser vom Verfasser selbst in 34 Kapitel eingetheilte Bericht über seine indische Visitationsreise zerfällt in drei nach Inhalt und Bedeutung sehr verschiedene Abschnitte. Die ersten 90 Seiten, welche die Reise von Bombay bis Tschota Nagpur beschreiben, bieten die Erstlingseindrücke eines flüchtig dahineilenden Reisenden, die zwar unterhaltend zu lesen sind, aber keinen bleibenden Werth haben. Das Gleiche gilt von den 20 Seiten, auf welchen die Rück-

reise über Kalkutta nach Bombay erzählt wird; doch spürt man denselben bereits an, daß der Verfasser in den wenigen Monaten seines indischen Aufenthaltes viel erfahren und gelernt hat, so daß man den Neuling nicht mehr so merkt. Den eigentlichen Kern des Buches aber bildet der mittlere Theil: die eingehende, sachgemäße und sehr aufrichtige Darstellung des gegenwärtigen Standes der Goßnerischen Kolsmission. Die hierüber gesammelten Beobachtungen und statistischen Notizen werden im Schlußkapitel übersichtlich und eindrücklich zusammengestellt. Dieser Visitationsbericht ist eine wirkliche Bereicherung unserer Missionsliteratur und ein wesentlicher Beitrag zur Kenntniß der Kolsmission. Niemand wird denselben lesen können, ohne den Eindruck zu bekommen, daß hier ein Werk Gottes vorliegt, das zwar nichts im gewöhnlichen Sinne Wunderbares an sich hat, angesichts dessen aber auch das blödeste Auge etwas von der einzigartigen Bedeutung inne werden muß, welche der gewaltigen Kultur- und Geistesarbeit zukommt, die in Indien von deutschen Missionaren gethan wird.

Im Jahre 1877 wurden in der Goßnerischen Kolsmission 3484 Personen, Kinder und Erwachsene, getauft, wodurch die Zahl der Christen auf 24313 stieg, wozu noch 5418 Taufbewerber kamen. Ja noch vor Abreise des Visitators war infolge neuer Uebertritte „das dritte Zehntausend bereits überschritten". Fragt man, wie sich denn nun die eingeborenen Christen von ihren heidnischen Landsleuten unterscheiden, so erhält man folgende Antwort: „Erstens halten unsre Christen, mit Ausnahme weniger rückfälliger, das Gelübde, welches sie bei der Aufnahme in das Katechumenat ablegen: sie trinken keinen Illi, den sehr berauschenden Reisbranntwein. Zweitens sind sie fleißige Besucher der Gottesdienste. Drittens beten sie viel in ihren Häusern, namentlich wenn schwere Erkrankungen und Sterbefälle vorkommen". Vieles andre könnte aber noch namhaft gemacht werden: Der höhere Bildungsstand der Christen, die Verbesserung ihrer sozialen Lage, die geordneten Familienverhältnisse, die idealeren Interessen u. s. f., was alles ihnen eine gewisse Ueberlegenheit über die Masse ihrer heidnischen Landsleute gibt. Merkwürdig ist die Beobachtung, daß die Kolsgemeinden sich meist durch drei Stadien hindurch entwickeln, zuerst das der naiven Kindlichkeit und vertrauensvollen Anhänglichkeit an den Missionar, dann das einer gewissen unartigen Kritisirsucht und Zerfahrenheit

und endlich das eines neuen Aufschwungs. Wir glauben, daß dasselbe von allen Missionsgemeinden gilt und daß im großen Ganzen die eingeborene indische Christenheit sich gegenwärtig im zweiten Stadium befindet. Nur wenn Gott aus ihrer eigenen Mitte geisterfüllte Männer erweckt, wird die Entwickelung zu einem gesunden Abschluß kommen. Erstlingsgaben dieser Art finden sich bereits unter den 192 eingebornen Arbeitern der Kolsmission. Gewiß hat Gott noch Größeres im Sinne. Aber noch ist die Periode der Missionswirksamkeit in Tschota Nagpur nicht vorbei, wo das Meiste von europäischen Arbeitern und durch große Geldopfer aus der Heimat geschehen muß. Möchte doch dies lehrreiche und anregende Buch alle Leser veranlassen, sich thatkräftiger als bisher der Kolsmission anzunehmen!

Die Sahara oder: Von Oase zu Oase. Bilder aus dem Natur- und Volksleben in der großen afrikanischen Wüste. Von Dr. Josef Chavanne. Mit vielen Illustrationen. A. Hartlebens Verlag. Wien, Pest, Leipzig. 1879.

Es ist wahr, was Dr. Chavanne, der ebenso begeisterte als fleißige Freund des „schwarzen Erdtheils", der Herausgeber der neuesten großen Wandkarte von Afrika und Verfasser des vorliegenden Prachtwerkes, sagt, daß allgemein noch bei uns die naive Vorstellung der römischen Geographen getheilt wird, wonach die Sahara eine endlose Ebene wäre, auf welcher der Wind sein Spiel mit dem Sande treibt. Dieses verkehrte Phantasiebild zu zerstören und ein nach der Wirklichkeit gezeichnetes Gemälde an die Stelle zu setzen, ist die Aufgabe, die sich der geehrte Hr. Verfasser gestellt hat, und wir dürfen unbedenklich sagen, daß ihm die Erfüllung derselben in ausgezeichnetem Maße gelungen ist. Sein Buch ist kein Original-Reisewerk, aber auch kein oberflächlicher Auszug aus ein paar willkürlich herausgegriffenen Schriften über den betreffenden Gegenstand, sondern eine durch theilweise Augenzeugenschaft unterstützte, auf langem, sorgfältigem Quellenstudium beruhende Verarbeitung alles bis jetzt über die Sahara Erforschten und nicht nur in Büchern, sondern auch in Broschüren und Zeitungsartikeln niedergelegten Materials. Der Verfasser hat es verstanden, seinen Gegenstand so zu behandeln, daß einerseits Gelehrte und Fachmänner die solideste Belehrung daraus schöpfen können, andrerseits aber auch der un-

wissendste Leser auf unterhaltende, keineswegs ermüdende Weise in die Geheimnisse der großen afrikanischen Wüste eingeweiht wird. Wesentlich gefördert wird dieser Zweck durch die wunderschönen Bilder, 7 Illustrationen in Farbendruck und 64 Holzschnitte, sowie durch die große Karte, auf welcher auch die Reiserouten der bisherigen Sahara-Forscher und die Karawanenstraßen deutlich angegeben sind.

Sehr dankenswerthe Beigaben sind ferner eine Erklärung der im Buch vorkommenden meist arabischen Fremdwörter, ein sehr ausführliches Inhaltsverzeichniß, Nachweis der Quellenliteratur, Tabellen über die Grenzen und Größe der Sahara, Flächeninhalt und Bevölkerung der einzelnen Unterabtheilungen, Bevölkerungsdichtigkeit, Ortsbevölkerung, hypsometrische Verhältnisse, Geologie, Klima und Meteorologie der Sahara, Bemerkungen über den Ursprung der Wüste, über neuere Eisenbahnprojekte und ein genaues alphabetisches Register.

Der Vermuthung einer einstigen Meeresbedeckung der Sahara widerspricht der Verfasser entschieden, obgleich sein erster Eindruck beim Anblick des Nordrandes der Wüste dieser Auffassung günstig war. Vielmehr stimmt er denjenigen bei, welche die Wüste für ein Produkt klimatisch-meteorologischer Veränderungen erklären. Doch findet auch er an mehreren Stellen Ueberreste früherer Süß- oder Brackwasser-Seen. Auch aus dem früheren Vorkommen jetzt vermißter Thiere in der Sahara wird darauf geschlossen, daß der Wasserschatz derselben seit dem geschichtlichen Alterthum beträchtlich abgenommen hat. Der von Peschel u. A. überschätzte Antheil des Passatwindes an der Wüstenbildung wird auf sein gehöriges Maß zurückgeführt. Das Projekt, die gewaltigen Hindernisse, welche die Sahara dem Verkehr entgegensetzt, durch Unterwassersetzen zu überwinden, wird vom Verfasser nicht begünstigt, die Ausführbarkeit des Eisenbahnprojekts dagegen scheint ihm festzustehen. Der Traum des unternehmungslustigen Engländers Mackenzie, welcher die Sahara vom atlantischen Ocean aus überfluthen will, wird kurz abgefertigt.

Besonders dankenswerth ist die Aufmerksamkeit, welche auf Beschreibung der verschiedenen Wüsten- und Oasenbewohner verwandt worden ist. Im Allgemeinen verweilt der Verfasser begreiflicherweise lieber bei den Tugenden, als bei den Lastern derselben, verschweigt aber auch die letzteren keineswegs. Wiederholt steigt

einem aber beim Lesen die schmerzliche Frage auf: „Wer predigt diesen Leuten das Evangelium?" Die Antwort lautet: Niemand.

Besonders anziehend sind natürlich die Oasen-Bilder, obgleich auch hier manche übertriebene Vorstellung sich muß berichtigen lassen. „Ein Asyl, kein Paradies, wie es die Phantasie des Dichters schmückt, ist die Oase. Der Kampf mit der Wüste, die ihre Sandwellen bis hart an den Rand der Palmenwälder und selbst in sie hineinwirft, ist ein ununterbrochener; menschlicher Fürsorge und Anstrengung bedarf es, um diese Freistätte für Pflanzen- und Thierleben ungeschmälert zu erhalten. Die Fee dieses Asyls heißt Wasser u. s. w." Von der Wüste heißt's: „Ihre heilige Stille zur Nachtzeit ist dem Gemüthe Labsal, wenn in ihrer klaren, reinen, durchsichtigen Atmosphäre die Sterne heller funkeln als irgendwo anders auf dem Erdenrunde, und die Schatten der Karawane geisterhaft über die mattleuchtende Sandfläche gleiten, fühlt man die Majestät, das Geheimnißvolle der Wüstennatur auf sich einstürmen, fühlt sich an Leib und Seele belebt und frisch gekräftigt". Die Schwierigkeiten, welche durch fanatische Anhänger des Islam den Reisenden bereitet werden, sind richtig hervorgehoben. Mit Bedauern liest man aber folgende Stelle: „In wie vielen Fällen ist der Reisende genöthigt, seinen Glauben zu verleugnen, um überhaupt lebend ein Gebiet durchmessen zu können, und wie schwierig wird es selbst unter der Maske eines Muselmanns, die fanatischen Marabuts und Tholbas zu täuschen, denn der entdeckte Betrug ist meist das Signal zum Morde".

Sehr interessant sind die Mittheilungen über das Neffenerbrecht bei den Tuareg, von dessen Existenz bei anderen z. B. indischen Völkern der Verfasser übrigens keine Kenntniß zu haben scheint.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß das schöne Werk viele Leser finden möge. Der Inhalt desselben hält reichlich, was die prächtige Ausstattung verspricht.

Missionsbilder. Neue Serie: Asien. Fünftes Heft: Malabar. Sechstes Heft: Die Tamil- und Teluguländer. Calw und Stuttgart. Verlag der Vereinsbuchhandlung. 1878.

Unter „Malabar" ist hier aus Anbequemung an einen alten, namentlich auch in deutschen Missionsschriften eingebürgerten Sprachgebrauch der ganze Westen von Südindien verstanden. Zuerst wird ein übersichtliches Gesammtbild von Südindien überhaupt gegeben,

dann die Inselstadt Bombay, die Gudscheratländer, das Mahrattaland, die Kanaraländer und das Malajalamland, ein jedes mit seinen Bewohnern und der unter ihnen getriebenen Missionsarbeit, dargestellt. Zwischen eingestreut ist ein unterhaltendes Kapitel über „indische Reisearten". Die Bilder sind alle gut, einige sehr schön — Das sechste Heft hat im gegenwärtigen Augenblick besonderes Interesse, da sich in demselben schon die wichtigsten Nachrichten zusammengestellt finden, die im Lauf des vorigen Jahres über die Massenbekehrungen in Tinneweli, Ramnad, Arkot und Ongol zu uns gelangt sind. Auch den „katholischen Arbeitern in der Tamilmission" und den „Vätern der evangelischen Mission", Ziegenbalg, Plütschau, Schwartz u. s. w. ist je ein besonderer Abschnitt gewidmet. Für 110 Druckseiten, mehr als 30 Abbildungen und saubere Kartonnirung ist der Preis von 1 M. für jedes Heft gewiß ein sehr bescheidener.

F. H. Lasonder, De Geschiedenis der christelijke zending, een belangrijk onderdeel der christelijke Theologie. Rederoering. Utrecht, Dannenfelser en Co. 1878. (Die Geschichte der christlichen Mission, eine wichtige Abtheilung der christlichen Theologie).

Daß die Herren der allgemeinen Wissenschaft und ihr Sprachrohr, die jüdische Tagespresse, die Mission, wenn's gut geht, todt schweigen, hie und da aber auch kräftig verleumden, muß man sich eben heutzutage gefallen lassen: ein Liebäugeln ihrerseits wäre selbst ein gefährliches Zeichen. Daß aber auch gläubige Theologen so wenig sich mit Missionskunde abgeben, darf manchmal doch dem Missionsfreunde schwerer werden, — und ist auch geradezu eine Schande. Um so wärmer ist es uns ums Herz geworden während des Lesens der obengenannten Rede, die der Verfasser bei Gelegenheit seines Amtsantritts als Professor der Theologie an der Universität Utrecht am 28. Mai v. J. gehalten hat.

Nach einigen einleitenden Worten über Leibnitzen's Missionsgedanken, aus welchen der Schluß gezogen wird, daß die Wissenschaft und die christl. Mission einen Bund schließen sollten, wünscht der Verfasser zuerst auseinanderzusetzen, daß die Geschichte der christlichen Mission ein Bestandtheil der theol. Wissenschaft sei. Missionsgeschichte ist eine systematische Darstellung von der Wirksamkeit der Christen — sei es nun eine persönliche, kirchliche oder

Vereinsthätigkeit — um die Menschheit zur Annahme des Evangeliums zu bewegen. Daß solch eine Geschichte einen Platz unter den theol. Lehrfächern einzunehmen verdient, liegt auf der Hand. Ist ja doch 1) die Mission ein Ausfluß aus dem Wesen des Christenthums; 2) befindet sich deßwegen die Missionsgeschichte ganz in dem Bereich der Theologie; 3) sollte uns der gegenwärtige Stand der Missionswissenschaft nöthigen, Missionsgeschichte zu treiben, und 4) mahnen uns alle Zeichen der Zeit, Missionsgedanken wieder in den Vordergrund treten zu lassen. — Im zweiten Theil kommt dann der Verfasser auf die Wichtigkeit der christl. Missionsgeschichte. Wie leicht vergißt man, was die Mission schon geleistet hat auf den Gebieten der Erdkunde, der Naturkunde und ganz besonders der Sprach- und Religions-Wissenschaft! Gerade wegen dieser Vielseitigkeit muß aber Arbeitstheilung stattfinden, und der Verfasser zeigt nun an einer Reihe von Beispielen, wie manches Wort der h. Schrift erst durch die Missionsthätigkeit in's rechte Licht gesetzt worden ist, wie vorzüglich die Geschichte der christl. Mission den Blick über den ganzen Entwickelungsgang der Heilsoffenbarung erweitert.

Die Eintheilung und der Gedankengang mögen mißbilligt werden, die Ausführung der einzelnen Theile ist immer interessant, ja meisterhaft, so z. B. die zwei Seiten (14 u. 15), die der Verfasser dem Andenken Graul's widmet. Durch das ganze weht der Hauch eines frischen, lebendigen Christenthums, und indem wir der Universität zu Utrecht Glück zu ihrem neuen Lehrer wünschen, wollen wir hoffen, daß, bis an andern Universitäten solche Missionsfreunde eine offene Thür finden, eine gute deutsche Uebersetzung von Lasouder's Rede große Verbreitung unter uns finde. F. H. K.

Der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum. Bilder aus der Vergangenheit als Spiegelbilder für die Gegenwart. Von G. Uhlhorn, Dr. theol. Stuttgart. Meyer und Zeller's Verlag (Friedrich Vogel). 1879.

Ein Buch, das in 5 Jahren drei starke Auflagen und drei Uebersetzungen in fremde Sprachen erlebt hat, während zwei weitere Uebersetzungen in Vorbereitung sind, bedarf keiner Empfehlung von uns. Dagegen möchten wir alle Missionare und Missionsfreunde, die etwa an diesem Schatz bisher sollten vorübergegangen sein, angelegentlich auffordern, sogleich nach demselben zu greifen.

Die warme Begeisterung, gepaart mit der nüchternsten Ruhe, welche aus jeder Seite dieses Buches athmet, macht dasselbe, ganz abgesehen von dem gediegenen Inhalt, zu einem klassischen. Wir kennen außer Ebrard's Iro-schottischer Missionskirche und einigen wenigen anderen Werken kein Buch, aus dem Missionsleute mehr lernen und zugleich mehr Glaubensstärkung erhalten könnten.

Die Völkermischung im römischen Reiche, welche dem Sauerteig des Evangeliums gleichsam als Backmulde dienen mußte, der Verfall der heidnischen Religion, Gesellschaft, Wissenschaft und Sittlichkeit, die Erlösungssehnsucht weiter Kreise, die Vorliebe für ausländische Kulte, die allgemeine Rathlosigkeit und Verzweiflung auf der einen Seite und auf der anderen der zuerst mehr weltflüchtige, aber immer weltüberwindender werdende Glaube der Christen, ihr stiller Wandel, ihre unermüdliche Liebesthätigkeit, ihr freudiges Bekenntniß, ihr erhabenes Märtyrerthum, die rasenden Anstrengungen des wieder auflebenden Heidenthums zur Ausrottung der neuen Religion, der endliche großartige Sieg des Christenthums — das alles ist nirgends wahrer, einsichtsvoller, ergreifender und anziehender geschildert worden als in diesen von Meisterhand entworfenen Bildern. Eine kleine Probe aus denselben haben wir in der Anmerkung auf S. 70 mitgetheilt. Auch Druck und Ausstattung des Buches lassen nichts zu wünschen übrig.

Einladung
zur siebenten allgemeinen Versammlung der evangel. Allianz in Basel.

In der Woche vom 31. August bis 7. September d. J. soll in Basel die siebente allgemeine Versammlung der evangelischen Allianz gehalten werden. Der schweizerische Zweig der evang. Allianz ladet hiezu aus allen Ländern und Abtheilungen der evang. Kirche diejenigen Gesinnungsgenossen ein, denen es möglich ist, dem Rufe zu folgen und die sich freuen, mit Brüdern einer — so Gott es schenkt — fruchtbaren Gemeinschaft zu pflegen.

„Wir erinnern daran, daß die Allianz kein officielles Concil ist. Die Theilnehmer an derselben kommen nicht als Bevollmächtigte und mit Aufträgen ihrer Kirchen zusammen. Was sie von nahe und ferne zusammenführt, ist der persönliche Trieb nach dem Verkehr mit Brüdern. Als solche betrachten sich auf der genannten Grundlage Angehörige von Kirchen und Gemeinschaften,

die nach Nationalität, Bekenntniß und Verfassung mannigfach verschieden, ja getrennt sind, aber doch in den Grundwahrheiten des Glaubens sich eins wissen und einander als Zweige der Einen evangelischen Kirche in Ehren halten. Es versteht sich darum, daß Keiner auf der Versammlung versucht, für seine besondere Gemeinschaft zu werben, sowie, daß Keinem zugemuthet wird, seine eigene Kirche zu verleugnen. Wir freuen uns Alle der großen Verheißung, die der Herr seiner Gemeinde zum Trost unter allen Trennungen gegeben, daß sie schließlich Eine Heerde unter Ihm, dem Einen Hirten, sein werde. Aber wir wissen auch, daß die Verwirklichung dieser herrlichen Weissagung durch kein menschliches Machen zu Stande kommt. Was bei den Besuchern der Allianzversammlung nicht fehlen soll, ist der Glaube an dieses Ziel und das herzliche Verlangen darnach, dann kann uns durch des Herrn Gnade auch ein Vorschmack davon zu Theil werden."

Etwaige Gäste sind gebeten, sich zeitig beim Central-Comité in Basel zu melden, und zwar die auswärtigen durch den Sekretär desjenigen Zweiges der Allianz, dem sie angehören, die schweizerischen und diejenigen aus Süddeutschland direkt in Basel. Wer es wünscht, kann in Privatlogis Aufnahme finden. Wer an den Versammlungen theilnehmen will, ist ersucht, sich auf dem Bureau im Vereinshaus, Nadelberg 6, das vom Samstag den 30. August, Nachmittags 2 Uhr an offen stehen wird, eine Karte geben zu lassen.

Außer den üblichen Berichten über das evang.-religiöse Leben in den verschiedenen Ländern (Güder, Cremer, Babut, Bligh, van Oosterzee, Schaff, v. Tardy, v. Scheele, v. Busch) sollen über folgende Gegenstände Vorträge gehalten werden: Die Unwandelbarkeit des apostolischen Evangeliums (v. Orelli und Godet). Evangelisation in Frankreich, Belgien, Spanien und Portugal (Lelièvre, Comba, Fliedner). Die Vorbildung der Diener des göttlichen Wortes (Kübel und Porret). Lebensbedingungen einer christlichen Schule im heutigen Staate (Zillessen und v. Lerber). Die Bildung christlicher Lehrer (Bachofner). Das Christenthum und die moderne Gesellschaft (Wach). Die Pflichten gegen die Arbeiter des neueren Gewerbes (Steinheil). Arbeiten zu christlicher Belebung des Morgenlandes (Fabri). Die Presse und deren christliche und antichristliche Einwirkung auf das Volksleben (Joneli und de Pressensé). Die Aufgabe der Mission unter Israel (de le Roi). Der jetzige Stand der Heidenmission (Christlieb, Arthur, Barde). Drei Thesen, betr. die Heidenmission: Die Konkurrenz unter den einzelnen Missionen, das Alphabet Lepsius für China, die heidnischen Kinderverlobungen in Indien, (Schott und Josenhans). Erfahrungen in der Judenmission (Heman). Was sagt den Gliedern der Allianz die apostolische Ermahnung Ephes. 4, 3? (H. Plitt, Hollard, Hurst). Dazu kommen Predigten, Ansprachen, Gebetsversammlungen und zum Schluß Kommunion im Münster.

Das Einladungscircular, Reglement und Programm, woraus Obiges ein Auszug ist, ist unterzeichnet von den Committirten für die Versammlungen der evangelischen Allianz in Basel im Jahre 1879: **Karl Sarasin**, alt-Rathsherr, Präsident. Oberst **v. Büren** von Bern, Vicepräsident. Professor **Viguet** von Lausanne, Vicepräsident. Professor **Riggenbach**, Vicepräsident.

[redacted]



Missionar E. Koper.

Auch ein Missionsleben.

1. Wie aus einem Sonntagsschüler ein Missionar wird.

Der Gegenstand der folgenden anspruchslosen Lebensbeschreibung ist Eduard Roper, der am 26. Januar 1838 zu Horwich in Lancashire geboren wurde. Seine Eltern waren Fabrikarbeiter, und schon als kleiner Knabe mußte er selbst wenigstens den halben Tag in einer Baumwollenspinnerei zubringen. Später kam er als Lehrling in eine große Glaswarenfabrik nach Manchester, wo seine Eltern inzwischen hingezogen waren. Seine Schulbildung war eine sehr dürftige und beschränkte sich auf das, was die Engländer die drei R (reading, writing und arithmetic d. h. Lesen, Schreiben und Rechnen) nennen. Mehr verdankte er der Sonntagsschule und einem mit dieser verbundenen Fortbildungsverein. Schon früh machte er sich Notizen über alle Predigten, die er gehört hatte, das heißt von der Zeit seiner Erweckung an. Vorher machte er seinem Lehrer in der Sonntagsschule viel Mühe durch muthwillige Streiche und Ungehorsam, ja einmal verließ er die Schule sogar „schnaubend mit Dräuen und Morden" — wie er später im Scherz sagte — wegen eines vermeintlich ihm zugefügten Unrechts. Aber noch in derselben Woche gieng eine Veränderung mit ihm vor: er demüthigte sich und gewann hierauf die Liebe seines Lehrers in dem Maße, daß eine warme Freundschaft zwischen beiden entstand, welche für den jungen Burschen die gesegnetsten Folgen hatte. Namentlich machte das friedliche Sterben dieses Freundes im Jahre 1857 und ein von ihm zurückgelassener Traktat „der sterbende Lehrer" den tiefsten Eindruck auf Roper. Eins der letzten Worte, das er aus jenes Munde empfieng, war

die einfache Ermahnung: „Führe ein christliches Leben", worauf er gelobte: „Ich will es, so helfe mir Gott." Nun wurde er selbst Lehrer in der Sonntagsschule, schrieb einem leichtsinnigen Kameraden einen eindringlichen Warnungsbrief und erklärte nach reiflicher Ueberlegung seinem Prinzipal, daß er nicht mehr wie früher am Sonntag arbeiten könne. Man achtete seine Gewissenhaftigkeit und machte eine Ausnahme mit ihm, ohne daß deßwegen die Sonntagsarbeit in der Fabrik wäre eingestellt worden.

Um diese Zeit fieng er auch an Gott zu bitten, er möchte ihn doch, wenn es möglich sei, zu einem Arbeiter in Seinem Weinberge machen, und ohne daß er hiebei gerade an die Mission gedacht hätte, fiel ihm ein Kollekteblatt der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in die Hände, in welchem erzählt war, daß ein frommer Mann 200,000 Mark zur Aussendung von mehr Missionaren gegeben, und wie neulich ein bekehrter Hindu ebenfalls große Opfer gebracht, um selbst ein Prediger zu werden. Der Artikel schloß mit den Worten: „Nun wer will hingehn und deßgleichen thun?" und machte solchen Eindruck auf den Zwanzigjährigen, daß er den Titel „Mehr Missionare nöthig" mit großen Buchstaben auf den Deckel seiner Kleiderkiste schrieb. O wie gern wäre er dem Rufe gefolgt! Aber wie konnte er es wagen, sich zu melden? Man würde ihm ja vorhalten, daß das eine Anmaßung und eitel Stolz sei. So dachte der bescheidene junge Mann, entschloß sich aber nach längerem Gebet doch, einen anonymen Brief an den Sekretär der Missionsgesellschaft zu schreiben, worauf er eine ermuthigende Antwort („befiehl dem Herrn deine Wege in ernstem Gebet; theile dich deinen Eltern mit und frage deinen Seelsorger") auf dem Umschlag des Kindermissionsblattes erhielt. Diese Zeitschrift pflegte er damals als Kassier eines Jugend-Missionsvereins nicht nur zu halten, sondern auch zu vertheilen. Außer ihm sind später noch drei Mitglieder desselben in die Mission getreten.

Auf einen in jenem Brief enthaltenen Rath wandte er sich nun an einen befreundeten Geistlichen. Dieser ermahnte ihn zur Geduld, war ihm dann aber — nachdem Roper seine Lehrlingszeit mit Ehren beendigt hatte — auf jede Weise behilflich. Das größte Hinderniß schien Ropers alte Mutter zu bilden, welche zum großen Theil auf seine Unterstützung angewiesen war. Mit rührender Einfalt erklärte sie aber, wenn Gott ihrem Sohn das in's Herz

gegeben und es Sein Wille sei, so solle er nur gehn.*) Dies Opfer war um so größer, als es in einem Augenblick gebracht wurde, von welchem an ihr Sohn als selbständiger Arbeiter das Dreifache seines bisherigen Lohnes hätte verdienen und ihr ein sorgenloses Alter verschaffen können. Sie hat es nie bereut, obgleich einige Jahre nach dem Fortzug ihres Sohnes eine schwere Zeit für sie kam, welcher sie erst durch ein seliges Ende entnommen wurde.

Schon im Oktober 1859 nach einer kaum 10-monatlichen Vorbereitung im Missionshaus wurde Roper nach Abeokuta ausgesandt, natürlich nicht als ordinirter Missionar, sondern in der Eigenschaft eines Katechisten oder Laiengehilfen. Merkwürdiger Weise hielt von allen seinen früheren Bekannten — jenen Geistlichen ausgenommen — auch nicht Einer ihn für aufrichtig: sie waren alle der Meinung, der strebsame junge Mann habe nur nach einer höheren Lebensstellung getrachtet, so daß also auch dieser Prophet nichts galt in seinem Vaterland. Um so gewisser übrigens war er selbst seines Berufes. An die Spitze seines mit Sorgfalt geführten Reisetagebuches setzte er folgenden Spruch: „Ich will die Blinden auf dem Wege leiten, den sie nicht wußten; ich will sie führen auf Steigen, die sie nicht kannten; ich will die Finsterniß vor ihnen her zum Licht machen und das Höckerichte zur Ebene. Das ist's, was ich ihnen thun will und sie nicht verlassen" — wobei er sich die Schlußworte als tröstliche Verheißung aneignete, alles Vorhergehende aber in seiner bisherigen Führung schon „buchstäblich erfüllt" sah.

Das Schiff, das ihn und einen zweiten Laienbruder, namens Jefferies, nach Afrika bringen sollte, lief am 24. Nov. aus Liverpool aus, hatte aber gleich ein Unglück, wodurch es bis zum 1. Dez. in Cork aufgehalten wurde. Dann aber gieng die Reise glücklich weiter, obgleich ein kleiner Sturm den Passagieren und darunter besonders unserem Roper Gelegenheit bot, die eigene Nichtigkeit und Hinfälligkeit gegenüber der Majestät Gottes recht lebendig zu fühlen. Am Christtag stiegen die für Abeokuta bestimmten Missionare in Lagos an's Land. Hier hatten sie Gelegenheit, einer wesleyanischen Missionsversammlung beizuwohnen, in

*) „If the Lord will have him, he mun go."

welcher auch der heidnische König von Lagos eine Ansprache hielt, Roper denselben aber in freimüthiger Weise auf die Grausamkeiten hinwies, welche unter seinen Augen noch immer geübt würden. Das Predigen durch Dolmetscher, welches er hier beobachten konnte, gefiel ihm gar nicht und trieb ihn zu beten, daß Gott ihm doch helfen möchte, bald die Landessprache zu lernen. Dies Gebet wurde augenscheinlich erhört. In verhältnißmäßig kurzer Zeit hatte er es so weit gebracht, daß er frei predigen und später von Bischof Crowther als der geeignetste Mann bezeichnet werden konnte, ein von ihm verfaßtes Joruba-Wörterbuch in England durch die Presse zu führen.

Am 3. Januar giengs in einem landesüblichen Kanoe und in Begleitung von Miss. Maser den Ogun-Fluß hinauf nach Abeokuta, wo Roper unter der Aufsicht von Miss. Gollmer arbeiten sollte und sich sofort mit dem größten Eifer an die neuen Aufgaben machte, die seiner warteten. Die schwerste von diesen war übrigens das Geduldlernen bei den häufigen Krankheits-, namentlich Fieberanfällen, von welchen er, wie sein älterer Kollege, zu leiden hatte. Natürlich stellten sich Todesgedanken bei ihm ein, und auch Anfechtungen blieben nicht aus; nie aber bereute er seinen Eintritt in die Mission oder seine Sendung in's ungesunde Joruba. Dabei war er keineswegs blind für die Mängel des Werks und z. B. für die Fehler mancher eingeborner Christen, ohne sich hiedurch entmuthigen zu lassen. Er erklärte sich ihre Schwachheiten aus dem heidnischen Unwesen, welches sie eben erst als Sünde zu erkennen und abzulegen angefangen, ferner aus dem schlechten Beispiel so vieler europäischer Schiffs- und Kaufleute, sowie aus den schlechten Gewohnheiten, welche manche Neger, die in England oder Sierra-Leone gewesen, von dort mitgebracht hatten, und endlich aus den ungenügenden Mitteln zu ihrer Erbauung, namentlich dem Mangel einer vollständigen Bibelübersetzung. „Ich berge dein Wort in meinem Herzen, auf daß ich nicht wider dich sündige" — dieses Psalmwort hatte Roper an sich selbst bewährt erfunden und bemitleidete daher die Joruba-Christen auf's Herzlichste, weil sie von den 39 Büchern des A. T. erst sechs und von den 27 des N. T. erst neun in ihrer Sprache besaßen, und noch dazu oft nicht die Mittel hatten, sich dieselben anzuschaffen. „Glückliches England, wo man um 1 Mark eine Bibel haben kann!" rief er daher aus,

nachdem er berechnet, daß ein Jorubachrist den Taglohn von zwei Wochen daran zu geben hätte, um sich das Wenige anzuschaffen, was von der Bibel bis dahin in seiner Sprache erschienen war.

Aber Roper beschäftigte sich nicht nur mit den Fehlern der eingebornen Christen und ihrer Besserung. Er hatte am meisten mit sich selbst zu thun und fühlte oft, daß ein Missionar recht eigentlich in Satan's Reich eingedrungen und daher seinen Nachstellungen in ungewöhnlichem Maße ausgesetzt ist. Dazu ließ er nicht ab, an seiner geistigen Ausbildung weiterzuarbeiten, theils durch das Führen eines weitläufigen Tagebuchs, theils durch das Studium wissenschaftlicher Bücher — alles in der Absicht, ein wirklich brauchbarer Missionsarbeiter zu werden, wie z. B. aus folgendem Gebet hervorgeht, das sich unter seinen damaligen Aufzeichnungen findet: „O Herr, ich bitte dich, gib mir dies Eine, daß mein Leben, Betragen und Wandel das einfache aber wirksame Zeugniß meiner Gemeinschaft mit dem Vater und mit dem Sohn und mit dem heiligen Geist ablege. Gib mir dies Eine und dann möge im Uebrigen dein Wille geschehen." „Im Grabe werden wir Zeit genug haben auszuruhn", dies Motto eines Anderen eignete er sich an, wie er denn überhaupt gern die Lebensbeschreibungen älterer Missionare und ausgezeichneter christlicher Männer las, um von ihnen zu lernen und ihrem Beispiel nachzueifern. Ganz originell war übrigens die Art, wie er die Heidenpredigt betrieb. Nachdem er die große Stadt Abeokuta in mehr als 15 Bezirke eingetheilt, begab er sich alle Morgen um 7 Uhr der Reihe nach in einen derselben, von einem alten eingebornen Christen begleitet. Wenn er dann einen Abschnitt aus der Bibel vorgelesen, und z. B. über Christus als den einzigen Mittler zwischen Gott und den Sündern etwa 20 Minuten lang gesprochen, fragte er die Zuhörer, ob sie schon je ihre Sünden bekannt und Gott um Gnade angefleht hätten, um dann auf ihre verneinende Antwort aus der ins Joruba übersetzten englischen Liturgie das Sündenbekenntniß vorzulesen oder eigentlich zu beten. Hierauf machte er meist noch einige Hausbesuche und kehrte bis 10 Uhr Vormittags wieder an seine Studien zurück. In ähnlicher Weise benutzte er andere Stellen des kirchlichen Gebetbuchs und hielt sogar die Leute an, ihm die Gebete nachzusprechen, natürlich nicht ohne vor- oder nachher gegebene Erklärung. Es ist uns nicht bekannt, daß die-

selbe Methode irgendwo anders befolgt worden wäre, obschon es je und je an verschiedenen Orten vorgekommen ist, daß die Heiden selbst den Missionar aufgefordert, mit ihnen zu beten. Der Baptist Johnson erzählt zwar auch, wie er einmal bei den Santals vor den bei einem Götzenopfer beschäftigten Priestern auf seine Knie gefallen sei und ein Gebet zu dem unsichtbaren Gott gesprochen habe, um im Gegensatz zu ihren abergläubischen Gebräuchen sie etwas von der Anbetung im Geist und in der Wahrheit zu lehren; Roper aber trieb dieses Beten mit den Heiden systematisch und war schon durch den Gebrauch des kirchlichen Gebetbuchs vor Willkürlichkeiten und Extravaganzen bewahrt.

---

2. In Gefangenschaft.

Kaum zwei Jahre hatte Roper ruhig in Abeokuta gearbeitet, als er auf einmal in die Gefangenschaft eines heidnischen Kriegsheeres gerieth und das Missionsleben von einer ganz neuen Seite kennen lernte. Nordöstlich von Abeokuta liegt die Stadt Jbschaje und 6—7 Stunden weiter östlich Jbadan. Am letzteren Ort war Miss. Hinderer, am ersteren Miss. Mann, beide mit ihren Frauen, stationirt. Schon längere Zeit (seit dem 5. Februar 1860) lagen Jbschaje und Jbadan mit einander im Krieg, ohne daß übrigens die Missionsarbeit wesentlich darunter gelitten hätte. Am 10. März 1862 aber rückte eine Egba-Armee in Jbschaje ein, angeblich, um dieser Stadt zu Hilfe zu kommen — wie der Ausgang später zeigte — aber nur, um ihren Untergang herbeizuführen. Nachdem Kinderraub, Krankheit und Hunger die Stadt entvölkert hatten und etwa 1000 Einwohner weggezogen waren, sahen die Missionare in Lagos und Abeokuta ein, daß Geschwister Mann's nicht länger in Jbschaje bleiben konnten, zumal beim leidenden Gesundheitszustand von Frau Mann. Ein befreundeter Offizier, Lieutenant Dolben, und Miss. Roper wurden daher nach Jbschaje geschickt, um die dortigen Geschwister abzuholen. Es war an einem Samstag Morgen (15. März), als der in seinem Wohnzimmer stehende Miss. Mann einen Weißen daherkommen sah: wenige Augenblicke darauf stellte sich ihm Roper vor. Da Lieutenant Dolben nur einen ganz kurzen Urlaub hatte, mußte die Abreise

schon am folgenden Montag stattfinden. Der Sonntag war sehr unruhig. An diesem Tage erlitten die Egba's eine Niederlage. Vom Missionshause aus konnte man den Gang der Schlacht wenigstens theilweise beobachten, Roper war gerade in der Sonntagsschule. Die Einwohner von Idschaje geriethen nun in die größte Bestürzung, welche durch den Umstand noch vermehrt wurde, daß die Missionsfamilie mit ihren 25—30 schwarzen Pflegkindern die Stadt verlassen wollte. In der Nothzeit war manchen auch das Herz für's Evangelium aufgegangen, die eingeborne Gemeinde wäre in Abwesenheit der Missionare leicht versprengt worden und den Häuptlingen wäre das Zurückbleiben wenigstens eines derselben eine Beruhigung gewesen. Dies alles veranlaßte Roper, sich aus freien Stücken zum Dableiben anzubieten. Miss. Mann übergab ihm nun die ganze Station, um am Montag Morgen mit seiner Frau und Lieutenant Dolben aufzubrechen, in der Hoffnung, in etwa drei bis vier Wochen wieder zurückzukehren und Roper ablösen zu können.

Aber es gieng alles ganz anders, als man gedacht hatte. Kaum hatte der gute Roper sich auf seinem neuen Posten ein wenig umgesehen, als die Ibadan-Leute, d. h. die Feinde, in die Stadt eindrangen. Im Missionshaus hofften dieselben am meisten Beute zu finden und schaarenweise stürmten sie daher auf dasselbe los. Roper hatte das Thor verschlossen und weigerte sich standhaft jemand hereinzulassen. Während er aber mit den Draußenstehenden verhandelte, gelang es einem Soldaten, den Lauf seiner Flinte zwischen der Mauer und dem hölzernen Thor durchzuschieben und auf den weißen Mann zu feuern, ohne ihn jedoch zu treffen. Als dieser sich so ernstlich bedroht sah, begab er sich ins Innere des Missionshauses, wo mehrere eingeborne Christen — die Frucht von Miss. Mann's treuer Arbeit — und darunter zwei Katechisten versteckt waren. Mit diesen beugte er nun seine Kniee und bat Gott um Bewahrung vor den wüthenden Feinden, sowie um Weisheit, unter diesen schwierigen Umständen das rechte Verhalten zu finden. Die Christen waren bewaffnet, Roper aber nahm ihnen Flinten und Schwerter ab, um dieselben zu verstecken und einem blutigen Zusammenstoß mit den Feinden vorzubeugen. Unterdessen waren diese durch das gesprengte Thor und über die nicht eben hohe Mauer in's Gehöfte eingebrochen. Von neun Uhr Abends

bis Mitternacht und darüber hinaus dauerte nun das Werk der Zerstörung, welcher nicht nur das Missionshaus, sondern die ganze Stadt anheimfiel. Die Mehrzahl der Einwohner, auch die Christen, waren zu Kriegsgefangenen, d. h. nach afrikanischem Recht zu Sklaven gemacht. Das gleiche Schicksal hatte aber auch der weiße Missionar.*) Man brachte ihn vor die Hütte des Anführers, welcher die Stadt erobert hatte, und bewachte ihn hier die ganze Nacht, bis er am nächsten Morgen vor seinen schwarzen Herrn gerufen wurde. Dieser verlangte, daß er sich vor ihm auf den Boden niederwerfen sollte, was Roper sich aber entschieden weigerte zu thun, da er blos vor Gott auf seine Kniee zu fallen gewohnt sei. Auch mit Gewalt brachte man ihn nicht zum Niederfallen, dagegen nahm er freiwillig seinen Hut vor dem General ab, um ihm auf europäische Weise seine Ehrerbietung auszudrücken. Die Sache endete damit, daß er nach Ibadan gebracht wurde und eine Summe von 240 M. zu zahlen versprechen mußte, d. h. den Preis für 10 Sklaven, 10 Flinten, 10 Fäßchen Pulver, 10 Stück Zeug und 10 Säcke voll Kauries. Dann wurde er auf sein Ehrenwort in Freiheit gesetzt und von Miss. Hinderer und dessen Frau auf's Freundlichste aufgenommen. Diese selbst aber waren Gefangene des Häuptlings von Ibadan und vom Verkehr mit der Außenwelt, jedenfalls von der Zufuhr europäischer Artikel gänzlich abgeschnitten, so daß sie alle mit einander, und zwar drei Jahre lang, nicht wenig auszustehen hatten, und sich öfters „wie Kinder aus Hunger in den Schlaf zu weinen hatten", wie denn auch einer der europäischen Katechisten, namens Jefferies, den Entbehrungen dieser Zeit zum Opfer fiel.

Das Wort Gottes aber war während dieser drei Jahre nicht gebunden, sondern konnte ungehindert gepredigt werden, freilich nicht offen auf den Straßen, wie in Abeokuta, aber doch hin und her in den Häusern. Roper benutzte diese Zeit, um sich in der Sprache des Volkes zu vervollkommnen, gar mancher Tag aber gieng mit äußeren Arbeiten zur Beschaffung der nöthigsten Nahrungsmittel hin. Nie in seinem Leben hatte er anstrengendere Hand-

*) „Für mich schreibt Miss. Mann, wäre es unfehlbar der Tod gewesen, da die Ibadan Soldaten wußten, daß ich Hunderten ihrer Feinde durch Kugelausziehen u. dergl. dazu verholfen hatte, daß sie wieder in den Krieg hatten ziehen können."

arbeit gethan, als hier im heißen Afrika, wo Garten- und Feldgeschäfte für die Gesundheit eines Europäers leicht gefährliche Folgen haben können. Wunderbarer Weise blieb Roper aber ganz gesund und konnte später Gott herzlich für jene Prüfungszeit danken, wenn es gleich wahrscheinlich ist, daß damals der Grund zu seinem späteren Leiden gelegt wurde. Erst im Jahre 1865 gelang es dem um das Wohl der Missionare stets treu besorgten Gouverneur von Lagos (dem bekannten Kapt. Glover) zwischen Ibadan und den Egbas Frieden zu schließen. Frau Hinderer und Roper benutzten sogleich die neugeschenkte Freiheit zu einer Erholungsreise nach England, während Hinderer selbst noch zwei Monate auf seinem Posten blieb, bis sich ein Nachfolger für ihn gefunden hatte.

Als Roper in der Pfingstwoche 1865 in Manchester ankam, feierten die Sonntagsschulen, denen er zuerst als Schüler, dann als Lehrer so manches Jahr lang angehört hatte, gerade ihre Jahresfeste, und er sah sich auf einmal wieder mitten in den alten Freundes- und Wirkungskreis versetzt.

---

3. Roper wird ordinirt und geht zum zweiten Mal nach Afrika.

Aber Roper feierte nicht lange. Nachdem er einige Zeit bei den Seinigen zugebracht, trat er zum zweitenmal in's Missionshaus ein, um seine Studien zu einem Abschluß zu bringen, welcher ihn befähigte, zwei Jahre nachher die bischöfliche Ordination zu erhalten, welche ihm in Brighton durch den gerade anwesenden Bischof Beckles von Sierra-Leone ertheilt wurde. Bald nachdem dies geschehen und er sich mit einem gleichgesinnten jungen Mädchen aus Manchester verheirathet hatte, wurde er von der Kommittee zum eigentlichen Missionar ernannt und nach Ibadan bestimmt. Seine Abreise wurde jedoch durch die inzwischen aus dem Jorubaland eingetroffenen Kriegsnachrichten verhindert, so daß er noch bis zum Dezember 1868 in der Heimat verweilen mußte, eine Zeit, welche er treulich auskaufte, um die Missionssache auf Festen, in Versammlungen, durch Vorträge und Predigten zu vertreten, wobei natürlich Afrika immer der Hauptgegenstand seiner Rede war.

Seine anschaulichen Schilderungen aus dem Leben der Neger, wie der unter ihnen arbeitenden Missionare, die vielen eingestreuten Joruba-Sprichwörter, vor allem aber seine Begeisterung und Hingebung ans Werk des Herrn brachten überall eine zündende Wirkung hervor. Doch war er froh, als es endlich doch nach Afrika zurückgieng, zuerst nach Sierra-Leone, wo er die zweite bischöfliche Weihe erhielt, dann nach Lagos, wo infolge der Unruhen und Christenverfolgung in Abeokuta zahlreiche Bekehrte von dort sich niedergelassen hatten. Für diese mußte etwas geschehen; namentlich war eine höhere Erziehungsanstalt für Mädchen ein großes Bedürfniß. Roper's erhielten den Auftrag, eine solche zu gründen, und schon strömten trotz des hohen, im Voraus zu bezahlenden Schulgeldes die jungen Mädchen in's neu eröffnete Institut, als Frau Roper so krank wurde, daß nach dem Wunsch des Arztes ihr Mann sie sofort nach England bringen mußte, ohne daß deßwegen jene Anstalt hätte aufgehoben werden müssen. Da die Stationen in Abeokuta, Idschaje und Ibadan noch immer nicht besetzt werden konnten wegen der Kriegsunruhen, so war eigentlich damals Ueberfluß an afrikanischen Missionaren, und die Kommittee beauftragte daher den in dergleichen Arbeit bereits erprobten Roper, als Reiseprediger in England für sein geliebtes Afrika zu wirken. Nebenbei versah er der Reihe nach mehrere kleine Pfarrdienste. In einer Stadt fand er, daß 1200 Mark jährlich für den Kirchengesang und nur 600 Mark für die Mission verwendet wurden, was er in seinem Tagebuch als „ein Stück feiner Selbstsucht“ bezeichnet, das über alle Begriffe gehe. Es schmerzte ihn tief, wie es schon manchen in die Heimat zurückgekehrten Missionar geschmerzt hat, daß die Christen, selbst die gläubigen und frommen unter ihnen, oft für allerlei Nebendinge Geld genug haben, nur für die Eine Hauptsache nicht, nämlich für die Ausbreitung des Reiches Gottes. Durch Wort und Schrift that er was er konnte, ja zuweilen über seine Kräfte, um den Missionsgeist anzufachen, während er von Zeit zu Zeit immer wieder von afrikanischen Fiebern heimgesucht wurde.

Indessen fand er in dieser Zeit noch etwas Anderes, Wichtigeres zu thun, nämlich über eine der heiligsten und tiefsten Herzensfragen mit sich selbst oder richtiger mit seinem Gott in's Reine zu kommen. Er hatte schon lange gefühlt, daß es ihm bei aller

1. Ostinien wurde 1843 begonnen, im Jahre 1850 noch von Hamburg aus aufgegeben und der amerikanisch-lutherischen Missionsgesellschaft übergeben. Das Gebiet war das Teluguland. Von den drei dorthin entsandten Missionaren trat der Theologe Valette, jetzt Superintendent in der Provinz Hannover, in den Dienst der Londoner Missionsgesellschaft, die beiden anderen, Brauer's Schüler, Gröning und Heise, sind erst später zurückgekehrt. Es war in jener Zeit der Krisis hauptsächlich Geldmangel, was zum Aufgeben dieses Missionsfeldes veranlaßte. Wir glauben, daß die Arbeit unserer Brüder in Indien, wenn gleich durch andere Hände fortgeführt, nicht vergeblich geblieben ist.

2. Neuseeland. Dorthin wurden 1842 im Dezember 4 Missionare gesandt, die in der Provinz Nelson sich niederlassen sollten. Da sie dort keine Maori fanden oder nur solche, die schon anderweitig versorgt waren, mußten sie sich Arbeitsplätze suchen. Nur Heine blieb in Nelson und ist dort Pastor der deutschen Gemeinde geworden, der er noch dient. Wohlers gieng nach dem Süden und fand dort auf der Insel Ruapuki eine Arbeit. Es gelang ihm, eine Gemeinde zu sammeln, an der er noch heute arbeitet. Von Ruapuki aus nahm er sich der Maori auf der Stewarts-Insel an und auf der größeren, mittleren Insel Neuseelands im Süden. Zu seiner Hilfe wurde neben anderen Industriebrüdern 1848 Honoré ausgesandt, der später von Ruapuki nach der Stewarts-Insel, von da nach der mittleren Insel übersiedelte, wo er seit 1859 am Jakobs River arbeitete. Durch Freunde veranlaßt, veränderte er 1871 noch einmal seine Arbeitsstätte, indem er auf die nördliche Insel zog und von seinem Sitze in Marton am Rangitiki aus, weniger um Gründung einer Gemeinde, als um Evangelisirung der Maori bemüht, denselben zu dienen sucht.

Von den drei in Nelson verbliebenen Missionaren gieng Riemenschneider zunächst nach der nördlichen Insel, wo er in Motukaramu eine Station fand, die er aber, eingeengt von Anglikanern und Wesleyanern und weil die Maori weggzogen, verlassen mußte. Eine neue Station fand er in Warea in Taranaki, wo er aus verschiedenen Konfessionen und Heiden eine Gemeinde sammelte, die mit großer Liebe an ihm hieng. 16 Jahre lang konnte er unter ihr wirken, bis der Maori-Krieg ihn vertrieb, weil er allerdings das Verfahren der Engländer nicht billigen, aber auch nicht die Partei

Aufsätzen über „Christliche Versicherung“ zu schreiben, welche, in einer Kirchenzeitung gedruckt, manchen Lesern zum Segen wurden und jetzt nach seinem Tode nebst einer kurzen Biographie des Seligen als besonderes Büchlein erschienen sind.

Ein ganz anderer Gegenstand, mit welchem er als geistlicher Berather anderer sich zu beschäftigen veranlaßt wurde, war der in England immer mehr aufkommende und viele Gemüther verwirrende Spiritismus. Er verschaffte sich die hierüber vorhandenen Bücher und Zeitschriften, wohnte spiritistischen Vorträgen und sogar jenen halb unheimlichen, halb kindischen Sitzungen bei, in welchen die wirklichen oder vermeintlichen Geister gerufen werden, erscheinen und mit den Anwesenden verkehren. Die Frucht dieser Studien war die Ausarbeitung eines Manuskriptes über den Spiritismus, in welchem er zeigt, daß derselbe auf ungläubigen, schriftwidrigen Voraussetzungen ruhe und zu den traurigsten sittlichen Verirrungen führe. Dieser Aufsatz ist bis jetzt nicht gedruckt worden; ebenso eine größere Missionserzählung „Romaronga“, auf deren Ausarbeitung er viel Mühe verwandte. Dagegen erschienen eine Reihe kleinerer illustrirter Missionsschriften von ihm noch bei seinen Lebzeiten.

4. Zum dritten Mal nach Afrika und zurück.

Am 2. Nov. 1872 endlich schiffte sich Roper zum dritten Mal nach Afrika ein. Das Schiff war zu tief geladen, und als bald nach der Abfahrt ein furchtbarer Sturm losbrach, mußte es umkehren und wieder in den Hafen von Liverpool einlaufen, nicht ohne große Gefahr. Erst am 30. Nov. konnten die Missionsleute auf's Neue in See gehn und schon am 22. Dez. in Lagos den afrikanischen Boden betreten. Kurz aber inhalts- und arbeitsreich war die Zeit, die er hier wirken durfte, d. h. erstens in Lagos selbst, dann auf einer Reise in's Ondoland und durch einen Besuch in Abeokuta. Er hatte während des Jahres 1873 nicht nur ein Seminar zur Erziehung eingeborner Lehrer zu leiten, sondern auch der keineswegs sehr lenksamen Gemeinde vorzustehen. Als er während einer Pockenepidemie mit den Christen Gebetsversammlungen hielt, bekam er einmal folgendes Gebet eines Schwarzen zu hören: „O Herr,

Du weißt, daß vor drei Sonntagen, nachdem der Missionar über unsere Sünden zu uns geredet hatte, und als wir aus der Kirche giengen, einige ihn tadelten, weil er zu viel und zu offen gesprochen, und als andere ihn rechtfertigten und auch gegen die Sünde sprachen, da weißt Du, daß einige von uns sehr böse darüber wurden.“ Roper nahm keine weitere Notiz von diesem Bekenntniß, predigte aber das nächstemal so offen als je gegen die herrschenden Sünden. Mehrere traurige Fälle von Trunkenheit europäischer Kapitäne und anderer Namenchristen, sowie der beklagenswerthe Zustand der mit solchen Exemplaren in Berührung stehenden schwarzen Gemeinde in Lagos erweckte in Roper immer lebhafter den Wunsch nach einer Arbeitsstätte mehr im Innern des Landes, fern von diesen entsittlichenden Einflüssen. Mit Freuden begab er sich daher im Dezember 1873 in Begleitung seines Kollegen Maser auf eine Untersuchungsreise in das östlich von Lagos gelegene, noch ganz heidnische Ondoland. Dieselbe brachte große körperliche Anstrengung und zahlreiche Entbehrungen mit sich, führte aber zu einer bis jetzt im Segen bestehenden Mission unter den Ondo-Negern.

Kaum war Roper von dieser Reise zurückgekehrt, als ein Bote von Ogudupe, einem befreundeten Häuptling in Abeokuta, eintraf, um die Missionare wieder auf dieses ihr altes Arbeitsfeld einzuladen, welches seit 1867 nur Miss. Townsend einmal flüchtig hatte besuchen können. Sogleich machten sich nun Maser und Roper auf, diesem Rufe zu folgen. Es gieng alles nach Wunsch und Ogudupe empfieng sie auf's Zuvorkommendste. Unter anderen Ehrenbezeigungen, durch welche er die Missionare auszeichnete, ließ er z. B. 22 seiner Weiber zum Salutiren vor ihnen erscheinen. Jede dieser Schönen trug eine Flinte und Pulverhorn neben ihrem Säugling bei sich. Die Pulverhörner wurden aus einem Fäßchen gefüllt und dann wurde so lange fortgeschossen, bis erstere leer waren. Vor jeder neuen Salve, welche sie abfeuerten, widmeten sich die Weiber aber für einen Augenblick ihren Kleinen, welche sie in der Veranda des Missionshauses auf den Boden gelegt hatten. Früher hatte man nie etwas Aehnliches in Abeokuta gesehen: offenbar hatte Ogudupe etwas vom König der Dahomeer gelernt, der ja bekanntlich eine sehr tapfere Weibergarde hält. Von den Missionaren deßwegen befragt, erklärte er auch, er habe seine

Frauen bewaffnet, damit sie sein eigenes Haus gegen aufrührerische Unterhäuptlinge vertheidigen könnten, während er selbst etwaige Feinde außerhalb der Stadt zu bekämpfen hätte.

Das Schönste in Abeokuta aber war die Freude der eingebornen Christen und Pastoren bei diesem Wiedersehen. Wie eine mehrtägige Nachforschung ergab, hatten sie fast ausnahmslos sich in hohem Grade bewährt, so daß Roper die Geschichte dieser Gemeinde während der verflossenen 7 Jahre in die Worte des Apostels zusammenfassen konnte: „Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen; wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um", und auch für die Zukunft die Leitung derselben fast ausschließlich den Eingebornen selbst überlassen werden konnte, zum großen Trost und zur Aufmunterung der Missionare. Gerne wäre Roper auch nach Ibadan gegangen, und schon hatte er die Erlaubniß des Häuptlings hiezu. Dieselbe wurde aber zurückgenommen und Roper mußte, freilich sehr ungern, diesen Wunsch aufgeben. Aber ohne Zweifel war es so gut für ihn. Denn während seines ganzen Aufenthaltes in Abeokuta litt er dermaßen an Dysenterie, daß eine Reise nach Ibadan ihn leicht das Leben hätte kosten können. Nach Lagos zurückgekehrt, war er so elend, daß man an seinem Wiederaufkommen fast verzweifelte und froh sein mußte, ihn endlich auf ein Schiff bringen und nach England schicken zu können. Die Anstrengung und Aufregung, welche mit der Fahrt durch die Brandung verbunden ist, hätte ihn leicht tödten können, so schwach war er. Nur einer Reihe an und für sich geringscheinender, aber offenbar von der freundlichen Vaterhand Gottes geordneter Umstände war es zu verdanken, daß er wohlbehalten auf's Schiff kam, das ihn im Mai 1874 nach England brachte, wo er treue Freunde und liebreiche Pflege fand. Er erholte sich schneller als man erwartet hatte, so daß er schon im September zum erstenmal wieder einen Gottesdienst halten konnte und bald darauf sich der Kommittee als Reiseprediger zur Verfügung stellte. Diesmal wurde ihm der Auftrag, unter der Jugend und namentlich in den großen Sonntagsschulen des nördlichen England für die Mission zu wirken. Freunde verschafften ihm eine gute Laterna magica und eine Reihe schöner Missionsbilder dazu, so daß er durch Wort und Bild zugleich oft mehreren tausend jungen Leuten auf einmal das Missionsleben und die Heidenwelt nahe bringen konnte, was

er immer mit viel Takt und großem Erfolg that. Erst im Herbst 1875 ließ er sich bleibend in Manchester nieder, hatte aber gleich darauf den Schmerz, ein geliebtes Töchterlein zu verlieren, an dem er mit großer Zärtlichkeit gehangen war, und einige Monate später stellte sich bei ihm selbst ein schmerzhaftes Leberleiden ein. Eine Karlsbader Kur, welche ihm durch die Freundlichkeit der Missionskommittee und einiger Freunde ermöglicht wurde, brachte Erleichterung, so daß er im September 1876 seine frühere beschwerliche Arbeit wieder aufnehmen konnte, freilich nur für einen Augenblick. Schon am 14. Oktober hatte er sein irdisches Tagewerk vollendet und durfte eingehen zur Ruhe seines Herrn.

---

5. Das selige Ende.

Sonntag, den 8. Oktober predigte er noch über 1 Kor. 15, 1—3 und eine Notiz darüber, sowie Dank gegen Gott für die Genesung eines schwerkranken, leiblichen Bruders ist das Letzte, was er in sein Tagebuch geschrieben hat. Die Pflege dieses theuren Kranken trug wesentlich zu seiner eigenen letzten Erkrankung bei. Am Montag Abend hielt er noch einen Vortrag über Centralafrika, nachdem er kurz zuvor als Grabschrift für sein 10 Monate vorher heimgegangenes Töchterlein Philipper 1, 23 ausgewählt hatte. Es war schon zu viel für ihn, seine Stimme vermochte den großen Saal nicht mehr recht auszufüllen, und als er nach Beendigung des Vortrags in eine Droschke stieg, um nach Hause zu fahren, sagte er: „Wie köstlich, so durch und durch müde zu sein — so müde, daß man's nicht aussprechen kann.“ In dem Vortrag selbst hatte er den kurz vorher erfolgten Tod des jungen Laienmissionars Robertson in Sansibar erwähnt und dazu bemerkt: „Wer weiß, wer der nächste sein wird!“ Eine Stunde, nachdem er sich zu Bett gelegt, erwachte er mit heftigen Schmerzen in der rechten Schulter, ließ den Arzt aber erst am nächsten Morgen rufen, wo es sich denn herausstellte, daß er die Lungenentzündung habe. Am Donnerstag brachte der Arzt einen Kollegen zur Konsultation mit, am Freitag noch einen und am Samstag einen dritten: es geschah alles, was Menschen thun konnten, sein Leben zu retten oder wenigstens seine Schmerzen zu lindern. Als der gute Doktor zu ihm sagte:

„Sie sind sehr schwach, Herr Roper“, erwiderte er: „Ja, ich glaube, meine Stunde hat geschlagen. Ich habe längst gedacht, daß ich nicht lange leben würde. Aber ich bin ganz bereit zu sterben. Nur eins drückt mich.“ Dies Eine war die Sorge für seine Frau und Kinder, die nun allein in der Welt zurückbleiben sollten. Als der Doktor ihn deßwegen zu beruhigen suchte, sagte er: „O ja, ich weiß, Gott wird für sie sorgen. Ich kann sie in Seinen Händen lassen. Er wird sie nicht verlassen noch versäumen. Als ich vor 17 Jahren hinauszog auf's Missionsfeld, da schlug ich meine Bibel auf und meine Blicke fielen auf Psalm 121, 6: „Daß dich des Tages die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts.“ Dann schloß ich das Buch wieder und von dem Tag an, all' die 17 Jahre meines Missionslebens hindurch, hat Er mich nie verlassen. Ich kann sie ihm übergeben.“ Dann fügte er noch, aber unter großen Schmerzen hinzu: „In den letzten acht oder zehn Jahren ist's mein größtes Bemühen gewesen, anderen das Evangelium in seiner einfachsten, klarsten Form darzubieten.“ „Jetzt bewährt sich dasselbe durch den Trost, den es Ihnen gibt,“ bemerkte der Doktor. „Ja,“ sagte der Kranke, „es ist alles so einfach — ein großer Heiland für einen großen Sünder. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich der vornehmste Sünder gewesen bin; aber ich habe einen großen Heiland und es ist alles im Reinen.“ „Haben Sie denn gar keinen Zweifel?“ fragte der Doktor, worauf Roper erwiderte: „Ich sehe nicht auf mich; wenn ich das thäte, würde ich bald anfangen zu zweifeln und zu zagen; aber das thue ich nicht, ich sehe auf Jesum und alles ist im Reinen.“

Dann dankte er dem Doktor, sprach etwas zu seiner Frau, etwas zur Magd und ließ sich einige Stunden darauf das 14. Kapitel aus dem Evangelium Johannis durch sein achtjähriges Töchterlein vorlesen. Die Nacht darauf — es war seine letzte — hatte er viel auszustehen, fand aber Stärkung in allerlei Bibelversen, wie: „Er hat alles wohlgemacht“; „Er weiß, was wir für ein Gemächte sind“; „Er denket daran, daß wir Staub sind“; „wenn du durch's Wasser gehst, will ich bei dir sein“ u. s. w. Kein Murren kam über seine Lippen und kein Zweifel quälte ihn. Er schien völlig ergeben und zufrieden. Nur konnte er seine Frau nicht ruhig ansehen und bat sie deßwegen, in einer Ecke zu sitzen, wo er sie nicht sehen konnte. Am Samstag Morgen waren die

Schmerzen so stark, daß man ihm, wie schon am Freitag Morgen, Morphium geben mußte. Den ganzen Tag über war er bewußtlos, predigte in diesem Zustand fortwährend über den Text: „Die Gabe Gottes ist das ewige Leben"; am Nachmittag fieng er an auf Joruba und ganz zuletzt noch einige Worte im Dialekt von Lancashire zu sprechen. Bald darauf stand sein Athem stille.

Die englische Biographie,*) welcher das Vorstehende entnommen ist und die jenen Geistlichen zum Verfasser hat, durch dessen Vermittelung Roper in die Mission kam, ist leider sehr lücken- und mangelhaft. Wir haben es aber doch für der Mühe werth gehalten, unseren Lesern das Wichtigste daraus mitzutheilen, gerade um einmal auch am Entwicklungsgang und an der Wirksamkeit eines Missionars — wenn man so sagen darf — zweiten oder dritten Rangs ohne jegliche Schönfärberei in die Wirklichkeit und Alltäglichkeit des Missionslebens hineinblicken zu lassen.

Roper war nichts weniger als fehlerlos. Namentlich in jüngeren Jahren war manches an ihm, wie es nicht hätte sein sollen. In der englischen Lebensbeschreibung ist das nur angedeutet Seit er aber zum vollen Frieden und zur Freude am Herrn gelangt war, verschwand das alles wie der Nebel vor der Mittagssonne. Es war helle geworden in seinem Herzen und darum auch in seinem Leben.

Merkwürdig ist eine Bemerkung, welche sich wiederholt in Roper's Tagebüchern findet: „Man tadelt oft, daß in Lebensbeschreibungen frommer Männer nur ihre guten Seiten hervorgehoben werden. Haben sie denn nicht auch eine schlechte Seite? Ja, freilich, aber die brauchen wir nicht. Die Welt ist voll genug vom Bösen; wir bekommen nur zu viel davon zu sehen. Was uns noth thut, das ist mit allem, was es irgend Gutes gibt, in Berührung zu kommen und bekannt gemacht zu werden. Das Böse und die Bekanntschaft mit dem Bösen kann uns unmöglich bessern. Wir müssen vielmehr zu der Ueberzeugung gebracht werden, daß es in Jesu einen Brunnquell alles Guten gibt und recht bei dem verweilen, was diejenigen, welche ihn lieben, irgend Gutes an sich haben."

---

*) A Brief Memoir of the Life of the Rev. E. Roper, by the Rev. J. Mac Cartie, M. A., 1877.

sischer Literatur zum ersten Mal in eine fremde, und zwar die deutsche Sprache zu übersetzen. Sein Werk ist um so werthvoller, als er uns nicht blos den Text, sondern auch seine eigene Auffassung desselben darbietet. Man erhält in der Einleitung Aufschluß über Alter und Abfassung des Buches, einen zusammenfassenden Ueberblick über die in demselben enthaltene Weltanschauung und eine Skizze von Licius' Leben. Außerdem sind an jeden kleinen Abschnitt Bemerkungen angehängt, die theils dem Verständnisse der Textesworte, theils zur Beurtheilung und Beleuchtung derselben dienen.

Das Buch selbst zu lesen könnte vielleicht Manche der etwas gelehrt lautende Titel abschrecken. Allerdings erfordern gewisse philosophische Lehrsätze desselben in ihrer knappen Form einiges Nachdenken; aber meist ist der Inhalt in ein so populäres Gewand gekleidet, daß er für Jedermann durchsichtig ist. Ja ein ziemlicher Theil des Textes, bestehend in hübschen kleinen Geschichten, bietet guten Stoff zur Unterhaltung.

Wer dagegen ein in sich zusammenstimmendes System in diesem Buche sucht, ist wohl nicht ganz befriedigt von dem Versuche, ein solches nachzuweisen. Es gehen nach unserem Urtheil mehrere Gedankenzüge in den Schriften, die des Licius' Namen tragen, nebeneinander her: 1) die Lehre des Licius, die pantheistisch gerichtet, doch idealistisch ist; 2) die Aufforderung zum Sinnengenuß, eine epikureische Richtung; 3) buddhistisch gefärbte Gedanken, seien dieselben nun echt chinesisch oder importirt. Die Schrift selbst ist ja auch nicht von Licius verfaßt, sondern von seinen Schülern nach seinem Tode; zudem reden auch chinesische Gelehrte von später gemachten Zusätzen. Indeß die Aufgabe, die verschiedenen Bestandtheile zu scheiden, ist eine von der Uebersetzung des Textes unabhängige, und wird wohl erst durch genauere Kenntniß der chinesischen Literatur gelöst werden.

Im übrigen stimmen wir den Worten der Vorrede zu: „Manche Ausdrücke lassen sich wohl noch verbessern, manche Stellen auch vielleicht anders und besser auffassen, die Arbeit wird trotzdem als eine in allen wesentlichen Stücken zuverlässige ihren Werth behalten."

Th. K.

Dr. G. E. Burckhardt's **Kleine Missions-Bibliothek.** Zweite Auflage. Gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Dr. R. Grundemann, Pastor zu Mörz bei

Schleswig-Holstein und beider Mecklenburg, die sich verpflichteten, ihre ganze Einnahme der Gesellschaft zufließen zu lassen, während gegen 30 Vereine und einzelne Freunde in ganz Norddeutschland ihre Unterstützung zusagten.

Die konfessionelle Grundlage der Gesellschaft bildete und bildet die Ueberzeugung, daß eine Missionsgesellschaft die in der Heimat entstandenen Konfessionsunterschiede zu respektiren, in die Heidenwelt dagegen dieselben nicht zu verpflanzen habe. Nach mehrjährigen Diskussionen fand dieser Standpunkt im § 2 der Statuten den Ausdruck: „Die Norddeutsche Missionsgesellschaft, bestehend aus lutherischen und reformirten Glaubensgenossen, will die bestehenden Verhältnisse der beiden evangelischen Schwesterkirchen in keinerlei Weise beeinträchtigen, hält sich aber in Hinsicht auf die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden an die Anweisung des Herrn Matth. 28, 18—20 in der Ueberzeugung, daß der bei uns geschichtlich entstandene Konfessionsunterschied nicht in die Heidenwelt zu verpflanzen ist, sondern daß sich durch die Predigt des Evangeliums unter der Leitung des Herrn und seines Geistes unter den Heiden die Kirche eigenthümlich gestalten wird." Dieser Paragraph ist noch heute gültig.

Die Verfassung der Gesellschaft ordnete an, daß der Verein durch eine General-Versammlung über alle vorzunehmenden Arbeiten beschließe, während ein von der General-Versammlung erwählter Verwaltungs-Ausschuß mit dem Sitz in Hamburg die Exekution hatte. Im Jahr 1837 wurde beschlossen eine Missions-Anstalt in Hamburg zu gründen und zum Inspektor der Hamburger Candidat der Theologie Hartwig Brauer erwählt. Als Organ dienten die Jahresberichte, die Protokolle der General-Versammlungen und das Monatsblatt der Norddeutschen Missionsgesellschaft. Letzteres wurde 1840 vom Pastor L. Mallet und Inspektor Brauer begonnen und bis zum fünften Jahrgang 1844 fortgeführt. Dann traten die „Mittheilungen von der Norddeutschen Missionsgesellschaft", herausgegeben von Joh. H. Brauer, an ihre Stelle, welche von 1845—1850 erschienen und sich auf das beschränkten, was der Titel

---

Lesern nicht vorenthalten wollen, zumal da im Miss.-Mag. über die der Basler Mission so nahestehende Norddeutsche noch nie ausführlicher gehandelt wurde.

sagt, während die Monatsblätter Uebersichten und Mittheilungen aus dem gesammten Missionsgebiet brachten. In diesen Quellen ist das Näheer über die Anfangsgeschichte zu finden. Eine kurze Geschichte gibt: Die Arbeit der Norddeutschen Missionsgesellschaft, von F. M. Zahn, Inspektor. Bremen 1864.

Die steigende konfessionelle Strömung, die Unbequemlichkeit der bisherigen Organisation und wohl auch persönliche Schwierigkeiten veranlaßten eine Veränderung der Gesellschaft. Die Mecklenburger Vereine traten zurück. Die übrigen baten Bremen die Leitung zu übernehmen, welches auf dieses Anerbieten eingieng, unter der Bedingung, daß die leitende, sich selbst ergänzende Kommittee, wie die Ausführung, so auch die Beschlußfassung über alle Missionsangelegenheiten habe. Nur der Angriff eines neuen Missionsgebietes sollte nicht ohne Zustimmung der Vereine geschehen. 1850—1851 geschah der Uebergang nach Bremen. Inspektor Brauer trat zurück. Die Missionsanstalt siedelte nach Bremen über, wurde aber nicht fortgeführt. Nachdem ein Vorschlag vom Pastor Ludwig Harms in Hermannsburg, die Missionare der Gesellschaft auszubilden, nicht angenommen war, stand man für's erste davon ab, eine eigene Bildungsanstalt zu haben. Die Gesellschaft hat ihre ordinirten Missionare seitdem von Basel empfangen, welchem sie die Ausbildungskosten erstattet. Auch ein Inspektor wurde zunächst nicht erwählt. Erst 1862 trat der gegenwärtige Inspektor F. M. Zahn ein. Die Glieder der Kommittee vertheilten unter sich die Arbeit.

Nachdem Bremen die Leitung übernommen, traten bald noch die Hannoverschen Vereine zurück. Der äußeren Ausdehnung nach ist das beitragende Gebiet dasselbe geblieben, da einzelne Freunde hier und dort nach wie vor ihre Hilfe gewähren. Aber innerhalb dieses Gebietes ist seitdem die Missionsarbeit von Harms entstanden, während andere Leipzig unterstützen und auch die älteren Gesellschaften ihre Freunde dort haben. Das Organ der Gesellschaft ist das „Monatsblatt der Norddeutschen Missionsgesellschaft“, welches von 1851—1875 in Quart, von 1876 bis dato in neuer Folge in Oktav erscheint und vom Pastor prim. Vietor, in den letzten Jahren in Verbindung mit Inspektor Zahn, herausgegeben wird.

Die Missionsgebiete, welchen sich die Gesellschaft zuwandte, sind Ostindien, Neuseeland und West-Afrika.

Bruch jenes Gelübdes verlangen. Und einem solchen Klubb ist jede indische Kaste zu vergleichen, nicht einer europäischen Gesellschaftsklasse, die von Standesvorurtheilen erfüllt ist. — Die Orthographie der indischen Namen läßt nach des Verf. eigenem Geständniß viel zu wünschen übrig. Es ist ihm ein Anliegen, überall das Richtige zu treffen und sich vom Schlendrian zu emancipiren; manches hat er richtig getroffen, bei anderem zeigt er durch Fragezeichen seine Zweifel ehrlich an. Gelegentlich führt er auch Irrthümer ein, wie wenn er konstant Brahmäne (statt Brähmane) schreibt, Kotschin (Kotschi) von Katschhi ableitet ꝛc. Es erfordert viele Vorarbeiten, um auf diesem Gebiet als Reformator aufzutreten. Schon mancher Gelehrte, der recht konsequent sein wollte, hat sich hier die Finger verbrannt und ist schließlich doch inkonsequent gewesen. Ferner hätten wir im Interesse deutscher Leser alle englischen Namen von Gesellschaften weggewünscht, d. h. sie hätten übersetzt werden sollen. Namentlich gefällt es uns nicht, wenn z. B. „Propagation-Gesellschaft" gedruckt wird; das klingt doch ziemlich undeutsch.

Man meine nun aber nicht, wir wollten durch obige Bemerkungen irgend jemand vom Lesen des im Uebrigen sehr werthvollen und eine Fülle bisher weit zerstreuten Materials zusammenfassenden Buches abschrecken. Wir selbst werden dasselbe öfters zum Nachschlagen benutzen und können es sammt den vorangegangenen Bänden allen, die sich überhaupt um Mission kümmern, nur auf's Angelegentlichste empfehlen. Wir hoffen zuversichtlich, daß die Leser unserer Bücherschau genug Einsicht und Wahrheitsliebe besitzen, um zu verstehen, daß wenn wir einzelne Ausstellungen an einem Werk machen, dies lediglich im Interesse eben dieses Werkes selbst geschieht. Ein werthloses, uns gleichgültiges Buch, über das wir referiren müssen, würden wir mit ein paar wenig sagenden Worten abmachen. Ein Buch aber, um dessen möglichst weite Verbreitung es uns zu thun ist, und von welchem wir selber hoffen, daß viele Missionsfreunde es lernbegierig lesen werden, können wir nicht empfehlen, ohne zugleich diejenigen Dinge namhaft zu machen, in welchen dasselbe uns hinter den Anforderungen, die man im Wunsch nach etwas möglichst Vollkommenem an ein Werk dieser Art unwillkürlich stellt, zurückgeblieben zu sein scheint.

Nichts würde uns mehr freuen, als wenn der verehrte Herausgeber irgendwie in die Lage versetzt werden könnte, seine Zeit und

der Maori ergreifen konnte. Trost war Riemenschneider nach Motukaramu und dann auch nach Warea gefolgt, mußte aber seiner Gesundheit wegen Neuseeland verlassen. Ein anderer Missionar, Völkner, arbeitete eine Zeitlang in Riemenschneider's Nähe, ist dann aber in den Dienst der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft getreten und nachmals von den aufständischen Maori getödtet und gefressen worden. Riemenschneider fand ein neues Arbeitsfeld auf der mittleren Insel, wo er von Otago aus sich der ganz vernachlässigten Maori annehmen konnte. Von 1861 bis zu seinem Tode im August 1865 hat er dort gearbeitet. Sein Leben und Wirken ist von Pastor Tiesmeyer in einem eigenen Büchlein schön erzählt worden.

3. Auch nach West-Afrika wurden die ersten Boten ausgesandt, während die Leitung noch in Hamburg war. Im März 1847 zogen vier Schüler Brauer's dorthin, um auf der Strecke zwischen Cap Lopez und dem 3. Grade nördlicher Breite ein Missionsland auszusuchen. Sie glaubten es in Corisco gefunden zu haben; der französische Gouverneur am Gabun aber nahm das Land als französisches Gebiet in Anspruch und hinderte die Missionsunternehmung. Missionar Wolf, der Anführer dieser Expedition, gieng nach Cap Coast und von da nach Akra, wo der Rath der Basler Missionare ihn in's Eweland auf der Sklavenküste wies. Als er dort endlich im November 1847 in Peki eine Station gefunden zu haben glaubte, stand er allein; seine drei Gefährten, Bultmann, Flato, Graf, waren dem Klima erlegen! Im Jahre 1848 wurden ihm zwei weitere Hamburger Missionare nachgesandt, 1849 kam auch eine Frau zu ihm. Seine Kräfte waren aber gebrochen, die Schwierigkeiten der im Inneren liegenden Station zu groß, und 1850 kehrte er mit seiner Frau und den zwei Gehilfen nach Hamburg zurück, um im Hafen (an der Wassersucht) zu sterben.

Die Kommittee in Bremen übernahm um diese Zeit die Leitung der Mission. Ostindien war schon abgegeben; Neuseeland bot wohl für die dortigen Missionare eine gesegnete Arbeitsstätte, aber hatte keine Missions-Zukunft; die einzige entwicklungsfähige Mission war völlig abgebrochen durch Rückkehr des ganzen Missionspersonals. Es war eine schwere Probe für die Kommittee, welche eben erst ihre Arbeit angetreten hatte und sich nun gleich vor die Frage gestellt sah, nicht nur ob Westafrika als Arbeitsfeld aufgegeben werden,

sondern auch ob man nicht die Gesellschaft selbst auflösen sollte. Man beschloß weiterzumachen. Besonders der Rath der befreundeten Missionskommittee in Basel, die auf der Goldküste ähnliche schwere Erfahrungen gemacht und es schließlich doch zu etwas gebracht, gab den Ausschlag. So gieng denn im Jahre 1851 einer der Hamburger Missionare mit seiner Frau und zwei in Basel gebildeten Brüdern wieder nach Afrika, denen 1852 und 1853 noch drei andere folgten. Der Kampf um Peki wurde wieder aufgenommen und erst durch einen Krieg, der 1853 die Missionare vertrieb, dahin entschieden, daß die Arbeit an der Küste angefangen werden müsse. (Siehe „Arbeit der Norddeutschen Missionsgesellschaft", 1864, S. 22—30. „Monatsblatt" 1877, S. 4—9, 19—25 und „Von der Elbe bis zum Volta.")

„Peki muß an der Küste genommen werden", schrieb Miss. Däuble, und bald war auch der geeignete Ort für eine Niederlassung an der Küste gefunden. In Keta hatten die Engländer ein kleines Fort und in der Nähe desselben schenkten sie der Mission ein passendes Stück Land. Anfang September 1853 siedelten die Brüder Däuble und Plessing dorthin über, um ihre Arbeit unter den Anloern zu beginnen. 1856 folgte die zweite Station, 16 Stunden im Innern, Waya, unter dem Adaklustamme des Ewevolkes. 1857 wurde zwischen beiden Station Anyako, wie Keta unter dem Anlostamm des Ewevolkes, gegründet und endlich 1859 im Dezember die vierte Station, 8 Stunden von Waya in's Innere hinein, Wegbe, unter dem Hostamme begonnen. Diese letztere Station wurde die größte von allen und ihr Ausbau hat das ganze nächste Jahrzehnt bis 1869 ausgefüllt.

Das letzte Jahrzehnt ist für diese Mission ein sehr unruhiges gewesen. Im Jahre 1865 entbrannte ein Krieg zwischen den Negern der Goldküste und den Anloern, dem Küstenstamme auf der Sklavenküste, welchen die englische Regierung vergeblich beizulegen versuchte. Die Stationen Keta und Anyako waren in ihrer Existenz ernstlich bedroht und ein völliger Friede ist damals nicht eingetreten.

Die in jenem Kriege angebahnte Bundesgenossenschaft zwischen Anlo, dem kleinem Volk der Akuamuer, die auch links vom Volta wohnen, und Asante hat dann 1869 zu einem Kriege dieser drei Völker resp. Stämme geführt. Derselbe wandte sich gegen die innern Stämme des Ewevolkes, war aber wohl von Seiten der Asanteer darauf berechnet, die Bundesgenossen, die Anloer, von sich abhängig

zu machen und damit an der Sklavenküste den Zugang zum Meer zu erhalten, den die Engländer auf der Goldküste beherrschten. Dieser Krieg, dem die Engländer ruhig zusahen, führte bekanntlich zur Zerstörung der Basler Station Anum und Gefangennahme der Missionare Ramseyer und Kühne. Die Missionare auf Wegbe wurden noch rechtzeitig gewarnt und flohen; die Station selbst aber wurde im Kampfe zwischen Asanteern und Hoern gänzlich zerstört. Auch Waya im Adaklustamm, der sich den Asanteern unterworfen, aber kaum besser als der Feind behandelt wurde, mußte ein Jahr verlassen werden. Die dort befindlichen Missionsgeschwister wurden nur durch einen Trupp Anloer, die von der Küste zu dem Zwecke gekommen, aus den Händen der sie umstellt habenden Asanteer befreit. Auch dieser Krieg hat keinen eigentlichen Abschluß gefunden. Die Anloer, sehr unzufrieden mit den Asanteern, zogen sich zurück, später auch die Asanteer selbst; aber die Ruhe war damit nicht hergestellt.

Im Herbst 1873 bereitete bekanntlich England einen Krieg gegen Asante vor, der im Anfang 1874 ausgeführt wurde. Sehr unnöthiger Weise und trotz alles Abrathens von Seiten der Mission, die allein von dem Lande und den politischen Verhältnissen Kenntniß hatte, glaubte der am Volta kommandirende Offizier Glover, ein Feldzug gegen die Anloer sei unerläßlich, um nicht im Rücken Feinde zu haben. Ein Negerheer, von einem Europäer geführt, machte diesen Krieg, der darin bestand, daß man das Volk vertrieb und die Ortschaften niederbrannte. Waya kam auf's Neue in Gefahr und wurde nur durch die Vermittlung von Miss. Merz von gleichem Schicksal bewahrt. Sobald der Europäer sich entfernte, wurden die Negersoldaten von den Anloern zurückgeschlagen und auf dem Rückzug plünderten und zerstörten sie stellenweise die Station Anyako. Die englische Regierung schloß eine Art Frieden mit den Anloern, traf aber keine Maßregeln, um im Innern, wo ihre Bundesgenossen den Krieg noch eine Weile fortsetzten, auch den Frieden herzustellen. Nur allmählig hat sich das Land beruhigt.

Waya konnte 1871 wieder besetzt werden. 1874 wurde es nochmals nur von einem ledigen Missionar besetzt, des Krieges wegen. Seit dem Friedensschluß im Sommer 1874, konnte die Arbeit wieder in alter Weise fortgeführt werden. Anyako ist wieder hergestellt. Wegbe konnte Ende 1875 zunächst von einem eingebornen Gehilfen, dann von bauenden Missionaren und im November 1877 von einem

ordinirten Missionar bezogen werden. Was der Krieg zerstört hat, ist aber noch nicht ganz wieder hergestellt.

Ueber Land, Volk, Gebräuche und Religion an der Sklavenküste findet sich ein werthvoller Artikel von Missionar Hornberger in den „Geogr. Mittheilungen von Petermann" (1867, mit Karte, welch' letztere allein auch in Bremen, Ellhornstraße 26, zu haben ist). Ein Aufsatz vom Miss. Schlegel über die Religionsanschauung des Eweer-Stammes findet sich im Monatsblatt 1858, (S. 397—408), einige Notizen über die Sklavenküste von Miss. Steinemann in den Mittheilungen der k. k. Geograph. Gesellschaft, (VII. Jahrg. S. 30, Wien 1863) und ein Aufsatz: „Land und Volk der Eweer auf der Sklavenküste in Westafrika" von Missionar Zündel, jetzt Pfarrer in Oedenwaldstetten, in der Berliner Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde (Band XII., S. 377 ff.).

Die Sprache des Volkes ist von den Missionaren zuerst zur Schriftsprache erhoben worden. Die grundlegende Arbeit geschah von Missionar Schlegel, der in einer nur vom Dezember 1853 bis zum 1. Mai 1859 währenden Arbeitszeit die Calwer biblischen Geschichten, eine Synopse der Leidensgeschichte nebst Briefen und Offenbarung Johannis (der Schwabe!), die vier Evangelien (nach seinem Tode gedruckt), sowie eine Fibel und Grammatik ausarbeitete. („Schlüssel zur Ewe-Sprache, dargeboten in den grammatischen Grundzügen des Anlo-Dialektes derselben, mit Wörtersammlung und einer Sammlung von Sprichwörtern und einigen Fabeln der Eingebornen." Bremen W. Valette & Cie. 1857). — Seitdem ist das Neue Testament vollständig in Ewe fertig geworden; die Schlegel'schen Uebersetzungen in zweiter revidirter Auflage. Vom Alten Testament Genesis, Exodus, Josua, Richter, Ruth, beide Samuelis und Könige und die Psalmen; ein Ewe-Gesangbuch, eine Liturgie und eine größere Fibel. Die Missionare Weyhe, Binder, Lodholz und Merz, besonders letzerer, haben die Arbeit gethan.

Das Ewe-Volk hat keine politische Einheit; was von Einheitsbewußtsein da ist, selbst der Name, ist missionarischen Ursprungs. Der Küstenstrich, durch eine Lagune vom Festland getrennt, gehörte früher den Dänen, die ihn an die Engländer abtraten. 1853 beabsichtigten diese Keta, oder wie sie schreiben „Quitta", zur Stadt auszubauen, haben sich aber bald ganz weggezogen. Die Anloer, auch die Minderzahl, welche den Küstenstrich bewohnen, bekamen

nichts von der englischen Regierung zu sehen. 1874 verlangte dieselbe dennoch Heeresfolge vom ganzen Volke! Nach dem Frieden von 1874 wurde Keta wieder mit Kommandanten und Hausa-Soldaten besetzt, aber nur zu bald wiesen die Engländer jeden Anspruch auf ihren Schutz im Innern wieder zurück, da nur diesseits der Lagune ihr Terrain sei. Der wesentliche Nutzen ihres Daseins ist, daß wir Steuern (Zoll) bezahlen müssen.

Der Stationen sind es jetzt wieder vier, wie schon bemerkt. Die vierte nennen wir neuerdings Ho, wie sie auch früher abwechselnd mit Wegbe genannt wurde. Missionare sind jetzt 12 auf dem Platz, theils ordinirte, theils nicht ordinirte. Neben ihnen stehen 9 eingeborne Gehilfen, bis auf einen in dem seit 1864 bestehenden Seminar gebildet. Außer dieser Anstalt haben wir nur auf jeder Station eine einfache Schule. Die Zahl der Schüler ist ungefähr 150. Auch die Gemeinde ist noch klein, zählt erst 200 Christen. Der Krieg aber hat gerade in dem zerstörten Ho eine kleine Erweckungszeit gebracht mit lieblichen Erfahrungen. (Siehe Monatsblatt 1874, Dezember und 1876 Nr. 1.) Die Bewegung ist freilich nicht fortgegangen, wie sie begonnen, aber wir haben jetzt doch in Ho eine Gemeinde von 79 Christen.

Noch zu erwähnen ist, daß 1847 nur durch gelegentliche Segelschiffe Verbindung mit der Sklavenküste stattfand. Jetzt geht jeden Sonnabend von Liverpool ein Dampfschiff ab, das in Dschelukowe (Jellah Coffa des Fahrplans), 1/2 Stunde von Keta eine Station hat. Nichtsdestoweniger würden wir, da das Klima des Landes vieles zu senden nöthig macht, in großer Verlegenheit sein, wenn nicht das Bremer Haus F. M. Vietor Söhne im Jahre 1857 ein afrikanisches Geschäft gegründet hätte, dessen Hauptfakterei in Keta ist. Die finanzielle Seite des Geschäfts geht die Missionsgesellschaft nichts an; die Agenten sind unabhängig von der Mission. Dasselbe ist aber begonnen und wird fortgeführt, um die Mission zu unterstützen.

Von 1847 an bis Ende 1878 sind 82 Männer und Frauen (50 Männer, 32 Frauen) ausgesandt nach Westafrika; 38 davon sind in Afrika oder doch für Afrika gestorben; noch an der Arbeit stehen 12 Männer und 7 Frauen. Die übrigen, von denen auch einige nicht mehr leben, haben meistens Gesundheits halber ein anderes Arbeitsfeld suchen müssen.

Nachtrag der Redaktion. Zu näherer Orientirung über die Arbeit der Norddeutschen Missionsgesellschaft empfehlen wir die folgenden Schriften, welche sämmtlich kurz, klar und hübsch geschrieben, dazu sehr billig sind:

1) Die Arbeit der Norddeutschen Missionsgesellschaft. Von M. Zahn, Inspektor. Bremen 1864.
2) Einige Bedenken gegen die Mission. Nebst Rechnungen und Uebersichten der Norddeutschen Missionsgesellschaft für 1864. Von M. Zahn, Inspektor. Bremen 1865.
3) Von der Elbe bis zum Volta. Sechs Jahre Missionsarbeit in Westafrika. Von F. M. Zahn. Bremen 1867.
4) Vier Freistätten im Sklavenlande. Nochmals sechs Jahre Missionsarbeit in Westafrika. Von F. M. Zahn. Bremen 1870.
5) Kommt herüber und helft uns! Der Lebensweg der Lydia Yawo, einer freigewordenen Sklavin. Erzählt von Joh. Merz, Missionar. Bremen 1877.
6) Ein Negergehilfe im Missionswerk. Das Leben des Katechisten Aaron Onipayede. Erzählt von Joh. Merz, Missionar.
7) Die Geschichte einer Hochzeit im Heidenlande. Ein Bild aus der Arbeit der Norddeutschen Missionsgesellschaft.
8) Eine deutsche Missionsarbeit auf Neu-Seeland. Lebensgeschichte des Miss. J. Fr. Riemenschneider. Von Pastor L. Tiesmayer. Bremen 1875.

Bücherschau.

Ernst Faber, der Naturalismus bei den alten Chinesen, sowohl nach der Seite des Pantheismus als des Sensualismus oder die sämmtlichen Werke des Philosophen Licius, zum ersten Male vollständig übersetzt und erklärt. Elberfeld 1877. Verlag von R. L. Friderichs. XXVII und 228 S.

Der bekannte Verfasser hat sich durch das vorliegende Buch das Verdienst erworben, ein weiteres, recht interessantes Stück chine-

sischer Literatur zum ersten Mal in eine fremde, und zwar die deutsche Sprache zu übersetzen. Sein Werk ist um so werthvoller, als er uns nicht blos den Text, sondern auch seine eigene Auffassung desselben darbietet. Man erhält in der Einleitung Aufschluß über Alter und Abfassung des Buches, einen zusammenfassenden Ueberblick über die in demselben enthaltene Weltanschauung und eine Skizze von Licius' Leben. Außerdem sind an jeden kleinen Abschnitt Bemerkungen angehängt, die theils dem Verständnisse der Texteswort, theils zur Beurtheilung und Beleuchtung derselben dienen.

Das Buch selbst zu lesen könnte vielleicht Manche der etwas gelehrt lautende Titel abschrecken. Allerdings erfordern gewisse philosophische Lehrsätze desselben in ihrer knappen Form einiges Nachdenken; aber meist ist der Inhalt in ein so populäres Gewand gekleidet, daß er für Jedermann durchsichtig ist. Ja ein ziemlicher Theil des Textes, bestehend in hübschen kleinen Geschichten, bietet guten Stoff zur Unterhaltung.

Wer dagegen ein in sich zusammenstimmendes System in diesem Buche sucht, ist wohl nicht ganz befriedigt von dem Versuche, ein solches nachzuweisen. Es gehen nach unserem Urtheil mehrere Gedankenzüge in den Schriften, die des Licius' Namen tragen, nebeneinander her: 1) die Lehre des Licius, die pantheistisch gerichtet, doch idealistisch ist; 2) die Aufforderung zum Sinnengenuß, eine epikureische Richtung; 3) buddhistisch gefärbte Gedanken, seien dieselben nun echt chinesisch oder importirt. Die Schrift selbst ist ja auch nicht von Licius verfaßt, sondern von seinen Schülern nach seinem Tode; zudem reden auch chinesische Gelehrte von später gemachten Zusätzen. Indeß die Aufgabe, die verschiedenen Bestandtheile zu scheiden, ist eine von der Uebersetzung des Textes unabhängige, und wird wohl erst durch genauere Kenntniß der chinesischen Literatur gelöst werden.

Im übrigen stimmen wir den Worten der Vorrede zu: „Manche Ausdrücke lassen sich wohl noch verbessern, manche Stellen auch vielleicht anders und besser auffassen, die Arbeit wird trotzdem als eine in allen wesentlichen Stücken zuverlässige ihren Werth behalten."

Th. K.

Dr. G. E. Burckhardt's **Kleine Missions-Bibliothek.** Zweite Auflage. Gänzlich umgearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Dr. R. Grundemann, Pastor zu Mörz bei

Belzig. Dritter Band. Asien. I. Vorder-Indien. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen und Klasing.

Wir bewundern die Energie und den Fleiß, mit welchem Dr. Grundemann trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten seine Arbeit fortführt. Bald ist's die erdrückende Menge des Materials, bald die völlige Abwesenheit desselben, dann wieder die Mangelhaftigkeit der vorhandenen Berichte, die Undurchsichtigkeit der betreffenden Verhältnisse, was ihm ohne Zweifel die Arbeit erschwert hat, wozu noch Mangel an Zeit und Unterbrechung durch die Geschäfte des geistlichen Amtes kommt. Am Schluß des Buches (S. 337, Anm. 2) bricht er selbst in die Klage aus: „Da stehe ich, abgearbeitet an Leib und Seele, vor dem großen Haufen Materials am Gründonnerstag; — alles drängt zum Schlusse. — Verzeihe geneigter Leser, wenn ich mir die Arbeit leicht mache!“ Letzteres gilt nun freilich nicht für das ganze Buch, sondern eben nur für den Schlußabschnitt desselben, und wir können bezeugen, daß der Herausgeber es sich keineswegs leicht gemacht, sondern vielmehr keine Mühe und Nachforschung gespart hat, überall das Richtige herauszufinden. Um so mehr aber müssen wir bedauern, daß er nicht mehr Zeit und Mittel zur Verfügung gehabt hat. Ja, wir glauben, daß er auch mehr Raum hätte haben sollen. Das indische Missionsgebiet, oder vielmehr die indischen Missionsgebiete sind an Ausdehnung und Einwohnerzahl so groß, an Interesse und Bedeutung so wichtig, dazu so mannigfaltig, daß es kaum möglich ist, in der für die kleine Missions-Bibliothek geplanten Weise auf 340 Seiten ein getreues und anschauliches Gesammtbild zu entwerfen.

Es wäre ganz gewiß für den Leser fruchtbarer und für den Herausgeber befriedigender gewesen, wenn der gewaltige Stoff auf mindestens zwei oder drei Bände hätte vertheilt werden können. Die erste Abtheilung des ersten Bandes handelt auf 118 Seiten von nichts als den Eskimo in Grönland und Labrador, bietet aber eine höchst anziehende Lektüre dar, während der vorliegende Band über Vorder-Indien schwerlich von irgend jemand zur bloßen Unterhaltung wird gelesen werden. Er trägt zu sehr den Charakter eines Compendiums, eines Lehrbuchs an sich. Als solches freilich enthält er ungemein viel werthvollen Stoff, und ist dem stattlichen Band, in welchem Sherring die Geschichte der indischen Missionen erzählt, weit vorzuziehen. Aber jedes einzelne indische Missionsfeld hätte wohl

ebensoviel Raum und Sorgfalt verdient als die Eskimo, auch von rein sachlichem Standpunkte aus geurtheilt.

Wollten wir daher alles aufzählen, was wir im vorliegenden Bande vermißt haben, so gäbe es eine lange Liste. Wir beschränken uns auf einige Ausstellungen. Etwas unvorsichtig, wenn nicht unbegründet, erscheint uns die hie und da angebrachte Kritik der verschiedenen Missionsmethoden oder einzelner Gesellschaften. Es ist gerade genug gesagt, um die Betreffenden zum Widerspruch zu reizen, zu wenig aber, um dem Uneingeweihten den Sachverhalt deutlich zu machen, geschweige denn ihn zu einem eigenen Urtheil zu befähigen. Oefters mag diese Kritik eine ganz berechtigte sein, allein ihre Resultate scheinen zu flüchtig hingeworfen, um einen wirklichen Nutzen zu stiften. Einfältige Missionsfreunde werden dadurch nur mißtrauisch gemacht, Einsichtige erfahren nichts Neues und die, welche es am meisten angeht, werden nicht gebessert, sondern nur verwundet.

Selbst der Hauptrath, den der Herausgeber gleichsam als Frucht seiner Studien über die indische Mission den Missionaren und Gesellschaften wiederholt (316, 330, 340) ertheilt, ist nicht genügend begründet, um überzeugend zu wirken. Derselbe lautet folgendermaßen: „Möchten die Gesellschaften es verstehn, daß ihre Arbeiter einen angemesseneren Platz haben zwischen den armseligen Hütten der Palmbauern, als bei den glänzenden Tempeln der stolzen Brahmanen", und läuft so ziemlich darauf hinaus, daß man 1) jedenfalls dem fruchtbareren Arbeitsfeld vor dem weniger fruchtbaren oder ganz unfruchtbaren den Vorzug geben 2) wohl auch letzteres wieder aufgeben und mit einem fruchtbaren vertauschen soll. Wir halten diesen Rath für sehr gewagt und für kaum verträglich mit der Geduld, welche der Verf. zum Schluß allen Arbeitern und allen Missionsfreunden, namentlich für Indien, wünscht.

Das über die Kaste und den Kastenstreit (so soll es S. 327 wohl statt Kasten*geist* heißen) Gesagte ist ebenfalls zu kurz, um zu befriedigen oder zu überzeugen und doch scharf genug, um zu verletzen. Der Vergleich auf S. 328, Anm., ist nicht zutreffend. Wenn es in Europa einen Klubb gäbe, dessen Mitglieder sich verschworen hätten, nie mit einem, der nicht ihrer Gesellschaft angehört, zu essen oder zu trinken, und ein solches Mitglied bekehrt sich, so könnte man billiger Weise als Beweis für seine Aufrichtigkeit einen offenen

Bruch jenes Gelübdes verlangen. Und einem solchen Klubb ist jede indische Kaste zu vergleichen, nicht einer europäischen Gesellschaftsklasse, die von Standesvorurtheilen erfüllt ist. — Die Orthographie der indischen Namen läßt nach des Verf. eigenem Geständniß viel zu wünschen übrig. Es ist ihm ein Anliegen, überall das Richtige zu treffen und sich vom Schlendrian zu emancipiren; manches hat er richtig getroffen, bei anderem zeigt er durch Fragezeichen seine Zweifel ehrlich an. Gelegentlich führt er auch Irrthümer ein, wie wenn er konstant Brahmäne (statt Brähmane) schreibt, Kotschin (Kotschi) von Katschhi ableitet 2c. Es erfordert viele Vorarbeiten, um auf diesem Gebiet als Reformator aufzutreten. Schon mancher Gelehrte, der recht konsequent sein wollte, hat sich hier die Finger verbrannt und ist schließlich doch inkonsequent gewesen. Ferner hätten wir im Interesse deutscher Leser alle englischen Namen von Gesellschaften weggewünscht, d. h. sie hätten übersetzt werden sollen. Namentlich gefällt es uns nicht, wenn z. B. „Propagation-Gesellschaft“ gedruckt wird; das klingt doch ziemlich undeutsch.

Man meine nun aber nicht, wir wollten durch obige Bemerkungen irgend jemand vom Lesen des im Uebrigen sehr werthvollen und eine Fülle bisher weit zerstreuten Materials zusammenfassenden Buches abschrecken. Wir selbst werden dasselbe öfters zum Nachschlagen benutzen und können es sammt den vorangegangenen Bänden allen, die sich überhaupt um Mission kümmern, nur auf's Angelegentlichste empfehlen. Wir hoffen zuversichtlich, daß die Leser unserer Bücherschau genug Einsicht und Wahrheitsliebe besitzen, um zu verstehen, daß wenn wir einzelne Ausstellungen an einem Werk machen, dies lediglich im Interesse eben dieses Werkes selbst geschieht. Ein werthloses, uns gleichgültiges Buch, über das wir referiren müssen, würden wir mit ein paar wenig sagenden Worten abmachen. Ein Buch aber, um dessen möglichst weite Verbreitung es uns zu thun ist, und von welchem wir selber hoffen, daß viele Missionsfreunde es lernbegierig lesen werden, können wir nicht empfehlen, ohne zugleich diejenigen Dinge namhaft zu machen, in welchen dasselbe uns hinter den Anforderungen, die man im Wunsch nach etwas möglichst Vollkommenem an ein Werk dieser Art unwillkürlich stellt, zurückgeblieben zu sein scheint.

Nichts würde uns mehr freuen, als wenn der verehrte Herausgeber irgendwie in die Lage versetzt werden könnte, seine Zeit und

Gaben ganz dem literarischen Missionsdienst zu widmen, oder gar, wenn er seine bisherige „Arbeit an der Mission“ mit der „Arbeit in der Mission“ vertauschen würde.

Missionsliederbuch. Für die Missionsgemeinde und die Arbeiter auf dem Missionsfelde gesammelt und herausgegeben von J. Josenhans, Missionsinspektor in Basel. Basel 1879. Verlag der Missionsbuchhandlung.

Dies Liederbuch ist eine neu durchgesehene, anders geordnete und um 68 Lieder vermehrte neue Auflage der vor neun Jahren erschienenen „Sammlung von Missionsliedern“. Von den alten Liedern sind nur 4 weggelassen worden. Die einzelnen Nummern sind nicht wie früher alphabetisch geordnet, sondern auf Grund einer sehr detaillirten Disposition in sieben Abtheilungen gesondert: 1. Die Noth der Heiden, ihr Hilferuf und das Mitleid der Christenheit. 2. Die gegebenen Grundlagen des Heils für die Heiden. 3. Das Missionswerk und seine Träger. 4. Missionsverheißung und Missionshoffnung. 5. Erfolge und endlicher Sieg der Mission. 6. Ismael. 7. Israel. Ein alphabetisches Register ist beigegeben. Unter den in der ersten Auflage sich noch nicht findenden Liedern ist uns besonders Nr. 365 als neu aufgefallen. Die beiden letzten Verse desselben sind aus Kinkel entlehnt, die übrigen acht, wie wir vermuthen, vom Bearbeiter dieser zweiten Ausgabe, Herrn Diakonus Gutbrod. Als Nachtrag zum Vorwort der ersten Auflage dürfte noch bemerkt werden, daß die jetzt entschlafene Frau Meta Heußer manches zu derselben beigetragen hatte, theils durch Mittheilung eigener oder fremder Lieder, theils durch Nennung vieler den Bearbeitern unbekannter Liederverfasser, Berichtigungen ꝛc.

Wir hoffen, daß die werthvolle Sammlung in dieser neuen verbesserten Gestalt viele Liebhaber finden und dazu beitragen möchte, daß die Missionsgedanken recht in die Herzen der Gläubigen hineingesungen werden.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 1. Inhalt: Ein neues Bibelwerk. Bibelzeitung. Bücherschau. 1879.

Ein neues Bibelwerk.

Es gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen unserer bösen Zeit, daß von den verschiedensten Männern und mit den mannigfaltigsten Mitteln an der Aufschließung des ganzen und vollen Bibelinhalts für unser Verständniß gearbeitet wird. Selbst auf seine Feinde übt das göttliche Buch eine solche Anziehungskraft aus, daß sie wieder und wieder mit demselben sich beschäftigen, wenn auch nur um neue Scheingründe dafür aufzubringen, daß die Bibel kein göttliches, sondern ein bloß menschliches Buch sei. Die Zahl der nur während des letzten Menschenalters, ja im Lauf dieses Jahrzehnts für, wieder, über, aus und nach der Bibel geschriebenen Bücher ist Legion.

Daneben her geht aber merkwürdigerweise die weit verbreitete Klage darüber, daß im Volke, selbst im „christlichen" Volke, zumal in den sog. gebildeten Kreisen, das Bibellesen immer mehr aus der Uebung, gewißermaßen aus der Mode kommt. „Wer liest heutzutage noch die Bibel!?" ruft nicht nur der gedankenlos irgend einem Parteiführer nachschwätzende Spötter, sondern mit eben dieser Frage entschuldigte neulich auch ein für die „Allgem. Zeitung" schreibender Gelehrter eine längere biblische Auseinandersetzung, die er zur Beleuchtung eines gewissen Gegenstandes für unerläßlich hielt.

Wie erklärt sich das Nebeneinanderhergehn dieser zwei auf den ersten Blick so widersprechenden Erscheinungen? Besteht nicht am Ende gar ein ursächlicher Zusammenhang zwischen denselben? Bedenkt man, daß Gegensätze oft in einander umzuschlagen pflegen, so kann man sich die Sache vielleicht so zurechtlegen: Zur Zeit der katholischen Alleinherrschaft, d. h. also vor der Reformation, hatte man das Bibellesen zu einseitig als eine Sache der Gelehrten hingestellt und das Volk in übertriebener Weise vom selbständigen Lesen des heiligen Buches fern gehalten; in der darauf folgenden Zeit ist die Wahrheit, daß die Bibel, und zwar die ganze Bibel für's christliche Volk da sei und von Jedermann verstanden werden könne, also auch uneingeschränkt gelesen werden dürfe, vielleicht übermäßig betont und allzu unbedenklich angewandt worden, und als eine Folge hievon ist's nun anzusehen, daß zahllose Zweifel an der Göttlichkeit der Bibel, sowie gleich zahllose Entstellungen, Uebertreibungen und mißbräuchliche Anwendungen ihres Inhalts überall Eingang gefunden haben. Und diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß das Volk im großen Ganzen den Geschmack am Bibellesen verloren hat, während andrerseits jene Zweifel zu einer regen wissenschaftlichen Thätigkeit, theils für, theils wider das Wort Gottes geführt haben.

Wir gestehen, daß Erwägungen dieser Art uns nicht weit von der Wahrheit abzuliegen scheinen. Jedenfalls ist es eine der wichtigsten Aufgaben, welche gegenwärtig der gläubigen Theologie gestellt sind, daß sie die wirklich großen und fruchtbaren Fortschritte der gelehrten Bibelforschung nun auch so für's Volk nutzbar mache, daß dieses wieder mit Vertrauen und Liebe zum Lesen der h. Schrift sich zurückwende. Bei vielen Gebildeten und Ungebildeten hat sich ein gewisses Mißtrauen gegen die Bibel festgesetzt. In der Kirche und sonst haben sie oft genug gehört, daß die Lutherbibel von Uebersetzungsfehlern nicht frei sei und hie und da der Berichtigung bedürfe. Die weite Verbreitung, welche neben einigen andern Uebersetzungen namentlich die Stier'sche Bibel gefunden hat, ist ein Beweis dafür, daß viele Christen lebhaft das Bedürfniß fühlen, aus dieser Unsicherheit heraus und zu einer festen Gewißheit in Betreff des ursprünglichen Wortsinnes der Bibel zu gelangen. Viele haben überdies vom Vorhandensein verschiedener Lesarten, von der sog. Textkritik, gehört und wünschen zu erfahren, was denn eigentlich an der Sache sei. Noch bekannter ist's unter dem Volk geworden, daß viele

Theologen manche biblische Bücher für unächt halten, daß auch die gläubigsten unter ihnen nicht mehr an die buchstäbliche Inspiration glauben, daß selbst Luther von gewissen Theilen der h. Schrift sehr gering dachte, u. s. w. Wie sollte das alles nicht dazu beigetragen haben, ungelehrten und doch nachdenklichen Bibellesern das Gefühl des Vertrauens, das sie früher dem alten, heiligen Buch gegenüber hatten, wesentlich zu erschüttern? Nimmt man dazu, daß gerade die Frömmsten oft am meisten Unterschied zwischen den verschiedenen Büchern der Bibel machen, daß alle das N. Testament dem Alten vorziehen, daß Bücher wie Esther, Hiob, der Prediger Salomonis nur von den wenigsten, die Psalmen, das Ev. Johannis und der Römerbrief dagegen am häufigsten gelesen werden, während auf der andern Seite doch immer gepredigt wird, die ganze Bibel sei Gottes Wort und nichts darinnen sei für unerbaulich zu achten, so wird man sich nicht wundern können, wenn Fernerstehende an der ganzen Bibel, wie auch an der Aufrichtigkeit ihrer Liebhaber und Vertheidiger, irre werden. Schon die Gedanken, welche dadurch erweckt werden, daß die sog. Apokryphen einerseits für bloß menschliche Schriften gelten, andrerseits aber doch in der Bibel ihre Stelle finden, müssen eine gewisse Unklarheit und Unsicherheit in Betreff der ganzen h. Schrift hervorbringen.

Dazu kommt nun die wahrhaft babylonische Verwirrung, welche auf dem Gebiet des Bibelverständnisses bei den meisten Laien herrscht. Die Einen dringen darauf, daß alles wörtlich zu verstehen sei, die Anderen finden in jedem Wort irgend einen tiefen mystischen oder symbolischen Sinn; die meisten erklären bald auf die eine, bald auf die andere Art. Durch die gewöhnlichen Erbauungsbücher und Predigten wird wenig zur Aufhellung des verwirrenden Dunkels und zur Beschränkung der oft haarsträubenden Willkür gethan. Muß man sich da nicht wundern, daß der einfältigen, fleißigen Bibelleser immer noch so viele sind? Muß man aber nicht auch sagen: die Theologen haben ihre Pflicht nicht gethan, zumal wenn man weiß, daß innerhalb der Wissenschaft, abgesehen vom Kampf zwischen Glauben und Unglauben, eine weitgehende Uebereinstimmung in Betreff des Schriftverständnisses herrscht?

Gewiß, es ist hier viel versäumt worden, nicht nur aus wissenschaftlichem Hochmuth, sondern auch aus Bescheidenheit und pietätsvoller Zurückhaltung. Eine Vermittlerrolle spielen ist immer ein

mißliches Ding, und gerade bei uns Deutschen sind ja leider Wissenschaft und Leben, namentlich freie theologische Forschung und angeerbte Rechtgläubigkeit so weit auseinander gegangen, daß jeder Versuch, die Ergebnisse jener in Einklang mit den Interessen dieser zu bringen, von vorneherein darauf gefaßt sein muß, bald als unwissenschaftlich, bald als ungläubig verschrieen zu werden.

Um so anerkennenswerther sind nun aber die Versuche, welche trotz aller Schwierigkeiten in dieser Richtung von gläubigen Theologen gemacht worden sind, insbesondere das Dächsel'sche und das Grau'sche Bibelwerk, sowie in neuester Zeit die fünfte Auflage des Calwer Handbuchs der Bibelerklärung. Die beiden ersteren sind zu umfangreich und zu kostspielig, als daß man hoffen könnte, sie weit über die Kreise von Predigern, Missionaren, Evangelisten und Lehrern hinaus verbreitet zu sehen; das Calwer Handbuch der Bibelerklärung*) dagegen ist durch seine Kürze, Handlichkeit und Wohlfeilheit wie gemacht dazu, ein Volksbuch zu werden. Es muß daher von großer Bedeutung für jeden Bibel- und Volksfreund sein, sich darüber zu vergewissern, ob dasselbe auch durch seinen Inhalt berechtigt ist, auf Verbreitung Anspruch zu machen und namentlich, ob es den oben von uns angedeuteten Bedürfnissen in befriedigender Weise entgegenkommt.

Sehen wir zuerst, was die Herausgeber selbst sich für ein Ziel gesteckt und was sie versprechen. Im „Vorwort" erklären dieselben, d. h. „der Calwer Verlagsverein", dieses Bibelwerk wolle „ungelehrten und besonders der biblischen Grundsprachen unkundigen Bibellesern ein Hilfsmittel zum Schriftverständniß darbieten." Eine Zwölfzahl von Theologen habe an dieser neuen Auflage gearbeitet. „Daß dieselben alle nach völlig gleichem Plane gearbeitet hätten, kann nicht behauptet werden. In der Auslegung des Textes, wie in der Behandlung der Einleitungsfragen ist bei den einzelnen Büchern keine vollständige Gleichförmigkeit durchgeführt worden, obgleich alle Erklärer auf dem offenbarungsglaubigen Standpunkt sich beisammen

*) Handbuch der Bibelerklärung. Herausgegeben vom Calwer Verlagsverein. Fünfte umgearbeitete Auflage. Calw und Stuttgart. Verlag der Vereinsbuchhandlung 1878. A. T. 998 Seiten mit 2 Karten, N. T. 628 Seiten, ebenfalls mit 2 Karten. Preis für beide Theile zusammen je nach dem Einband Mk. 6—9.

finden. Daß einmal über die einzelnen Theile und Stellen der Schrift verschiedene Ansichten herrschen, ist nun doch eine so anerkannte Thatsache, daß wir nicht ängstlich bemüht waren, gerade nur eine Ansicht zur Geltung zu bringen. Soviel auch für die Erforschung des Sinnes schon geleistet worden ist, werden doch noch manche Geschlechter ihre Kräfte daran zu üben haben; wir bescheiden uns also zu bieten, was wir haben oder zu haben glauben. Es wurde versucht, durch Auswahl der ältesten Lesarten und Berichtigung der Uebersetzung der Erklärung möglichst vorzuarbeiten. Mag der Leser manchmal stutzen, warum wohl die ihm geläufige Uebertragung um einer scheinbar unbedeutenden Veränderung willen verlassen worden sei: er darf getrost glauben, daß es nur geschah, um ihm den ursprünglichen Sinn des Schreibers zugänglicher zu machen. In Folge aller dieser Aenderungen (im Vergleich zu den früheren Auflagen) ist freilich der erbauliche Theil der Anmerkungen beträchtlich zusammengeschmolzen; dagegen wurde redlich gearbeitet, denkenden Lesern das Verständniß des Textes nach Kräften zu erleichtern. Damit ist freilich nicht allen gedient; denn wie viele, die Gottes Wort lieb haben, sind mit der gewohnten Form, unter der es ihnen zuerst nahe trat, so verwachsen, daß eine neue ihnen nicht sobald mundet. Und doch dürften auch diese, wenn sie ihre lutherische Bibel vor sich haben, durch Vergleichung des Handbuchs Licht über manche Stellen erhalten, welche Luther's treue Arbeit noch dunkel gelassen hat. Es ist doch wohl keine Vermessenheit, was ein Bengel für seine Zeitgenossen durch Uebersetzung und Erklärung zu thun erstrebte, auch mit den Mitteln zu versuchen, die unsern Tagen zu Gebot stehen; handelt es sich doch einfach darum, die gute fröhliche Botschaft dem heutigen Geschlechte wichtig und deutlich zu machen. Möge dieser Zweck bei Vielen erreicht werden!"

Diesen bescheidenen Aeußerungen des Vorworts können wir nur von ganzem Herzen beistimmen und überdies bezeugen, daß die darin gegebenen Versprechungen weit hinter dem zurückbleiben, was der Inhalt des Buches selbst leistet. Folgendes scheint uns an demselben besondes der Hervorhebung werth.

1. Das neue Calwer Bibelwerk ist ein Bibelauszug. Es theilt nicht den ganzen Text, sondern nur die wichtigsten Abschnitte desselben mit und bestätigt schon hiedurch, daß in der Bibel nicht alles für jedes Geschlecht gleich wichtig und für alle Christen gleich

lesenswerth ist. Welcher Hausvater hat nicht schon beim Bibellesen in der Familie empfunden, daß er eine Auswahl treffen muß und wie schmerzlich hat hiebei mancher die nöthige Anleitung entbehrt! Da halten wir es für eine wirkliche Handreichung, wenn manche Stellen und Kapitel, wie ganze Abschnitte im 2., 3. und 4. Buch Mosis, im Jeremias, Ezechiel u. s. w. in kurze aber an Fingerzeigen für's Verständniß reiche Inhaltsangaben oder Uebersichten zusammengezogen sind, um so das Nothwendigere, an offenbarungsgehalt Reichere erst recht in den Vordergrund treten zu lassen. Beim N. T., dem zweiten Theil des Jesaias, u. A. ist der Text fast lückenlos dargeboten. Nur in den Evangelien hätten wir noch mehr Text gewünscht und lieber in der Offenbarung Johannis und — wenn um der Raumersparniß willen nöthig — auch an der Apostelgeschichte gekürzt gesehen. Die Evangelien sind doch der Kern und Stern der ganzen h. Schrift, die man zu lesen nie müde wird. Da hätte nicht gespart werden sollen, zumal im Blick auf solche, die das Buch auch bei ihren Hausandachten brauchen möchten.

2. Sehr anerkennenswerth ist ferner die das ganze Bibelwerk beherrschende geschichtliche Auffassungs- und Darstellungsweise. Dasselbe leistet daher die gleichen Dienste, wie eine gute Offenbarungs- oder biblische Geschichte. Schon daß die sämmtlichen Bücher der h. Schrift weder nach der von den Juden angenommenen, noch nach der in der Kirche hergebrachten Reihenfolge aufgeführt sind, trägt — obgleich für Ungeübte etwas unbequem — dazu bei, die Aufmerksamkeit des Lesers auf vieles zu richten, was durch die gewöhnliche Anordnung völlig verdeckt wird und den geschichtlichen Sinn zu wecken, ohne welchen gar manches in der h. Schrift nicht verstanden werden, ja leicht zu Mißverständnissen und Zweifeln führen kann. Auch aus der alt- und neutestamentlichen Zeitgeschichte ist überall das Wünschenswerthe mit Präcision und unter Berücksichtigung auch der neuesten Entdeckungen beigebracht. Mit Sorgfalt sind ferner die nöthigen Zahlenangaben gemacht, auch je dem A. und dem N. Testament eine Zeittafel und außer der Uebersicht über die apokryphischen Bücher auch noch eine Geschichte der Juden von Esra bis auf Christus beigefügt. Beim Leben Jesu und auch sonst kann man über manche Zeitangaben natürlich streiten; im Ganzen scheint uns aber das Richtige getroffen zu sein. Was die Harmonie der Evangelien betrifft, so müssen wir sagen, daß es uns in einem

Bibelwerk besser gefallen hätte, wenn jedes Evangelium für sich mit seinen eigenthümlichen Schönheiten und charakteristischen Grundgedanken einzeln wäre behandelt worden. Eine Harmonie in Tabellenform hätte ja leicht beigegeben werden können. Bei den alttestamentlichen Geschichtsbüchern dagegen scheint uns die angewandte Methode sehr zweckmäßig.

3. Im Zusammenhang mit dieser Betonung des geschichtlichen, entwickelungsmäßigen Charakters der h. Schrift steht die Art, wie man die Einleitungsfragen behandelt hat. Dabei ist vor allem die Bescheidenheit zu loben, mit welcher nirgends dem Leser etwas ihm vielleicht Unerwartetes oder Unerwünschtes mit advokatischer Beweisführung aufgenöthigt, sondern stets das Gewisse vom bloß Wahrscheinlichen und dieses vom Zweifelhaften unterschieden wird. Andererseits ist aber auch die Unbefangenheit anzuerkennen, mit welcher gewisse, gerade in frommen Kreisen eingebürgerte Vorurtheile und falsche Meinungen theils ignorirt, theils widerlegt worden sind. Bei manchen Reformirten gilt es für einen Glaubensartikel, daß der Ebräerbrief vom Apostel Paulus herrühre, bei vielen Orthodoxen, daß Moses selbst jedes Wort am Pentateuch geschrieben, bei den meisten Gläubigen, daß der ganze Jesaias u. s. w. von ein und demselben Manne verfaßt sei, während der jüdisch-kirchlichen Tradition, auf welcher diese Annahmen beruhen, sonst oft genug von den gleichen Leuten widersprochen wird. Wir glauben nicht, daß die Herausgeber in der Geringschätzung solcher Ansichten zu weit gegangen sind, und auch daß der zweite Theil des Jesaias erst zwischen Ezechiel und Haggai seine Stelle gefunden, braucht selbst diejenigen nicht zu verletzen, welche von der früheren Abfassung dieses Propheten-Evangeliums überzeugt sind, da dasselbe seinem Inhalt nach ja doch in die exilische Zeit gehört und nur aus dieser heraus verstanden werden kann. Sehr angemessen wird an dieser Stelle (S. 917) auch gebeten, man möchte sich davor hüten, diesen Fragen zu große Bedeutung zuzuschreiben:

„Aus Einem Geist ist jedenfalls Jesaja Kap. 1—66 geschrieben; und ein großartiges Zeugniß für den göttlichen Ursprung der alttestamentlichen Weissagung bleiben gerade diese letzten Kapitel des Buches, sei es nun, daß ein Jesaja in weite Ferne vorausgeblickt und geschaut hat, was seinem natürlichen Gesichtskreis noch ganz verschlossen sein mußte; sei es, daß ein unbekannter Prophet dem

gefangenen Volke, dessen Zukunft vor Menschenaugen hoffnungslos verloren schien, seine Erlösung als in nächster Nähe bevorstehend verkündigen durfte, und zwar mit der bestimmten Versicherung, daß ein gewaltiger Welteroberer, dessen Bedeutung für Israel noch im Dunkeln lag, nach Gottes Rath nur darum auch Babel erobern und demüthigen müsse, um das verachtete Judenvölklein in seine Heimat zurückzuführen. Und was uns zumal diese Kapitel köstlich und theuer macht, die Weissagungen von dem Knechte des Herrn, die in unsrem Heiland sich erfüllt haben, sie sind gewiß im Munde eines späteren Propheten so ergreifend und erhebend wie in dem eines früheren."

Daß das Buch Hiob als Lehrgedicht, nicht als Geschichtsbuch (wenn auch die Geschichtlichkeit Hiob's keineswegs geleugnet wird) behandelt ist, wird wohl kaum jemand beanstanden, zumal da diese Auffassung ja schon durch die Stellung gerechtfertigt ist, welche die Juden diesem Buch in ihrer Bibel anwiesen. Das Gleiche gilt von den Salomonischen Schriften und vom Daniel. Sehr lehrreich in Betreff all' dieser kritischen Fragen sind die Abschnitte: „Zur Einleitung in die h. Schrift", „Einleitung zu den vier Evangelien" und „Die Entstehung des Neuen Testaments", welche auch die landläufigen Inspirationsbegriffe in gesunder Weise zurechtzustellen geeignet sind. Ueberall erkennt man den ebenso echt evangelischen als echt wissenschaftlichen Sinn, der nicht am Niederreißen, sondern am Aufbauen Freude und so festes Vertrauen auf die Macht des Geistes und der Wahrheit hat, daß er keine Lust spürt, derselben durch Errichtung fleischlicher Stützen zu Hilfe zu kommen. Ein in diesem Sinne geschriebenes populäres Bibelwerk, das eben scheint uns ein Hauptbedürfniß unserer Zeit zu sein, welche vor lauter Partei-Politik in Gefahr ist, das einfältige Auge für die Wahrheit zu verlieren und durch Aufstellung falscher Glaubensforderungen das, was wirklich Glauben heißt, zu verdunkeln. Der sel. Prof. Landerer hat vor Jahren einmal geschrieben:

„Wird Gott geben, daß nicht bloß für den Glauben, sondern auch für das Wissen und nicht bloß für das Wissen, sondern auch für den Glauben wieder der Tag eines neuen, gesunden und kräftigen Lebens anbricht, dann mögen wohl manche von den Resultaten der kritischen Theologie zur Anerkennung gelangen. Denn der wahre Glaube macht auch frei, und wer da hat und weiß, was er hat, der kann auch etwas preisgeben. Die menschlichen Werkzeuge der Wissen=

Das Werk der katholischen Glaubensverbreitung.

Evangelische Christen sind im Allgemeinen viel zu wenig über das religiöse Leben und insbesondere über die Missionsthätigkeit der katholischen Kirche unterrichtet. Die einen sehen in ihr nichts als das gefügige Werkzeug eines gegenwärtigen oder wenigstens des noch zu erwartenden Antichrist, während die anderen halb bewundernd, halb neidisch auf die sog. Einheit und den herrlichen Organismus derselben hinblicken. Genauere Bekanntschaft mit dem wirklichen Thatbestand würde nach beiden Richtungen hin ernüchternd wirken und jedenfalls zu der Ueberzeugung führen, daß es in der katholischen Kirche nicht minder menschlich zugeht als bei uns, d. h. menschlich sowohl im guten als auch im schlimmen Sinne des Wortes. Als ein kleiner Beitrag zur Bildung eines richtigen Urtheils über die katholische Missionsthätigkeit mögen die folgenden Mittheilungen dienen, welche meist wörtlich den Jahrbüchern der Glaubensverbreitung entnommen sind und einen Einblick in den Ursprung und die gegenwärtige Bedeutung des großen katholischen Missionsvereins geben, der von Lyon und Paris aus seine Thätigkeit über alle Erdtheile ausgebreitet hat.

1. Die Entstehung des Werks.

Es war im Jahre 1815, daß der eben zum Bischof von Neu-Orleans geweihte Herr Dubourg auf der Rückreise von Rom einige Zeit in Lyon verweilte und hier für seine ferne Diözese Theilnahme zu wecken suchte. Dies gelang ihm besonders bei einer frommen Witwe, die er schon in Amerika kennen gelernt hatte und die er nun

selten enttäuscht fühlen. Wer dagegen in den Zusammenhang und Gedankengang eines Kapitels, eines Buches, zumal der ganzen biblischen Offenbarung eindringen möchte, der findet hier einen anspruchslosen und doch seiner Sache gewissen Führer, dem man es bald abspürt, daß es ihm selbst um nichts so sehr als um Erreichung des gemeinsam erstrebten Zieles zu thun ist. Hie und da hätten wir die Sprache noch volksthümlicher gewünscht. Ausdrücke wie „potentiell", „Nüancen", „partiell", „Culminationspunkt" u. A., hätten doch lieber vermieden werden sollen. Ueberhaupt ist zuweilen die Verständlichkeit, wenigstens die Leicht-Verständlichkeit der Kürze geopfert, selbst bei ganz deutscher Wortwahl, wenn es z. B. heißt: „seine dereinstige Zusammenfassung des Alls" statt des unmißverständlichen „die dereinstige Zusammenfassung des Alls durch ihn". Wir glauben, daß hierin und sonst noch in manchen Stücken dem Bedürfniß des gemeinen Mannes und dann auch der geistlichen Unmündigkeit der meisten Christen mehr Rechnung hätte getragen werden sollen. Die an den Leser gestellten Forderungen sind jedenfalls eher zu hoch als zu niedrig.

Doch nun zum Schluß ein paar Proben:

1 Mose 8, 21: **Und der Herr roch den lieblichen Geruch**[5]) **und sprach in seinem Herzen: ich will hinfort nicht mehr die Erde verfluchen um der Menschen willen, weil das Dichten des menschlichen Herzens böse ist von Jugend auf**[6]).

[5]) Ein namentlich in den mosaischen Opfergesetzen häufiger, menschenartiger Ausdruck für das göttliche Wohlgefallen.

[6]) Man hat den Vers schon so gefaßt, daß das „weil das Dichten — böse ist von Jugend auf" den Grund angeben soll, warum Gott die Erde nicht mehr um der Menschen willen strafen wolle. Dann wäre der Sinn: Die Menschen sind verhältnißmäßig dadurch entschuldigt, daß sie, kurz gesagt, die Erbsünde an sich haben, da kann es Gott nicht mehr so genau nehmen, kann vollends nicht die Erde die Schuld der Menschen büßen lassen u. s. w. Allein besser wird der Vers so gefaßt, daß das „weil das Dichten — böse ist" den Grund angibt, warum allerdings die Menschen straffällig sind; aber Gott will sie und vollends die Erde um ihret willen nicht mehr verfluchen, weil er in seiner Gnade das Opfer Noah's angenommen hat. Diesen Sinn fordert der Zusammenhang, und dann haben wir hier zum erstenmal den [illegible] Gedanken, daß ein Opfer — und jedes Opfer ist [illegible] — uns die Gnade Gottes zuwendet.

Ev. Joh. 2, 11: Dies that als Anfang seiner Zeichen[1]) Jesus zu Kana in Galiläa, und offenbarte seine Herrlichkeit[2]). Und seine Jünger glaubten an ihn[3]).

[1]) Lieblich, daß Jesus sein erstes Wunder bei einer Hochzeit und zur Beseitigung einer häuslichen Verlegenheit, zur Schaffung (Beschaffung) eines nicht unbedingt nöthigen Bedürfnisses verrichtete. Der Ehestand ist hier thatsächlich geheiligt und gezeigt, daß Jesus nicht blos das Nöthigste gibt, sondern auch noch Weiteres darreicht, zumal wenn es sich darum handelt, Andern zu dienen. Daß übrigens Jesus eben in einem Familienkreis mit seinen Wundern anfängt, ist jener Reichsordnung gemäß, wonach Gottes Werke in der Stille beginnen. Man kann es auch noch ein Wunder der Kindesliebe nennen.

[2]) Die Herrlichkeit, die in seiner Sohnschaft lag, Joh. 17, 24. Doch offenbart sie sich nur dem Gedemüthigten, während die Gelehrten über das „Luxuswunder" die Nasen rümpfen und ängstlich-gesetzliche Fromme (namentlich Temperenzler) es fast entschuldigen zu müssen glauben. Bei weiterem Sinnen werden seine Jünger gefunden haben, daß er wahrlich als Bräutigam bei ihnen war (Matth. 9, 15) und ihnen einen Vorschmack der neuen Welt gab, die sich zu dieser verhält wie Wein zu Wasser. Seligkeit und Freiheit sollte im Himmelreich herrschen, freilich nicht die des Fleisches, doch das gerade Gegentheil von des Täufers Strenge. Wie Jesus hier auf einen Augenblick ein Haus der Sorgen und Fragen in ein paradiesisches verklärte, so wird er einmal unsern sterblichen Leib der Demüthigung in einen geistlichen und alles Vergängliche in Bleibendes, Geistähnliches verwandeln. Röm. 8, 21.

[3]) Schon ein höheres Glaubensmaß als 1, 51. Ob auch jene Diener und die Brautleute selbst? Man kann über ein Wunder staunen und es doch nicht als „Zeichen" benützen.

Gern würden wir noch mehr Auszüge aus dem Bibelwerk mittheilen, es fehlt uns aber an Raum dazu, und überdies hoffen wir, daß viele unserer Leser zu dem vortrefflichen Buche selbst greifen werden.

Bibelzeitung.

Aus Konstantinopel schreibt Dr. Riggs, daß am 25. Mai v. J. die Uebersetzung der ganzen Bibel ins Türkische fertig geworden sei und die Uebersetzungs-Kommittee ihre Sitzungen mit einem Dankgebet geschlossen habe, zu welchem auch die muhammedanischen Mitarbeiter ein hörbares Amen gesprochen. „Auf die Frage, ob ihnen die Bibel, die wir nun Vers für Vers miteinander durch-

gearbeitet hatten, als Gottes- oder als Menschenwort erscheine, antworteten sie unbedenklich: „als Gotteswort".

Aus Senegambien schreibt der katholische Miss. Renoux: „Wir drucken gegenwärtig die Bibal-bu-tut (kleine Bibel) in der Volkssprache wieder ab. Dieses Buch, welches schon so viel Gutes gewirkt hat, wird jetzt, wo wir ihm den ursprünglichen vollständigen Titel „kleine Bilderbibel" geben können, noch werthvoller sein." Soviel wir wissen, ist in diesem Büchlein leider nicht sehr viel Biblisches enthalten. Text und Bilder haben den Zweck, die „Geheimnisse" der katholischen Religion dem Gedächtniß einzuprägen.

Das Hebräische N. Testament von Professor Delitzsch ist schon wenige Monate nach seinem Erscheinen vergriffen gewesen, obgleich man 2500 Ex. gedruckt hatte. Eine neue revidirte Auflage ist in der Presse. Das allgemeine Urtheil der deutschen Gelehrten über dieses Werk läßt sich in die Worte einer Recension zusammenfassen, die also lauten: „Prof. D. hat die Aufgabe, eine hebräische Musterübersetzung des N. T. zu liefern, nicht um Eine, sondern um mehrere Stufen ihrer Lösung näher geführt."

Nicht allein christliche, sondern auch jüdische Gelehrte haben sich beeifert, ihm ihr Urtheil mitzutheilen und ihm reiches Material zur Prüfung für die zweite Ausgabe zu liefern. Der zweiten Ausgabe wird ein Separatabdruck des Matthäus zur Seite gehen, des eigentlichen judenchristlichen Evangeliums. Der Preis des Ganzen ist 50 Pf., der des Matthäus 15 Pf. Die Stereotypirung der Uebersetzung ist erst für die dritte Ausgabe in Aussicht genommen.

Im letzten Jahresbericht der Britischen B.-G. wird ausdrücklich hervorgehoben, daß der gelehrte Professor diese Uebersetzung, die Frucht einer lebenslänglichen, gelehrten Forschung, der Bibelgesellschaft als „Geschenk" zur Verfügung gestellt habe.

Ueber Kaiser Wilhelm's Beiträge für die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft hat Hr. Kylius in Odessa uns noch einmal geschrieben und seinem Brief Ausschnitte aus den betreffenden englischen Jahresberichten beigelegt, nach welchen allerdings der deutsche Kaiser anno 1875 einen Beitrag von 280 Pf. St., 1876 mehr, d. h. 325 Pf. St. und 1877 wieder mehr, d. h. 370 Pf. St. oder 7400 Mark gegeben hat. Unser Irrthum kam daher, daß wir nur den deutschen Auszug aus dem englischen Jahresbericht zur Hand hatten. Wir danken Hrn. Kylius herzlich und würden uns

freuen, wenn er uns einmal Mittheilungen über die Bibelsache im Kreise seiner eigenen Thätigkeit machen wollte. Unser Brief an ihn scheint verloren gegangen zu sein.

„Eine neue Bibel." Die Neue Ev. Kirchenzeitung schreibt: „Zu den Seltsamkeiten, an denen unsere Zeit so reich ist, gehört auch ein neulich in Berlin erschienenes Buch mit dem anspruchsvollen Titel: „Bibel für Freunde der Wahrheit. Die Summe der Weisheit aller Zeiten." Wir erwähnen dasselbe, nicht weil ihm irgendwelche Bedeutung zukäme, sondern lediglich, um an diesem Beispiel zu zeigen, zu welcher abgestandenen Weisheit man greift, um an der Wahrheit des Evangeliums vorüberzukommen. Es trägt durchaus orientalisches Gepräge und preist den „durstenden" Seelen den Pantheismus als die Quelle an, um ihr geistiges Bedürfniß zu befriedigen, nicht ohne eine gewisse Wärme, aber in einer recht sentimentalen, süßlichen Sprache. Es könnte sehr wohl von einem gebildeten Hindu herrühren. Die Bücher und Gebete der Juder erscheinen neben dem „göttlichen" Plato als die bedeutendste Autorität, dagegen wieder auch mehrfach Aussprüche und Gedanken des N. T., natürlich ohne Angabe der Quelle, verwendet, jedoch pantheistisch umgedeutet und so ihres eigentlichen Gehaltes beraubt. Am Schluß wird die gesammte Weisheit in einige kurze Sätze zusammengefaßt, z. B.: „Einer ist Herr, Gott hat mich geschaffen, ist meine Stärke, meine Hoffnung; nun aber bleibe Glaube, Liebe, Hoffnung u. s. w. Kein Geist ohne Leib, Alles fließt, Thun führt zum Sein, O Kleinod im Lotos, Gott ist das Ganze, das Ganze ist Gott!" Diese Bibel behauptet: „Euer Dogma will keiner. Jeder will Gottes Frieden!" Ihr mit dem Orient so eng zusammenhängender Verfasser hat sich nicht genannt: er hat wohl daran gethan!"

Die kaiserliche Regierung von Japan hat einem einheimischen Verleger erlaubt, eine von der amerikanischen Bibelgesellschaft eigens für japanische Leser hergestellte chines. Uebersetzung des ersten Buches Mosis herauszugeben. Das ist das erstemal, daß ein Theil der h. Schrift in Japan mit ausdrücklicher Genehmigung von oben und mit dem Regierungsstempel versehen an's Licht tritt.

Ein einfacher Kolporteur, welcher von Frankfurt a. M. aus die Juden besucht, kommt an einen Ort, wo etwa 20 jüdische Familien unter zehnmal so viel Christen leben. Dort hört er einen Juden, der Vorlesungen über Religion hält, in denen er Moses und

die Propheten leugnet. Diese Vorlesungen waren von Christen zahlreich besucht, und dieselben betrachteten den Mann als ein Wunder von Gelehrsamkeit und Religiosität. Am Ende einer dieser Vorlesungen stand der Kolporteur mit seiner Bibel in der Hand auf, führte Spruch um Spruch aus derselben zum Beweise für die Wahrheit des Evangeliums an und sagte es den Christen in's Gesicht, daß es für sie eine Schmach sei, mit dem Wort Gottes so wenig bekannt zu sein: wenn sie nur die Bibel lesen wollten, so würden sie bald entdecken, daß diese Vorlesungen voll gefährlicher Irrthümer seien. Natürlich wollte der Vortragende so schwere Vorwürfe nicht auf sich sitzen lassen und begann sich zu vertheidigen; der Kolporteur aber antwortete, und den Leuten waren nun die Augen geöffnet, so daß sie erklärten, sie wollten fortan dem göttlichen Wort mehr Aufmerksamkeit schenken, und viele Bibeln und Traktate kauften. Unter den Käufern befanden sich Christen und Juden. Der Goliath war wieder einmal einem kleinen David erlegen. (Dibre Emeth.)

Im Mausoleum zu Charlottenburg, der Stätte, wo die Gebeine König Friedrich Wilhelms III. von Preußen und seiner Gemahlin, der Königin Luise, ruhen, sah eine Jüdin das Bild des Gekreuzigten an der Wand und darunter die Worte aus 1 Joh. 1, 7: „Das Blut Jesu Christi des Sohnes Gottes macht uns rein von aller Sünde!" Dieser Bibelspruch machte einen so gewaltigen Eindruck auf das Herz der jüdischen Dame, daß sie von da an Jesum suchte und in ihm hernach auch die einzige Zuflucht und Hoffnung des ewigen Lebens erkannte. (Dibre Emeth.)

Bücherschau.

Brod des Lebens, dargereicht in Vierhundert biblischen Betrachtungen. Ein Erbauungsbuch auf alle Tage des Jahres, nach der Ordnung des Kirchenjahres. Von A. C. Bertoldy, Pastor. Basel. Verlag von C. F. Spittler.

Der langjährige Herausgeber des Petersburger Evang. Sonn-

tagsblattes hat hier eine Reihe kurzer lehrhafter Bibelbetrachtungen, die in den Jahren 1862—1870 in seinem Blatt erschienen, zu einem umfangreichen (632 Seiten) Erbauungsbuch zusammengestellt und mit Rücksicht auf das gesammte Gebiet der christlichen Glaubens- und Sittenlehre wie auf den Gang des Kirchenjahres geordnet. Wir wissen, daß dasselbe in vielen Familien freudige Aufnahme gefunden hat, und es ist uns ein neuer Beweis für die thatsächlich über alle Lande und Kirchen sich erstreckende Gemeinschaft der Heiligen, sowie ein Zeugniß für den biblischen Geist des Buches selbst, daß dasselbe, obgleich von einem Geistlichen der lutherischen Kirche Rußlands verfaßt, doch auch in reformirte und unirte Kreise segenstiftenden Eingang gefunden hat. Wir fügen nur hinzu, daß diese Betrachtungen sich keineswegs nur für „gebildete" Christen im gewöhnlichen Sinne des Wortes eignen, und überdies so gehalten sind, daß sich ihr Inhalt leicht in ein freies Gebet umsetzen läßt, welches der Hausvater bei der Familienandacht sprechen oder der Einzelne für sich beten kann. Im Vorwort wird ausdrücklich davor gewarnt, dies oder andere Erbauungsbücher statt der h. Schrift zu gebrauchen. „Demnach lese man etwa des Morgens eine dieser Betrachtungen und des Abends ein oder mehrere Kapitel der h. Schrift, oder man beobachte die umgekehrte Folge, aber man vernachlässige über dem Erbauungsbuche nicht das Lesen und das Studium der h. Schrift. Kein Erbauungsbuch, vorausgesetzt, daß es ein christliches ist, will die h. Schrift ersetzen, noch kann es dies; und wenn nur eines der beiden Bücher gebraucht werden könnte, so würde jedenfalls das Erbauungsbuch beiseite gelegt werden müssen. Aber unter gewöhnlichen Umständen wird sich wohl zu beidem Zeit und Gelegenheit finden."

Ein Strauß unverwelklicher Blüthen am Lebenswege, gepflückt von Maria v. Manteuffel-Zögen, und andere biblische Blumenkarten. Verlag der Gebrüder Obpacher, lithographische Kunstanstalt, München.

Unter allen biblischen Bilder- und Blumenkarten, Buchzeichen ꝛc., welche wir kennen, nehmen diese von zarter Frauenhand gezeichneten und in herrlichem Farbendruck vervielfältigten „Blüthen", „Thautropfen", „Buchmerker", „Lesezeichen", „Augenfreude und Herzensweide", „Augentrost" u. s. w. unbestritten den ersten Platz ein.

Was dieselben so anziehend macht, ist die innige Verbindung frommer Versenkung in das Wort Gottes und sinniger Freude an der Natur, welche sich in ihnen ausspricht. Nicht selten findet auch zwischen den Blumenbildern und den Bibelversen, welchen jene gleichsam als Folie dienen, eine augenfällige Beziehung statt, wenn z. B. bei Psalm 69, 33 eine Delitra, bei der vierten Bitte des Vaterunsers eine Kornblume sich an das goldene Kreuzchen lehnt. Einen kleinen Schreibfehler bei einem der Sprüche (1 Thim. 6, 20 statt 1 Tim.) erwähnen wir bloß als Beweis dafür, daß wir die reizenden Zeichnungen genau angesehen haben, also nicht blindlings empfehlen. Außer den Bibelsprüchen sind im gleichen Geschmack auch Verse von Rückert, Sturm, allerlei Sinnsprüche u. A. illustrirt. Unsere Leser machen wir besonders auf No. A. u. B. 116, 135, 173, 174, 182 des Verlagsberichts von Gebrüder Obpacher aufmerksam.

Gedanken über die **Offenbarung Johannis** von J. Fink, Evangelist. Basel. Verlag von C. F. Spittler.

Auf Grund der Auslegungen von Pfr. Füller und Dr. Burger werden hier recht praktische Winke zum Verständniß und richtigen Gebrauch der Apokalypse dargeboten, ausgesprochenermaßen nicht für Gelehrte und Gebildete, sondern für's christliche Volk. Bei dem ausgedehnten Unfug, der in frommen Kreisen wie von einzelnen Schwärmern mit der Offenbarung getrieben wird, und bei der in anderen Kreisen herrschenden Unkenntniß derselben dürfte diese anspruchslose Schrift manches Gute stiften. Mißfallen hat uns die Hinweisung auf zwei amerikanische Evangelisten (S. 33). Die Erwähnung Clöters (S. 36) hätte von einem viel deutlicheren Protest begleitet sein sollen. Das siebente Haupt Kap. 17 soll „Napoleon der Große" sein. Im Ganzen aber verdient das Büchlein das Lob der Nüchternheit.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.

weil die Engländer schon im Jahr 1788 eine Strafkolonie angelegt hatten; dennoch könnte man aber in gewissem Sinne auch sagen, daß der Katholicismus schon damals von dem Lande ebenfalls Besitz genommen habe, weil sich unter den Sträflingen auch katholische Irländer befanden, welche bloß wegen leichter (!) Uebertretungen der bezüglichen (?) Gesetze verurtheilt worden waren. Als nun beim Beginn unseres Jahrhunderts die englische Regierung von ihrer Strenge etwas nachließ, legten Priester aus Irland den ersten Grund zu den jetzt in Australien bestehenden Missionen. Nach weniger als einem Jahrhundert zählt man dort jetzt 13 Bisthümer, darunter die Erzbisthümer von Sydney und Melbourne, wozu noch die apostolische Präfektur Queensland kommt Die einheimische Bevölkerung von Australien schmilzt immer mehr zusammen. Wohl versuchte der Protestantismus dieselbe zu civilisiren, da ihm aber die Fruchtbarkeit der Gnade fehlte (!), blieben seine Bemühungen ohne Erfolg. Als aber die katholischen Missionare kamen, erzielten sie bemerkenswerthe Ergebnisse. Ein Bischof und einige Mönche aus dem Benediktiner-Orden wagten sich kühn in diese unwirthlichen Gegenden und durch Gebet, durch Geduld und Sorgfalt gelang es ihnen, eine Anzahl Wilde zu vereinigen, aus denen sie eine Kolonie bildeten. So hatten es ihre Vorfahren im 7. Jahrhundert in Europa gemacht."

Neuseeland hat drei Bisthümer und 60,000 Katholiken, darunter einige Maoris. „Nur die katholische Kirche (?) allein ist im Stande, diese vor dem gänzlichen Untergang (Aussterben) dadurch zu retten, daß sie sie lehrt, sich von den Lastern, die unter ihnen aufräumen, loszuwinden." In Neukaledonien arbeitet ein Bischof mit 37 Missionaren und 12 Trappisten. Die letzteren, die sich erst neulich niedergelassen haben, werden den Sträflingen und Eingebornen das Beispiel eines zwischen Landarbeit und Gebet getheilten Lebens geben. Die Neuhebriden stehen unter dem gleichen Bischof. Die Fidschi-Inseln bilden eine apostolische Präfektur. Die Zahl der Getauften beläuft sich auf 7326, wozu man noch 3062 Katechumenen zu rechnen hat. „71,000 Heiden sind noch zu bekehren. Vor kurzem noch waren die Leute in diesem Archipel Menschenfresser; man sieht also, was die Missionare (d. h. die protestantischen!) aus ihnen gemacht."

In Central-Oceanien, d. h. Tonga und Futuna, steht ein Bischof mit 14 Priestern und 10,000 Katholiken, „deren Eifer an

Das Werk der katholischen Glaubensverbreitung.

Evangelische Christen sind im Allgemeinen viel zu wenig über das religiöse Leben und insbesondere über die Missionsthätigkeit der katholischen Kirche unterrichtet. Die einen sehen in ihr nichts als das gefügige Werkzeug eines gegenwärtigen oder wenigstens des noch zu erwartenden Antichrist, während die anderen halb bewundernd, halb neidisch auf die sog. Einheit und den herrlichen Organismus derselben hinblicken. Genauere Bekanntschaft mit dem wirklichen Thatbestand würde nach beiden Richtungen hin ernüchternd wirken und jedenfalls zu der Ueberzeugung führen, daß es in der katholischen Kirche nicht minder menschlich zugeht als bei uns, d. h. menschlich sowohl im guten als auch im schlimmen Sinne des Wortes. Als ein kleiner Beitrag zur Bildung eines richtigen Urtheils über die katholische Missionsthätigkeit mögen die folgenden Mittheilungen dienen, welche meist wörtlich den Jahrbüchern der Glaubensverbreitung entnommen sind und einen Einblick in den Ursprung und die gegenwärtige Bedeutung des großen katholischen Missionsvereins geben, der von Lyon und Paris aus seine Thätigkeit über alle Erdtheile ausgebreitet hat.

1. Die Entstehung des Werks.

Es war im Jahre 1815, daß der eben zum Bischof von Neu-Orleans geweihte Herr Dubourg auf der Rückreise von Rom einige Zeit in Lyon verweilte und hier für seine ferne Diözese Theilnahme zu wecken suchte. Dies gelang ihm besonders bei einer frommen Witwe, die er schon in Amerika kennen gelernt hatte und die er nun

für die Gründung eines Almosenvereins, dessen Jahresbeitrag auf einen Franken festgesetzt werden sollte, zu begeistern wußte. Um dieselbe Zeit suchten auch die Direktoren des Seminars der auswärtigen Missionen, welche eben ihr Haus in Paris wieder hatten beziehen können, einen Gebetsverein neu zu beleben, der schon im vorigen Jahrhundert für die Bekehrung der Heiden war gegründet worden. Einige Jahre später erhielt eine fromme Jungfrau in Lyon einen Brief von ihrem Bruder, welcher im Seminar von St. Sulpiz studirte. Derselbe schilderte die finanzielle Noth des Missionshauses und forderte zur Gründung eines Kollektevereins für dasselbe auf. Demgemäß rief sie im Jahre 1820 wirklich einen solchen Verein in's Leben, dessen Mitglieder wöchentlich 5 Centimes für das Missionsseminar beizusteuern sich verpflichteten. Bald konnten 2000 Fr. aus Lyon nach Asien geschickt werden. „Gern zählen wir die ersten Tropfen dieses Thaues, welcher später in reichlicher Fülle über ein grenzenloses Feld herabsteigen sollte.“ Im Jahre 1822 wurden auch die Freunde des Bischofs durch den Besuch eines seiner Generalvikare wieder an jenen früheren Plan zur Unterstützung der amerikanischen Mission erinnert. Aber es hatte sich inzwischen die Ansicht geltend gemacht, daß ein Missionsverein nur dann eine feste Grundlage gewinnen könne, wenn er katholisch sei, d. h. wenn die Missionen auf der ganzen Erde unterstützt würden. Es wurde eine Versammlung anberaumt. Von den Geladenen stellten sich zwölf ein, und die Frucht war, daß am 12. Mai, am Feste der „Kreuzerfindung“, der „Verein zur Verbreitung des Glaubens zum Besten der Missionen in beiden Welten“ gegründet wurde, zunächst nur für das Bisthum Lyon. Allein der Gedanke, welcher dem Verein zu Grunde lag, konnte nicht in die Grenzen einer Provinz eingeengt bleiben. Es bildeten sich Hilfsvereine in den Bisthümern Avignon, Aix, Marseille, Nimes, Montpellier, Grenoble, ein zweiter Hauptverein in Paris, und damit umfaßte die neue Organisation nun bereits das ganze Frankreich. „Im folgenden Jahr warf sich ein Abgeordneter des Vereins dem Papst Pius VII. glücklichen Angedenkens zu Füßen und erhielt von ihm die Ablässe, welche für immer den gesegneten Schatz des Werkes ausmachen. Alsbald erschallten von allen Bischofsstühlen in Frankreich Worte der Aufmunterung, und die Hirten der benachbarten Länder wurden ebenfalls in die Bewegung hineingezogen.

3. Die Werkzeuge.

Der oben von uns auszugsweise wiedergegebenen trockenen Uebersicht und Statistik ist in dem angeführten Heft der Jahrbücher ein besonderer Abschnitt über „die katholischen Missionare“ hinzugefügt, der so charakteristisch ist, daß wir ihn wörtlich mittheilen wollen:

„Wir haben vielleicht niemals so recht ernstlich über den katholischen Missionar nachgedacht. Als Seminarist oder auch bereits als Priester lebt er, seines heiligen Berufes waltend, ungestört und zufrieden; plötzlich aber ergreift ihn eine Stelle, die er in den Jahrbüchern der Glaubensverbreitung gelesen, ein Gedanke, der sich am Altare seiner Seele eingeprägt hat und läßt ihm keine Ruhe mehr. Er sagt zu sich selbst: auch ich will Missionar werden, auch ich will in fremden Ländern Seelen erobern. Hindernisse und Gefahren sollen mich nicht abschrecken; ich will nöthigenfalls sogar sterben, um die Aufgabe, zu der ich mich berufen fühle, zu erfüllen. Alsdann verläßt er Vaterland, Familie, die alte Mutter und reist voll Zuversicht auf die Zustimmung derjenigen, welche die Vorsehung ihm zu Oberen gegeben, und gestärkt durch deren Segen ab, um jenen Stämmen, die er, ohne sie noch zu kennen, doch schon als die seinigen betrachtet, das Evangelium zu verkünden. Man begreift, wie Menschen durch Ehrgeiz oder Begeisterung zu Unternehmungen getrieben werden können, deren Durchführung nicht ohne Gefahr ist. Ein beherzter Forscher wird im Interesse der Wissenschaft ferne Länder bereisen, das aber nur für kurze Zeit, höchstens für einige Jahre. Dann kehrt er zurück an den Ort, wo seine Wiege gestanden, veröffentlicht seine Entdeckungen und erfreut sich einer wohlverdienten Berühmtheit. Der katholische Missionar dagegen verläßt sein Vaterland für immer, oder wenn er wieder in dasselbe zurückberufen wird, so ist es nur für einige Augenblicke (?) und er wird nicht dort sein Grab finden; er ist vielfach allein mitten unter barbarischen Völkern, wie verloren in unermeßlichen Länderstrichen, jedes menschlichen Trostes beraubt; Zeuge hievon der hl. Franz Xaver, welcher auf den Felsen von Sancian gestorben.

„Was ist also die Ursache, welche den katholischen Missionar in den harten Arbeiten seines Berufes aufrecht hält? Umsonst würde man sie in menschlichen Berechnungen suchen; er hat vielmehr eine innere Stimme

Man muß jedesmal diese Anrufung hinzufügen: Heiliger Franciscus Xaverius, bitte für uns! — Das Almosen beträgt vier Reichspfennige wöchentlich (Mk 2. 08 jährlich). Ein Mitglied unter zehn sammelt deren Almosen und liefert den Betrag in die Hände eines andern Mitglieds, welches zehn ähnliche Kollekten zu empfangen hat, d. h. hundert einzelne Beiträge ... Zwei Centralräthe, einer zu Paris und der andere zu Lyon, vertheilen die Almosen unter die verschiedenen Missionen. Eine ausführliche Rechnungsablage über die eingenommenen Summen und ihre Anwendung wird jedes Jahr in den Jahrbüchern der Verbreitung des Glaubens mitgetheilt..."

Diese Jahrbücher erscheinen sechsmal jährlich und zwar in einer Gesammtauflage von 241,570 Exemplaren, d. h. 157,400 in französischer, 4900 in bretagnischer, 20,000 in englischer, 22,000 in deutscher, 2,650 in spanischer, 6,620 in flamländischer, 23,000 in italienischer, 2,500 in portugisischer, 2,000 in holländischer, 500 in baskischer Sprache.

2. Uebersicht über den gegenwärtigen Stand des Werks.

Das fünfte Heft des vorigen Jahrgangs enthält folgende Uebersicht über die Einnahmen und Ausgaben des Vereins im Jahre 1877.

Einnahmen.

Europa	5,943,400	Fr.
Asien	10,433	"
Afrika	28,652	"
Amerika	156,235	"
Oceanien	4,203	"
zusammen	6,142,923	Fr.

Ausgaben.

Missionen in Europa	968,453	Fr.
" " Asien	2,656,950	"
" " Afrika	894,462	"
" " Amerika	772,203	"
" " Oceanien	467,679	"
Uebertrag	5,759,747	Fr.

Opfer die wenigen Centimes oder Pfennige, die man zur Befestigung der Eroberungen des christlichen Glaubens von uns erbittet!“

„Gott allein weiß, wie lange es noch währen wird, bis alle Völker die frohe Botschaft vom Reich Gottes vernommen haben werden. Unsere Aufgabe besteht einfach darin, unser Werk fortzusetzen, ohne daß wir dessen zeitlichen Grenzpunkt kennen. Dabei muß aber der Hinblick auf die Erfolge, zu denen wir mitgewirkt, unseren Eifer aufrecht halten, und gerade das ist der Grund, warum wir dieselben unseren Lesern in kurzem Ueberblick vor Augen führen wollten. Wenn sie die Erfolge sehen, welche durch ihre Mitwirkung erzielt wurden, so werden sie den Herrn preisen und neuen Muth in sich fühlen, das was die Vorsehung noch ferner von ihrer freigebigen Unterstützung verlangt, auch thatkräftig und wirklich zu leisten.“

Die Mission in den Augen der Welt.

Heutzutage ist die Mission keine Winkelsache mehr. Nicht nur die Kirche, sondern auch die Welt hat Stellung zu ihr nehmen müssen. Fast jeder Reisende sieht sich genöthigt, irgendwie auch auf die ihm überall vor Augen tretenden Missionsunternehmungen einzugehen. Selbst die Zeitungen können nicht länger davon schweigen. Und hie und da schreibt auch ein Gelehrter ein ganzes Buch über die Mission. Wir sehen hierin nichts Außerordentliches. Halb freuen wir uns wohl darüber, halb bedauern wir es aber auch. Im Schatten der Verborgenheit wird meist fruchtbarer gearbeitet und gebetet, als im Geräusch der Welt; und es wäre bald um die Mission geschehen, wenn sie mehr auf diejenigen hören wollte, welche bald lobend, bald tadelnd an ihr vorübergehen, als auf Den, der ihr für alle Zeiten Marschordre und Instruktion ertheilt hat. Andererseits kann man aber auch von Menschen, vom

diesen Eiswüsten umherirrenden Stämme widmen. Sie leben selbst nach Art dieser Wilden, folgen ihren Lagerstellen und wohnen in elenden Hütten, die noch oft im Schnee begraben sind. Ohne Verbindung mit der übrigen Welt, seltene Ausnahmen abgerechnet, gehen diese heldenmüthigen Hirten den verirrten Schafen nach und führen sie zu Gott zurück. Sie bringen nach und nach Gesittung unter diese halbbarbarischen Stämme und retten sie von dem Verderben, in welches die Berührung mit den Pelzhändlern sie stürzen müßte, wenn sie nicht die Religion ihre verdorbenen Neigungen überwinden und jenem Feuerwasser, welches ihre Leidenschaften unterhält und den Keim zu den unter ihnen aufräumenden Krankheiten legt, entsagen lehrte."

Auf den Antillen, die früher meist französisch oder spanisch waren, hat jetzt unter englischer Herrschaft der Protestantismus das Uebergewicht erlangt. Das Gleiche gilt von Guiana. Um so nothwendiger ist in diesen Gegenden die Unterstützung von Seiten des Vereins.

In Asien hat das infolge der französischen Revolution in seinem Fortbestand gefährdete Missionswerk durch die Gründung des Vereins einen neuen Aufschwung bekommen. „Damals erstand auf den Ruf des obersten Hirten der Christenheit eine ganze Legion neuer Apostel, Jesuiten, Dominikaner, Lazaristen, Jünger des heiligen Franciscus, Priester aus dem Seminar der auswärtigen Missionen, Franzosen, Italiener, Spanier, alle wetteiferten miteinander, ihre früheren Missionsposten wieder zu beziehen. Heutzutage zählen die Missionen in China 772,412 Katholiken unter 23 Bischöfen und apostolischen Vikaren und 470 europäischen und einheimischen Priestern. Das ist freilich wenig für ein Reich, welches das bevölkertste der Erde ist. Indessen begreift es die chinesische Regierung doch, daß das Christenthum eine Macht ist, mit der sie rechnen müsse". Auch in die beiden tartarischen Provinzen, die Mandschurei und Mongolei, sowie nach Korea, das eigentlich kein Fremder betreten darf, sind katholische Missionare eingedrungen. Im annamitischen Reich zählt man heute trotz der jahrelangen blutigen Verfolgungen über 600,000 Katholiken. „Die Spuren der Verfolgung sind zwar noch nicht alle verwischt, aber schließlich genießt die annamitische Kirche doch den Frieden, welchen ihr die französischen Waffen errungen haben". In Japan sind 2 Bischöfe und 35 Missionare „unter dem Schutz einer freilich noch sehr unsicheren Duldung damit beschäftigt, die Trümmer

der japanesischen Kirche, welche jetzt 16,622 Christen zählt, wieder aufzurichten". In Indien zählt man 887,477 Katholiken unter der Leitung von 18 Bischöfen und 914 Priestern. Im Jahr 1877 — freilich ein Ausnahmsfall wegen der Hungersnoth — fanden 27,644 Bekehrungen statt.*) „Die Bekehrungen waren dessen ungeachtet nicht weniger aufrichtig, wenn auch manche von Anfang durch bloß menschliche Beweggründe hervorgerufen sein mochten."

In Mesopotamien „findet man mitten unter einer Bevölkerung, die zum größern Theil muhammedanisch ist, Anhänger der ersten Irrlehrer, Nestorianer und Jakobiten. Die katholische Kirche nimmt diejenigen von ihnen, welche zu ihr zurückkehren, mit Freuden auf und erlaubt ihnen ihre eigenen Riten. Daher trifft man im Orient katholische Chaldäer, Armenier und Syrer, deren Unterwerfung unter den Papst das Band der Einheit ausmacht. Der nämliche Glaube besteht da unter verschiedenen äußeren Formen". Die Zahl der katholischen Bevölkerung in Mesopotamien mag sich auf 40,000 belaufen. Unter ihnen arbeiten Kapuziner, Dominikaner und Karmeliter.

Im heiligen Land „begrüßen wir die Franciscaner, welche seit 600 Jahren unter tausenderlei Wechselfällen und zahllosen Bedrückungen die Denkmäler (an den heiligen Stätten) uns erhalten haben. Als die Lanzen der Kreuzfahrer stumpf geworden, als die politischen Zwistigkeiten der europäischen Fürsten ihre Blicke vom heiligen Grabe ablenkten, da erweckte die Religion arme Mönche, welche diese ehrwürdigen Denkmäler hüten sollten und, treu ihrem Auftrage, auch wirklich gehütet haben. Aber auf der einen Seite sind es die protestantischen Sendlinge, welche mit Hilfe des Geldes der verschiedenen Bibelgesellschaften (!) unablässige Anstrengungen machen, die katholischen Kinder zu verführen, auf der anderen Seite stehen die mit Recht zu fürchtenden Uebergriffe einer schismatischen Macht (Rußland?) und Gewaltthätigkeit". Angesichts dieser Lage wurde das lateinische Patriarchat in Jerusalem wieder hergestellt, und jetzt steht den Franciscaner-Mönchen ein Weltklerus zur Seite, welcher 38 Priester mit einem Seminar, einem Spital, einem Waisenhaus, 24 Schulen und 13 Missionsstationen zählt. Man schätzt die Zahl der katholischen Bevölkerung auf 10—11,000 Seelen.

*) Im Jahr 1878 sind nach dem Madras Catholic Directory sogar 49,711 Erwachsene, 26,754 Kinder und 306 Protestanten in Südindien und Ceylon getauft worden.

Der übrige Theil von Syrien bildet die Delegation vom Libanon mit 360,000 Katholiken, d. h. 280,000 Maroniten, 71,000 unirten Griechen, 6,000 Syrern, 500 Chaldäern und einigen Tausend Armeniern. Zu Beirut haben die Jesuiten neuerdings eine Universität gegründet.

Der apostolische Vikar von Kleinasien hat seinen Sitz in Smyrna. Unter dem in Constantinopel residirenden Patriarchen von Cilicien stehen etwa 70,000 Katholiken in 11 Bisthümern, fast lauter Armenier. Erzerum im innern Armenien, Trapezunt und Samsun an den Küsten des schwarzen Meeres zählen einige katholische Lateiner unter der Gerichtsbarkeit eines apostolischen Präfekten. „Das Bisthum Scio im türkischen Archipel, zwei oder drei andere Inseln, welche nur wenige Katholiken unter der Obsorge von Franciscanern zählen, endlich die Insel Cypern mit 800 Lateinern und 1,400 Maroniten ergänzen noch das, was wir über die Missionen in Asien, welche vom Werk der Glaubensverbreitung unterstützt werden, zu sagen hätten."

Die Missionen in Europa, welche vom Verein bedacht wurden, sind die in der Türkei, in Griechenland, in den Donaufürstenthümern, Großbritannien, Dänemark, Schweden und Norwegen. Interessant sind die Mittheilungen über Bosnien und die Herzegowina, wo zusammen 86,000 Katholiken wohnen. „Die russische Propaganda hat hier einigen Schaden angerichtet, indem sie durch das Lockmittel von Versprechungen junge Leute an sich zog, sie nach Petersburg schickte und erst dann wieder in ihr Vaterland zurücksandte, als sie dieselben in der sogenannten rechtgläubigen Lehre insoweit genügend unterrichtet glaubte, daß sie dieselbe auch ihren Landsleuten beibringen konnten. Unsere Almosen trugen in wirksamer Weise zur Gründung eines katholischen Kollegiums bei, welches den Folgen dieser ketzerischen Propaganda Einhalt zu thun bestimmt war. Die Bewohner von Albanien sind durch ihre rohen Sitten bekannt. Die Missionare brauchen Muth, um diesen schrecklichen Söhnen der Berge, die leider nur allzuoft bloß noch Namenkatholiken sind, die Stirn zu bieten! Doch diese demüthigen Schüler des heiligen Franciscus klettern die steilen Höhen hinan, tragen das zur Feier des Gottesdienstes Nothwendige mit sich, lesen die heilige Messe in einem halbzerfallenen Gemäuer, das Kapelle heißt, versehen die Sterbenden, bringen ungültige Ehen in Ordnung, indem die Eintracht zwischen feindlichen

Familien herzustellen, predigen das Vergessen von Unbilden und die Abschaffung der fürchterlichen Rache (Vendetta), welche durch ganze Geschlechtsfolgen hindurch so viel Blutvergießen erzeugt u. s. w."

In Dänemark „ist die Bewegung zum katholischen Glauben ohne Zweifel von geringer Bedeutung, wenn man sie mit der Gesammtzahl der Bevölkerung vergleicht. Um die große Menge mitzureißen, genügt es allerdings nur ihren niederen Leidenschaften zu schmeicheln, um dagegen die Seelen auf den Weg der Wahrheit zurückzubringen, muß man eine nach der andern anfassen und sie mit äußerster Klugheit und mit Rücksichten aller Art führen. Ein solcher Weg ist nothwendig ein langsamer. Indessen ist die öffentliche Aufmerksamkeit in Dänemark nun einmal wach gerufen und die Stimmung, welche einen seit beinahe 400 Jahren vergessenen Gottesdienst bei seiner Wiedererstehung dort hervorruft, zeugt von einem gewissen Wohlwollen." Es arbeiten dort „aus Deutschland vertriebene Ordensmänner" und ihre Ankunft hat „einen günstigen Eindruck gemacht".

„Nicht so glücklich ist Schweden, wo gesetzliche Verbote den Eifer der Missionare bis jetzt gehemmt haben. Kaum daß Stockholm und Gothenburg zusammen etwa 1000 Katholiken zählen. Norwegen genießt etwas mehr Freiheit." Auch auf Deutschland erstreckt sich die Thätigkeit der Glaubensverbreitung — „ein Zeichen jener Liebe, welche die Gläubigen ohne Unterschied der Nationalität unter einander verbindet. Können diese Unterstützungen das Unheil nicht beseitigen, so tragen sie doch wenigstens dazu bei, die Bitterkeit in etwas zu versüßen.

„So erstrecken sich denn jetzt die Almosen des Werks der Glaubensverbreitung auf alle Länder in Europa. Gern wollen wir hoffen, daß, wenn die Bedürfnisse sich mehren, in gleichem Verhältniß auch die Einnahmen steigen werden; es wäre auch gar zu traurig, wenn man denken müßte, daß man die in unserer Nähe weilenden Brüder nicht sollte unterstützen können, ohne dadurch den fernen Missionen, denen unsere Beiträge stets unentbehrlich sind, Abbruch thun zu müssen."

Der vierte Welttheil, welcher mit „Almosen" bedacht wurde, ist Oceanien, wozu auch Malakka, d. h. scheint's die hinterindischen Inseln, gerechnet werden. Auf den holländischen Inseln blüht der Katholicismus nicht gerade, besser geht's ihm in den englischen Kolonieen. „Der Protestantismus war uns in Australien zuvorgekommen,

weil die Engländer schon im Jahr 1788 eine Strafkolonie angelegt hatten; dennoch könnte man aber in gewissem Sinne auch sagen, daß der Katholicismus schon damals von dem Lande ebenfalls Besitz genommen habe, weil sich unter den Sträflingen auch katholische Irländer befanden, welche bloß wegen leichter (!) Uebertretungen der bezüglichen (?) Gesetze verurtheilt worden waren. Als nun beim Beginn unseres Jahrhunderts die englische Regierung von ihrer Strenge etwas nachließ, legten Priester aus Irland den ersten Grund zu den jetzt in Australien bestehenden Missionen. Nach weniger als einem Jahrhundert zählt man dort jetzt 13 Bisthümer, darunter die Erzbisthümer von Sydney und Melbourne, wozu noch die apostolische Präfektur Queensland kommt Die einheimische Bevölkerung von Australien schmilzt immer mehr zusammen. Wohl versuchte der Protestantismus dieselbe zu civilisiren, da ihm aber die Fruchtbarkeit der Gnade fehlte (!), blieben seine Bemühungen ohne Erfolg. Als aber die katholischen Missionare kamen, erzielten sie bemerkenswerthe Ergebnisse. Ein Bischof und einige Mönche aus dem Benediktiner-Orden wagten sich kühn in diese unwirthlichen Gegenden und durch Gebet, durch Geduld und Sorgfalt gelang es ihnen, eine Anzahl Wilde zu vereinigen, aus denen sie eine Kolonie bildeten. So hatten es ihre Vorfahren im 7. Jahrhundert in Europa gemacht."

Neuseeland hat drei Bisthümer und 60,000 Katholiken, darunter einige Maoris. „Nur die katholische Kirche (?) allein ist im Stande, diese vor dem gänzlichen Untergang (Aussterben) dadurch zu retten, daß sie sie lehrt, sich von den Lastern, die unter ihnen aufräumen, loszuwinden." In Neukaledonien arbeitet ein Bischof mit 37 Missionaren und 12 Trappisten. Die letzteren, die sich erst neulich niedergelassen haben, werden den Sträflingen und Eingebornen das Beispiel eines zwischen Landarbeit und Gebet getheilten Lebens geben. Die Neuhebriden stehen unter dem gleichen Bischof. Die Fidschi-Inseln bilden eine apostolische Präfektur. Die Zahl der Getauften beläuft sich auf 7326, wozu man noch 3062 Katechumenen zu rechnen hat. „71,000 Heiden sind noch zu bekehren. Vor kurzem noch waren die Leute in diesem Archipel Menschenfresser; man sieht also, was die Missionare (d. h. die protestantischen!) aus ihnen gemacht."

In Central-Oceanien, d. h. Tonga und Futuna, steht ein Bischof mit 14 Priestern und 10,000 Katholiken, „deren Eifer an

die Christengemeinden der Urkirche erinnert.“ Das apostolische Vikariat der Schifferinseln (Samoa) hat bei einer Gesammtbevölkerung von 38,000 Seelen 4,473 Katholiken. Sie stehen unter einem Bischof und 14 Missionaren, die soeben das erste Katecheten-Seminar in Oceanien gegründet haben. Auf Tahiti und den Marquisen-Inseln stehen zwei Bischöfe und 26 Priester mit 9,500 Katholiken. Das Haupthinderniß des Fortschritts liegt hier, „so traurig es zu sagen ist, im Benehmen der Europäer.“ In Hawaii macht die katholische Religion trotz vieler Hindernisse „doch Gott sei Dank immer Fortschritte.“ Unter 60,000 Einwohnern zählt man 20,000 Katholiken.

Was endlich Afrika betrifft, so kann sich unter dem Schutze Frankreichs die katholische Kirche, wenn auch nicht ohne Widerspruch, so doch in voller Freiheit von Marokko bis zu den äußersten Grenzen Aegyptens ausbreiten. Algier besitzt zwei Bisthümer und ein Erzbisthum. Von 3 Millionen Einwohnern sind 350,000 Katholiken, 34,000 Juden, 2,616,000 Muhammedaner. Auch unter den Kabylen besteht eine Mission. „Sie wissen, daß ihre Vorfahren Christen gewesen, und auch sie werden eines Tages zurückkehren.“ Auch in Tunis und Tripolis hat der Katholicismus in Folge des französischen Einflusses große Fortschritte gemacht. In Aegypten gibt's 42,000 Katholiken. „Von Kairo aus, wo er zuerst eine Anstalt zur Akklimatisation europäischer Priester gegründet hatte, reiste der hochwürdige Herr Comboni im Jahr 1871 mit 7 Missionaren und 4 Ordensschwestern ab, welche die Missionen in Centralafrika beginnen sollten. Die erste Station war Chartum, damals von deutschen Franciscanern besetzt, welche aber ihren Posten gern an die neuen Sendboten des hl. Stuhles abtraten. Heute, nach siebenjährigem Bestand, zählt die Mission Centralafrika 20 Priester und 17 Ordensschwestern; sie hat 6 Kapellen, ein kleines Kollegium, 4 Schulen und eine Kolonie für losgekaufte Sklaven. Die Zahl der dortigen Katholiken beträgt etwa 500.“ Neuerdings ist auch von Sansibar aus eine Missionsexpedition in's afrikanische Seengebiet abgegangen, wo mehrere Bisthümer gegründet werden sollen.

In Abessinien haben die Katholiken einen Bischof und mehrere Lazaristenpriester. „Das ist alles, was man über sie weiß, weil die Verbindungen mit Europa sehr schwierig und selten sind.“ Unter den Gallas gibt es 25,000 Katholiken unter einem Bischof und Kapuziner-Missionaren.

In Westafrika sind die ersten katholischen Posten St. Louis und Gorea. Senegambien bildet ein apostolisches Vikariat. „Sierra Leone gehörte ganz den Protestanten", bis Bischof Marion de Bresillac dort eine Mission gründete. Heute gibt es dort 1200 Katholiken mit 5 Priestern und 6 Ordensschwestern. Gabun oder Guinea hat auch einen Bischof mit 8 Priestern und 2091 Bekehrten. Im Congo-Reich bestehen noch die aus dem 15. Jahrhundert stammenden Stationen Loanda und Dongola; „wir haben jedoch von ihrem gegenwärtigen Zustand keine weitere Kenntniß." Auf St. Helena besorgen zwei Priester „hundert Katholiken mit einem sehr armen Kirchlein."

In der Kapkolonie gab es 1840 nur vier Priester unter einem Bischof, jetzt ist dieses Gebiet in zwei Vikariate und eine apostolische Präfektur getheilt. In Madagaskar „bilden trotz der Hindernisse jeglicher Art von Seiten der protestantischen Prediger, welche durch den englischen Einfluß gehalten werden, 42,000 Katholiken, 34 Prediger, Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten eine Mission, welche von Tag zu Tag mehr emporblüht." In Sansibar sind 600 Katholiken; auf dem gegenüberliegenden Festland ist die schön gedeihende Station Bagamoyo. Auf Reunion und Mauritius steht je ein Bischof, die Seyschellen sind fast ganz katholisch.

Vergleicht man den Stand der katholischen Missionen im Jahr 1840 mit dem gegenwärtigen, so ergeben sich folgende interessante Resultate:

	1840.			1878.		
	Bischöfe.	Priester.	Katholiken.	Bischöfe.	Priester.	Katholiken.
Amerika	24	629	1,751,000	99	7,320	7,844,166
Asien	80	2,856	2,191,200	109	5,630	2,835,663
Europa	20	579	387,000	42	2,811	2,761,487
Oceanien	3	59	46,300	22	510	576,361
Afrika	4	91	103,100	13	807	541,470
Zus.	131	4,214	4,478,800	285	17,078	14,559,147.

Rechnet man hiezu noch die Bevölkerung der ganz oder theilweise schon längst katholischen Länder, „so wird man auf die annähernde Gesammtzahl von 200 Millionen mit dem hl. Stuhl in Gemeinschaft stehender Christen kommen."

3. Die Werkzeuge.

Der oben von uns auszugsweise wiedergegebenen trockenen Uebersicht und Statistik ist in dem angeführten Heft der Jahrbücher ein besonderer Abschnitt über „die katholischen Missionare“ hinzugefügt, der so charakteristisch ist, daß wir ihn wörtlich mittheilen wollen:

„Wir haben vielleicht niemals so recht ernstlich über den katholischen Missionar nachgedacht. Als Seminarist oder auch bereits als Priester lebt er, seines heiligen Berufes waltend, ungestört und zufrieden; plötzlich aber ergreift ihn eine Stelle, die er in den Jahrbüchern der Glaubensverbreitung gelesen, ein Gedanke, der sich am Altare seiner Seele eingeprägt hat und läßt ihm keine Ruhe mehr. Er sagt zu sich selbst: auch ich will Missionar werden, auch ich will in fremden Ländern Seelen erobern. Hindernisse und Gefahren sollen mich nicht abschrecken; ich will nöthigenfalls sogar sterben, um die Aufgabe, zu der ich mich berufen fühle, zu erfüllen. Alsdann verläßt er Vaterland, Familie, die alte Mutter und reist voll Zuversicht auf die Zustimmung derjenigen, welche die Vorsehung ihm zu Oberen gegeben, und gestärkt durch deren Segen ab, um jenen Stämmen, die er, ohne sie noch zu kennen, doch schon als die seinigen betrachtet, das Evangelium zu verkünden. Man begreift, wie Menschen durch Ehrgeiz oder Begeisterung zu Unternehmungen getrieben werden können, deren Durchführung nicht ohne Gefahr ist. Ein beherzter Forscher wird im Interesse der Wissenschaft ferne Länder bereisen, das aber nur für kurze Zeit, höchstens für einige Jahre. Dann kehrt er zurück an den Ort, wo seine Wiege gestanden, veröffentlicht seine Entdeckungen und erfreut sich einer wohlverdienten Berühmtheit. Der katholische Missionar dagegen verläßt sein Vaterland für immer, oder wenn er wieder in dasselbe zurückberufen wird, so ist es nur für einige Augenblicke (?) und er wird nicht dort sein Grab finden; er ist vielfach allein mitten unter barbarischen Völkern, wie verloren in unermeßlichen Länderstrichen, jedes menschlichen Trostes beraubt; Zeuge hievon der hl. Franz Xaver, welcher auf den Felsen von Sancian gestorben.

„Was ist also die Ursache, welche den katholischen Missionar in den harten Arbeiten seines Berufes aufrecht hält? Umsonst würde man sie in menschlichen Berechnungen suchen; er hat vielmehr eine innere Stimme

gehört, eine Sendung von oben erhalten, der sichtbare Stellvertreter Christi hat dieselbe bestätigt, und von da gehört er nicht mehr sich selbst an; ein Soldat der Hingebung, wird er nöthigenfalls auf seinem Posten den Tod finden, und fühlt er zuweilen seinen Muth sinken, so wird er sich wieder aufraffen bei dem Gedanken an den Lohn, welcher nach einigen Tagen der Kämpfe und Leiden hienieden seiner wartet.

„Und das ist nicht etwa bloß eine vorübergehende Erscheinung, denn sie zieht sich durch Jahrhunderte hin. Für Jeden, der sehen und verstehen will, sind die katholischen Missionare durch ihren Glauben, ihre Unerschrockenheit, ihre Zahl gleich den Blutzeugen der Urkirche ein lebendiger Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums.

„Wir würden es an Vollständigkeit fehlen lassen, übergiengen wir, nachdem wir von den Missionaren gesprochen, jene thätigen Mitarbeiterinnen, welche die Vorsehung in neuerer Zeit denselben zur Seite gegeben, wir meinen die Ordensschwestern. Der Geist, der da weht, wo er will, hat seinen Einfluß auch bei schwachen Frauen geltend gemacht; auch sie wollten an den Arbeiten der Glaubensboten ihren Antheil haben. Die katholischen Schwestern üben in den meisten Missionen an Kindern und Erwachsenen jenen Beruf der christlichen Nächstenliebe aus, der sie in allen Ländern Europa's zum Gegenstand der Verehrung erhebt.

„Wir müßten noch einmal die Runde um die Welt machen, wollten wir alle die Orte, wo sie ihre Niederlassungen haben, aufzählen. Man findet sie in der neuen Welt, von den unkultivirten Gegenden von Athabaska und Mackenzie bis zu den Antillen, und in Südamerika gar überall. In der Levante betrachten die Türken sie als Engel vom Himmel; selbst Hoch-Asien, Indien und China haben sie kennen gelernt. Sie folgten den Missionaren auf die Inseln in Oceanien und Afrika. Heute laden sie die Kabylen inständig zu sich ein und morgen schon sind sie vielleicht unter den Negern in den Tropenländern.

„Auch sie haben ihre Blutzeugen, Tien-tsin weiß davon zu erzählen, und täglich sterben einzelne als Märtyrer der Nächstenliebe im Dienste der Kranken und Verwundeten, in den Spitälern oder unter den von ansteckenden Krankheiten befallenen Wilden.

„Was sind Angesichts solcher Selbstverleugnung und solcher

Opfer die wenigen Centimes oder Pfennige, die man zur Befestigung der Eroberungen des christlichen Glaubens von uns erbittet!"

„Gott allein weiß, wie lange es noch währen wird, bis alle Völker die frohe Botschaft vom Reich Gottes vernommen haben werden. Unsere Aufgabe besteht einfach darin, unser Werk fortzusetzen, ohne daß wir dessen zeitlichen Grenzpunkt kennen. Dabei muß aber der Hinblick auf die Erfolge, zu denen wir mitgewirkt, unseren Eifer aufrecht halten, und gerade das ist der Grund, warum wir dieselben unseren Lesern in kurzem Ueberblick vor Augen führen wollten. Wenn sie die Erfolge sehen, welche durch ihre Mitwirkung erzielt wurden, so werden sie den Herrn preisen und neuen Muth in sich fühlen, das was die Vorsehung noch ferner von ihrer freigebigen Unterstützung verlangt, auch thatkräftig und wirklich zu leisten."

Die Mission in den Augen der Welt.

Heutzutage ist die Mission keine Winkelsache mehr. Nicht nur die Kirche, sondern auch die Welt hat Stellung zu ihr nehmen müssen. Fast jeder Reisende sieht sich genöthigt, irgendwie auch auf die ihm überall vor Augen tretenden Missionsunternehmungen einzugehen. Selbst die Zeitungen können nicht länger davon schweigen. Und hie und da schreibt auch ein Gelehrter ein ganzes Buch über die Mission. Wir sehen hierin nichts Außerordentliches. Halb freuen wir uns wohl darüber, halb bedauern wir es aber auch. Im Schatten der Verborgenheit wird meist fruchtbarer gearbeitet und gebetet, als im Geräusch der Welt; und es wäre bald um die Mission geschehen, wenn sie mehr auf diejenigen hören wollte, welche bald lobend, bald tadelnd an ihr vorübergehen, als auf Den, der ihr für alle Zeiten Marschordre und Instruktion ertheilt hat. Andererseits kann man aber auch von Menschen, vom

Feind wie vom Freund, manches lernen. Es thut einem hie und da wohl, wenn man durch ein anerkennendes Urtheil aufgemuntert wird. Manchmal ist auch eine heilsame Beschämung, ja eine herbe Kritik wohl am Platz. Jedenfalls sollte uns das Bewußtsein, daß wir unsere Arbeit vor den Augen der Welt thun, und daß viele bemüht sind, unsere Fehler herauszufinden, nur um so wachsamer und vorsichtiger machen.

In den Missionsblättern ist es die Mission selbst, welche von sich redet, und es versteht sich, daß sie hier nicht ihre schwarze Wäsche wäscht, sondern gern in ihrem besten Schmuck erscheint. Der Vorwurf der Schönfärberei, welcher uns so häufig gemacht wird, ist zwar meist übertrieben, im Ganzen ist's aber wahr, daß man leicht in Selbsttäuschung verfällt, wenn man nie hört, was Andere von einem denken. Die Welt hat auch Augen. Für das Beste, was wir haben, für „Schmuck und Ehrenkleid" der Kinder Gottes zwar ist sie blind, unsere Fehler aber kann sie gut sehen. Es kann uns deßwegen nur nützlich sein, je und je auch in den Spiegel zu schauen, welcher uns von weltlichen Zeitungsartikeln, Büchern und Reisebeschreibungen vorgehalten wird. Oft werden wir gerade in den Lästerreden der Feinde den sichersten Beweis dafür finden, daß unsere Sache Gottes und des Herrn Jesu Sache ist, je und je werden wir aber auch auf Dinge aufmerksam werden, die wir bisher übersehen hatten und werden merken, daß noch viele Mängel und Fehler unserem Werk wie auch uns selbst anhängen; zwischen hinein wird uns vielleicht auch eine Bestätigung von Sprüche 16, 7 zu Theil; in jedem Fall aber wollen wir dem Wort Jesu Matth. 10, 26 sein Recht lassen.

---

1. Was eine Hongkonger Zeitung von der Mission hält.

In der bekannten „China Mail" (Chinesische Post) vom 4. Dezember 1878 findet sich ein beachtenswerther Artikel über „Protestantische Missionare und Schulbücher für die Chinesen". Die Veranlassung zu demselben hat ein Aufruf gegeben, den eine von der allgemeinen chinesischen Missionskonferenz in Schang-

hai eingesetzte Kommission zur Beschaffung chinesischer Schulbücher Ende vorigen Jahres erlassen hat. Schon früher haben wir nicht selten in dem genannten Blatte die Mission erwähnt gefunden, bald in wohlwollend anerkennender, wenn auch etwas vornehm herablassender, bald in ziemlich ungerechter, fast schadenfroher Weise.*) Im Allgemeinen aber kann man sagen, daß die Redaktion sich bemüht, unparteiisch zu sein und auch in Betreff der vielverleumdeten Missionare der Wahrheit die Ehre zu geben. Um so interessanter ist uns der vorliegende Artikel gewesen, welcher ein ausführlicheres und offenbar nicht nur so vom Zaun gebrochenes Urtheil über die protestantischen Missionare in China abgibt. Derselbe lautet wie folgt:

„Es freut uns wahrzunehmen, daß protestantische Missionare in China heutzutage nicht eine so beschränkte und bigotte Menschenklasse sind, als man hie und da nach einzelnen Exemplaren der Gattung denken könnte und als die öffentliche Meinung bis jetzt

*) Man vergleiche die von uns auf S. 61 u. 62 dieses Jahrgangs ebenfalls aus der „China Mail“ mitgetheilten Verleumdungen. Das Blatt ist übrigens so anständig, daß es auch die Freunde der Mission, ja die Missionare selbst zur Sprache kommen läßt. Es hat z. B. am 21. Dezember 1878 über eine Rede von Miss. Lechler referirt, in welcher dieser jene Verleumdungen widerlegte. Wir wollen aus derselben nur das erwähnen, daß Miss. Lechler, um zu beweisen, daß es auch uneigennützige, aufrichtige Christen unter den Chinesen gebe, einen Brief vorlas, welchen er kürzlich von den chinesischen Christen in Hawaii erhalten hatte. In diesem Briefe danken sie für alles Gute, was sie von den Basler Missionaren in Hongkong empfangen haben und senden 137 Dollars für die Mission. Der Brief ist von 60 Personen unterzeichnet, es kommen also auf den Kopf $2^1/_4$ Dollar, was eine sehr große Gabe ist, wenn man bedenkt, daß diese Leute meist armutshalber aus China ausgewandert sind und auch in Hawaii nur von ihrer Hände Arbeit leben. Außerdem hatte Miss. Lechler noch 20 andere Briefe von seinen früheren Schülern und Beichtkindern aus Hawaii erhalten, aus denen die „China Mail“ ebenfalls interessante Auszüge mittheilt, freilich nicht gerade im Interesse der Mission, sondern bloß, um zu beweisen, daß die chinesischen Auswanderer in Hawaii es gut haben. In der gleichen Nummer wird aber auch über einen Besuch berichtet, den der Gouverneur von Hongkong mit seiner Gemahlin in der Basler Missions-Mädchenanstalt daselbst gemacht hat und bei dieser Gelegenheit Miss. Lechler als „einer der ältesten und geachtetsten protestantischen Missionare in Süd-China“ bezeichnet. Ja, eben diese Nro. bringt auch schon eine anonyme Antwort auf den Artikel vom 4. Dezember, welchen wir oben mittheilen. — Etwas später hat auch ein Artikel von Miss. Lechler selbst Aufnahme gefunden. Siehe Heidenbote 1879, März.

nur allzu bereitwillig angenommen hat, daß sie alle mehr oder weniger seien. Es ist nur zu wahr, daß die gewöhnliche Vorstellung, welche die meisten im Orient lebenden Europäer sich von einem protestantischen Missionar machen, bisher die gewesen ist, daß ein solcher im besten Fall ein irregeleiteter Schwärmer oder wahrscheinlicher ein eingebildeter Heuchler sei, der mit einer Bibel und Haufen von Traktaten bei den Eingebornen herumgeht, in gebrochenem Pidschin-Chinesisch*) von Hölle und Verdammniß redet, der von Zeit zu Zeit in einem Handelskomptoir erscheint, um Geld für die Rettung von Seelen zu sammeln und dessen Geistesblick durch die fixe Idee getrübt wird, daß die Bewohner China's noch Aussicht haben, in den Himmel zu kommen, während die hiesigen Europäer mit schnellen Schritten auf dem breiten Weg dahineilen. Dies ungefähr war das Urtheil, welches die öffentliche Meinung im Orient über den Charakter und das Treiben protestantischer Missionare zu fällen pflegte, und die Verachtung, mit welcher alle höheren chinesischen Beamten ohne Ausnahme den wohlgemeinten, für sie aber ganz unverständlichen Eifer protestantischer Enthusiasten ansahen, war nichts als der Widerschein von der Meinung, welche die europäischen Landsleute derselben sich über den Werth und die Aussichten der Missionsarbeit gebildet hatten. Und wahrscheinlich war das auch wirklich die Gattung von Leuten, welche das protestantische Europa und Amerika mit nur seltenen Ausnahmen früher nach China hinausschickte, um die Gelehrten und das Volk von China zu bekehren.**)

*) Unter „Pidschin-Englisch“ versteht man das von den Chinesen in Hongkong und sonst gesprochene englische Kauderwälsch, das mit chinesischen und portugiesischen Brocken gespickt und ganz nach chinesischen Begriffen von Grammatik umgemodelt, natürlich auch verkehrt in der Aussprache ist. „Pidschin-Chinesisch“ ist demnach ein von Europäern ebenso schlecht gesprochenes Chinesisch.

**) Gegen diesen letzten Satz wendet der anonyme Vertheidiger der Mission mit Recht ein, daß ja die Namen sämmtlicher protestantischer Missionare in China von Dr. Morrison an bekannt seien und jedermann prüfen könne, was das für Männer gewesen seien. Er fordert den Verfasser des Artikels auf, auch nur ein halb Dutzend solcher Missionare namhaft zu machen, deren Betragen seiner Darstellung irgend zur Stütze dienen könnte. Auch fragt er, welche Zeit denn eigentlich unter dem „früher“ verstanden sei. — Es dürfte schwer sein, hierauf zu antworten. Uns scheint der wahre Sachverhalt der zu sein: der Verfasser dieses Artikels und mit ihm viele andere Weltleute

„Ob die Missionsgesellschaften jetzt eine andere Auswahl bei der Sendung von Missionaren treffen oder ob diese, nachdem sie hier angekommen sind, sich veranlaßt gesehen haben, ihr Verhalten gegenüber dem chinesischen Heidenthum zu verändern, darüber zu urtheilen sind wir nicht in der Lage; soviel aber ist gewiß, daß wenn auch allmählich, so doch stetig eine Veränderung auf der ganzen Linie der Missionsschlachtordnung eingetreten ist. Man hatte China mit Bibeln in verschiedenen Uebersetzungen überschwemmt, Traktate waren handvollweis in allen 18 Provinzen ausgestreut worden, alles in der festen Ueberzeugung, daß wenn man die Chinesen nur zum Lesen bringen könne, die Bekehrungen von selbst nachfolgen würden. Mit dieser Einbildung ist's nun vorbei, und auf allen Seiten finden wir die Missionare fast einstimmig in der Verwerfung einer so mechanischen, haufenweisen Bibelverbreitung. Einige haben jetzt den Grundsatz, die Bücher nur noch — wenigstens zum Kostenpreis — zu verkaufen, andere verbreiten bloß Neue Testamente, das Alte gar nicht, wieder andere geben nur die Evangelien her und heben die Episteln zur speciellen Ergötzung (delectation!) ihrer Bekehrten auf, während noch andere überhaupt nur an solche, die für bekehrt gelten, irgendwelche Bibeltheile abgeben wollen. Auf dem Gebiet der Traktatverbreitung ist ein ähnlicher Umschwung eingetreten und zwar nicht nur in Betreff der Quantität, sondern auch der Qualität. Protestantische Traktate in China waren anfangs sämmtlich von der

haben eben von Haus aus die Idee, daß es mit der Mission nichts als ein Humbug sei, nehmen sie sich dann aus irgend einer Veranlassung die Mühe, der Mission ein wenig näher zu treten, eine Missionsstation, eine Schule, eine Anstalt selbst zu besuchen, vielleicht auch nur ein paar Missionsblätter oder einen Prospekt, wie den im Artikel erwähnten, aufmerksam zu lesen, so wird ihnen klar, daß die Mission nichts weniger ist als ein Humbug. Statt nun aber zu sagen: unsere frühere Meinung war falsch, wir sind jetzt eines Bessern belehrt worden, stellen sie die Sache so dar, als sei — nicht mit ihnen — sondern mit der Mission eine große Veränderung vorgegangen. Dabei wirkt keineswegs immer ein böser Wille mit, sondern jene verächtliche Ansicht von der Mission ist bei den meisten dermaßen in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie fest überzeugt sind, dieselbe müsse wenigstens für die Anfänge der Mission die richtige gewesen sein. Wir haben eher den umgekehrten Eindruck, daß nämlich die ersten Missionare fast überall die besten waren und der Nachwuchs keineswegs immer auch nur an jene hinanreicht. Etwas ganz anderes ist die Frage, ob man nicht in der Methode des Missionirens Fortschritte gemacht habe. Davon in der nächsten Anmerkung.

„revival-meeting-“ (Erweckungs-Versammlung-) Art; alle Ungläubigen wurden darin einer hoffnungslosen Verdammniß überantwortet, von Jedermann unbedingter blinder Glaube verlangt und dieser durch energische Ermahnung, sowie durch übertriebene Darstellungen von der Sündhaftigkeit der Sünde in der Vergangenheit und durch starke Dosen windiger Verheißungen für die Zukunft hervorzubringen versucht.

„Aber allmählich, je bekannter die Missionare mit der chinesischen Sprache und Literatur, sowie mit dem wirklichen Charakter der chinesischen Gedankenwelt wurden, fiengen sie an, mit den Leuten vom Standpunkt ihres eigenen chinesischen Gesichtskreises aus zu reden, Traktate für die Gebildeten zu schreiben, den von Alters her überlieferten Gottesglauben, der sich in den alten Klassikern der Chinesen findet, sowie den sittlichen Werth der konfucischen Moral anzuerkennen und die Vernünftigkeit des christlichen Glaubens durch ruhige Beweisführung und eine Sprache, deren klassische Reinheit und Würde die Eingebornen in Staunen setzte, darzuthun. Die Erweckungstraktate wurden nach und nach nur noch denjenigen gegeben, die das Christenthum bereits angenommen, für diese dann auch Bibelerklärungen und sorgfältig ausgearbeitete Predigten herausgegeben; ferner wurden zur Aufklärung der Heiden monatliche Zeitschriften mit Artikeln über Naturwissenschaft u. dergl. gemeinnützige Gegenstände in's Leben gerufen, ja zuletzt auch christliche Zeitungen gegründet, von denen z. B. der „Wan-kwoh Kung-pao“ schnell an Verbreitung und Einfluß zunimmt Zugleich wurde der Schulunterricht immer mehr gehoben, und damit stellte sich das Bedürfniß nach Lehrbüchern für vorgeschrittenere Schüler ein, welches schließlich zur Veröffentlichung des vorliegenden Aufrufs und Prospekts geführt hat.“ *)

---

*) An dem hier über die allmählich verbesserte Methode des Missionirens Gesagten ist ein gut Theil Wahrheit. Daß man die chinesische Sprache und Literatur nicht an einem Tag, ja auch nicht in ein paar Jahren auslernen konnte, versteht sich von selbst; daß manche englische Schwärmer alles Heil von der massenweisen Bibel- und Traktatverbreitung erwartet haben, ist auch richtig, gilt aber leider heute noch, wie es umgekehrt auch früher schon nicht an Einwendungen gegen diese mechanische Art des Missionirens gefehlt hat. Das aber ist falsch, daß die alten, erwecklichen, von der Sündigkeit der Sünde redenden Traktate abgeschafft seien oder nur noch von den Bekehrten gelesen

Nun wird kurz beschrieben, wie auf jener Missionskonferenz zu Schanghai eine Kommission zur Abfassung und Herausgabe einer Reihe von Schul- und wissenschaftlichen Lehrbüchern eingesetzt wurde und dann ein Auszug aus dem Prospekt selbst mitgetheilt, wonach allerdings ein großartiges, weitverzweigtes literarisches Unternehmen geplant ist, eine schöne Frucht des Zusammenwirkens der verschiedenen protestantischen Missionare in China. „Dr. Edkins, einer der hervorragendsten Sinologen, hat ein Lehrbuch der Logik und der vergleichenden Sprachwissenschaft versprochen; Herr Griffith John, der sich schon vor 20 Jahren durch seine Aufsätze über die Moralphilosophie der Chinesen bekannt gemacht hat, will eine Sittenlehre schreiben; Dr. Martin, der Vorsteher des sogen. „Peking College“ und Uebersetzer eines Lehrbuchs über internationale Gesetzgebung (Völkerrecht) und anderer Schriften, arbeitet an Werken über National-Oekonomie und mathematische Physik, während Herr Fryer, der unermüdliche Uebersetzer der chinesischen Regierung und Herausgeber des „Chinese Scientific Magazine“ (Chinesisches Magazin für Wissenschaft) über Mineralogie, Chemie und die europäische Industrie schreiben soll. Dr. Williamson, der seit Jahren bedeutende wissenschaftliche Arbeiten für die s. Z. in Peking gegründete, dann nach Schanghai verlegte Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse (Society for the Diffusion of Useful Knowledge) geliefert und sich durch eine selbständige, philosophische Abhandlung über den Ursprung der Welt einen Namen gemacht hat, will über die Physiologie der Pflanzen, über Kulturgeschichte und vergleichende Religionswissenschaft schreiben; Dr. Dudgeon, der bekannte Herausgeber eines chinesischen anatomischen Atlas und eines Werkes über die Krank-

werden. Die Mehrzahl der heute noch in China zum Verkauf oder zur weitesten Verbreitung gelangenden Traktate sind alt und nicht neu. Ob sie alle gut sind, wissen wir nicht. Daß die Missionare von heute aber noch das Gleiche über Sünde und Gnade, Himmel und Hölle lehren, wie ihre Vorgänger, das ist gewiß. Erst vor ein paar Monaten hat sich in Schanghai eine allg. chinesische Traktat-Gesellschaft gebildet. — Andererseits haben aber auch schon die alten Missionare wissenschaftliche und gemeinnützige Werke betrieben. Die „Morrison Education Society“ z. B. ist ein Beweis hiefür, sowie die „Society for the Diffusion of useful Knowledge“, welche schon 1834 in China gegründet wurde. Was jetzt in dieser Richtung geschieht, auch das neue Unternehmen, welches der Artikel so sehr lobt, ist nichts als eine Fortsetzung und Weiterführung dessen, was die „früheren“ Missionare angefangen.

heiten China's, hat ein Lehrbuch der Physiologie versprochen, während Dr. Osgood ein solches über Anatomie liefern will. Herr Mateer, der Verfasser zahlreicher chinesischer Schulbücher, hat die Arithmetik, Algebra, Geometrie und Trigonometrie übernommen. Es stehen aber noch viele andere wohlbekannte Namen auf der Liste, zu viele, als daß wir sie alle nennen könnten. Es genüge, noch zu erwähnen, daß Herr Faber, dessen Predigten über das Evangelium Marci alle eingebornen chinesischen Prediger in Händen haben, und dessen kurze Darstellung des konfucischen Lehrbegriffs, dessen Bücher über Licius, Mencius und Micius ihm einen hervorragenden Platz unter den Sinologen gesichert haben, sich verbindlich gemacht hat, einen von christlichem Standpunkt geschriebenen chinesischen Kommentar zu den wichtigsten chinesischen Klassikern zu liefern, daß die theologischen Lehrbücher von den Missionaren Lees, Goodrich und Corbett, die geschichtlichen von den Missionaren Muirhead, Smith und Dr. Allen verfaßt werden sollen und auch alle übrigen Gegenstände in zuverlässigen Händen sind."

Dann fügt die „China Mail" noch bei: „Einst haben die Jesuiten es versucht, mit Hilfe der europäischen Wissenschaften sich eine einflußreiche Stellung am chinesischen Hofe zu sichern und so das Volk für's Christenthum zu gewinnen. Die protestantischen Missionare versuchen es jetzt, mit der wissenschaftlichen und theologischen Ausbildung von eingebornen Predigern und Lehrern ein Unterrichtssystem zu verbinden, das allen öffentlichen und privaten Schulen in China zum Muster dienen kann; sie sind bemüht, Vorurtheile, Unwissenheit und Aberglauben zu beseitigen, fahren aber fort, zu gleicher Zeit die positiven Lehren des Christenthums durch die Schule, von der Kanzel herab und vermittelst der Presse zu verbreiten. Wir sind nicht so sanguinisch wie jene Kommission, welche in ihrem Prospekt die Hoffnung ausspricht, daß dies neue literarische Unternehmen einen tiefen Eindruck auf die Chinesen machen werde. Das aber glauben wir, daß hier das wichtigste Unternehmen vorliegt, welches im Laufe dieses Jahrhunderts von protestantischen oder katholischen Missionaren in China ausgegangen ist. Bis jetzt sind die protestantischen Missionare mit ihrer Predigt fast nur im Gefolge des Handels aufgetreten. Jetzt nehmen sie mit der schweren Artillerie europäischer Wissenschaft die Frontstellung ein, und wo die Wissenschaft der Civilisation eine Bahn bricht, da kommt mit Sicherheit

auch der Handel hinterdrein. Unter solchen Umständen wäre es daher mehr als sonderbar, wenn der Aufruf jener Kommission zu Geldbeiträgen für das neue weitherzige Unternehmen bei den in China angesiedelten Ausländern nicht herzliches Entgegenkommen finden sollte. Mit Vergnügen bemerken wir noch, daß Beiträge dieser Art hier in Hongkong vom Basler Missionar, Herrn R. Lechler, in Empfang genommen werden."

---

2. Eine Stimme aus Nanking.

Der Verfasser des soeben mitgetheilten Zeitungsartikels, der sich über die wissenschaftlich-literarischen Unternehmungen der Missionare freut, geht offenbar von der Voraussetzung aus, daß, wenn China soll für's Christenthum gewonnen werden, vor allem die gebildeten Volksklassen, die Bücherleser, die Literaten beeinflußt und umgestimmt werden müssen. Es ist das die gleiche Ansicht, welche auch bei uns zahlreiche Vertreter hat, eine Ansicht, nach welcher alles, was in abgelegenen Dörfern und an armen unwissenden Fischern oder Bauern von christlichen Missionaren gewirkt wird, für das große Ganze so gut wie werthlos wäre. Praktische Missionsarbeiter sind von jeher anderer Ansicht gewesen. Daß die chinesischen Missionare je länger je mehr auch mit den alten Landesreligionen, philosophischen Systemen, Literatur u. dergl. sich auseinandersetzen, ist gewiß aller Anerkennung werth und hat unsere vollste Zustimmung. Sollten sie aber dadurch von der einfältigen, volksthümlichen, wir möchten sagen elementaren Weise des Missionirens unter den gewöhnlichen Leuten, insbesondere unter der Landbevölkerung abgezogen werden, so würden wir das für einen großen Fehler halten. Hier gilt es offenbar, das Eine thun und das Andere nicht lassen. Gerade in China sind in den letzten Jahren so viele Stimmen laut geworden, welche mit Nachdruck darauf hinweisen, daß nicht die großen Hafenstädte und nicht die unmittelbar von Mandarinen und Literaten beeinflußte Stadtbevölkerung überhaupt, sondern das einfältige, gutmüthige, empfänglichere Landvolk der wahre Boden für die evangelische Missionsthätigkeit sei.

Es freut uns, diese Ansicht durch einen anonymen Korrespondenten des „Shanghai Courier“, der wahrscheinlich ein in Nanking wohnender Kaufmann ist, bestätigt zu finden. In seinem Brief heißt es unter anderem: „Mit all' ihren Vorzügen ist die Stadt Nanking doch noch sehr weit zurück. Vielleicht gibt es keine Stadt in China, wo größere Unwissenheit und größerer Stolz nebeneinander hergehen. Die Leute wissen in der Regel buchstäblich nichts, was über den Gesichtskreis ihres Alltagslebens hinausgeht und wollen auch nichts wissen. Selbst wenn sie sich herablassen, einen Ausländer zu fragen, so beweisen ihre Fragen nur jene krasse Unwissenheit. Nicht einmal über ihr eigenes Land haben sie richtige Vorstellungen. Ich bin wieder und wieder gefragt worden, ob ich nicht in Ningpo, Fuhkien oder Kanton zu Hause sei. Wenn man ihnen sagt, wie weit England von China entfernt ist, so ist ihr Erstaunen wirklich komisch; auch fragen sie, ob es in Europa Bücher gebe, ob Ausländer auch Familiennamen haben u. dergl. Die tollsten Fragen werden allerdings von den Landleuten gestellt, aber die stolzen, ungewaschenen Literaten sagen oft Dinge, die in ihrer Art ganz ebenso dumm sind. Sehr wenig Leute scheinen hier etwas davon zu wissen, daß ein chinesischer Gesandter nach England geschickt worden ist. Sie haben den unschätzbaren Schinpao (chinesische Zeitung, die in Schanghai herauskommt) zur Hand, aber nur ein ganz kleiner Bruchtheil der Bevölkerung pflegt denselben je zu lesen. Es wäre der Mühe werth, nachzuforschen, wie viele Leute in dieser Stadt etwas von der Hungersnoth im Norden gehört haben. Ohne Uebertreibung kann man behaupten, daß die Meisten nichts von derselben wußten, bis einige Flüchtlinge halbnackt und halbverhungert aus dem Norden hier anlangten und den Leuten das Vorhandensein jener Noth sichtbar vor Augen stellten. Natürlich haben sie nicht die geringste Vorstellung von dem, was durch Ausländer zur Linderung der Noth geschehen ist, von den Geldbeiträgen, die sie gegeben und von den kostbaren Menschenleben, die während der Vertheilung dieser Gaben geopfert wurden. Der Fremde ist ihnen immer noch der fremde Teufel und obgleich die Landleute einen meist mit einer höflicheren Bezeichnung beehren, so kann man in der Stadt doch selbst die Weiber, wenn ein Ausländer vorbeigeht, ihren Kindern zuflüstern hören: „Rufet: Fremder Teufel!“ Selbst die elenden Flüchtlinge, abschreckend herabgekommen und wie giftiges Gewürm sich

zusammenschaarend, beleidigen den vorübergehenden Ausländer mit dem nämlichen Schimpfwort. Sie wissen wohl kaum, oder wenn sie es wissen, denken sie wohl wenig daran, daß die von ihnen so geschmähten Fremdlinge Tausenden ihrer Leidensgefährten das Leben gerettet haben — ja vielleicht ihnen selbst. Sei es nun bloße Unwissenheit oder wirkliche Gefühllosigkeit und Undankbarkeit, oder beides zusammen, so ist dies ihr Betragen gegen uns in der That unbeschreiblich widerlich. Doch fürchte ich, eine derartige gemeine Undankbarkeit ist für die Chinesen insgesammt bezeichnend. Wenn sie in Folge von Opiumgenuß, Fieber oder sonst etwas krank werden, ja dann wird die „ausländische Excellenz“ demüthigst um etwas von der unschätzbaren europäischen Medizin angefleht; wenn man aber nichts von ihm bedarf, nun ja, dann wird die ausländische Excellenz wieder ein fremder Teufel, der bloß dazu da ist, um in den Straßen angebellt zu werden.

„Aber der Unterschied zwischen den Städtern und den Landbewohnern ist wirklich kolossal. Einen Gang durch die Straßen Nankings zu machen, ist für einen etwas empfindlichen Menschen geradezu eine Tortur, denn er kann keinen Augenblick stehen bleiben, etwa um sich in einem Kaufladen umzusehen, ohne daß ein Haufe dreckiger Tagediebe sich augenblicklich um ihn versammelt, ganz abgesehen von dem jungen Volk, dessen Heulen und Bellen ihn auf Schritt und Tritt begleitet. Einen Spaziergang auf dem Lande zu machen ist dagegen in jeder Beziehung ein Vergnügen. Selten redet man einen Bauersmann an, ohne eine freimüthige und höfliche Antwort zu erhalten. Man bleibe vor einem Tempel am Wege stehen, so wird man herzlich eingeladen werden, einzutreten und von den Priestern mit Artigkeiten überschüttet werden. Kommt man an einer Dorfschule vorbei, so ist man sicher, von dem alten, brillentragenden Schulmeister freundlich und höflich begrüßt zu werden, und wenn man auch nur ein klein wenig von seinen geliebten chinesischen Klassikern versteht, so kann man bald in die lebhafteste Unterhaltung mit ihm kommen. Selbst von armen Dorfbewohnern, mit denen man sich in ein freundliches Gespräch eingelassen hat, wird man beständig eingeladen, sich zu setzen und eine Tasse Thee anzunehmen. Selbst die alten Weiber thauen zuweilen auf und gehen soweit, dem Fremdling, der sich höflich mit ihnen eingelassen hat, als Zeichen ihres Wohlwollens einen Blumenstrauß oder einen Zweig darzubieten.

Kurzum, es scheint in China noch wahrer als anderswo zu sein, daß Gott das Land gemacht, Menschen aber die Stadt. Jeder Versuch, den Pöbel der großen Stadt Nanking zu evangelisiren, scheint eine ziemlich hoffnungslose Arbeit zu sein, unter dem Landvolk findet sich ein empfänglicherer Boden und ich glaube, daß wenn die Bemühungen der Missionare auf die Dorf- und Ackerleute, die außerhalb der Stadtmauern wohnen, gerichtet wären, sie in Einem Jahr mehr Gutes stiften würden, als jetzt in zehn!"

Gerne hätten wir von einem Mann, der so einsichtsvoll über chinesische Zustände und die Mission zu schreiben weiß, wie dieser Zeitungskorrespondent, auch etwas über die Missionsarbeit in Nanking selbst erfahren. Sein erster Brief enthielt nichts darüber, seither aber haben wir Weiteres von ihm in der „China Mail" gefunden und darunter auch Folgendes, was freilich eingestandenermaßen nur als Lückenbüßer dienen soll, da sonst absolut keine Neuigkeiten in Nanking aufzutreiben seien:

„In einer schmutzigen Gasse, nicht weit vom Südthor, steht ein elender Schuppen, dessen Aussehen und Umgebung nichts weniger als einladend sind. Tritt man hinein, so befindet man sich in einem feuchten, finstern Zimmer, das nicht halb so hübsch ist, als ein anständiger Stall, und dann gelangt man über einen kleinen Hof zu dem eigentlichen Hauptgebäude. Dieses ist ein gewöhnliches chinesisches Haus von traurigem, unappetitlichem Aussehen, mit einem gebrechlich, ja gefährlich aussehenden oberen Stockwerk, zu welchem eine — höflichkeitshalber kann man's so nennen — Treppe hinaufführt. Das Haus ist von drei Chinesen bewohnt und scheint sich durch nichts von den übrigen schmutzigen Baracken der Nachbarschaft zu unterscheiden. Aber die Eingeweihten belehren uns eines Bessern: es ist die Station der amerikanisch-presbyterianischen Missionsgesellschaft in Nanking und der zuerst erwähnte Raum ist die Kapelle! Zehn Monate lang steht diese Station schon verwaist da; kein Nachfolger für den verstorbenen Inhaber dieses Postens hat sich eingefunden. Bloß ein eingeborner Evangelist wohnt da, ein sehr ordentlicher Mann, die beiden andern sind Diener.

„Ich glaube keinen zu starken Ausdruck zu gebrauchen, wenn ich sage, daß das ganze Ding der Mission keineswegs zur Ehre gereicht. Das Haus ist von der Art, daß kaum ein feinerer Chinese

dasselbe wird betreten wollen, so lang er von jemand gesehen wird, und man weiß ja, daß die chinesischen Begriffe von Reinlichkeit und Anständigkeit nicht allzu delikat sind. Bedenkt man vollends, daß dies Haus die Niederlassung eines Ausländers, das Hauptquartier einer bekannten Missionsgesellschaft in der zweiten Kapitale des chinesischen Reiches, eine der zwei Stationen ist, durch welche das protestantische Christenthum hier in Nanking repräsentirt wird, so schämt man sich förmlich, auch nur in entfernter Verbindung damit zu stehen. Der unglückliche Katechist ist seit dem Tode des Missionars natürlich ohne alle Instruktionen geblieben und die zwei oder drei anderen Bekehrten sind wohl noch schlimmer daran. Ein Herr aus Sutschau hat neulich einen flüchtigen Besuch bei ihnen gemacht und man sagt, daß ein eingeborner Geistlicher aus Ningpo demnächst hier aufziehen soll. Aber was für einen Eindruck muß die lange Vernachlässigung, ganz abgesehen vom Schmutz und der Baufälligkeit des Hauses, auf die Chinesen gemacht haben!?"

Diese traurige Schilderung, welche offenbar nichts Unwahres oder Verleumderisches enthält, stimmt einen doppelt wehmüthig, wenn man weiß, daß jener verstorbene Missionar niemand anders ist, als der vom Hungerfieber über seinem Dienst an den Elenden dahingeraffte Alb. Whiting (vergl. S. 32 dieses Jahrgangs) und daß seine verwitwete Frau sich seither darum bemüht hat, daß die erst vor wenig Jahren begonnene Mission in Nanking doch nicht aufgegeben werden möchte. Andererseits freut es einen aber auch, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß die Verleumdung, als wohnten alle chinesischen Missionare in Palästen (vergl. S. 62), also jedenfalls auf Nanking keinerlei Anwendung leidet. Würde man überhaupt all' die widersprechenden Dinge, welche bald dieser, bald jener Weltmann von der Mission aussagt, zusammen- und einander gegenüber stellen, so würde das ein Protokoll geben, welches der Mission als glänzendste Rechtfertigung dienen könnte.

Aus Amerika.

Die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat eine neue Blutschuld auf sich geladen. Eine Schaar von ungefähr 150 Indianern, dem Cheyenne-Stamm angehörig, wurden seit dem Spätjahr 1878 in Fort Robinson in Nebraska gefangen gehalten. Sie hatten die ihnen angewiesenen Wohnstätten im Indianergebiet*) eigenmächtig verlassen und eine Art Raubzug unternommen, um sich auf diese Weise ihre Nahrung zu verschaffen, an der es ihnen im Indianergebiet gemangelt hatte. Hiefür waren sie aufgegriffen und eingesperrt worden. Lange mußten sie darauf warten, was über ihr ferneres Schicksal beschlossen werden würde. Endlich hieß es, am 18. December würden sämmtliche Gefangene nach einem Fort in Kansas gesendet werden; hier sollten dann einige wegen der auf der Flucht von ihnen verübten Morde vor Gericht gestellt, die übrigen nach der Cheyennes-Agentur zurückgeschickt werden. Am 8. Januar jedoch wurde diese Anordnung vom Kommissär für Indianer-Angelegenheiten dahin abgeändert, daß die erwachsenen Männer nach Florida (wo sie allmählich dem Klima erlegen wären?) zu transportiren, die Weiber und Kinder aber auf jene Agentur zurückzubringen seien. Mit der Ausführung dieses Urtheilsspruches war ein Hauptmann, namens Wessels, beauftragt. Sehr bald stellte es sich aber heraus, daß die Indianer um keinen Preis gehen wollten. Sie erklärten, ihre Wohnsitze hätten sie ja nicht freiwillig verlassen, das fieberische Klima jener Gegend und der Hunger habe sie dazu

*) Das „Cincinnati-Volksblatt" sagt hierüber: „Die Geschichte der Uebersiedlung der nördlichen Cheyennes aus ihrer Heimat nach dem Indianer-Territorium, ihre Leiden während des Aufenthalts im Süden, ihre Flucht und ihr heroischer Ritt über tausende von Meilen baumloser Ebenen, mit der ganzen militärischen Grenzbesatzung auf den Fersen, die Gefangennahme der kleinen Schaar von 150 dadurch, daß man ihnen durch den Sioux-Häuptling „Rothe Wolke" das Versprechen gab, ihnen bei den Ogallagas Wohnsitze anzuweisen, ihre darauffolgende Entwaffnung und Einsperrung . . . . alles dies wird zu seiner Zeit bekannt gemacht werden und sich als eine unauslöschliche Schmach für unser Zeitalter und für das Volk erweisen, welches eine solche Politik duldet."

genöthigt; jetzt seien sie entschlossen, nicht dahin zurückzukehren; ja sie seien bereit, lieber zu sterben als zurückzukehren.

Der Hauptmann wußte nun nichts Besseres zu thun, als Gewalt anzuwenden. Er entzog den Gefangenen ihre bisherigen Rationen an Nahrung und Brennholz: die Widerspenstigen sollten durch Hunger und Kälte zur Unterwerfung gezwungen werden. Fünf Tage lang mußten die armen Menschen, zu zwei Drittheilen Weiber und Kinder, in dieser qualvollen Lage zubringen. Da sie noch immer nicht nachgaben und die Sache bedenklich wurde, erbot sich der Hauptmann, die Frauen und kleinen Kinder zu speisen. Das wurde aber nicht angenommen, sondern mit echtem Indianerstolz kalt zurückgewiesen. Da es gerade strenger Winter war, litten die auch mit Kleidern nicht genügend versehenen Indianer auf's Schrecklichste. Nur ein paar ergaben sich. Die übrigen stimmten jetzt ihren Todtengesang an. Auf der andern Seite sammelten sich 5 Kompagnien Kavallerie, um die Widerstrebenden — 40 Krieger und etwa 85 Weiber und Kinder — mit Gewalt fortzuschleppen. Als man Hand an sie legen wollte, wurde ein Soldat getödtet, die Indianer sangen ihren Kriegsgesang, rißen die Fußböden in ihrem Gewahrsam auf, verbarrikadirten Fenster und Thüren, zerbrachen die eisernen Oefen, um sich daraus Waffen zu machen und gaben unmißverständlich kund, daß sie zum Aeußersten entschlossen seien. Darüber wurde es Nacht. Hauptmann Wessels hatte erfahren, daß die Indianer einen Fluchtversuch geplant hätten. Vielleicht glaubte er nicht daran, jedenfalls verstärkte er nicht einmal die Wachtposten. Nur 21 Soldaten umstanden in jener verhängnißvollen Nacht die Kaserne, in welcher die bis zur Raserei getriebenen Indianer sich befanden. Es war zehn Uhr Abends geworden und eben hatten die Schildwachen ihr „Alles in Ordnung" erschallen lassen, als die Indianer losbrachen und in verzweifelter Flucht davonjagten. Die Wachen waren völlig überrumpelt, die übrige Mannschaft in tiefem Schlafe. So gewannen die Indianer einen erheblichen Vorsprung.

Die Verfolgung fieng indessen immer noch bald genug an. Mehrere Häuptlinge: „Wild-Eber", „Alt-Krähe", „Link-Hand" und eine Menge Weiber wurden gefangen genommen, andere wurden getödtet und blieben hin und her zerstreut liegen. Doch waren immer noch 34 Personen, darunter der Häuptling „Stumpf-Messer" mit 15 Kriegern in Freiheit. Trotz aller Anstrengungen gelang es nicht,

sie zu fangen. Sie hatten sich in einem engen und tiefen Flußbett verschanzt. Es wurde eine Kanone aufgefahren! Die Geschosse trafen aber ihr Ziel nicht. Nach einiger Zeit machten sich die Indianer abermals davon. 300 Soldaten mit Flinten und 2 Kanonen hatten 15 indianische Krieger mit ihren Weibern und Kindern nicht überwältigen können. Ja, mehrere Soldaten waren auf der Verfolgung getödtet worden. Die übrigen mußten schließlich umkehren, weil ihnen der Proviant ausgegangen war. Aber was half es? Eine neue Expedition wurde ausgerüstet und endlich mußten natürlich die Indianer unterliegen. Nur Ein Krieger übrigens und einige Frauen sollen gefangen worden sein, die übrigen sind entkommen, werden aber wahrscheinlich doch ihren Wunden erliegen. Solche Ausdauer, solche Tapferkeit — an Griechen und Römern, an unsern eigenen Soldaten, ja an Afghanen und Kaffern würde man sie bewundern, preisen, besingen; weil's aber Indianer sind, werden sie zusammengeschossen wie schädliches Wild. „Eine Anzahl ungehorsamer, listiger, verrätherischer Indianer, die nicht mehr Rücksicht auf das Leben unserer Soldaten und Offiziere nehmen, als wenn dieselben Hunde wären, versuchten aus der Obhut unserer Truppen zu entkommen und brauchten Gewalt. Man behandelte sie, wie sie es verdienten, und es ist thöricht, ihr verbrecherisches Benehmen entschuldigen zu wollen" — so soll General Sherman sich geäußert haben, während freilich General Crook und mit ihm viele andere Amerikaner das Vorgefallene bedauern und herzliches Mitleid mit den armen Opfern eines grausamen und taktlosen Verfahrens an den Tag legen.

„Unendlich traurig und ergreifend soll der Anblick der Indianerfrauen und Kinder gewesen sein, welche beim Fluchtversuch niedergeschossen oder verwundet wurden. Ein Zeitungskorrespondent, welcher die Hospitalkaserne besuchte, fand in der Nähe der Thür eine sterbende sechzigjährige Indianerfrau mit sieben Kugelwunden in Brust und Armen. In der Nähe der Sterbenden saß ein siebenjähriges Mädchen und kämmte, eine Indianermelodie vor sich hinsummend, das Haar seiner kleinen Schwester. Die Eltern der beiden Kinder waren getödtet. Mit furchtbaren Wunden bedeckt, lagen zu beiden Seiten des langen Ganges Reihen von Männern und Frauen, ohne einen Klagelaut auszustoßen, nur in stummer Trauer und Schwermuth einander ansehend. In der östlichen Ecke des Zimmers saß

die überlebende Tochter des alten Häuptlings „Stumpf-Messer.“ Ihre Schwester war beim Fluchtversuch getödtet worden. An der Seite des Mädchens, das von den Soldaten und Offizieren wegen seiner Schönheit und aristokratischen Abkunft ‚die Prinzessin‘ genannt wurde, saß ein kleines Indianermädchen mit sanften Gazellenaugen, welches sich aus einem Stück blutgetränkter Decke eine Puppe gemacht hatte und dieselbe zärtlich liebkoste. Fast in alle zum Stamm gehörige Familien hat der Tod gewaltige Lücken gerissen.

„Die ganze Indianerpolitik der Regierung war und ist ein Mißgriff. Nie hätten die Indianer als selbständige Nation behandelt werden sollen, mit denen man Verträge abschloß, sondern als den Gesetzen des Landes unterworfene Personen, wie man ja auch die Chinesen und andere Ausländer behandelt, die nicht das volle Bürgerrecht besitzen, aber doch im Lande wohnen und ihr Wesen treiben. Man hätte ihnen feste Wohnsitze anweisen und sie zum Ackerbau und zur Viehzucht anleiten sollen. Man hätte ihnen ihre Rechte sichern und sie in denselben gegen die Uebergriffe habgieriger Weißen schützen sollen. Wollte man aber Verträge mit ihnen schließen, so hätte man sie auch halten sollen.“ *)

Aehnlich drücken sich viele christliche Blätter in Amerika aus, indem sie zugleich darauf dringen, daß doch die Indianer in Zukunft nicht als Nation, sondern einfach jeder Einzelne von ihnen als Unterthan und Bürger behandelt werden möchte. Es wird darauf hingewiesen, daß von den 275,000 oder nach anderer Angabe 287,000 Rothhäuten etwa 100,000 Christen sind (darunter 70,000 ordentliche Gemeindeglieder, theils in der evangelischen, theils in der katholischen Kirche), daß 112,000 sich bereits europäisch kleiden, daß 40,000 lesen können und diese Zahl sich jährlich vergrößert, ferner, daß die Armee, welche die 10,000 Apaches im Schach zu halten hat, jährlich 2 Mill. Dollar koste, daß in den letzten 40 Jahren zusammen 480 Mill. Dollar auf Indianerkriege u. dergl. verwendet worden sind und daß wahrscheinlich ein sehr kleiner Bruchtheil dieser Summe genügen würde, das auf friedlichem Wege zu Stande zu bringen, was durch militärische Maßregeln doch nicht erreicht werden kann. Möchten doch diese Stimmen von den Gesetzgebern und Staatsmännern Amerika's endlich gehört werden!

*) So der „Christliche Apologete“, ein amerikanisches Wochenblatt.

Daß es noch nicht zu spät ist, dafür sprechen die zahlreichen Zeugnisse, die in neuester Zeit gegen das Dogma vom Aussterben der Indianer vorgebracht worden sind. Auf den ersten Blick zwar scheinen dieselben der Wahrheit zu widersprechen, und Reisende, die nur flüchtig das Land durcheilen, legen Gewicht darauf, daß man lange in Nordamerika gewesen sein könne, ohne auch nur Einen Indianer gesehen zu haben. In einer der neuesten Reisebeschreibungen*) z. B. heißt's bei Schilderung der tagelangen Eisenbahnfahrt von New-York nach San Francisco: „Endlich eine Haltstation: Winnemukka, 4355 Fuß hoch, mit den ersten veritabeln Indianern, die ich in Nordamerika seit New-York sehe, wo eine Deputation auf den Straßen herumgeführt wurde und Aufsehen erregte. Wie viel gibt diese Thatsache, eine Fahrt durch den ganzen Kontinent, auf der man erst nach Zurücklegung einer Strecke von 2300 Meilen dürftige Spuren der ursprünglichen Einwohner antrifft, zu denken! — Welch' ein wunderbarer Kontrast! An dieser Eisenbahn, die den rothen Sohn des Landes, den Herrn der Wildniß, noch mehr in die Einsamkeit zurückscheuchte, finden Tausende aus weitester Ferne hergezogene Chinesen ihren Lebensunterhalt und ihren reichlichen Lohn. Der Indianer schwand mit seinen unwirthbaren Urwäldern, mit dem Wild, dessen Erlegung ihm Lebenszweck, dessen Fleisch ihm Nahrung, dessen Fell ihm Kleidung war. Seinen Existenzbedingungen schien mit der Urbarmachung des Landes, mit der Civilisation das Urtheil der Vernichtung gesprochen zu sein. Die noch übrigen paarmal hunderttausend Indianer unserer Zeit sind ein verkommenes und entwürdigtes Geschlecht, mehr oder weniger entsittlicht und ohne moralisches Bewußtsein. Ihr Geschick bedarf keiner Prophezeiungen, es wird sich je nach den Mitteln und Wegen der herrschenden Regierungspartei schneller oder weniger rasch erfüllen.

„Unserer Betrachtung liegt die sentimentale Sympathie fern, welche bei Erwähnung der nordamerikanischen Indianer die Grundstimmung unbefangener Gemüther wird; noch viel weniger vermögen wir mit Dickens und anderen englischen Schriftstellern auszurufen: Fort mit diesem letzten Rest des grausamen, falschen, verschlossenen, blutdürstigen Stammes, fort mit diesem Hinderniß der Civilisation! Sollen wir die Civilisation in Nordamerika anklagen, mit diesem

*) Geographisch-medicinische Studien von Dr. A. Wernich.

Volke zu hart umgegangen zu sein? — Sie bietet ein trübes Bild, eins der greuelreichsten Kapitel aus dem großen Buch von der Unduldsamkeit. Doch scheint sie nicht genügend, um den Effekt zu erklären. Wenn in anderen Erdtheilen nicht die Natur durch Hindernisse des Klimas und des Bodens dem Vordringen des friedlichen oder feindlichen Eroberers ein Ziel setzt, wenn er nicht gezwungen durch eigene Hilflosigkeit mit den Eingeborenen einen Pakt schließt, so tritt bei vorläufiger Unmöglichkeit einer Vermischung eine solche Dichte der zurückgedrängten Bevölkerung ein, daß sie an Ort und Stelle den noch so gut ausgerüsteten Feind numerisch zu unterdrücken im Stande ist; oder sie hat durch die noch in fast allen Rassen wieder gefundene Absorptionskraft für geistige Vervollkommnung sich soviel von den überlegenen Hilfskräften des andringenden Feindes zu eigen gemacht, daß dieser zu Etappen und Ruhepunkten gezwungen wird, Etappen, die früher oder später doch zu Anfängen einer Verschmelzung führen müssen. Beide Eigenschaften haben den Indianerstämmen Nordamerika's gefehlt. Keine Schranke dichterer Bevölkerung hinderte ihr Umherschweifen und Zurückweichen, kein Sinn für die höheren Begriffe der Selbsterhaltung durch zähes Anklammern an den Boden, durch Züchtung von Hausthieren, wie die ältesten Völker Asien's sie besaßen, durch Gründung wenn auch noch so einfacher Staatenorganisation, schien sich in ihnen entwickelt zu haben."

Dies die eine Seite der Sache. Hören wir nun auch die andere.*) Ein amerikanischer Oberst, namens G. Mallery, hat mit großem Fleiß alles zusammengesucht, was sich auf die seitherige Aussterbetheorie bezieht und ist zum Schluße gelangt, daß sämmtliche Angaben älterer Zeit über die Zahl der Indianer völlig unzuverläßig seien, da sie nicht auf Zählung, sondern lediglich auf Vermuthungen und großsprecherischen Uebertreibungen stolzer Häuptlinge beruhen. Er berechnet, daß zur Zeit der Entdeckung Amerika's nördlich von Mexiko wahrscheinlich nicht mehr als 500,000 Indianer lebten und daß heutigen Tages allein in den Vereinigten Staaten und Alaska, mit Ausschluß von Kanada ihre Zahl gegen 300,000 beträgt! Aber die beständigen Kriege und schreckliche Krankheiten haben doch nachweisbar unter den Indianern gewaltig aufgeräumt?

*) Vergl. Globus XXXV, S. 10 f. und Aus allen Welttheilen, 1879, Februar.

keineswegs in dem Maße, als man gemeiniglich annimmt. Am meisten Opfer haben noch die Pocken gefordert, aber Mallery zeigt, daß diese Verheerungen, welche diese Krankheit angerichtet, unter den Indianern nicht größer gewesen sind, als in anderen Ländern und unter anderen Rassen, welche sich davon erholt haben. Ueberdies sind hier oft Uebertreibungen mituntergelaufen. Im Jahr 1868 hieß es z. B., daß die Indianer auf der Vancouver-Insel durch die Pocken fast ausgerottet seien und daß „Hunderte von unbegrabenen Leichnamen umherlägen"; bei einer genauen Untersuchung stellte es sich aber heraus, daß während des ganzen Jahres nur 88 Indianer an dieser Krankheit gestorben waren! Viele mögen während der Epidemie geflohen und für todt gerechnet worden sein, während sie an einem andern Ort wieder auftauchten. Was die Kriege betrifft, so wird zur Entschuldigung der Amerikaner gesagt, daß bei den Indianern der Krieg eigentlich für etwas Schönes und Nothwendiges gelte, weil man darin seine Tapferkeit beweisen könne, weßwegen es wahrscheinlich sei, daß vor Ankunft der Weißen wohl noch mehr Blut vergossen wurde als seither. Trotzdem habe keine wesentliche Abnahme der Bevölkerung stattgefunden, in manchen Fällen sei sogar eine Zunahme nachweisbar. Die Irokesen z. B. zählten im Jahr 1763 nach genauer Angabe 11,650 Köpfe, jetzt 2000 mehr; und das ist kein vereinzelter Fall, besonders bei den Mischlingen in Kanada, New-York, Massachusetts, Wisconsin und dem Indianer-Territorium hat eine beständige Zunahme während der letzten 30—40 Jahre stattgefunden. Die Sioux-Stämme haben sich in 140 Jahren vervierfacht und seit 29 Jahren mindestens verdoppelt. Andere Stämme freilich sind fast ganz ausgerottet, wie z. B. der einst mächtige Modoc-Stamm, der jetzt nur noch 150 Köpfe zählt. Aber das sind Ausnahmen.

Zu ähnlichen Resultaten ist Professor D. Wilson aus Toronto gelangt, der vor Kurzem über die Indianer Kanada's einen Vortrag gehalten. Er sowohl, als auch Oberst Mallery, weissagen den Indianern eine keineswegs hoffnungslose Zukunft.*) Viele hervorragende Forscher sind der gleichen Ansicht. Die unter uns herrschend

*) Als ein Glück ist's zu betrachten, daß der Vorschlag, das **Indianer-Bureau**, das bisher dem Ministerium des Innern unterstellt war, an's Kriegsministerium zu übertragen, soeben vom Kongreß abgelehnt worden, die Indianerpolizei dagegen von 400 auf 800 Mann erhöht worden ist. Der

gewordenen Vorstellungen vom Schicksal der Indianer sind eben nicht der Wirklichkeit, sondern größtentheils den bekannten Cooper'schen Romanen entnommen, welche in allerlei Umarbeitungen ja selbst von unsern Knaben verschlungen werden und sie für den „letzten Mohikaner" mit Begeisterung erfüllen.

Die Schuld, welche die Weißen in Amerika gegenüber den früheren Herren des Landes auf sich haben, wollen wir nicht verkleinern. Die gräßliche Geschichte, die wir oben mitgetheilt haben, ist keine Dichtung, sondern traurige Wahrheit. Aber wir wünschen von Herzen, daß diejenigen Recht haben möchten, welche den Indianern noch eine erträgliche Zukunft in Aussicht stellen, und hoffen, daß Angesichts derselben die amerikanischen Missionsgesellschaften ihren Eifer und ihre Opfer für die Christianisirung der noch heidnischen Rothhäute verdoppeln und verdreifachen werden.

Missions-Zeitung.

Afrika.

Am 7. Jan. wurde in Manchester eine kaufmännische Versammlung zum Zweck der Gründung einer inner-afrikanischen Handelsgesellschaft, Erbauung einer Eisenbahn von der Ostküste Afrika's an den Viktoria-See

---

Minister Schurz thut, scheint's, alles was in seinen Kräften steht, für die Indianer, die er nicht stammweise, sondern persönlich behandelt wissen will und auf deren Verwendung zu allerlei nützlichen Arbeiten er besonders bedacht ist. Ein gründlicher Kenner amerikanischer Zustände, Prof. von Holst, versichert auch schon, es zeige sich jeden Tag mehr, „daß ein Appell an die besseren Seiten der menschlichen Natur und an das wahre Selbstinteresse keineswegs aussichtslos bei den Indianern ist". „Wird es dem deutsch-amerikanischen Staatsmann gelingen", fährt derselbe fort, „dieses dunkle Blatt der amerikanischen Geschichte zu einem schönen Abschluß zu bringen, wird er noch in der eilften Stunde das große Problem der Civilisirung der Indianer in den Vereinigten Staaten lösen, das Problem, an dem der Witz aller amerikanischen Staatsmänner so vollständig zu Schanden geworden ist? Ich glaube, es ist unmöglich, schon jetzt eine Antwort auf die Frage zu geben. Gewiß sind noch sehr viele und sehr große Schwierigkeiten zu überwinden. Allein unstreitig ist die Hoffnung geweckt worden, ihn einen so breiten und festen Grund legen zu sehen, daß auch minder tüchtige Kräfte mit Erfolg auf demselben fortbauen können."

u. s. w. gehalten. Die Herren suchen in den von Livingstone, Stanley u. A. entdeckten Gegenden einen neuen Markt für ihre Fabrikate, besonders Ellenwaren, ein „zweites Indien". Die Abschaffung des Sklavenhandels wird nebenbei auch erwähnt.

— Der englische Baptisten-Missionar Comber ist, nach einem Besuch in San-Salvador, der Hauptstadt des Congo-Reiches, etwa 7—8 (afrikanische) Tagreisen weiter nordöstlich nach Makuta gegangen. Er hofft, nach noch 2—3 vorläufigen Besuchen, hier eine Station gründen zu können, nicht weit von dem Punkt, wo der Congo-Livingstone oberhalb seiner Fälle wieder schiffbar wird (Stanley Pool). Er hatte nie Fieber auf dieser Reise, die freilich in der trockenen Jahreszeit gemacht wurde; ein kleines Insekt, das sich in die Fußsohle einbohrt, war aber eine schreckliche Plage. Miss. Comber ist jetzt in England, wo die Gründung dieser neuen Congo-Mission nun vorbereitet wird. Sein Reisegefährte Grenfell hat den Missionsdienst verlassen. Im April hofft Comber mit 2 neuen Begleitern zum zweitenmal die Reise nach Makuta antreten zu können. In San Salvador fand er einen katholischen Missionar, Padre Lazaro, der aber wenig Einfluß zu haben schien. Hr. Arthington in Leeds will der Bapt. M.-G. um 40,000 M. ein Dampfboot zum Befahren des Congo bauen lassen, sobald in San Salvador eine Station angelegt ist.

— Am 28. Nov. schiffte sich Rapenoelina, ein Sohn des madagassischen Premier-Ministers, mit seinem Erzieher, Hr. Edwin Legg, nach Madagaskar ein. Im J. 1872 war er 12-jährig nach England gekommen, wo er unter der Aufsicht der Londoner Missionsgesellschaft erzogen wurde. Leider hat er krankheitshalber bälder als man dachte in seine Heimat zurückkehren müssen.

— Vom Ngami-See kommt die Nachricht, daß die eingeb. Lehrer der Londoner M.-G. daselbst, Khukwe und Diphukwe, wohl seien, günstige Aufnahme finden und sogar von einigen heilsverlangenden Seelen zu sagen wissen.

— Ein Telegramm vom 17. Dez. v. J. meldet aus Kapstadt: „Während die Quäker-Missionare Sharp und Kitching in der Kirche zu Morija im Basutoland beim Gottesdienst waren, schlug der Blitz ein: eine Tochter von Dr. Casalis wurde getödtet, Hr. Kitching und mehrere andere verletzt."

— Im Juli 1878 schickte der Gouverneur der Kapkolonie zwei Gesandte, Kapt. Patterson und F. Sargeaunt zu Lobengula, dem König der Matebelen, um ihn gegen europäische Kaufleute und Reisende freundlicher zu stimmen. Die Sendung soll Erfolg gehabt haben. Auf der Rückreise sind aber beide mit noch einem Europäer und 5 Schwarzen, nachdem sie 2 Tage ohne Wasser gewesen und dann aus einer giftigen Quelle getrunken hatten, gestorben, ohne daß an absichtliche Vergiftung zu denken wäre.

— Im Januar sind Briefe vom Viktoria-Nyanza in England

eingetroffen, daß die Missionare Wilson und Mackay, letzterer von Sansibar, ersterer aus Uganda kommend, in Kageji zusammengetroffen sind. König Mtesa hatte eine kriegerische Expedition aussenden wollen, um den König Lukonge von Ukerewe wegen der Ermordung der beiden Missionare Smith und O'Neill zu bestrafen, war aber hievon abgebracht worden. Statt dessen trat Missionar Mackay mit Lukonge in freundliche Verhandlungen und machte endlich unbewaffnet und ohne Begleitung einen Besuch bei ihm. Er wurde freundlich empfangen, und der König suchte sich wegen jenes Mordes zu rechtfertigen. Als Beweis für die Aufrichtigkeit seines Bedauerns forderte nun Mackay, der König solle ihm die Waffen und das Tagebuch der Ermordeten ausliefern. Lieut. Smith's Flinte und Revolver wurden dann herausgegeben, die übrigen Waffen und das Tagebuch aber zurückbehalten. Später besserte Mackay das Missionsschiff Daisy wieder aus, um sich dann mit Missionar Wilson nach Uganda zu begeben. Letzterer schreibt, künftige Missionare möchten doch womöglich verheirathet herauskommen, es gebe genug Arbeit für Frauen. Beide Missionare klagen bitter über die Wangwana oder Sansibar-Leute, welche über alle Beschreibung lüderlich, selbstsüchtig, feig und in der Stunde der Noth unzuverlässig seien.

— Ein Brief aus Sansibar vom 2. Jan. meldet, daß Herr Penrose von der englisch-kirchlichen M.-G. mit 62 eingeb. Trägern in Unjamwesi ermordet worden. Die Pall Mall Gazette vom 13. Febr. stellt die Sache so dar: Der von der französ. Regierung nach Afrika gesandte Abbé Debaize sei, ehe er Unjamwesi erreicht, mit einem räuberischen Häuptling dieses Landes zusammengetroffen, habe mehrere Leute im Kampf getödtet, den Räubern 10 Stück Elfenbein, die sie einer arabischen Karawane gestohlen, und zwei Weiber, vielleicht Sklavinnen, abgenommen und sei dann nach Unjanjembe gegangen. Bald darauf sei eine Karawane der engl. kirchl. M.-G., wahrscheinlich unter Hrn. Stokes, in die Nähe gekommen, habe aber rechtzeitig einen anderen Weg eingeschlagen; nicht so Hr. Penrose, der mit seinen 63 Leuten etwas später auch in die Gegend gekommen. Die Räuber hätten ihn angegriffen, er habe sich tapfer gewehrt, so lange seine Munition vorgeschlagen, habe selbst 16 Feinde niedergeschossen, sei schließlich aber mit 62 von seinen 63 Leuten gefallen. Einige Tage später habe man die leeren Kisten und 63 Leichname, darunter einen weißen, daliegen sehn. Es scheint, daß der arabische Ex-Gouverneur von Unjanjembe und jener Räuberhauptmann sich verschworen haben, keine Karawane mehr des Weges ziehen zu lassen und nach Kräften zu plündern.

Schon vor dem 13. Februar brachte eine französ. Zeitung in Marseille die Nachricht, daß ein Missionar in Ostafrika ermordet worden sei, aber ohne Namen.

— Der Londoner Missionar Wookey beschreibt den Aufstand,

welcher sich im Mai v. J. um die Stationen Motito und Kuruman her erhob, wobei mehrere Europäer ermordet und die Kirche und das Missionshaus in Motito schrecklich zugerichtet und ganz ausgeplündert wurden. Das neuerbaute Moffat-Seminar in Kuruman diente allen umwohnenden Europäern als Zufluchtsstätte und ist auch unversehrt geblieben. Aber die ganze Mission im Betschuanenland litt schwer unter diesen Unruhen.

— Der Krieg zwischen der englischen Regierung der Kapkolonie und dem Zulu-König Ketschwajo ist nun ausgebrochen und die Engländer haben die erste Niederlage erlitten. Schon vorher wurden von manchen Seiten Bedenken laut.

Die Pall Mall Gazette z. B. schrieb schon vor dem Ausbruch des Kriegs: „Eine europäische Bevölkerung von 30—40,000 Personen, umgeben von 300,000 Schwarzen, deren Loyalität zweifelhaft ist, wird von dem stärksten Stamm Südafrika's angegriffen und durch ein Heer vertheidigt, das schwerlich als entsprechend angesehen werden kann." Aehnlich der Globe: Seit einem halben Jahrhundert oder länger, seit den Zeiten Tschaka's, des Oheims des jetzigen Zulu-Königs, sei das Volk ein Volk von Soldaten gewesen, und man dürfe die Kaffern hinsichtlich ihrer militärischen Organisation passend die Preußen Südafrika's nennen. Moderne Taktik mangle ihnen freilich, strenge Mannszucht aber nicht, auch seien sie europäisch bewaffnet. Dazu komme schließlich noch, daß weder die holländischen Boers noch die Engländer in ihrem Kampfe mit Sekukuni den Kaffern große Achtung eingeflößt hätten, weßwegen letztere voll Muth seien.

Das alles stimmt völlig mit den Berichten der Missionare überein. Der König Ketschwajo (Setschwäjo, U Cetwayo, Cetywayo?) ist der ärgste Despot. Alle Männer vom 20sten bis zum 60sten Lebensjahr, ja eigentlich schon vom 15ten an, müssen ihm Kriegsdienst leisten. Allen Kriegern hat er die Heirath verboten, belohnt aber von Zeit zu Zeit ganze Regimenter oder Kompagnien für bewiesene Tapferkeit dadurch, daß er ihnen die Heirath gestattet oder auch selbst ihnen Weiber gibt, so daß also förmlich ein Preis auf den Kriegsmuth gesetzt ist. Sein Titel ist „König der Könige", „König der Welt", „Löwe" u. s. w. Er gebietet unumschränkt über Leben und Tod seiner Unterthanen. Die Christen hat er schon wiederholt verfolgt, weil er wohl spürt, daß wer ein Knecht des Herrn Jesu sein will, unmöglich sein volles Eigenthum bleiben kann. Gegen die Missionare ist er im Ganzen freundlich gewesen, hat immer gern von ihnen Geschenke genommen und sich Gefälligkeiten erzeigen lassen, ohne übrigens viel von ihnen zu lernen. Zuletzt hat er sie vertrieben.

Was eigentlich die Veranlassung oder gar die letzte Ursache zum Krieg ist, das ist schwer zu sagen. Es scheint doch, daß die Annexion der Transvaal-Republik

seitens der Engländer übereilt und ungerechtfertigt war, und daß infolge dieses politischen Gewaltstreichs eine Reihe der schlimmsten Verwickelungen herbeigeführt worden sind. Es scheint sogar, daß die Transvaal Bauern mit den sonst sammt allen Schwarzen von ihnen so tief verachteten Zulus ein Bündniß schließen wollen, falls man ihnen ihre Unabhängigkeit nicht wieder gibt. Damit würden sie freilich ihre eigene bis jetzt immerhin gute Sache vollends verderben, zugleich aber die Verwirrung in Südafrika unendlich vermehren und die Engländer, welche schließlich doch das Feld behalten werden, in große Noth bringen.

China.

Im Londoner Missionsspital zu Schanghai kam neulich etwas Merkwürdiges vor. Ein Chinese stellte sich dem Doktor vor und bat, man möchte ihm einen Finger abschneiden. Der Finger wurde untersucht, aber durchaus nichts daran gefunden, was einen auf den Gedanken an's Abnehmen hätte bringen können. Auf die Frage, was er denn eigentlich meine, erklärte nun der Mann: „Diesen Finger muß ich hergeben; wenn ich ihn an einem Licht abbrenne, wird es mir viel weher thun, als wenn Sie ihn mit Ihrem Messer kunstgerecht abschneiden.“ „Aber warum denn überhaupt den Finger abnehmen?“ —„ O, ich bin ein großer Sünder gewesen und muß nun auf diese Weise meine Sünden büßen.“ Und was waren diese Sünden? Soviel man aus seiner Erzählung entnehmen konnte, war er bei einem Straßenbau in Ningpo von einem Ausländer angestellt gewesen und hatte — da dieser die Beseitigung eines Grabes für nothwendig hielt — zu dieser nach chinesischen Begriffen höchst verbrecherischen That die Hand geboten. Die Erinnerung daran hatte ihm keine Ruhe gelassen. Ueberdies war jener Ausländer beim Reiten über eine Brücke sammt seinem Pferde hinabgestürzt und um's Leben gekommen, während er selbst seither ein Unglück um's andere gehabt. Jetzt sei er alt und fürchte sich vor den Strafen, die in der anderen Welt nicht ausbleiben würden; er wünsche daher ein buddhistischer Priester zu werden und seine Sünden durch verdienstliche Handlungen abzubüßen. Vor allem sei er entschlossen sich jetzt einmal einen Finger abschneiden zu lassen, man möchte ihm doch diesen Liebesdienst thun u. s. w.

Miss. Muirhead ließ sich nun näher mit dem armen Mann ein und suchte ihm zu zeigen, daß es einen besseren Weg zur Versöhnung seiner Sünden gebe, als den von ihm betretenen. Der Mann ließ sich eine Zeitlang von Christus, der Sündenvergebung u. s. w. vorreden und erklärte dann: „Schön, das habe ich alles bereits früher gehört. Es ist mir auch gar nicht so sehr darum zu thun, daß ich gerade ein Buddhisten-Priester werde. Ich bin ebenso bereit, ein Christ zu werden; ich möchte nur wissen, wie viel Ihr mir geben wollt, wenn ich das thue!“

Daß diese Frage dem Missionar gar nicht gefallen wollte, schien dem Chinesen unbegreiflich. Wenn man um des Lebensunterhaltes willen ein Buddhisten-Priester wird, warum sollte man aus dem gleichen Grunde nicht auch ein Christ werden können?

Japan.

Eine neue Zeitung, welche sich hauptsächlich mit christlichen Gegenständen befassen soll, ist von einer japanischen Verlagshandlung gegründet worden. — Zur Herausgabe einer besonders für Japan eingerichteten chinesischen Uebersetzung des ersten Buches Mose hat die Regierung ihre Erlaubniß gegeben. — Es hat sich eine Gesellschaft gebildet, deren Mitglieder sich verpflichten, keinerlei aus dem Ausland eingeführte Artikel zu konsumiren, natürlich aus dem patriotischen Wunsche, die einheimische Industrie nicht herabkommen zu lassen.

— Der gegenwärtige außerordentliche Gesandte und Bevollmächtigte Japans in Washington, Juschin Joschida Kijonari, ist nach dem „Apologeten" ein „entschiedener Christ und Methodist"; er besucht regelmäßig die Gottesdienste in einer methodistischen Kirche; vor zehn Jahren war er eine Zeitlang im meth. Seminar zu Wilbraham (Mass.), wurde aber bald darauf von seiner Regierung, ohne deren Wissen er s. Z. nach Amerika geflohen war, zurückgerufen.

— Im April 1878 gründete der eingeborne Miss. Nisima in Annaka eine kleine Gemeinde, die im Oktober, nachdem Miss. Greene 14 Neubekehrte getauft hatte, 44 Mitglieder zählte. — In Akaschi, 4 Stunden westlich von Kobe, wurde am 15. Okt. ebenfalls eine Gemeinde gegründet, mit 19 Neugetauften im Alter von 79—13 Jahren. Yamada, der eingeborne Arzt, der sich, nachdem er von Räubern ausgeplündert worden, ganz der Missionsarbeit gewidmet (S. Miss.-Bl. f. Kinder 1878 S. 118), hat dort gearbeitet, ebenso Abgesandte der Gemeinden in Kobe, Tamon Dori und Hiogo, Miss. Atkinson und Frl. Dudley. — Eins der jungen Mädchen aus Sasajama, die nach Kobe gekommen waren, um singen und beten zu lernen (S. Calwer Miss.-Bl. 1878 S. 66), hat in ihrer Familie mit viel Widerspruch zu kämpfen gehabt und ist schließlich eine bittere Feindin der Missionare und des Evangeliums geworden!

— Es verlautet, daß gegenwärtig viel Tempelglocken aus Japan aus- und nach China eingeführt werden. Ueber Abnahme des Götzendienstes dort oder Zunahme desselben hier sind daraus aber wohl keine Schlüsse zu ziehen. Die japanischen Glocken sind übrigens wegen ihrer Größe und ihres Wohlklanges berühmt. Eine Glockenweihe ist immer ein Volksfest. Die Glocke, welche auf unserem Bild zu sehen ist, befindet sich in der alten heiligen Stadt Kioto und gehört zum sog. Daibutsu- (d. h. großer Buddha-) Tempel, der übrigens nichts Großartiges oder Schönes an sich hat. Die Glocke ist 14 Fuß hoch, hat 9 Fuß 2 Zoll im

Durchmesser und ist unten 9 Zoll dick. Einen Schlägel hat die Glocke nicht, geläutet wird sie durch Schlagen von außen. Die Rosette (gleich über dem Kopf des Mannes) ist der Platz, welcher diese Schläge aufnimmt. „Es gibt wenig Klänge, die so feierlich und süß sind wie die einer japanischen Tempelglocke" (Griffis). Im Tempel selbst steht das vergoldete Brustbild des Daibutsu. Hinter demselben ist ein Gerüst angebracht, an welchem „die losen Jungen Kioto's in lieblicher Gewandtheit herumklettern und jeglichen jugendlichen Uebermuth neben und um das Bild des großen indischen Weisen treiben, ohne daß irgend ein Erwachsener es ihnen wehren mag. Japan ist eben das Paradies der Kinder u. s. w." (von Oesterreicher, siehe Bücherschau.)

Oceanien.

In den „Katholischen Missionen" vom Jan. d. J. lesen wir anläßlich der Bemerkung, daß die Insel F u t u n a zwar nur 1500 Bewohner habe, dies aber bedeutend mehr sei, als sie vor Ankunft der katholischen Missionare gehabt, Folgendes: „Der Götzendienst und die Menschenfresserei entvölkerten ehemals alle diese Inseln, welche sich jetzt unter dem Einfluß der katholischen Religion wieder bevölkern. Ich sage mit Absicht: der katholischen Religion, denn jeder Reisende kann die Wahrnehmung machen, daß bloß die Bevölkerung der ganz katholischen Inseln im Wachsthum begriffen ist" ! ?

— Am 9. Okt. 1878 traf das Missionsschiff J o h n W i l l i a m s nach Vollendung seiner zehnten Rundfahrt mit 14 eingebornen Lehrern und deren Frauen aus Niue, Rajatea und Rarotonga in Sydney ein. Am 17. Okt. gieng's nach Neuguinea, für welches jene Lehrer bestimmt waren. Das Schiff hatte seine zehnte Rundreise durch die Südsee am 28. März angetreten; 23 verschiedene Inseln waren auf derselben besucht worden. Der kurze Bericht des Kapitäns läßt nur ahnen, was für eine ausgedehnte, tiefgreifende Missionsarbeit im Zusammenhang mit diesen Besuchen steht.

— H a w a i i. Ein „Freund" sandte neulich der Bostoner Missions-Gesellschaft 4000 Dollars um ihr über die gegenwärtige harte Zeit hinüberzuhelfen. Derselbe wohnt in Hawaii, muß sich dort also doch wohl überzeugt haben, daß die Erfolge der Missionsarbeit nicht Null sind.

— A u s t r a l i e n. Am 27. Okt. wurde auf der Missionsstation am See Tyers in Gippsland eine neue Kirche mit 200 Sitzplätzen eingeweiht. Die Station wurde 1861 von Herrn Bulmer gegründet, der ihr noch vorsteht. Es wohnen 120 Schwarze dort, von denen 37 getauft sind. Sechs weitere Eingeborne wurden am Tag nach der Kirchweih getauft. Es besteht eine Regierungsschule am Ort; die Schwarzen haben meist ordentliche Häuschen, pflanzen Gemüse und Arrowroot und werden zu Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe erzogen.

(Melbourne Daily Telegraph.)

— Pitcairn. Ein Geistlicher in Valparaiso hat sich in Verbindung mit den merkwürdigen Bewohnern der Pitcairn-Insel gesetzt und von dem Vorsteher des kleinen Gemeinwesens in einem vom 18. Aug. 1878 datirten Brief folgenden Aufschluß erhalten: Bloß die englische Sprache ist ihnen bekannt; nur Ein Fremder, ein amerikanischer Matrose lebt unter ihnen; sie haben ihre eigenen Gesetze, einen Oberrichter und zwei Berather; jener wird jedes Neujahr neu gewählt, oft behält der gleiche Mann das Amt aber mehrere Jahre lang. Gesetzesübertretung und Strafe kommt sehr selten vor. Hr. Simon Young ist Geistlicher und Schulmeister zugleich, seine Tochter Rosalind Amelia hilft beim Unterricht; am Sonntag ruht Arbeit und Vergnügen, zweimal findet Gottesdienst statt, überdies Morgens und Abends Sonntagsschule; jeden Mittwoch wird eine Bibelstunde und jeden ersten Freitag im Monat eine Betstunde gehalten. Jede Familie hält regelmäßig ihre Morgen- und Abendandachten. Gute Freunde in San Francisco und sonst versorgen sie mit Bibeln und Gebetbüchern; es ist eine öffentliche Kirchenbibliothek da, deren Benutzung jedermann freisteht. Bänke und Tische für die Schule werden auf der Insel selbst gemacht, an Tafeln fehlt es aber sehr; Federn, Tinte, Papier u. A. bekommen sie von vorbeifahrenden Schiffen. Karten fehlen ganz, obgleich man sie für den Geographie-Unterricht nothwendig brauchen würde. In der Schule finden sich 1—2 Atlanten. Ihre Nahrung, süße Kartoffeln, Jams, Bananen 2c. pflanzen sie selbst; Kleider und Seife verschaffen sie sich von den Schiffen gegen Gemüse und Früchte. Früher hatten sie viel Brotfrucht, jetzt sterben die Bäume aber aus. Reis und Gerste gibt es nicht, dagegen Ananas, Orangen, Citronen, Kokosnüsse und ein paar Feigenbäume. Bauholz findet sich fast gar nicht, ebenso kein Vieh, keine Pferde, Esel u. s. w. Die Ratten dagegen sind sehr zahlreich und lästig. Auch gibt's Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner, Katzen und Hunde. Thierkrankheiten sind gänzlich unbekannt. An Wasser fehlt es nicht, da es gewöhnlich einmal monatlich regnet, Quellwasser aber findet sich auf der Insel nicht. Die Häuser sind so bequem als möglich eingerichtet, Kirche und Schule werden gegenwärtig vergrößert. Keinerlei berauschende Getränke sind in Gebrauch außer als Medicin, Trinker gibt's also nicht. Ansteckende Krankheiten kennt man nicht: Kopfweh und Zahnweh kommen am häufigsten vor. Sie haben eine kleine aus Valparaiso ihnen zugekommene Apotheke. Hr. S. Young verwaltet dieselbe. Seit 1859 sind ungefähr 12 Todesfälle vorgekommen. Mit Tahiti besteht keine Verbindung, mit der Norfolk-Insel und Neuseeland nur eine geringe. Neuerdings halten aber öfters Kauffahrtei-Schiffe auf dem Wege von oder nach San Francisco. An Werkzeugen fehlt es sehr, besonders sehnen sie sich nach einer großen Säge und Feilen, ebenso nach Tafeln und

Griffeln; auch ein paar Bibeln mit Parallelstellen wären ihnen sehr erwünscht. Ihre Zahl ist 90; 40 männlichen und 50 weiblichen Geschlechts. — Neulich hat auch ein englisches Kriegsschiff diese Insel besucht und ein Bericht des Admirals De Horsey bestätigt sämmtliche obige Angaben.

Bekanntlich stammen diese Pitcairner von den 10 meuterischen Matrosen, welche 1789 auf der Insel landeten. Erst 1814 entdeckte man sie. 1856 wurden 198 auf die Norfolk-Insel gebracht, 1859 kehrten ein paar von diesen zurück und bilden jetzt mit den wenigen, die 1856 zurückgeblieben waren, die Bevölkerung von Pitcairn.

— In den „Katholischen Missionen" vom Febr. d. J. findet sich Folgendes über die Freundschafts- oder Tonga-Inseln. „Die ganze Bevölkerung beläuft sich auf 22,000 Seelen; von diesen gehören aber nur etwa 2000 der katholischen Kirche an. Es ist eben schwerer Häretiker als Heiden zu bekehren, und als unsere Missionäre zum erstenmal auf diesen Inseln landeten, waren die Methodisten ihnen schon zuvorgekommen; die Wahrheit konnte also dort nur wenige Aehren lesen, wo der Irrthum bereits die Ernte gemacht hatte. Gegenwärtig gibt's auf den Freundschafts-Inseln keine Heiden mehr; was nicht katholisch ist, ist protestantisch. Wir können aber nicht gerade behaupten, daß die Tonga-Insulaner bei dem Wechsel ihrer Religion so viel gewonnen haben, wie die Bewohner von Wallis (Uëa). Bei den Tonga-Insulanern herrscht vielmehr die Liebe zum Irdischen, als die Sehnsucht nach dem himmlischen, und es will fast scheinen, als hätten sich die methodistischen Sendboten vielmehr bemüht, die Kleidung und unschädliche Gebräuche zu ändern, als die Sitten zu bessern. Was liegt aber daran, ob ein Volk sich mit europäischen Stoffen kleidet oder mit dem Gnatutuch (Stoff aus geschlagenem Bast des Papiermaulbeerbaumes), ob es in Bretterhäusern wohnt oder in Laubhütten? Darin liegt nicht die wahre Civilisation; die Seele ist mehr zu berücksichtigen als der Leib; wenn die Seelen nicht besser werden, wird ein Volk nicht glücklicher auf dieser Welt, und von einem Fortschritt kann keine Rede sein. Um nur Einen Punkt anzuführen, hat die Ehescheidung bei den methodistischen Tonganern die alte Vielweiberei ersetzt. Die Unauflöslichkeit der Ehe, welche das Evangelium so stark betont, wird von den methodistischen Predigern verworfen. Die Ehen werden auf Tonga mit unglaublicher Leichtigkeit gelöst; es genügt, daß der Theil, welcher eine Trennung wünscht, sich zum Prediger begebe; daher gibt es denn auch in einem einzigen Jahre auf Tonga mehr als 200 Ehescheidungen. Dieser abscheuliche Mißbrauch beginnt selbst den Eingebornen aufzufallen, und sie gestehen, daß die katholische Religion in ihrer Sittenlehre reiner, strenger, göttlicher sei als die methodistische. Daher hegen die Missionäre die Hoffnung, daß das Licht endlich über die Finsterniß

den Sieg davontragen werde und daß das unglückliche Volk, das vom Heidenthum zur Häresie übergegangen ist, endlich in den wahren Schafstall einkehren werde.

„König Georg ist ein noch kräftiger Greis von bemerkenswerther Einsicht; er herrscht schon lange über den Archipel. Er zuerst nahm die Methodisten auf der Insel auf und bekehrte sich zu ihrer Lehre; sein Beispiel aber hat seine Unterthanen zu dem nämlichen Schritt bewogen, da sie glaubten, keine andere Religion, wie ihr König bekennen zu dürfen. Als später die katholischen Missionäre kamen, wurden sie von König Georg abgewiesen und die katholische Religion wurde verfolgt; jetzt aber herrscht eine gewisse Toleranz, die jedoch manchmal den Katholiken nicht sehr günstig sich beweist. Doch muß man bekennen, daß König Georg nicht mehr feindlich gesinnt ist; im Gegentheil wird sein Verhalten gegen sie von Jahr zu Jahr günstiger.“ Ein katholischer Missionar schreibt sogar: „Armer König Georg! hätte er für die wahre lotu (Religion) gethan, was er für die Häresie gethan hat! Er ist sehr großmüthig; Sie wissen, daß man in Europa viel für seine Bekehrung gebetet hat .... Nur das Gebet kann ihn bekehren; das Gebet aber ist ja allmächtig.“

Bücherschau.

Aus fernem Osten und Westen. Skizzen aus Ostasien, Nord- und Südamerika. Von T. L. Freiherr von Oesterreicher, k. k. Linienschiffs-Kapitän. Mit fünf Illustrationen. Wien. Pest. Leipzig. A. Hartlebens Verlag. 1879.

Ein feingebildeter, den verschiedenartigsten Eindrücken offenstehender Seemann gibt uns hier eine ebenso unterhaltende als belehrende Beschreibung der von ihm mit dem österreichischen Kriegsschiff „Erzherzog Friedrich“ vom 16. Mai 1874 bis 21. Juni 1876 ausgeführten Weltumsegelung. Wie schon die Widmung an „meine theure, liebe Frau“ erwarten läßt, findet sich in dem ganzen Buch nichts, was das sittliche Gefühl oder auch nur den guten Geschmack verletzen könnte, — ein Lob, das man nicht allen Reisenden spenden kann, die über Singapur, Jokohama und San-Francisco zu berichten hatten. Sieht man vor dem Lesen das Inhaltsverzeichniß durch, so erwartet man nicht viel Neues zu finden, ist dann aber um so ange-

nehmer überrascht, den liebenswürdigen Beobachter und Erzähler nicht nur auf der ausgetretenen Spur der gewöhnlichen globe-trotters, sondern auch an allerlei abgelegene Stätten, in japanische Tempelhaine, an einen malaiischen Fürstenhof, in den Palast des Königs von Siam, auf die fast noch unerforschten Bum-Bum-Inseln bei Borneo, in die großartige Fleisch-Extrakt-Fabrik in Fray-Bentos u. s. w. begleiten zu dürfen.

Anerkennenswerth ist die Bescheidenheit des Verfassers, der seine Person überall gänzlich in den Hintergrund treten läßt, beinah ausnahmslos nur Selbstgesehenes schildert, fast nie auf ein Gebiet übergreift, wo er nicht daheim ist, und daher das Vertrauen seiner Leser vollkommen verdient. Kleine Unrichtigkeiten, wenn z. B. S. 23 Ceylon als das Vaterland des Buddhismus bezeichnet ist, vergibt man einem so anspruchslosen und doch des Interessanten und Neuen so viel bietenden Schriftsteller gern. Besonders gefallen haben uns die Kapitel über Manila, Java, Macao, Chili und Montevideo. Die Illustrationen sind groß und schön.

N. v. Prschewalski. **Reisen in der Mongolei,** im Gebiet der Tanguten und den Wüsten Nordtibets. Jena. Hermann Costenoble. 1877.

Bei der dürftigen Ausrüstung seiner Expedition, bei den zahllosen Hindernissen von Seiten des Klimas, des Terrains und der Menschen hat der russische Forscher für seine Leistungen kaum geringere Bewunderung verdient, als Stanley und andere Afrikareisende, die sich freilich größerer Sympathieen beim Publikum zu erfreuen haben. Nimmt man dazu, daß v. Prschewalski's Expedition keine Menschenleben gekostet hat und nur sehr wenig Geld, so muß man vom humanen wie vom technischen Standpunkt aus ihr noch vor der Stanley'schen den Vorzug geben. Der Reisende selbst schreibt das Gelingen seinem guten „Glück“ zu. Im Ganzen hat er auf dem Weg durch die Mongolei, Gan-su, Kuku-nor und Nordtibet 11,100 Kilometer zurückgelegt, dabei zahlreiche Beobachtungen und sogar botanische, geologische und geognostische Sammlungen machen können. Dies alles ist aber bereits so bekannt, daß wir hier nicht näher darauf einzugehen brauchen.

Wir wenden uns vielmehr derjenigen Seite des vorliegenden Werkes zu, welche uns vom Missionsstandpunkt aus die interessanteste

sein muß: der ethnographischen und religionsgeschichtlichen. Auch hier hat der Reisende scharf beobachtet und wahrheitsgemäß berichtet. Wenn er z. B. erwähnt, daß es in Urga, dem Hauptort der nördlichen Mongolei, 10,000 Lamas gibt und überhaupt von allen männlichen Bewohnern der Mongolei wenigstens der dritte Theil dem „geistlichen Stande" angehört, so könnte das übertrieben erscheinen, es stimmt aber völlig z. B. mit den Berichten des Londoner Missionars Gilmour überein. Ueber die mongolischen Heiligen oder Higenen (Kutuchten) erfahren wir, daß sie fast alle sehr beschränkte, unentwickelte, kindische Menschen sind. Höchstens können sie tibetanisch lesen und auch das nur mangelhaft. „Von Jugend auf gewöhnt, sich selbst für lebendige Götter zu halten, glauben sie innigst an ihre göttliche Abkunft und an ihre Wiedergeburt nach dem Tode. Sie sagen nie: ‚wenn ich sterbe', sondern ‚wenn ich umgeboren werde'. Die geistige Beschränktheit der Higenen, welche den Lamas die Herrschaft sichert, wird von diesen mit der größten Eifersucht überwacht, sodaß, wenn einmal ein begabtes Kind zu dieser Stellung erhoben wird, es von seinen Wächtern vergiftet wird. Schrecklich sind die Bilder, welche uns der Reisende aus dem Leben und Sterben der Mongolen vorführt. Ein merkwürdiges Geschlecht sind die Zachar-Mongolen, die schon halbe Chinesen sind, aber von diesen nur die schlechten Eigenschaften angenommen haben, ohne die mongolische Arbeitsscheu abgelegt oder die mongolische Geradheit beibehalten zu haben. Ueber die Suniten-Mongolen hätten wir gern mehr erfahren, ebenso über die zwei protestantischen Missionare in Kalgan. Schauerlich ist die Ausbeutung der Mongolen durch verschmitzte Chinesen. Höchst interessant sind die ethnographischen Schilderungen des zweiten Kapitels, wo uns der mongolische Nomade vor Augen geführt wird, wie er leibt und lebt. Eigenthümlich verkehrt, beim Russen übrigens begreiflich, sind des Reisenden Aeußerungen über die Religion. Nachdem er gesagt, daß neben dem Buddhismus noch viele Reste des Schamanenthums bei den Mongolen sich finden, fährt er fort: „Der Buddhismus, dessen höchstes Ideal faule Beschaulichkeit ist, paßt ganz zum Grundcharakter des Mongolen und hat einen furchtbaren Ascetismus erzeugt, welcher den Nomaden von jedem Fortschritt fernhält und ihn anreizt, in nebulösen und abstrakten Ideen über die Gottheit und das Leben im Jenseits das Ziel des menschlichen Daseins zu suchen. Diese Grundsätze des Buddhismus sind von

Durchmesser und ist unten 9 Zoll dick. Einen Schlägel hat die Glocke nicht, geläutet wird sie durch Schlagen von außen. Die Rosette (gleich über dem Kopf des Mannes) ist der Platz, welcher diese Schläge aufnimmt. „Es gibt wenig Klänge, die so feierlich und süß sind wie die einer japanischen Tempelglocke" (Griffis). Im Tempel selbst steht das vergoldete Brustbild des Daibutsu. Hinter demselben ist ein Gerüst angebracht, an welchem „die losen Jungen Kioto's in lieblicher Gewandtheit herumklettern und jeglichen jugendlichen Uebermuth neben und um das Bild des großen indischen Weisen treiben, ohne daß irgend ein Erwachsener es ihnen wehren mag. Japan ist eben das Paradies der Kinder u. s. w." (von Oesterreicher, siehe Bücherschau.)

Oceanien.

In den „Katholischen Missionen" vom Jan. d. J. lesen wir anläßlich der Bemerkung, daß die Insel Futuna zwar nur 1500 Bewohner habe, dies aber bedeutend mehr sei, als sie vor Ankunft der katholischen Missionare gehabt, Folgendes: „Der Götzendienst und die Menschenfresserei entvölkerten ehemals alle diese Inseln, welche sich jetzt unter dem Einfluß der katholischen Religion wieder bevölkern. Ich sage mit Absicht: der katholischen Religion, denn jeder Reisende kann die Wahrnehmung machen, daß bloß die Bevölkerung der ganz katholischen Inseln im Wachsthum begriffen ist" ! ?

— Am 9. Okt. 1878 traf das Missionsschiff John Williams nach Vollendung seiner zehnten Rundfahrt mit 14 eingebornen Lehrern und deren Frauen aus Niue, Rajatea und Rarotonga in Sydney ein. Am 17. Okt. gieng's nach Neuguinea, für welches jene Lehrer bestimmt waren. Das Schiff hatte seine zehnte Rundreise durch die Südsee am 28. März angetreten; 23 verschiedene Inseln waren auf derselben besucht worden. Der kurze Bericht des Kapitäns läßt nur ahnen, was für eine ausgedehnte, tiefgreifende Missionsarbeit im Zusammenhang mit diesen Besuchen steht.

— Hawaii. Ein „Freund" sandte neulich der Bostoner Missions-Gesellschaft 4000 Dollars um ihr über die gegenwärtige harte Zeit hinüberzuhelfen. Derselbe wohnt in Hawaii, muß sich dort also doch wohl überzeugt haben, daß die Erfolge der Missionsarbeit nicht Null sind.

— Australien. Am 27. Okt. wurde auf der Missionsstation am See Tyers in Gippsland eine neue Kirche mit 200 Sitzplätzen eingeweiht. Die Station wurde 1861 von Herrn Bulmer gegründet, der ihr noch vorsteht. Es wohnen 120 Schwarze dort, von denen 37 getauft sind. Sechs weitere Eingeborne wurden am Tag nach der Kirchweih getauft. Es besteht eine Regierungsschule am Ort; die Schwarzen haben meist ordentliche Häuschen, pflanzen Gemüse und Arrowroot und werden zu Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe erzogen.

(Melbourne Daily Telegraph.)

— Pitcairn. Ein Geistlicher in Valparaiso hat sich in Verbindung mit den merkwürdigen Bewohnern der Pitcairn-Insel gesetzt und von dem Vorsteher des kleinen Gemeinwesens in einem vom 18. Aug. 1878 datirten Brief folgenden Aufschluß erhalten: Bloß die englische Sprache ist ihnen bekannt; nur Ein Fremder, ein amerikanischer Matrose lebt unter ihnen; sie haben ihre eigenen Gesetze, einen Oberrichter und zwei Berather; jener wird jedes Neujahr neu gewählt, oft behält der gleiche Mann das Amt aber mehrere Jahre lang. Gesetzesübertretung und Strafe kommt sehr selten vor. Hr. Simon Young ist Geistlicher und Schulmeister zugleich, seine Tochter Rosalind Amelia hilft beim Unterricht; am Sonntag ruht Arbeit und Vergnügen, zweimal findet Gottesdienst statt, überdies Morgens und Abends Sonntagsschule; jeden Mittwoch wird eine Bibelstunde und jeden ersten Freitag im Monat eine Betstunde gehalten. Jede Familie hält regelmäßig ihre Morgen- und Abendandachten. Gute Freunde in San Francisco und sonst versorgen sie mit Bibeln und Gebetbüchern; es ist eine öffentliche Kirchenbibliothek da, deren Benutzung jedermann freisteht. Bänke und Tische für die Schule werden auf der Insel selbst gemacht, an Tafeln fehlt es aber sehr; Federn, Tinte, Papier u. A. bekommen sie von vorbeifahrenden Schiffen. Karten fehlen ganz, obgleich man sie für den Geographie-Unterricht nothwendig brauchen würde. In der Schule finden sich 1—2 Atlanten. Ihre Nahrung, süße Kartoffeln, Jams, Bananen ꝛc. pflanzen sie selbst; Kleider und Seife verschaffen sie sich von den Schiffen gegen Gemüse und Früchte. Früher hatten sie viel Brotfrucht, jetzt sterben die Bäume aber aus. Reis und Gerste gibt es nicht, dagegen Ananas, Orangen, Citronen, Kokosnüsse und ein paar Feigenbäume. Bauholz findet sich fast gar nicht, ebenso kein Vieh, keine Pferde, Esel u. s. w. Die Ratten dagegen sind sehr zahlreich und lästig. Auch gibt's Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner, Katzen und Hunde. Thierkrankheiten sind gänzlich unbekannt. An Wasser fehlt es nicht, da es gewöhnlich einmal monatlich regnet, Quellwasser aber findet sich auf der Insel nicht. Die Häuser sind so bequem als möglich eingerichtet, Kirche und Schule werden gegenwärtig vergrößert. Keinerlei berauschende Getränke sind in Gebrauch außer als Medicin, Trinker gibt's also nicht. Ansteckende Krankheiten kennt man nicht: Kopfweh und Zahnweh kommen am häufigsten vor. Sie haben eine kleine aus Valparaiso ihnen zugekommene Apotheke. Hr. S. Young verwaltet dieselbe. Seit 1859 sind ungefähr 12 Todesfälle vorgekommen. Mit Tahiti besteht keine Verbindung, mit der Norfolk-Insel und Neuseeland nur eine geringe. Neuerdings halten aber öfters Kauffahrtei-Schiffe auf dem Wege von oder nach San Francisco. An Werkzeugen fehlt es sehr, besonders sehnen sie sich nach einer großen Säge und Feilen, ebenso nach Tafeln und

den Sieg davontragen werde und daß das unglückliche Volk, das vom Heidenthum zur Häresie übergegangen ist, endlich in den wahren Schafstall einkehren werde.

„König Georg ist ein noch kräftiger Greis von bemerkenswerther Einsicht; er herrscht schon lange über den Archipel. Er zuerst nahm die Methodisten auf der Insel auf und bekehrte sich zu ihrer Lehre; sein Beispiel aber hat seine Unterthanen zu dem nämlichen Schritt bewogen, da sie glaubten, keine andere Religion, wie ihr König bekennen zu dürfen. Als später die katholischen Missionäre kamen, wurden sie von König Georg abgewiesen und die katholische Religion wurde verfolgt; jetzt aber herrscht eine gewisse Toleranz, die jedoch manchmal den Katholiken nicht sehr günstig sich beweist. Doch muß man bekennen, daß König Georg nicht mehr feindlich gesinnt ist; im Gegentheil wird sein Verhalten gegen sie von Jahr zu Jahr günstiger." Ein katholischer Missionar schreibt sogar: „Armer König Georg! hätte er für die wahre lotu (Religion) gethan, was er für die Häresie gethan hat! Er ist sehr großmüthig; Sie wissen, daß man in Europa viel für seine Bekehrung gebetet hat .... Nur das Gebet kann ihn bekehren; das Gebet aber ist ja allmächtig."

Bücherschau.

Aus fernem Osten und Westen. Skizzen aus Ostasien, Nord- und Südamerika. Von T. L. Freiherr von Oesterreicher, k. k. Linienschiffs-Kapitän. Mit fünf Illustrationen. Wien. Pest. Leipzig. A. Hartlebens Verlag. 1879.

Ein feingebildeter, den verschiedenartigsten Eindrücken offenstehender Seemann gibt uns hier eine ebenso unterhaltende als belehrende Beschreibung der von ihm mit dem österreichischen Kriegsschiff „Erzherzog Friedrich" vom 16. Mai 1874 bis 21. Juni 1876 ausgeführten Weltumsegelung. Wie schon die Widmung an „meine theure, liebe Frau" erwarten läßt, findet sich in dem ganzen Buch nichts, was das sittliche Gefühl oder auch nur den guten Geschmack verletzen könnte, — ein Lob, das man nicht allen Reisenden spenden kann, die über Singapur, Jokohama und San-Francisco zu berichten hatten. Sieht man vor dem Lesen das Inhaltsverzeichniß durch, so erwartet man nicht viel Neues zu finden, ist dann aber um so ange-

Die Missionsniederlassung in Sikandra.

Von A. Wenger, Pfarrer in Egg bei Zürich.

Als im Jahre 1875 der englische Thronfolger auf seiner Reise durch Indien die Nordwestprovinzen besuchte, lag es in seinem Plane, die Missionsniederlassung in Sikandra zu besichtigen. Dies konnte zwar nicht ausgeführt werden, aber schon jene Absicht beweist, daß es dort etwas besonderes zu sehen gab; und wenn mehrere hervorragende Staatsmänner seines Gefolges, die Sikandra mit ihrem Besuche beehrten, gestehen mußten: „seit wir England verließen, haben wir nichts Schöneres gesehen", so wird es sich lohnen, mit diesem Werke bekannt zu werden.

Agra, jene altberühmte Stadt, die an dem rechten Ufer der Jamuna liegt, war das erste Arbeitsfeld der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in Indien. Schon im Jahr 1813 brachte der englische Kaplan Daniel Corrie, der später als erster Bischof von Madras bekannt wurde, einen Katechisten mit sich, welcher im Dienste obiger Gesellschaft stand. Abdul Messih (Knecht des Messias) war gebürtig aus Lakna, lernte als Knabe und Jüngling in den muhammedanischen Schulen Delhi's, diente dann als Sprachlehrer bei jungen Europäern und fand zuletzt Beschäftigung bei Henry Martyn als Abschreiber für's N. Testament, das dieser in's Hindustani übersetzen ließ. Darinnen fand er, wie er sagte, „eine genaue Beschreibung seines eigenen Herzens" und deßhalb gab er sich dem Zuge Gottes hin und lernte an die seligmachende Kraft des Evangeliums glauben; jedoch wagte er es nicht, mit einem öffentlichen Bekenntniß hervorzutreten. Erst als Martyn im Begriff war, Agra zu verlassen, vertraute er sich diesem an, ließ sich von ihm nach Kalkutta senden und hier nach mehrmonatlichem Unterrichte taufen.

sein muß: der ethnographischen und religionsgeschichtlichen. Auch hier hat der Reisende scharf beobachtet und wahrheitsgemäß berichtet. Wenn er z. B. erwähnt, daß es in Urga, dem Hauptort der nördlichen Mongolei, 10,000 Lamas gibt und überhaupt von allen männlichen Bewohnern der Mongolei wenigstens der dritte Theil dem „geistlichen Stande" angehört, so könnte das übertrieben erscheinen, es stimmt aber völlig z. B. mit den Berichten des Londoner Missionars Gilmour überein. Ueber die mongolischen Heiligen oder Higenen (Kutuchten) erfahren wir, daß sie fast alle sehr beschränkte, unentwickelte, kindische Menschen sind. Höchstens können sie tibetanisch lesen und auch das nur mangelhaft. „Von Jugend auf gewöhnt, sich selbst für lebendige Götter zu halten, glauben sie innigst an ihre göttliche Abkunft und an ihre Wiedergeburt nach dem Tode. Sie sagen nie: ‚wenn ich sterbe', sondern ‚wenn ich umgeboren werde'. Die geistige Beschränktheit der Higenen, welche den Lamas die Herrschaft sichert, wird von diesen mit der größten Eifersucht überwacht, sodaß, wenn einmal ein begabtes Kind zu dieser Stellung erhoben wird, es von seinen Wächtern vergiftet wird. Schrecklich sind die Bilder, welche uns der Reisende aus dem Leben und Sterben der Mongolen vorführt. Ein merkwürdiges Geschlecht sind die Zachar-Mongolen, die schon halbe Chinesen sind, aber von diesen nur die schlechten Eigenschaften angenommen haben, ohne die mongolische Arbeitsscheu abgelegt oder die mongolische Geradheit beibehalten zu haben. Ueber die Suniten-Mongolen hätten wir gern mehr erfahren, ebenso über die zwei protestantischen Missionare in Kalgan. Schauerlich ist die Ausbeutung der Mongolen durch verschmitzte Chinesen. Höchst interessant sind die ethnographischen Schilderungen des zweiten Kapitels, wo uns der mongolische Nomade vor Augen geführt wird, wie er leibt und lebt. Eigenthümlich verkehrt, beim Russen übrigens begreiflich, sind des Reisenden Aeußerungen über die Religion. Nachdem er gesagt, daß neben dem Buddhismus noch viele Reste des Schamanenthums bei den Mongolen sich finden, fährt er fort: „Der Buddhismus, dessen höchstes Ideal faule Beschaulichkeit ist, paßt ganz zum Grundcharakter des Mongolen und hat einen furchtbaren Ascetismus erzeugt, welcher den Nomaden von jedem Fortschritt fernhält und ihn anreizt, in nebulösen und abstrakten Ideen über die Gottheit und das Leben im Jenseits das Ziel des menschlichen Daseins zu suchen. Diese Grundsätze des Buddhismus sind von

schaar? Nach vielem Suchen hoffte man in Sikandra die Stätte gefunden zu haben. Fünf englische Meilen von Agra entfernt hatte sich Kaiser Akbar dreihundert Jahre vorher ein prachtvolles Mausoleum erbauen lassen. Dasselbe liegt in einem schönen Garten, der von einer hohen, mit Minarets gezierten Mauer umgeben ist. Drei hohe gewölbte Portale von rothem Stein, mit Marmor und Bildhauerarbeit geziert, mit messingenen Thoren versehen, bildeten den Eingang in das Grabgebäude. In das unterirdische Gewölbe, in welchem der marmorne Sarg liegt und welches von einer Hängelampe erleuchtet wird, führt eine marmorne Treppe, wie auch auf eben solchen die Thürme erstiegen werden. Die vielen Brunnen, die früher zur Bewässerung dienten, waren theilweise verfallen, nur etliche Kanäle und Teiche gaben noch Zeugniß von der Pracht, die früher herrschte. Hart daneben liegt in einem ausgedehnten Park ein ähnliches, wenn auch weniger großartiges Gebäude, die Ruhestätte der Miriam, einer Gemahlin Akbars, die, wie die Ueberlieferung sagt, eine portugiesische Christin war. Auf das letztere Gebäude richteten sich die Augen jener Männer und sie wandten sich mit der Bitte um Ueberlassung desselben an die Oberbehörde, welche auf das Gesuch eingieng und zum Zwecke der Errichtung einer Waisenanstalt das ganze Anwesen der Mission überließ. Nun begann ein reges Leben in jenen öden Räumen, die von Schutt und Staub gereinigt, da und dort verändert und ihrem neuen Zwecke dienstbar gemacht wurden. Schon Ende 1838 gieng man an die Verpflanzung der Knaben von Agra in die neue Anstalt, während die Mädchen Anfangs 1839 in einem nahe gelegenen Gebäude sich einrichteten. Hiemit fängt die Geschichte der Missionsniederlassung in Sikandra an, denn erst jetzt übernahm die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft die Fürsorge für die Waisenkinder und sandte zu diesem Zwecke Miss. Hörnle mit seiner Gattin als Hauseltern für die Knaben- und Miss. Schneider und dessen Frau für die Mädchenanstalt.

Rasch besserte sich nun der Gesundheitszustand, und damit mehrte sich auch die Zahl der Kinder. Alle fähigeren Knaben sollten tüchtig englisch lernen und dann womöglich zu Lehrern und Predigern gebildet werden, die übrigen hingegen bloß den nothdürftigsten Unterricht erhalten und zu Handwerkern gemacht werden. Bei den Mädchen galten ähnliche Grundsätze, alle sollten sich in den Geschäften des Hauswesens üben, eine Anzahl der Begabteren aber zu Lehrerinnen

überlassen ist, als unglaublicher Feigling zeigt. Endlich geräth dieser Feigling in eine Lage, aus der er keinen Ausweg sieht, und dann wird er apathisch und geht wie ein unvernünftiges Thier zur Schlachtbank."

Die Uebersetzung ist vortrefflich; nur die gelegentliche Verwechslung von Indikativ und Konjunktiv, sowie der häufig unrichtige Gebrauch des Präsens verräth das russische Original. Bilder und Karte sind schöne Beigaben.

Sketches of **African Scenery** from Zanzibar to the Victoria Nyanza. London, Church Mission House, Salisbury Square, E. C.

Neunzehn wunderschöne Farbendruckbilder nach Zeichnungen des auf der Insel Ukerewe ermordeten Miss. O'Neill und des zugleich mit ihm gefallenen Lieut. Smith. Da der begleitende Text nur Nebensache ist und deutsche Leser alles Nöthige über die Expedition der englisch-kirchlichen M.-G. an den Viktoria-See im Missions-Magazin finden, so empfehlen wir diese Bilder auch solchen, die nicht Englisch verstehen. Dieselben stellen die Reiseroute von Sansibar bis an den See in einer Reihe von Landschaften, Lagerscenen u. s. w. dar. Das letzte zeigt das Wrack des Missionsschiffes auf dem sturmbewegten See.

The Story of the **Fuh-kien Mission**, by Eugene Stock und The Story of the **Cheh-Kiang Mission**, by the Rev. A. E. Moule. 1877 und 1878.

Diese beiden Bücher stellen das Arbeitsgebiet der englisch-kirchlichen M.-G. in den beiden großen chinesischen Provinzen Fokien und Tschekiang und die daselbst errungenen Siege des Evangeliums in sehr anschaulicher, eingehender Weise dar. Das erste ist von einem Missionssekretär geschrieben und hat in der englischen und chinesischen Presse bereits viel Lob geerntet; das zweite, von einem Missionar geschrieben, ist aber nicht minder gut. Auch die zahlreichen Illustrationen, sowie die beiden Karten sind werthvoll. Zu haben sind die Bücher bei Seeley, Jackson and Halliday, 54, Fleet Street oder auch im C. M. S.-Missionshaus in London.

mehr, und es war nicht zu verwundern, wenn ja doch sonst erprobte heidnische und muhammedanische Diener zu Verräthern, ja zu Mördern ihrer Herrschaft geworden; wer wollte für die Treue dieser Christen bürgen?!

Der im Fort befindliche Missionar erklärte aber dem Kommandanten: „Wenn Ihr die eingebornen Christen nicht Antheil nehmen lasset an dem Schutze, den das Fort den europäischen Christen gewährt, so werde ich gleichfalls diese Zufluchtsstätte verlassen und ihre Gefahren theilen.“ Dies Wort öffnete die Thore, und bald merkten die Belagerten, welche Bundesgenossen sie an den Christen hatten. Ohne deren Hilfe hätten sie wohl die Belagerung nicht so ausgehalten, denn viele Arbeiten, die zu thun waren, fielen den des Klima's ungewohnten Europäern zu schwer, und sie wären den Anstrengungen erlegen, während diese Eingebornen sich allen Arbeiten willig und treu unterzogen. Als nach langer, banger Zeit endlich der Feind überwunden war, suchten die Europäer so viele Christen als möglich in ihren Diensten zu behalten, da sie dieselben in der Nothzeit hatten schätzen lernen, und schon durch den Wegzug der Meisten war die Missionsniederlassung in Sikandra entvölkert. Aber was zeigte sich den Zurückbleibenden und den Missionaren am Orte selbst! Die Gebäulichkeiten waren zerstört, die Pressen zerschlagen, die Typen in Brunnen und Weiher geworfen, die ungeheuren Vorräthe an Papier und gedruckten Sachen verbrannt. Man rechnete den Schaden, den die Rebellen in Agra und Sikandra zusammen angerichtet hatten, auf nahezu eine Million. Die wenigen Christen fanden in Allahabad eine neue Heimat, die Waisenkinder, die sich sehr vermindert hatten, brachte man wieder in Agra unter, und da niemand an eine Wiederherstellung von Sikandra zu denken wagte, wurde ein großer Theil des brauchbaren Baumaterials zu andern Zwecken verwendet. Das Land kam wieder zur Ruhe und alles gieng seinen ruhigen Gang, nur die Missionsniederlassung von Sikandra existirte nicht mehr!

Wie seiner Zeit eine Hungersnoth zur Errichtung eines Waisenhauses und zur Benutzung der Grabstätte der Fürstin Miriam geführt hatte, so wurde eine zweite Hungersnoth (1861 und 1862) die Veranlassung zur Wiederherstellung der Anstalt. Wieder sah man Tausende von abgemergelten, ausgehungerten Gestalten in die Städte hineinströmen, und wie im Jahr 1837 fanden sich wiederum



Die Missionsniederlassung in Sikandra.

Von A. Wenger, Pfarrer in Egg bei Zürich.

Als im Jahre 1875 der englische Thronfolger auf seiner Reise durch Indien die Nordwestprovinzen besuchte, lag es in seinem Plane, die Missionsniederlassung in Sikandra zu besichtigen. Dies konnte zwar nicht ausgeführt werden, aber schon jene Absicht beweist, daß es dort etwas besonderes zu sehen gab; und wenn mehrere hervorragende Staatsmänner seines Gefolges, die Sikandra mit ihrem Besuche beehrten, gestehen mußten: „seit wir England verließen, haben wir nichts Schöneres gesehen", so wird es sich lohnen, mit diesem Werke bekannt zu werden.

Agra, jene altberühmte Stadt, die an dem rechten Ufer der Jamuna liegt, war das erste Arbeitsfeld der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in Indien. Schon im Jahr 1813 brachte der englische Kaplan Daniel Corrie, der später als erster Bischof von Madras bekannt wurde, einen Katechisten mit sich, welcher im Dienste obiger Gesellschaft stand. Abdul Messih (Knecht des Messias) war gebürtig aus Laknau, lernte als Knabe und Jüngling in den muhammedanischen Schulen Delhi's, diente dann als Sprachlehrer bei jungen Europäern und fand zuletzt Beschäftigung bei Henry Martyn als Abschreiber für's N. Testament, das dieser in's Hindustani übersetzen ließ. Darinnen fand er, wie er sagte, „eine genaue Beschreibung seines eigenen Herzens" und deßhalb gab er sich dem Zuge Gottes hin und lernte an die seligmachende Kraft des Evangeliums glauben; jedoch wagte er es nicht, mit einem öffentlichen Bekenntniß hervorzutreten. Erst als Martyn im Begriff war, Agra zu verlassen, vertraute er sich diesem an, ließ sich von ihm nach Kalkutta senden und hier nach mehrmonatlichem Unterrichte taufen.

Bald predigte er den Namen Jesu öffentlich und wurde sodann im Dienst der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft nach Agra gesandt, woselbst er, wie schon bemerkt, unter der Aufsicht des Kaplans wirken sollte. Da damals von Seiten des englischen Bischofs Schwierigkeiten in Betreff seiner Ordination gemacht wurden, so wurde ihm dieselbe von einem lutherischen Geistlichen ertheilt. Vierzehn Arbeitsjahre waren ihm vergönnt, bis er 1827 in Laknau zur ewigen Ruhe eingieng. Seine Arbeit in Predigt und Schule muß von Erfolg gewesen sein, denn die Missionsgesellschaft sah sich veranlaßt, neue einheimische Arbeiter zu senden, und der Bericht von 1829 bezeugt, daß die Kapelle, sowie die christliche Schule in Agra sehr gut besucht waren. Erst im Jahr 1837 trat ein Europäer in die Arbeit ein.

Es war kein leichter Anfang für den Neuling. Eine furchtbare Hungersnoth suchte jene dichtbevölkerte Gegend heim. In gewöhnlichen Jahren sind die Flußebenen außerordentlich fruchtbar und ernähren nicht nur die Einwohner (300 Personen auf die englische Quadratmeile), sondern viel Frucht kann noch ausgeführt werden. Um so erschreckender ist es, wenn eine oder mehrere Ernten ausbleiben, wie es dazumal der Fall war. Zuerst wurden alle Vorräthe auf dem Lande aufgezehrt, dann strömten die halbverhungerten Landbewohner in die Städte, wo sie Hilfe zu finden hofften. In Agra bildete sich bald ein Hilfskommittee, wobei der Missionar eines der thätigsten Mitglieder war. Ein Hungerasyl für die armen Obdachlosen wurde errichtet und ihnen Getreide verabreicht, aber viele kamen in solchem Zustande, daß sie nur noch daselbst sterben konnten. Eine Zeitlang wurden täglich über 200 Leichen aus dem Spital geschafft. Nach Beendigung der Theurung blieben noch über 300 Waisenkinder zurück, auf die niemand Ansprüche machte, und das Hilfskommittee ersuchte den Missionar, Maßregeln zur Unterbringung derselben zu treffen. So wurden 180 Knaben und 150 Mädchen in einigen Häusern der Stadt verpflegt; aber theils die Folgen der früheren Entbehrungen, theils die Zusammendrängung in enge Räumlichkeiten und die ungesunde Lage der letzteren brachten vielen Kindern den Tod, während andere augenleidend wurden, ja zum Theil erblindeten.

Das waren schwere Tage für den Missionar, eine Aenderung schien unumgänglich; aber wo Platz finden für eine so große Kinder-

heimgegangen, viele leben noch; an verlorenen Söhnen und Töchtern hat es leider auch nicht gefehlt. Es würde aber zu geringfügig scheinen, was im Einzelnen aus der Anstaltschronik zu berichten wäre. Im Ganzen wäre es nicht zu viel gesagt, wenn man als Inschrift über das in ein christliches Haus der Barmherzigkeit verwandelte muhammedanische Grabdenkmal die Worte des Apostels setzen wollte: „Leben aus den Todten."

Die Mission in den Augen der Welt.

3. Lady Barker in Edendale.

Die geistreiche und fein beobachtende Gemahlin eines englischen Regierungsmannes in Natal hat in einem sehr unterhaltenden Buche*) ihre südafrikanischen Erfahrungen beschrieben und darin auch von einem Besuch ausführlich erzählt, den sie auf der Missionsstation Edendale gemacht hat. Ehe wir sie hierüber hören, wollen wir nur einige allgemeine Bemerkungen, die sie über die Kaffern macht, vorausschicken. Infolge des Zulu-Krieges sind dieselben ja gegenwärtig ein Gegenstand des allgemeinsten Interesses geworden.

„Als Rasse machen die Kaffern den Eindruck eines schönen Menschenschlags. Sie gehen mit aufrecht getragenem Körper und leichten Schritten, aber in der trägen bequemen Weise des Wilden. Ich habe die Schwarzen nun in vier verschiedenen Welttheilen gesehen, habe aber nicht ein einziges Individuum gefunden, das sich aus eigenem freien Antrieb schnell bewegt hätte. Indessen darf man nicht aus den Augen lassen, daß es für den Kaffer ein ganz neuer und zugleich revolutionärer Gedanke ist, überhaupt irgend eine Arbeit verrichten zu sollen. Die Arbeit ist für die Frauen — für den Mann nur der Krieg oder das Nichtsthun. Demgemäß geht sein ganzes Bestreben dahin, so wenig als möglich zu arbeiten, und keinem Kaffer fällt es ein, nur noch die Hand zu rühren, sobald er

*) Siehe die Bücherschau in dieser Nummer.

gebildet werden. So wurden ohne Verzug tüchtige Arbeiter herbeigezogen, und bald hallte das ehemalige Grabdenkmal wieder von den Axthieben der Zimmerleute und Schreiner, die im Hofe ihre Arbeiten verrichteten, während in den Räumen selbst die stillern Beschäftigungen der Weber, Teppichmacher, Schuster und Schneider vor sich giengen.

Im Jahre 1840 wurde der Arbeitszweig eingeführt, der berufen war, in Kürze alle andern fast zu verdrängen und Sikandra den Namen zu verschaffen, der es weit und breit berühmt gemacht; es war die Einführung der Buchdruckerei. Zuerst arbeitete die Presse für den Bedarf der Mission, aber nach und nach stellten sich andere Aufträge ein, die sich so mehrten, daß alle Kräfte der Presse und den mit ihr zusammenhängenden Handwerken dienstbar gemacht werden mußten. So fielen ältere Industriezweige dahin, während neue eingeführt wurden, bis daß alles eine ungeheure Druckerei und Buchbinderwerkstätte war. Zu Zeiten wurden über 1000 Personen darin beschäftigt, natürlich nicht bloß Waisenkinder, sondern viele eingeborne Christen, sowie umwohnende Heiden und Muhammedaner fanden so ihr tägliches Brod, und wie von selbst wuchs um die christliche Werkstätte her ein neues Dorf empor. Die Regierung bezeigte ihr Wohlwollen und ihr Interesse dadurch, daß sie einen Theil ihrer Drucksachen nun in Sikandra besorgen ließ, und da sie fand, daß nirgends so pünktlich und gewissenhaft gearbeitet wurde, mehrten sich die Aufträge. So wuchs die Missionsniederlassung und blühte und trug ihre schönen Früchte als eine rechte Stadt auf dem Berge. Die Mädchenanstalt entwickelte sich ebenfalls, nur geräuschloser. Lehrerinnen aus derselben wurden überall hin begehrt und wohlerzogene Christenmädchen wurden tüchtige Hausfrauen und verständige Mütter; viele eingeborne Christen holten sich von nun an ihre Frauen aus dem Waisenhaus. Das waren die schönsten Jahre von Sikandra.

Doch der Sturmwind der Verheerung wehte auch über dieses schöne Werk und fegte es hinweg. Der Militäraufstand des Jahres 1857 bezweckte ja nicht nur die Abwerfung des englischen Joches, sondern auch die Ausrottung aller Christen und Verwischung aller Spuren ihres Daseins. Lange hielten die Christen in Sikandra den Gefahren Stand, aber bei einem neuen Anprall suchten sie Zuflucht in dem nahe gelegenen Fort von Agra. Zweihundert kamen an die Festungsthore, 25 waren unterwegs ermordet worden; sie wurden unerbittlich abgewiesen, man traute keinem schwarzen Gesichte

und es war nicht zu verwundern, wenn ja doch sonst erprobte
che und muhammedanische Diener zu Verräthern, ja zu Mör-
hrer Herrschaft geworden; wer wollte für die Treue dieser
n bürgen?!
er im Fort befindliche Missionar erklärte aber dem Kom-
nten: „Wenn Ihr die eingebornen Christen nicht Antheil
laſſet an dem Schutze, den das Fort den europäischen Christen
t, so werde ich gleichfalls diese Zufluchtsstätte verlassen und
efahren theilen.“ Dies Wort öffnete die Thore, und bald
die Belagerten, welche Bundesgenossen sie an den Christen
Ohne deren Hilfe hätten sie wohl die Belagerung nicht so
alten, denn viele Arbeiten, die zu thun waren, fielen den des
s ungewohnten Europäern zu schwer, und sie wären den An-
ngen erlegen, während diese Eingebornen sich allen Arbeiten
und treu unterzogen. Als nach langer, banger Zeit endlich
ind überwunden war, suchten die Europäer so viele Christen
ѝglich in ihren Diensten zu behalten, da sie dieselben in der
it hatten schätzen lernen, und schon durch den Wegzug der
n war die Missionsniederlassung in Sikandra entvölkert. Aber
igte sich den Zurückbleibenden und den Missionaren am Orte
Die Gebäulichkeiten waren zerstört, die Pressen zerschlagen,
pen in Brunnen und Weiher geworfen, die ungeheuren Vor-
an Papier und gedruckten Sachen verbrannt. Man rechnete
chaden, den die Rebellen in Agra und Sikandra zusammen
htet hatten, auf nahezu eine Million. Die wenigen Christen
in Allahabad eine neue Heimat, die Waisenkinder, die sich
rmindert hatten, brachte man wieder in Agra unter, und da
d an eine Wiederherstellung von Sikandra zu denken wagte,
ein großer Theil des brauchbaren Baumaterials zu andern
n verwendet. Das Land kam wieder zur Ruhe und alles
seinen ruhigen Gang, nur die Missionsniederlassung von Si-
existirte nicht mehr!
Wie seiner Zeit eine Hungersnoth zur Errichtung eines Waisen-
und zur Benutzung der Grabstätte der Fürstin Miriam ge-
hatte, so wurde eine zweite Hungersnoth (1861 und 1862)
eranlassung zur Wiederherstellung der Anstalt. Wieder sah
Tausende von abgemergelten, ausgehungerten Gestalten in die
hineinströmen, und wie im Jahr 1837 fanden sich wiederum

eine große Anzahl Kinder, die alle Angehörigen verloren hatten. Die Mission und die Regierung richteten ihre Blicke nun zum zweitenmal auf Sikandra. Die Hausmutter des ehemaligen großen Hauswesens ließ sich bereit finden, die Aufsicht über die Wiederherstellungsarbeiten zu übernehmen, während ihr Gatte in treuem Dienste anderswo beschäftigt war, und schon am 12. April 1861 zog ein Theil der Waisenkinder in die halb vollendeten Räume. Diesmal beherrschte die Buchdruckerei von Anfang an die ganze Anlage, und ausschließlich solche Gewerbe wurden beibehalten oder eingeführt, die dem eigenen Haushalte und der Presse dienten. Obschon Sikandra die frühere Größe nicht wieder erreicht hat, so steht es doch jetzt noch in solchem Ansehen, daß es eines Besuches des Kronprinzen werth schien. Vom Jahre 1861—70 wirkte wiederum ein Missionar an der Anstalt, welcher seine Bildung in Basel erhalten hatte, und nachdem dieser gesundheitshalber abtreten mußte, wurde er durch einen dritten abgelöst. Der Jahresbericht von 1875 zählte 450 Christen, darunter 139 Kommunikanten, von denen der größte Theil mit der Werkstätte im Waisenhaus in Verbindung steht. „Die Glieder der Gemeinde," heißt es da, „verursachten viel Freude, sie führten ein stilles, christliches und doch thätiges Leben und bewiesen, daß sie nicht nur dem Namen nach Christen sind." Es ist ferner ersichtlich, daß auch der andere Theil des ursprünglichen Planes nicht außer Acht gelassen worden ist: aus manchem Knaben erwuchs ein brauchbarer Lehrer oder Prediger, der den Namen Christi verkündigt, während es immer noch den Hauseltern der Mädchenanstalt obliegt, gegenüber der Vernachlässigung, die die Hindumädchen zu tändelnden, nutzlosen und bald abgelebten Frauen heranwachsen läßt, ihre Töchter theils zu Lehrerinnen, theils zu wackeren Hausfrauen heranzuziehen. Denn erst dann wird das Christenthum seine Heimat in Indien finden und seine Früchte bringen, wenn christliche Familien gegründet werden können, da nicht nur der gemeinsame Glaube das Bindeglied bei den Ehegatten ist, sondern auch gleiche Anschauungen in den äußeren Beziehungen des Lebens und seiner Verhältnisse vorhanden sind.

Manche Beispiele könnten wir beifügen von armen, verwahrlosten Kindern, die, vielleicht von ihren Angehörigen verstoßen, von der Polizei aufgegriffen, nach Sikandra gebracht wurden, um hier den guten Hirten kennen zu lernen und dann im späteren Leben an Anderen das zu üben, was Er an ihnen gethan. Manche sind früh

heimgegangen, viele leben noch; an verlorenen Söhnen und Töchtern hat es leider auch nicht gefehlt. Es würde aber zu geringfügig scheinen, was im Einzelnen aus der Anstaltschronik zu berichten wäre. Im Ganzen wäre es nicht zu viel gesagt, wenn man als Inschrift über das in ein christliches Haus der Barmherzigkeit verwandelte muhammedanische Grabdenkmal die Worte des Apostels setzen wollte: „Leben aus den Todten."

Die Mission in den Augen der Welt.

3. Lady Barker in Edendale.

Die geistreiche und fein beobachtende Gemahlin eines englischen Regierungsmannes in Natal hat in einem sehr unterhaltenden Buche*) ihre südafrikanischen Erfahrungen beschrieben und darin auch von einem Besuch ausführlich erzählt, den sie auf der Missionsstation Edendale gemacht hat. Ehe wir sie hierüber hören, wollen wir nur einige allgemeine Bemerkungen, die sie über die Kaffern macht, vorausschicken. Infolge des Zulu-Krieges sind dieselben ja gegenwärtig ein Gegenstand des allgemeinsten Interesses geworden.

„Als Rasse machen die Kaffern den Eindruck eines schönen Menschenschlags. Sie gehen mit aufrecht getragenem Körper und leichten Schritten, aber in der trägen bequemen Weise des Wilden. Ich habe die Schwarzen nun in vier verschiedenen Welttheilen gesehen, habe aber nicht ein einziges Individuum gefunden, das sich aus eigenem freien Antrieb schnell bewegt hätte. Indessen darf man nicht aus den Augen lassen, daß es für den Kaffer ein ganz neuer und zugleich revolutionärer Gedanke ist, überhaupt irgend eine Arbeit verrichten zu sollen. Die Arbeit ist für die Frauen — für den Mann nur der Krieg oder das Nichtsthun. Demgemäß geht sein ganzes Bestreben dahin, so wenig als möglich zu arbeiten, und keinem Kaffer fällt es ein, nur noch die Hand zu rühren, sobald er

*) Siehe die Bücherschau in dieser Nummer.

Geld genug verdient hat, um die nöthige Anzahl von Frauen zu kaufen, die für ihn arbeiten." Dieser Hang zum Nichtsthun ist aber fast das einzige Schlechte, was Lady Barker aus eigener Anschauung gegen die Kaffern vorzubringen hat. Im Allgemeinen ist sie sehr für dieselben eingenommen.

So sagt sie u. A.: „Ich gestehe, daß mir jeder Einblick in den Charakter der Kaffern Freude macht, denn bei allen, die ich bis jetzt kennen lernte, fand ich dieselbe einfache Würde, gepaart mit scharfem, gesundem Menschenverstand. Sie scheinen ganz besonders dazu beanlagt, alles aufzunehmen, was ihnen von Kultur und Civilisation zufließt, und es sich zu Nutze zu machen. Ohne Zweifel findet sich hier eine viel bessere Grundlage, um beides anzubahnen und aufzubauen, als bei irgend einer andern schwarzen Rasse, die ich kenne.

„Mit großer Vorliebe gehen die Kaffern in ihre Schulen und Kirchen, deren sich mehrere in Maritzburg befinden, und eine der größten Schwierigkeiten für uns, die wir außerhalb wohnen, besteht darin, Leute zu bekommen, weil von hier ab der regelmäßige Besuch der Kapelle und Schule nicht möglich ist. Vor einigen Wochen besuchte ich Sonntags eine dieser Kaffer-Schulen und war überrascht von der Aufmerksamkeit der Schüler, die meist junge Männer von über 20 Jahren waren. Sie lasen während meiner Anwesenheit in der Bibel, die in ihre Sprache übersetzt ist. Zwei und zwei saßen immer zusammen und bemühten sich voll Ernst und Verständniß, einander auszuhelfen. Keiner sah auf oder blickte zerstreut umher. Endlich fragte mich der Lehrer, ein junger Schwarzer, ob es mir recht wäre, ein Lied singen zu hören. Auf meine bejahende Antwort standen alle auf und sangen ein aus dem Englischen übersetztes Lied mit Lust und Nachdruck, aber ohne rechten Einklang. Auch für Kinder und Frauen existirt eine Schulklasse, doch ist sie nur schwach besucht.

„Alle diese jungen Männer schienen die Sache recht ernst zu nehmen, und der Ausdruck ihrer Gesichter war ergreifend, namentlich während des kurzen Gebetes, das dem Liede folgte und womit die Nachmittagsschule schloß. Von allen Seiten ist mir, seit ich hier bin, der Rath gegeben worden, keine christlichen Kaffern in Dienst zu nehmen, und ich möchte wissen, worauf sich das Vorurtheil stützt, das man gegen sie hat. ‚Wenn Sie einen guten Diener haben wollen, so nehmen Sie einen Kaffer, der direkt aus dem

mit Schlingpflanzen bezogen. Wer daran verzweifelt, die Eingebornen zu civilisiren, der sollte diese oder ähnliche Stationen besuchen, um sich zu überzeugen, wie leicht der Kaffer behagliche Sitten und Gebräuche annimmt und wie gut er sich daran gewöhnt, in ehrbarer und gesitteter Weise mit seinen Nebenmenschen zu leben.

„Edendale ist eine Missionsstation der Wesleyaner, und die Geschichte der Niederlassung — hier location genannt — ist eine ziemlich interessante, interessant deshalb, weil sie weder das Resultat einer kostspieligen Organisation noch eines künstlichen Bekehrungssystems ist, sondern eigentlich das Werk eines einzigen Menschen und der thatsächliche Beweis, daß die Eingebornen die Segnungen der Association und Civilisation wohl zu fassen vermögen. Dabei fühle ich mich gedrungen, Zeugniß abzulegen für die ungeheure Summe von Tüchtigkeit und gesundem, praktischem Menschenverstand, welche die Missionare der Wesleyaner, Methodisten und Baptisten zu Nutz und Frommen der schwarzen Rassen des ganzen Erdballs an den Tag legen. Ich selbst bin eine standhafte Anhängerin der Hochkirche und stehe keinem nach in der Liebe und Ehrfurcht für meine Art der Gottesverehrung, aber ich sehe nicht ein, wie mich das hindern soll, Thatsachen anzuerkennen, die sich mir von Kindheit an aufgedrängt haben. Wie oft sind wir, meine Schwester und ich, in Jamaika plötzlich inmitten der Stille und grünen Dämmerung des tropischen Urwaldes auf eine kleine Lichtung gestoßen, in deren Mitte ein großer, mit Schilf bedeckter Schuppen ohne Thüren und Fenster stand und Baumstämme die Sitze bildeten. ‚Was ist das?‘ fragten wir wohl den Negerburschen, der auf einem Maulthiere hinter uns her ritt, um die Zaunpforten zu öffnen oder uns nach einer Jagd auf irgend eine Orchidee oder ein Papageiennest wieder auf den rechten Weg und nach Hause zu bringen. ‚Das ist eine Baptisten-Kapelle, Missis. Wesleyaner ebenfalls Kapelle haben, weiter oben. Sonntags guter Mann kommt predigen, sagt armen Nigger gute Ding oder lehrt Pikkaninies (Kinder).‘ So lautete der Bescheid, und in diesen wenigen Worten liegt eine ganze Geschichte von jahrelangem, geduldigem, bescheidenem, demüthigem, der Welt draußen unbekanntem Aussäen des guten Samens. Der Geistliche arbeitet vielleicht in der Woche für seinen Lebensunterhalt, seine kärgliche Muße aber verwendet er dazu, die schwarzen Kinder

schirmenden Wolken hervor, und dann gab es herrliche Effekte von Schatten und Licht an den Lehnen der Hügel, durch die unser Weg sich hinwand. Der große Mangel jeder hiesigen Landschaft ist der an Bäumen. Die Ansiedlung aber, der unser Besuch galt, ist ganz von solchen umgeben. Sie hat etwas unbeschreiblich Anheimelndes. Die umfänglichen, von den hohen, grünen, zuckerrohrartigen Maispflanzen bestandenen Felder machen den Eindruck üppiger Fruchtbarkeit. Unterwegs hatten wir dann und wann die gewöhnlichen ‚antiken Gruppen' von Bronze und Ebenholz (d. h. Kaffern) gesehen. Sie waren an der Straße beschäftigt und stifteten wie gewöhnlich beinahe mehr Schaden als Nutzen. Aber als wir den letzten Bach überschritten hatten und in eine Allee eingebogen waren, welche zur Hauptstraße der Ansiedlung führt, sahen wir uns plötzlich von soviel Leben und Bewegung umgeben, daß es fast etwas weniger hätte sein können.

„Die ruhige Luft trug uns die heiteren Stimmen von Kindern und Frauen entgegen, die sich lachend über die Straße herüber und hinüber unterhielten, vermischt mit den tieferen Lauten ebenso lebhaft schwatzender Männer, und als wir aus dem Schatten der Bäume auf die breite Dorfstraße herauskamen, die in gerader Linie einen Ausblick bis zu den dahinter liegenden Bergabhängen eröffnet, sahen wir auch die Plaudernden und wurden von ihnen begrüßt. Vor den Häusern saßen sauber und behaglich aussehende Männer und Frauen, die ersteren beschäftigt, mit ihren geschmeidigen Fingern hübsche Körbe und Matten von Schilf und Binsen zu flechten, die andern Kafferkorn essend oder aushülsend und für den Verkauf zubereitend. Ueberall sah man Kafferkorn und Kinder. Schwarze, feiste babies wälzten sich glückselig im Staube oder nagten an gesottenen Maiskolben, während andere sich bemühten, mit Fingern und Zungen die großen hölzernen Löffel zu reinigen, die eben aus dem Breitopfe kamen. Selbiger Topf zeigte sich denn auch in jeder erdenklichen Größe, aber immer von derselben dreibeinigen Façon — zuweilen ganz wie ein Zigeunerkessel — mehr oder weniger sichtbar in der Nachbarschaft jedes Hauses.

„Die Bewohner von Edendale wohnen nicht in Kafferhütten, sondern in sehr hübsch aussehenden, kleinen, von getrockneten Lehmziegeln aufgeführten Häusern, die einander alle ziemlich gleichsehen. Sie haben gelb oder roth angestrichene Thüren und sind zur Hälfte

zu empfinden, die er auf diese Weise jede Woche sieht und von denen jeder ebenso schwarz ist, wie er selbst.

„Aber es ist am besten, ich erzähle in Kürze, wie die Ansiedlung entstand. Gründer und Organisator war der Rev. James Allison*), ein wesleyanischer Methodisten-Missionar, der lange und mit Erfolg unter den Basuto- und Amaswasi-Stämmen im Innern des Landes thätig gewesen. Aeußere Umstände und Privatverhältnisse, die nicht weiter hieher gehören, veranlaßten ihn, die hiesige „location", welche 6500 Acres Land umfaßt, von Pretorius, dem alten holländischen Präsidenten von Natal, zu kaufen und sich da niederzulassen. Ein großer Theil seiner Herde, die ihm in warmer, persönlicher Zuneigung anhieng, folgte ihm und theilte treulich seine Schicksale. Damit war der Kern zur Ansiedlung gegeben, und Allison scheint ein Mann von ebenso großem geschäftlichen Talent und praktischem Verstand, wie ein Lehrer von ungewöhnlicher Begabung gewesen zu sein. Der kleine Ort war schnell abgesteckt, die Plätze vergeben und die Parcellen der alten holländischen Freisassen giengen bald käuflich in die Hände der eingebornen Ansiedler über. Dies war im Jahr 1851. Der Anbau des Landes in der gegenwärtigen Ausdehnung wurde erst ein oder zwei Jahre später in Angriff genommen. Als ich durch die fruchtbaren Felder mit ihrer üppigen, der Sichel harrenden Ernte gieng und in die eingehegten Gartenplätze schaute, in welchen ein Ueberfluß von Gemüse gedieh, konnte ich mir kaum vorstellen, daß diese Felder und Gärten noch vor verhältnißmäßig kurzer Zeit unkultivirtes, von Menschenhand unberührtes Land gewesen sein sollten. Seit mehr als 20 Jahren wird der Boden ausgebeutet, ohne daß man ihm einen Moment der Ruhe gönnt, ihn düngt oder ihm eine andere Bearbeitung als die eines leichten Umpflügens zu Theil werden läßt. Aber die Vortheile der Bewässerung, die man anderwärts so unverantwortlich vernachlässigt, werden hier erkannt und benutzt. Alle paar Schritte stößt man auf einen kleinen Kanal, der in wenigen Minuten vermittelst einer Hacke hergestellt ist und von dem Hügel herab ein helles Wässerchen nach Garten und Haus leitet. Während des genußreichen Spazierganges, den ich machte, wurde ich unaufhörlich an das alte Sprichwort

---

*) S. „Miss.-Mag." 1875, S. 89. und Wangemann, „Die evangelische Missionsarbeit in Südafrika", S. 180, 320 ff.

zu unterrichten. Ich bin so unwissend in Bezug auf die Einzelheiten, in welchen sich die Dissenters von uns unterscheiden, daß ich auf den Gegenstand nicht näher einzugehen wage — aber ich habe dieselben Erfahrungen in Indien gemacht, habe in den Himalaja-Thälern dieselbe Geschichte mehr als ein Dutzendmal gehört. Während wir mit unserem künstlichen System genöthigt sind, auf (bischöfliche) Erlaubniß und examinirte Lehrer, auf Pulte, Bänke und auf Gott weiß was noch zu warten, fällt der Baptisten- oder Methodistenprediger ein paar Baumstämme, macht eine Einfriedigung, deckt das Dach mit Stroh oder Binsen und fängt an, der umwohnenden Bevölkerung von der Liebe und Barmherzigkeit des Christenthums zu erzählen.

„Edendale hat ohne Zweifel einen ebenso bescheidenen Anfang genommen, aber als ich es an jenem schönen, milden Herbsttag sah, war es schwer, sich den Ort noch in diesem unentwickelten Zustand vorzustellen. Zu unserer Rechten erhob sich eine nette und in ihrer Art ziemlich hübsche, von Backsteinen erbaute Kapelle, innen mit reinlichen Sitzen und hübschen Holzarbeiten ausgestattet und verziert. Das einfache Bauwerk hat mehr als 1000 Pf. Sterl. gekostet, aber beinahe jeder Pfennig ist von den Kaffern aufgebracht worden, die 25 Jahre vorher wahrscheinlich noch nie einen Ziegel oder eine Bank gesehen hatten und in jeder Beziehung Wilde waren. Und das ist, obgleich das größte und kostspieligste, nicht das einzige Gotteshaus in Edendale. Es gibt innerhalb des Weichbildes der Niederlassung (die nur 3600 Acres angebautes Land umfaßt) noch eine zweite Kapelle; eine dritte befindet sich einige Meilen davon auf einer Art Außenstation. Edendale besitzt ferner nicht weniger als 4 Schulen mit 200 Schülern, sowie 3 Sonntagsschulen, die von 280 Kindern besucht werden. Alle diesen Zwecken dienenden Gebäude sind auf alleinige Kosten der Eingebornen erbaut, deren Zahl im Orte selbst nur 800 Seelen beträgt. Aber ich hörte mit Vergnügen, daß Sonntags mehr als hundert Kaffern aus den benachbarten Kraals hereinkommen, um dem Gottesdienst beizuwohnen. Sie werden einstweilen fast nur durch den Gesang angezogen, aber für den Anfang ist das genügend, denn der Kaffer ist viel zu klug, um nicht bald den Kontrast zwischen sich, seiner unreinlichen Hütte, seiner ärmlichen Bekleidung, seiner einförmigen Nahrung und den wohlgekleideten, gutgenährten und hübsch wohnenden Mitgliedern der kleinen Gemeinde

diesem Augenblicke bemüht, für ihre eigenen Kinder ein besseres und kostspieligeres Unterrichtssystem als das jetzige einzuführen — doch schwerlich mehr erwarten können. Ich gestehe, daß sich mein Herz sehr zu dieser frohmüthigen, hart arbeitenden, kleinen Gemeinde hingezogen fühlte, und nicht allein zu ihr, sondern auch zu ihren zahlreichen Ausläufern, die in weiter Ferne hierhin und dorthin verstreut sind. Die Bevölkerung von Edendale denkt schon jetzt an die Zeiten, wo sie ihren gegenwärtigen Grenzen entwachsen sein wird, und hat zwei sehr große, etwa 100 Meilen weiter im Innern des Landes gelegene Farmen angekauft. Dorthin sind bereits mehrere der ersten Ansiedler aus der Mutterstation ausgewandert, um in der Wildniß einen neuen Kern der Civilisation zu bilden und ein neues Zeugniß für ihre Segnungen abzulegen.

„Auf die besondere und dringende Bitte der Besitzer trat ich in einige der Häuser ein. Ihr habt keinen Begriff, wie reinlich und ordentlich es in allen aussah, und wie gern der Kaffer seine Wohnung schmückt. Ja, er thut, wie Ihr zugeben werdet, wenn ich Euch eine dieser Behausungen beschreibe, darin des Guten zu viel. Das fragliche Haus lag etwas hoch an einer steil abfallenden Stelle und besaß nach vorn eine kleine Terrasse. Unter derselben befand sich eine Art von Hof, in welchem Massen von Federvieh kratzten und gluckſten, und jenseits desselben lag etwa ein Acker Gartenland, in dem jedes Plätzchen mit Kartoffeln, grünen Erbsen und anderen Gemüsen bepflanzt war. Einige steile, roh gearbeitete Stufen führten uns auf die Terrasse, und von dort wurden wir, mit Stolz und Freude über den Besuch einer weißen Dame, in den kleinen gepflasterten Durchgang des Hauses geführt. Auf der einen Seite befand sich die Küche und Wohnstube, ein ziemlich hübscher Raum mit starken Stühlen und Tischen und einem großen, offenen Herd, auf dem beim Holzfeuer der angenehm duftende Inhalt eines großen Topfes brodelte. Die Wände des Gemaches waren das Bunteste und Lustigste, das ich jemals gesehen. Ursprünglich weiß angestrichen, waren sie jetzt vollständig mit rothen, blauen und gelben Mustern bedeckt, welche korrekte symmetrische und geometrische Figuren bildeten. Ein vielfarbiger Stern innerhalb eines Kreises schien eines der beliebtesten Muster. Der Effekt war ungefähr, als ob man ein Kaleidoskop gegen die Wand geworfen hätte und alle bunten Figuren kleben geblieben wären. Aber so prächtig der Raum war, so versank

erinnert: Hilf dir selber, so wird Gott dir helfen! Denn all' der Wohlstand und das Behagen, dem mein Auge hier überall begegnete, fand darin seinen Ursprung. Die Leute hatten alles mit eigenen Händen gethan und im vorigen Jahr außerdem 200 Pf. Sterl. für die Besoldung ihres Geistlichen aufgebracht.

„Herr Allison, der die Ansiedlung vor etwa 12 Jahren verließ, hat seitdem drei oder vier Nachfolger gehabt. Der jetzige Prediger, welcher uns, obgleich wir ihm ganz fremd waren, mit Herzlichkeit willkommen hieß und uns alles, was uns interessiren konnte, zeigte und meinem Wunsche, ein Verständniß der Dinge zu gewinnen, auf's Liebenswürdigste entgegenkam, Rev. Daniel Eva, bekleidet seine Stellung erst seit 18 Monaten. Besonders überraschte mich sein Bericht über die Begabung der eingebornen Kinder, und ich konnte nur um so lebhafter bedauern, daß nicht in der ganzen Kolonie mehr Gelegenheit ist, sie auszubilden. In der Mädchenschule sah ich ein Kafferkind mit glänzenden Augen, sauber gekleidet und von allerliebsten Manieren, das etwa 12 Jahre alt und ein Genie im Rechnen war. Die Kleine hatte ihren Lehrer seit lange überholt, hatte die Bruchrechnungen spielend bewältigt, und nur der Euklid schien ihren Zahlenhunger stillen zu können. Sie und ihre Schiefertafel waren unzertrennlich und nichts bereitete ihr so großes Vergnügen, als ihren Mitschülern beim Rechnen zu helfen. Alle Kinder waren gut unterrichtet und machten ihren eingebornen Lehrern Ehre. Was ich am meisten für diese und andere Stationen wünschte, wären aber Unterrichts-Anstalten, in denen diese geschickten kleinen Dinger zu brauchbaren Dienstboten für die Weißen und zu verständigen, klugen Frauen für die Männer ihres eigenen Volkes herangezogen würden. Vor einigen Jahren hatte man hier eine Industrieschule errichtet und es betrübte mich zu hören, daß man sie wieder aufgegeben. Dennoch waren einige tüchtige Handwerker daraus hervorgegangen, die sich alle in der Ausübung ihres Gewerbes sehr wohl befinden und als geschickte Arbeiter täglich 5—6 Shilling verdienen. Diese Schule war von der Regierung mit jährlich 100 Pf. Sterl. unterstützt worden, eine Beihilfe, die man natürlich bei der aus privaten Gründen erfolgten Auflösung der Anstalt zurückzog. Die noch existirenden Schulen erhalten von der Regierung nur einen jährlichen Zuschuß von 50 Pf. Sterl., und so klein die Summe ist, so wird man von der schwer mit Steuern belasteten weißen Bevölkerung — die sich in

diesem Augenblicke bemüht, für ihre eigenen Kinder ein besseres und kostspieligeres Unterrichtssystem als das jetzige einzuführen — doch schwerlich mehr erwarten können. Ich gestehe, daß sich mein Herz sehr zu dieser frohmüthigen, hart arbeitenden, kleinen Gemeinde hingezogen fühlte, und nicht allein zu ihr, sondern auch zu ihren zahlreichen Ausläufern, die in weiter Ferne hierhin und dorthin verstreut sind. Die Bevölkerung von Edendale denkt schon jetzt an die Zeiten, wo sie ihren gegenwärtigen Grenzen entwachsen sein wird, und hat zwei sehr große, etwa 100 Meilen weiter im Innern des Landes gelegene Farmen angekauft. Dorthin sind bereits mehrere der ersten Ansiedler aus der Mutterstation ausgewandert, um in der Wildniß einen neuen Kern der Civilisation zu bilden und ein neues Zeugniß für ihre Segnungen abzulegen.

„Auf die besondere und dringende Bitte der Besitzer trat ich in einige der Häuser ein. Ihr habt keinen Begriff, wie reinlich und ordentlich es in allen aussah, und wie gern der Kaffer seine Wohnung schmückt. Ja, er thut, wie Ihr zugeben werdet, wenn ich Euch eine dieser Behausungen beschreibe, darin des Guten zu viel. Das fragliche Haus lag etwas hoch an einer steil abfallenden Stelle und besaß nach vorn eine kleine Terrasse. Unter derselben befand sich eine Art von Hof, in welchem Massen von Federvieh kratzten und gluckten, und jenseits desselben lag etwa ein Acker Gartenland, in dem jedes Plätzchen mit Kartoffeln, grünen Erbsen und anderen Gemüsen bepflanzt war. Einige steile, roh gearbeitete Stufen führten uns auf die Terrasse, und von dort wurden wir, mit Stolz und Freude über den Besuch einer weißen Dame, in den kleinen gepflasterten Durchgang des Hauses geführt. Auf der einen Seite befand sich die Küche und Wohnstube, ein ziemlich hübscher Raum mit starken Stühlen und Tischen und einem großen, offenen Herd, auf dem beim Holzfeuer der angenehm duftende Inhalt eines großen Topfes brodelte. Die Wände des Gemaches waren das Bunteste und Lustigste, das ich jemals gesehen. Ursprünglich weiß angestrichen, waren sie jetzt vollständig mit rothen, blauen und gelben Mustern bedeckt, welche korrekte symmetrische und geometrische Figuren bildeten. Ein vielfarbiger Stern innerhalb eines Kreises schien eines der beliebtesten Muster. Der Effekt war ungefähr, als ob man ein Kaleidoskop gegen die Wand geworfen hätte und alle bunten Figuren kleben geblieben wären. Aber so prächtig der Raum war, so versank

daß wir nur von der Einwanderung Heil für das Land zu erwarten haben und daß wir mehr weiße Leute brauchen. Mir will es nun scheinen, als ob wir die gerade nicht brauchten, wenigstens keine solchen Weißen, die man gewöhnlich als die niederen Klassen bezeichnet. Jede Kolonie wird sich bei der Einwanderung tüchtiger, geschickter Arbeitskräfte und geistiger Kapacitäten jeder Art, so arm sie auch an äußeren Mitteln sein mögen, gut stehen und verbessern. Aber das erste, was die Weißen aller Klassen hier thun, ist, daß sie Kaffern unter ihre Botmäßigkeit zu bekommen und so viel als möglich aus ihnen herauszuschlagen versuchen, während sie sich über die Unwissenheit und Dummheit derselben beklagen. Jeder wird hier sofort zum Herrn und Gentleman, der schwarze Leute unter sich hat, und die Folge ist, daß man auch die einfachsten Dinge nicht ordentlich gemacht bekommt, denn die Weißen sind zu fein zum Arbeiten und die Schwarzen zu unwissend oder zu faul. Und dann schreit man über die fortwährenden Unbequemlichkeiten und die ungeordneten Verhältnisse, in denen wir leben. Englische Diener verlangen hier augenblicklich 2 oder 3 Kaffern, um von diesen ihre Arbeiten verrichten zu lassen, und weder Männer noch Frauen scheinen, außer durch ihre Beauftragten, das Geringste zu thun. Könnten wir eine kleine Anzahl von Lehrern und geschickten, tüchtigen Handwerkern hieher bekommen, so ließen sich Hand in Hand mit den Missionen, die über das ganze Land verbreitet sind und schon in der Stille unendlich viel Gutes gethan haben, Gewerbeschulen anlegen, und auf diese Weise würde es nach und nach gelingen, uns das Material nutzbar zu machen, das wir in den Kaffern besitzen. Es scheint mir auf diesem Wege leichter möglich, ein Resultat zu erreichen, als wenn man Schiffsladungen voll unwissender, träger Europäer nach der Kolonie schickt. Wir müssen Mittel und Wege finden, die Kaffern in die große Brüderschaft der Civilisation aufzunehmen. Sie sind ein kluges, leichtlebiges und leicht zu regierendes Volk. Ihr großer Fehler ist Trägheit — aber in Edendale hörte ich darüber nicht klagen, und sah auch keine Beweise dafür.

„Das Ende vom Lied aber ist, daß ich dringend wünschen möchte, einige reiche Leute in England nähmen sich der Ansiedler in Edendale an, indem sie die dort bestehenden Schulen unterstützten und wenn möglich, eine Gewerbeschule gründeten, in welcher die Knaben die Zimmerei und andere Handwerke, die Mädchen häusliche Arbeiten

glaubte. Sehr betrübte es mich, viele an Augenkrankheiten leidende Kinder zu sehen und zu hören, daß dies Uebel hier häufig auftrete. In einem andern Hause, das nicht ganz so bunt war, wurde ich speziell eingeladen, die Garderobe der Hausfrau zu besichtigen, die zum Lüften im Garten hieng. Die Besitzerin war hoch erfreut, als ich ihr sagte, ich möchte mir wohl einige der hübschen Kleider von ihr borgen und noch mehr, als ich ihr der Wahrheit gemäß versicherte, daß ich nicht halb so schöne Sachen besitze. Seidene Kleider in allen Regenbogenfarben wehten von den Granatäpfelbüschen und mit den Mänteln und Jaquets hätte man einen ganzen Kleiderladen ausstaffiren können. Das junge, recht hübsche Weib war die Ehefrau eines reichen ältlichen Mannes, und ich möchte wissen, wie sich ihre leichte, niedliche Gestalt in diesen schweren und weiten Kleidern ausgenommen haben mag. Es war Sonnabend; in allen Häusern wurde gescheuert und rein gemacht und es gieng dabei fast zu wie in einem englischen Dorfe, nur mit weniger Streit und Heftigkeit.

„Da ich noch einen Blick in die Hauptschule zu werfen wünschte, giengen wir zurück und kamen gerade recht, um die Kinder, für welche die Schulstunden dieser Woche schlossen, jauchzend, singend, lachend und plaudernd aus der Klasse herausströmen zu sehen. Die kleinen Mädchen machten einen schüchternen Knix, die Knaben hatten die schöne Form des Kaffer-Grußes beibehalten. Sie hoben die rechte Hand mit ausgestrecktem Mittel- und Zeigefinger empor und riefen: Inkosi! ein Gruß, der um ein Gutes hübscher ist, als das Schwenken der Mütze und der Kratzfuß, den unsere Dorfkinder so ungeschickt ausführen. Wie gern würde ich etwas zur besseren Einrichtung dieser Schulstuben beitragen und ihre Wände mit bunten Bildern und Anschauungstafeln versehen. Die Ansiedlung hatte so vieles zu beschaffen, daß dazu kein Geld vorhanden ist und noch lange nicht sein wird. Man hat sich auf das Nothwendigste beschränken müssen und könnte doch so vieles brauchen: neue Bücher, Tafeln, Vorschriften, Pulte und vieles Andere.

„Ich bin kein National-Oekonom, und schon die Zusammensetzung des Wortes erschreckt mich; aber ich kann nicht umhin, zu bemerken, daß wir das gute Material, das uns zu Handen liegt, unbenutzt lassen. Wenn man hier ankommt, wird einem als etwas Schreckliches erzählt, daß es in Natal 300,000 Kaffern und nur 17,000 Weiße gibt; gewöhnlich mit der angehängten Bemerkung,

daß wir nur von der Einwanderung Heil für das Land zu erwarten haben und daß wir mehr weiße Leute brauchen. Mir will es nun scheinen, als ob wir die gerade nicht brauchten, wenigstens keine solchen Weißen, die man gewöhnlich als die niederen Klassen bezeichnet. Jede Kolonie wird sich bei der Einwanderung tüchtiger, geschickter Arbeitskräfte und geistiger Kapacitäten jeder Art, so arm sie auch an äußeren Mitteln sein mögen, gut stehen und verbessern. Aber das erste, was die Weißen aller Klassen hier thun, ist, daß sie Kaffern unter ihre Botmäßigkeit zu bekommen und so viel als möglich aus ihnen herauszuschlagen versuchen, während sie sich über die Unwissenheit und Dummheit derselben beklagen. Jeder wird hier sofort zum Herrn und Gentleman, der schwarze Leute unter sich hat, und die Folge ist, daß man auch die einfachsten Dinge nicht ordentlich gemacht bekommt, denn die Weißen sind zu fein zum Arbeiten und die Schwarzen zu unwissend oder zu faul. Und dann schreit man über die fortwährenden Unbequemlichkeiten und die ungeordneten Verhältnisse, in denen wir leben. Englische Diener verlangen hier augenblicklich 2 oder 3 Kaffern, um von diesen ihre Arbeiten verrichten zu lassen, und weder Männer noch Frauen scheinen, außer durch ihre Beauftragten, das Geringste zu thun. Könnten wir eine kleine Anzahl von Lehrern und geschickten, tüchtigen Handwerkern hieher bekommen, so ließen sich Hand in Hand mit den Missionen, die über das ganze Land verbreitet sind und schon in der Stille unendlich viel Gutes gethan haben, Gewerbeschulen anlegen, und auf diese Weise würde es nach und nach gelingen, uns das Material nutzbar zu machen, das wir in den Kaffern besitzen. Es scheint mir auf diesem Wege leichter möglich, ein Resultat zu erreichen, als wenn man Schiffsladungen voll unwissender, träger Europäer nach der Kolonie schickt. Wir müssen Mittel und Wege finden, die Kaffern in die große Brüderschaft der Civilisation aufzunehmen. Sie sind ein kluges, leichtlebiges und leicht zu regierendes Volk. Ihr großer Fehler ist Trägheit — aber in Edendale hörte ich darüber nicht klagen, und sah auch keine Beweise dafür.

„Das Ende vom Lied aber ist, daß ich dringend wünschen möchte, einige reiche Leute in England nähmen sich der Ansiedler in Edendale an, indem sie die dort bestehenden Schulen unterstützten und wenn möglich, eine Gewerbeschule gründeten, in welcher die Knaben die Zimmerei und andere Handwerke, die Mädchen häusliche Arbeiten

erlernen könnten. Ich wünschte dann ferner, daß dieser Plan, wenn er erst Wurzel geschlagen hat, erweitert und nach und nach in großem Maßstab über das ganze Land verbreitet würde."

Soweit die südafrikanische Hausfrau. Wer die Briefe der Missionare mit den immer wiederkehrenden Bekehrungsgeschichten, Taufberichten, Klagen über Mangel an geistlichem Leben bei den eingebornen Christen und Aehnlichem langweilig findet, der wird sich an dieser rein weltlich gehaltenen und von Religion kaum ein Wörtlein enthaltenden Schilderung der englischen Lady erquicken. Man sieht aus derselben jedenfalls, daß es der Mission auch an in die Augen fallenden Resultaten nicht fehlt. Lady Barker hat keine Brille aufgehabt, geschweige denn durch ein Vergrößerungsglas gesehen, als sie ihren Besuch in Edendale machte und doch hat sie mehr über dasselbe zu erzählen, als wir bisher in irgend einem Missionsbuch darüber gefunden. Der letzte Jahresbericht der Wesleyanischen Missionsgesellschaft (1878) z. B. gibt über diese ganze Station lediglich keine weiteren Nachrichten, als daß Miss. Daniel Eva mit einem eingebornen Katechisten und 2 Schulmeistern einer Gemeinde von 292 Abendmahlsgenossen und 64 erst probeweise Aufgenommenen vorstehe, daß 2 Sonntagsschulen mit 13 freiwilligen Lehrern und 137 Kindern und 2 Tagschulen mit 83 Schülern und Schülerinnen da sind, daß in 3 Kapellen und 13 anderen Predigtplätzen das Evangelium verkündigt wird, daß 33 Laienprediger an dieser Arbeit theilnehmen und daß im Ganzen 1220 Personen die Gottesdienste besuchen. Die einzige weitere Bemerkung ist eine traurige und lautet also: „Auf dieser wichtigen Hauptstation gedeiht unser Werk gegenwärtig nicht so, wie wir wünschen könnten, da einige der treuesten Gemeindeglieder fortgezogen sind." Das ist alles. Lady Barker machte ihren Besuch im Mai 1876, dieser kurze Bericht ist nur $1\frac{1}{2}$ Jahre später geschrieben. Vergleicht man beide Darstellungen mit einander, so bekommt man nicht den Eindruck, daß die Missionare ihre Leistungen übertreiben oder ihre Bekehrten zu idealisiren suchen. Im Gegentheil, es scheint zuzutreffen, was ein erfahrener und sachkundiger Mann über die indischen Missionare gesagt hat: ihm komme vor, als seien dieselben eher geneigt, ihre Arbeit zu unter- als zu überschätzen.

Elsass und die Heidenmission.

Von F. Hermann Krüger.

Die zwei kleinsten der drei Regierungsbezirke, aus welchen das sogenannte Reichsland besteht, bilden das Elsaß, mit einer Gesammteinwohnerzahl von 1,051,554 Seelen, worunter sich bei der letzten Volkszählung 255,809 *) als Protestanten, 2,207 als Dissidenten haben einschreiben lassen. Jene Protestanten theilen sich in zwei getrennte, aber von der Regierung gleich anerkannte Kirchen, die Kirche Augsburgischer Konfession und die reformirte Kirche.

Diese letztere, eigentlich ein fremdes Gewächs auf elsäßischem Boden, rührt im Nieder-Elsaß theils von der kurpfälzischen Herrschaft her, theils wurde sie durch französische oder niederländische Flüchtlinge dahin verpflanzt, während sie im Ober-Elsaß mit dem früheren Anschluß Mülhausens an die Schweiz zusammenhängt. Bei weitem die minder wichtige und zahlreiche, zerfällt sie in 4 Konsistorien mit 21 Pfarrgemeinden, welche sammt den vielen Filialen von 27 Pfarrern bedient werden. Es fehlt ihr an einem gemeinschaftlichen Band, da die vom Gesetz vorgesehene Synode nie ins Leben getreten ist. Dies Gesetz, die sogenannten organischen Artikel vom 18. Germinal X (8. April 1802) sammt den näheren Bestimmungen und Zusätzen, welche das Dekret vom 26. März 1852 hinzufügte, ordnet auch die Verfassung der lutherischen Kirche.

Es muß hier als bekannt vorausgesetzt werden, daß die Straßburger Reformatoren anfangs der schweizerischen Lehrgestalt zugeneigt waren, auch auf dem Reichstag zu Augsburg (1530), das von der eigentlichen Melanchthon'schen Konfession in der Abendmahlslehre abweichende Vierstädte-Bekenntniß einreichten, welches aber in Straßburg gemeiniglich „unsere augsburgische Konfession" hieß. Doch schon einige Jahre später wurde neben diesem Bekenntniß auch die fürstlich-sächsische Konfession zu gleichem Rechte angenommen, wodurch das Vierstädte-Bekenntniß immer mehr in den Hintergrund

---

*) Wovon 10,402 dem im Elsaß stehenden Militär angehörten.

gedrängt wurde, so daß am Ende des 16. Jahrhunderts mit der damals (1598) veröffentlichten, noch zu Recht bestehenden Straßburger Kirchenordnung, das auf der Augustana und der Konkordienformel ruhende Lutherthum zur endgültigen Herrschaft gelangte. Es geschah daher mit vollem geschichtlichen Recht, daß jenes konstituirende Gesetz vom 18. Germinal des Jahres X der französischen Republik dem nicht der reformirten Kirche sich anschließenden Theil der Protestanten im Elsaß, sowie im übrigen Frankreich das Prädikat „Kirche Augsburgischer Konfession" beilegte.

Die ziemlich verwickelte Verfassung dieser Kirche ruht auf den von jeder Pfarrgemeinde (192 an der Zahl) erwählten Presbyterialräthen; über dieser untersten Kirchenbehörde stehen die Konsistorien, deren je 4—7 Gemeinden Eines bilden. Diese 39 Konsistorien sind in 7 Inspektionen getheilt, deren Abgeordnete die oberste kirchliche Behörde zu wählen haben. Es ist dies das Oberkonsistorium, das aus 24 Mitgliedern (zu zwei Drittheilen Laien) besteht und jährlich einmal zusammentritt. Seine Befugnisse erstrecken sich auf die Aufrechterhaltung der Rechte und Ordnungen der Kirche, auch auf die Einführung neuer Lehrbücher, Agenden, Liturgieen u. s. f., besonders aber auf die Prüfung des Rechenschaftsberichtes des ständigen Ausschusses, Direktorium genannt. Da die Verfügungen des letzteren aber regelmäßig gutgeheißen werden, so ist es das Direktorium, welches eigentlich und fast eigenmächtig die Kirche regiert: ihm fallen z. B. die Pfarr-Ernennungen zu. Es besteht aus vier Laienmitgliedern und einem der geistlichen Inspektoren, welcher letztere, sowie zwei der Laien durch die Regierung ernannt werden. Trotz der demokratischen Anlage ist also diese Verfassung streng oligarchisch oder selbst monarchisch, da schließlich Alles auf den gleichzeitigen Präsidenten des Direktoriums und des Oberkonsistoriums ankommt, der auch bei Stimmengleichheit den Ausschlag zu geben hat.

Wir glaubten, diese manchem vielleicht überflüssig scheinende, längere Einleitung zur Orientirung vorausschicken zu müssen, um später unterbrechender und nothwendig sich wiederholender Erklärungen überhoben zu sein. Jedenfalls aber ist es kein Vorwurf, wenn wir den meisten nicht-elsäßischen Lesern keine genauere Kenntniß der äußern Verfassung der elsäßischen Landeskirche zumuthen; und doch wird sich herausstellen, daß wir bei mehr als Einer Gelegenheit ein solches Wissen voraussetzen müssen. So schien es uns ebenfalls

anfänglich unvermeidlich, der eigentlichen Darstellung des Missionslebens einen Ueberblick über die Entwickelung des religiösen Lebens im Elsaß während des 19. Jahrhunderts voranzuschicken, beide sind ja überall eng mit einander verknüpft und von einander gewissermaßen abhängig; während aber die Entfaltung des religiösen sowie des kirchlichen Lebens in den verschiedenen deutschen Staaten sich ziemlich gleichförmig gestaltete, ist dieselbe im Elsaß durch mancherlei äußere Einflüsse sowie einheimische Ursachen in ganz eigenthümlicher Art vor sich gegangen und hat eine solche Zerfahrenheit in der Gegenwart herbeigeführt, daß es jedem Ausländer ungemein schwierig werden muß, in den elsäßischen Verhältnissen sich zurecht zu finden, und besonders deutsche Berichterstatter schon die unglaublichsten Irrthümer haben drucken lassen. Dennoch sahen wir bald ein, daß eine getrennte Darstellung des religiösen Lebens als Hintergrund und Rahmen, in welchen man die Geschichte des Missionsinteresses zeichnen könnte, uns zu weit führen, auch an diesen Ort nicht ganz passen würde. Nur möchten wir diese Auseinandersetzung als Entschuldigung dienen lassen, wenn wir wohl öfters scheinbar in ein fremdes Gebiet eingreifen werden.

Unser Stoff zerfällt in zwei Hauptabschnitte. Der erste schildert die Entstehung des Missionslebens und die Einzelversuche, es zu fördern; im zweiten Theil, von 1834 an, ist es unsere Aufgabe, die Bildung der verschiedenen Hilfsgesellschaften zu erzählen und dieselben bis auf die Gegenwart zu verfolgen; darnach zergliedert sich dieser Abschnitt in vier Untertheile.

---

1. Die Entstehung des Missionslebens.

Es war zur Zeit des noch heute im christlichen Volk durch seine beliebten Predigtbücher bekannten Prof. D. Lorenz († 1783), daß, wie sein gleichzeitiger Biograph sich ausdrückt, „ein neuer Wind der Lehre aus dem nördlichen Deutschland bis in unsere Grenzen blies“, der allmählich den althergebrachten Glauben einriß, so daß „die Tugend immer mehr auf den schlüpfrigen Sand eigener Weisheit und Selbstgefälligkeit gestützt wurde“. Man fieng an zu denken wie am Hofe Friedrichs II., „daß eben ein Jeder nach seiner Façon

selig werden müsse", und selbstverständlich war ein solcher Luftzug der Heidenmission nicht günstig. Dennoch hören wir *) von D. Lorenz, daß er sich nicht nur mit Judenmission beschäftigte, wozu er, wahrscheinlich während seiner Reisen, in Halle angeregt worden war, sondern auch, daß man von Halle aus sich an ihn wandte, um aus seiner Schule Boten für die Ausbreitung des Christenthums in der trankebarisch-dänischen Mission zu begehren, und daß Lorenz mehrere „zu zweienmalen absendete",**) was nicht wenig dazu beigetragen haben mag, daß er von vielen, „sonderlich unter den erhabenen Leuten, für einen düstern, melancholischen Kopf ausgeschrieen wurde, der schwache Gemüther verwirrte und der Kirche Christi selbsten verderblich wäre."

Gewiß muß die schiefe Bahn, auf welche jene neue Lehre die elsäßische Kirche brachte, außerordentlich abschüssig gewesen sein; denn der letzte Präses des altehrwürdigen Straßburger Kirchenkonvents, der Träger der höchsten geistlichen Würde in der elsäßisch-lutherischen Kirche, D. Müller, der höchst wahrscheinlich während seiner Studienzeit noch zu den Füßen des fanatisch orthodoxen Ketzerrichters D. Fröreißen gesessen hatte, konnte am Ende des Jahrhunderts dem Maire (Bürgermeister) Monet in seinem Entlassungsbegehren (Nov. 1793) schreiben: „Ich bekenne frei und öffentlich, daß der vorwiegende Zweck des Gründers des Christenthums die Wiederherstellung der natürlichen Religion gewesen ist, ... doch muß ich ebenfalls bekennen, daß, theils aus Schonung für die Schwachen, theils aus Liebe zum Frieden, ich mich den hergebrachten Ideen anbequemt habe ... So die Vorsehung aber mein Leben verlängern sollte, werde ich mich befleißigen, die Vergangenheit nach Kräften wieder gut zu machen ...." — Kurz darauf wurden alle Kirchen geschlossen: die Stürme der Schreckenszeit brachen los; und wenn auch von Ostern 1795 an wieder regelmäßige Gottesdienste gefeiert wurden, so kam es doch zu keinem rechten Gleichgewicht, bis das schon besprochene organische Gesetz vom J. 1802 die kirchlichen Zustände ordnete.

---

*) Von einer früheren elsäßischen Thätigkeit für die Predigt des Evangeliums unter den Heiden findet sich keine Spur, obgleich die Heidenmission manchmal in der kleinen, stillen, seit 1745 in Straßburg bestehenden Brüder-Societät erwähnt worden sein muß.

**) u. A. einen D. Rottler und einen M. Mentel.

Nun gab es eine Kirche augsburgischer Konfession im Elsaß: geschichtlich richtig war der Name, den sie trug, aber auf die damalige Kirchenbehörde (und das Volk?) paßte er ebensowenig als heutzutage. Somit beginnt die neuere Kirchengeschichte des Elsaßes mit einer Unwahrheit, und noch heute lastet dieselbe wie ein Bann auf den kirchlichen Verhältnissen; denn zu der augsburgischen Konfession standen damals die Doktoren Blessig und Haffner, die am meisten zur Wiederherstellung der Kirche beitrugen, — und so auch der gegenwärtige Präsident des Direktoriums, sowie die große Mehrheit des Oberkonsistoriums — gerade wie der obenerwähnte D. Müller seinerzeit zu den „hergebrachten Ideen".

Auf Kanzeln und Lehrstühlen verdrängte der Rationalismus immer mehr die noch von Blessig vertretene, mit reichlich aufgegossenem Aufklärungswasser verdünnte Kirchenlehre, — und kein Mensch rührte sich, obgleich in allen Schichten des evangelischen Volks unter verschiedenen Formen vereinzelte glimmende Tochte noch zu finden waren. Unbegreiflich wird es immerhin bleiben, wie nach den Leiden und Verfolgungen der Schreckenszeit das seichte Geschwätz des Unglaubens die Kanzeln behaupten und dem Volk genügen konnte. Ja als im Jahr 1819 D. Haffner als Vicepräsident der Straßburgischen Bibelgesellschaft (1816 gegründet) eine schnöde Einleitung zu einer neuen Bibelausgabe drucken ließ, so mußte ein vor Kurzem erst nach Straßburg gekommener Fremder die Feder ergreifen, um die öffentliche Aufmerksamkeit für jene Sache zu erwecken. Es war dies der bekannte Flügelmann des Genfer Réveil, Pfr. A. Bost, der zuerst von Straßburg, dann von Colmar aus, damals während drei Jahren das Elsaß in allen Richtungen durchkreuzte und vielen Seelen, auch Kandidaten und Pfarrern, zum Segen wurde. In Straßburg selbst, wo er jedoch kein bleibendes Werk gründete, fachte seine feurige, nur manchmal zu lärmschlagende und heftige Weise in manchen stillen Herzen einen größern, muthigern Eifer an. Ob er aber unmittelbar für die Heidenmission im Elsaß thätig war, muß aus Mangel an Nachrichten dahingestellt bleiben; wir wissen nur, daß er früher in Genf verschiedene Theile des damaligen Basler Missionsmagazins ins Französische übertragen hatte, also mit der Missionssache bekannt war; höchst wahrscheinlich wird er auch in seinen Versammlungen davon gesprochen haben.

Gleich nach seiner Ankunft in Straßburg befreundete sich Bost

mit „dem lieben Krafft", wie er denselben in seinen Mémoires nennt. Dieser Krafft, für welchen Bost ein Empfehlungsschreiben von dem Basler Missionsinspektor Blumhardt empfangen hatte, ist es, der in jener Zeit als „das Haupt der Mucker" galt und jedenfalls der ausstrahlende Mittelpunkt des Missionsinteresses war. Ihm sei uns gegönnt, hier ein kleines Denkmal seines demüthig stillen Wirkens, besonders für die Mission, zu setzen und ihn einigermaßen, soweit es die spärlichen Quellen und der hier zugemessene Raum gestatten, aus der unverdienten Vergessenheit zu retten, in welche er selbst in seiner Vaterstadt gerathen ist. —

Von mittelmäßig begüterten Eltern, die aber in den Revolutionsstürmen ihr ganzes Vermögen einbüßten, wurde C. W. Krafft im Jahr 1792 zu Straßburg geboren und lernte so von Kindheit auf das Joch der Entbehrungen kennen, welches er bis an sein Grab tragen sollte. Von schwächlicher Leibesbeschaffenheit und mißgestaltetem Körperwuchs mußte er sich in seiner Jugend ebenfalls mancher Freude entschlagen und manchen Schabernack gefallen lassen, was ihm aber sicherlich half, im Mannesalter so manche Unbill, so manches Unrecht von Gegnern und Freunden meist stillschweigend zu erdulden; nicht zu verwundern ist es daher, wenn der ausgeprägteste Zug seines Charakters zu einer zähen Energie sich ausbildete. Mit eisernem Fleiß holte er nach, was er Gesundheitshalber in Kindesjahren versäumt hatte, absolvirte mit Hilfe verschiedener Unterstützungen das Gymnasium und trat im Jahr 1811 in das theologische Studienstift St. Wilhelm (zu Straßburg) ein. Nach vollendeten Studien gieng er 1817 als Kabinetsgehilfe des bekannten Alterthumsforschers Millin nach Paris. Doch schon im folgenden Jahre kehrte er nach Millin's Tode in seine Vaterstadt zurück, wurde zum außerordentlichen Lehrer am protestantischen Gymnasium, bald darauf zum Pädagogen oder Vorsteher des theologischen Studienstiftes St. Thomä und fast zugleich zum Adjunkt-Sekretär des Direktoriums ernannt.

Nun enfaltete sich Krafft's ebenso rege als anspruchslose christliche Thätigkeit. — Allein, wie war er selbst zu seinem christlichen Leben gelangt? Bestimmtes darüber wissen wir nicht; allem Anschein nach hatte Krafft die ersten christlichen Anregungen von der Familie Oberlin empfangen, denn mit den Söhnen jenes „Heiligen aus dem Steinthal" war er wohl während seiner Studienzeit befreundet gewesen. Im Jahr 1814 schon „beschwört" ihn H. G. Oberlin von

Waldbach aus,*) die damals durch Straßburg reisende Frau von Krüdener aufzusuchen; und am 9. Januar 1815 dankt derselbe H. G. Oberlin für einen von Krafft erhaltenen Brief und fügt hinzu: „Ich vermag es nicht, Ihnen die hohe Freude auszudrücken, die mich erfüllte, als ich las, wie fest Sie entschlossen sind, völlig dem Herrn anzugehören.“ Ganz nach Frau von Krüdener's Art, aber ohne jegliche Schwärmerei, scheint Krafft auch von da an begonnen zu haben, sich mit der Gefängnißreform zu beschäftigen; freiwillig hielt er drei Jahre lang einen sonntägigen Nachmittagsgottesdienst im Straßburger Zuchthause, und es gelang ihm ebenfalls, einen regelmäßigen Gottesdienst in dem Gefängnisse zu Ensisheim einzurichten; bei dem damals auftauchenden Gedanken an eine Traktatgesellschaft in Straßburg war Krafft einer der rührigsten Förderer, sowie er unter die verdienstvollsten Mitarbeiter der Straßburger Bibelgesellschaft gezählt werden muß; auf der Liste der Gründer der Rettungsanstalt auf dem Neuhof (bei Straßburg) steht C. W. Krafft's Name gleich hinter dem Hauptstifter, Vater Wurtz; endlich gab Krafft von 1821 bis 1826 und dann wieder von 1834 bis 1844 eine leider zu hölzerne religiöse Monatsschrift unter dem Titel „Christliche Mittheilungen“ heraus, besonders an gebildete Nichttheologen sich wendend; und neben all' diesen verschiedensten und noch vielen andern Wirkungskreisen auf dem Gebiet der innern Mission war und blieb bis an's Ende Krafft's Lieblingsthätigkeit die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden.

Schon während seines Aufenthalts in Paris scheint Krafft sich mit Missionsgedanken beschäftigt zu haben, und er ist wahrscheinlich unter diejenigen zu zählen, welche später den ersten Impuls zur Stiftung der evangelischen Missionsgesellschaft in Paris gaben; dann veranlaßte er durch mehrjährige Korrespondenz die Gründung des dortigen Missionsseminars und bewog besonders den Inspektor des Basler Missions-Instituts dazu, durch eine Reise nach der Hauptstadt Frankreichs die Sache vollends zu Stande zu bringen.

*) Diese Korrespondenz, sowie viele andere Briefe und Briefabschriften wurden uns gütigst von der Familie Krafft anvertraut; aus diesem Nachlaß und aus einigen im Basler Missionshause aufbewahrten Briefen schöpfen wir, was wir von Krafft Zuverlässiges wissen. Eine kurze nekrologische Notiz (Straßburg 1855) von Pfr. Kuntz — das einzige über Krafft Gedruckte — ist aus persönlichen Rücksichten zu allgemein gehalten und nicht ohne Irrthümer.

In Straßburg hat Krafft im J. 1819 angefangen, für die Basler Mission zu wirken, und wie er es später einmal aussprach, stand er ganz vereinzelt da, „aber der Herr machte aus Nichts Etwas." In der That spricht man schon im folgenden Jahre in der Basler Missionskommittee von einem Straßburger Hilfsverein, als dessen Korrespondenten man den Herrn Kandidaten Krafft nennt, und in der 2. Quartalrechnung vom J. 1821 steht dieser Verein mit einer Gabe von 443 Fr. verzeichnet, der erste aus dem Elsaß nach Basel gesandte Geldbeitrag. Groß, leider zu groß waren damals die Hoffnungen, welche die Straßburger sowohl als die Basler Freunde für diesen neuen Verein hegten: er trat sogleich in die Reihe derer, die sich verpflichteten, eine gewisse Anzahl (!) Zöglinge im Basler Institut zu unterhalten, und man glaubte in ihm eine künftige Hilfsgesellschaft zu erblicken; man stellte sogar einen an den Straßburger sich anschließenden Hilfsverein zu Paris in Aussicht. Auf der Missionskonferenz in Basel (Juni 1821) hatten Krafft und Pfr. Bein, der schon früher, zur Zeit des Einleitungsstreites (Seite 208), für Bost gegen Haffner mit einer besonnenen und ungemein gediegenen Flugschrift eingetreten war, nichts als Erfreuliches über Straßburg und das Elsaß zu berichten.

Es scheint auch in der That der Fortschritt anfänglich ein sehr rüstiger gewesen zu sein. Der Pariser Hilfsverein war in's Leben getreten und hatte viel Aufmunterung durch Beiträge vornehmlich aus Nantes und dem Steinthal erhalten; die Gründung ähnlicher Vereine in Ingweiler, Mülhausen i. E. und a. O. wurde erwartet. Im Laufe desselben Jahres waren durch die Vermittelung von Krafft zwei Jünglinge nach Basel gereist, um sich als Missionszöglinge aufnehmen zu lassen: allein der Eine wurde kurz nachher als Küraßier ausgehoben und der Andere, welcher der Kommittee „ein wackerer Jüngling zu sein schien, der viel Gnade an seinem Herzen erfahren habe und von Eifer für die Mission glühe," wurde dennoch nicht berufen.*) Endlich am Anfang des J. 1822, nachdem drei Zöglinge aus Basel in Straßburg einige Vorträge vor einer „sehr zahlreichen" Versammlung gehalten hatten, berichtet man einerseits, „die Theilnahme an der Missionssache fange an, in Straßburg zum guten Ton zu gehören," und schrieb andrerseits ein Missions-

*) Es war dies Oster, dem wir später wieder begegnen werden.

freund an die Basler Kommittee rundweg: „Feinde sind zu Freunden geworden und überhaupt ist die Stadt für die Missionssache gewonnen!“ — Die lieben Freunde! Das kaum hörbare Geräusch ihrer eigenen Thätigkeit und Bewegung schien ihnen nach der langen Grabesruhe das ganze Land zu erfüllen, und wunderbar leuchtend strahlten für ihre Augen die kleinen Fünklein in der schwarzen Nacht, aus welcher sie hervorglimmerten. Und dennoch, o daß wir noch jetzt so hoffnungsvoll wären, anstatt über Erschlaffung zu jammern und schließlich selbst in Ermattung zu sinken! —

Was die eigentliche Geschichte dieses ersten Straßburgischen Hilfsvereins betrifft, so können wir nur den völligen Mangel an Quellen, in welchem wir uns in dieser Hinsicht befinden, beklagen: spurlos ist dieser Verein in Straßburg verschwunden; kein Bericht, kein Aufruf, keine Rechnung scheint je gedruckt worden zu sein, weder die Namen der Mitglieder, noch die Existenz eines Ausschusses werden irgendwo erwähnt; und so wenig wir etwas über sein erstes Zusammentreten vernehmen, so wenig hören wir von seinem Ende; nur vermuthen kann man, daß die Energie Krafft's, welche ihn menschlicherseits in's Leben gerufen, als Hartnäckigkeit später die Ursache seines allmählichen Aussterbens wurde, wie wir ferner berichten werden.

Mehr Stoff steht uns in Betreff der Mittel, die zur Hebung des Missionsinteresses angewandt wurden, zu Gebote. Schon im Anfang des J. 1821 bat Krafft den Insp. Blumhardt, abreisende Zöglinge aus dem Missionshause über Straßburg zu schicken, um von der Missionsgemeinde in dieser Stadt Abschied zu nehmen und so mehr Theilnahme zu erwecken. Zuerst fanden solche Zusammenkünfte nur in Privathäusern statt; später wurden sie im Kapitelsaal des Thomasstifts gehalten, dessen Vorsteher Krafft war; noch einen Schritt weiter gieng es, als einst Miss. Haas in Begleitung eines armenischen Kaufmanns nach Straßburg kam und man, um ein größeres Publikum zu erreichen, das sog. Auditorium im getrennten Chor der neuen Kirche als Lokal wählte. Endlich seit dem J. 1825 scheinen diese Gelegenheitsvorträge manchmal in einer Kirche stattgefunden zu haben, wovon Krafft einmal an Inspektor Blumhardt schrieb: „... Solche Bewilligung (einer Kirche) scheint Ihnen vielleicht eine Sache zu sein, die sich von selbst versteht, uns aber ist es jedesmal ein merkwürdiges Ereigniß, dem wir mit gespannter Er-

wartung entgegensehen; denn sie hängt von einer Behörde ab, bei deren Mehrzahl man solche Bewilligung schwerlich erwarten könnte, wenn man nicht wüßte, daß der Herr die Herzen der Menschen lenket wie Wasserbäche ..." Immerhin blieben aber jene Ansprachen abreisender und heimkehrender Missionare nicht ohne Erfolg, und besonders tiefe Eindrücke scheint die Anwesenheit Br. Gobat's in Straßburg einst hinterlassen zu haben. Zu regelmäßig gehaltenen Missionsstunden ist es übrigens in jener Zeit nicht gekommen.

Allein es gieng nicht immer so erfreulich vorwärts, und wenn auch bis gegen 1830 die in Rede stehende Entfaltung des Missionslebens im Elsaß im Wachsen blieb, so geschah es doch nicht ohne Feindschaft und Hindernisse; ohne Kampf kann es ja überhaupt nie abgehen, wo des Herrn Werk getrieben wird. Darum ist uns gerade das heftiger werdende Auftreten der Widersacher ein Beweis des Fortschritts, welchen die Missionssache im Elsaß und besonders in Straßburg damals machte, und sicherlich war es nicht das erwachende Missionsinteresse allein, welches den Widerstand der Gegner hervorrief und reizte, sondern die damit Schritt haltende Entwickelung des gesammten religiösen Lebens, da beide, wie erwähnt, in einem innigen Wechselverhältniß standen. Schon in der Basler Generalkonferenz von 1824 hatte Krafft gesagt: „Wir gehen langsam und leise, und müssen uns das Wort vorhalten: Hie ist Geduld der Heiligen!" und später mußte er ausrufen, ebenfalls auf dem Basler Missionsfeste: „Leider, oder Gottlob, soll es lieber heißen: wir haben Gegner!"

Pädagog Krafft hatte dies zu jener Zeit und sollte es noch ferner an seiner eigenen Person erfahren. In all' seinen Stellungen ganz und allein von der rationalistischen Kirchenbehörde abhängig, verlor er zuerst sein Lehramt am Gymnasium; dann wurde ihm erklärt, man wolle die Stelle eines zweiten Sekretärs des Direktoriums aufheben; kaum war aber Krafft abgesetzt, so wurde sein Nachfolger ernannt. Es blieben ihm nun noch jährlich 300 Fr., und er mußte von da an 8 bis 10 Stunden täglich, bis in die späte Nacht hinein, Uebersetzungen für den „Niederrheinischen Kurier", ein politisches Tagesblatt, besorgen, um durch diese abstumpfende Arbeit seiner Mutter und Schwester kümmerliches Dasein zu fristen. Mehrmals versuchte man ihn auch seines Pädagogenamtes zu entheben, das ihm doch wenigstens für seine eigene Person freien Tisch und Wohnung

zusicherte; es mißglückte jedoch, bis im Jahr 1843 nach unzähligen, und wären die Akten nicht vorhanden, unglaublichen, durch Jahre sich hinziehenden Plackereien, man ihn in den Ruhestand versetzte mit einem Gnadengehalt von 800 Fr. Nachdem er sich nun in eine kleine Wohnung eingemiethet hatte, nahm er die Stelle eines Buchdruckerei-Korrektors an, und nicht mit Bitterkeit, sondern lächelnd hob er es damals in einem Freundeskreise hervor, „wie weit er es in diesem Leben gebracht habe."

Und in der That, dies war der leichteste Theil seines Kummers: so bescheiden er war, so zäh und hartnäckig beharrte er in einem einmal eingeschlagenen Weg; er war eben ein Einspänner, und so sahen sich z. B. auch seine Freunde gezwungen, als die Neuhofanstalt sich erweiterte, ihn des Vorsitzes im Verwaltungsrath, den er seit der Stiftung inne hatte, zu entlasten; andrerseits witterte er Separatismus in der als „Kapellwesen" verschrieenen Richtung, welche in den dreißiger Jahren in Straßburg sich bildete, was ihm manchen Geistesverwandten entfremdete; und als endlich diese Richtung eine Hilfsgesellschaft für die Pariser (später auch für die Basler) Mission gründete und bald darauf die kirchliche Missionsgesellschaft in's Leben trat, und noch später auch seine lutherischen Freunde ein besonderes Missionspanier aufrichteten — Krafft selbst aber sich keiner dieser Richtungen anschließen mochte,*) da wurde es öde um ihn her, und wie er anfangs allein unter Gegnern gewesen war, so stand er nun einsam da mitten unter Freunden.

Aber in Aengsten und Nöthen, durch Ehre und Unehre blieb er seiner Missionsthätigkeit treu: die einzige Erholung, die er sich gönnte, war die Reise auf die Basler Festwoche, die er 34 Mal mitfeierte. Mittheilungen machte er keine mehr; er hatte gelernt, daß auch Schweigen seine Zeit hat, wenigstens vor Menschen. Es wird sich aber gewiß noch mancher alte Missionsfreund, der schon geraume Zeit regelmäßig den General- und Spezialmissionskonferenzen in Basel beiwohnt, der sonderbaren Gestalt mit den unverhältnißmäßig kurzen Beinen erinnern, die der Präsident als Pädagog oder Kandidat Krafft zum Sprechen aufforderte; das Männlein sprang dann gewöhnlich von seinem Stuhl herunter, verneigte sich und sprach: „Hab' Nichts zu sagen."

*) Während der drei letzten Jahre seines Lebens näherte er sich jedoch dem Hilfscomité für Paris und Basel.

Im J. 1854 sah man ihn dort zum letzten Mal. In Straßburg herrschte die Cholera; am 3. August wohnte er noch einer Sitzung des Verwaltungsausschusses der Neuhof-Anstalt bei; Tags darauf ergriff ihn die furchtbare Seuche und am 5. August 1854 starb er im Bürgerspital, wohin seine Hausbesitzer ihn hatten bringen lassen. „Soweit hat er's in diesem Leben gebracht"; aber noch im Todesringen muß er als Christ gekämpft haben, so daß die ihn verpflegende katholische Schwester einem Freunde, der sich kurz vor Krafft's Ende nach seinem Befinden erkundigte, gesagt hat: „Es muß ein frommer Mann gewesen sein!"

Wir haben über die Anfangsperiode hinausgegriffen, um die Lebensskizze eines Mannes, um dessen Thätigkeit sich in der ersten Zeit auf dem Gebiete des Missionslebens alles gedreht hat, wenn auch nur in Umrissen, doch wenigstens vollständig zu entwerfen. Denn unstreitig gebührt Krafft die Ehre, das Missionsleben im Elsaß geweckt und bis zu einer gewissen Höhe entwickelt zu haben, da Verbindungsfäden mit der früheren Thätigkeit D. Lorenzens sich keine auffinden lassen. Es ist Krafft gelungen, von 1820—1850 mehr denn 28,000 Fr. nach Basel zu befördern, und nicht in Straßburg allein hat er gewirkt: aus seiner Korrespondenz geht hervor, daß er die warme Zugluft aus dem Steinthale, die ihn allem Anschein nach, wie oben angedeutet, aufgethaut, reichlich vergolten hat, indem er sein Missionsinteresse dorthin verpflanzte: zu mehreren Malen haben ihm die Oberlins Gaben zur Uebermittelung nach Basel geschickt, außer was aus dem Steinthal ebenfalls auf Krafft's Anregen nach Paris gegeben wurde. Ferner haben die Missionszöglinge oder Missionare, die Krafft nach Straßburg kommen ließ, meist auf ihrer Durchreise in Mülhausen, und mehr noch in Colmar, eine Station gemacht, um auch dort durch ihre Ansprachen den Missionseifer anzufachen.

An dem Anknüpfungspunkt, welchen sie dort fanden, treffen wir wieder mit Bost's Arbeit zusammen. Derselbe war nämlich im J. 1820 nach Colmar übergesiedelt, wo er während seines dortigen zweijährigen Aufenthaltes ein bleibendes und jetzt noch blühendes Evangelisationswerk gegründet hat durch die Bekehrung eines Jünglings, namens Bott, die ihm der Herr schenkte. Von Bott's Söhnen sind zwei im Basler Missionshaus gebildet worden,

unter welchen der ältere auf der Sklavenküste sein Grab gefunden hat; auch ein Sohn Bost's, in Colmar geboren, wurde im Basler Missionshaus erzogen und gieng als Missionar nach Kalkutta, noch ein Beweis dafür, daß der „Genfer Hitzkopf“, wie man von kirchlich-ungläubiger Seite damals Bost nannte, für die Mission noch warmes Herz hatte; er selbst erzählt in seinen Mémoires, wie es ihm gelang, in Colmar und in der Umgegend schon im J. 1821 Abonnenten auf das Missions-Magazin zu gewinnen. Im Bott'schen Hause fanden daher die Basler immer eine herzliche Aufnahme und in den Versammlungen, die Bott hielt, waren sie schon damals eine willkommene Erscheinung. Auch empfieng Basel von jener Zeit an kleine Beiträge aus Colmar und Mülhausen.

Wie diese Anfänge des Missionsinteresses im Elsaß sich entwickelt haben, muß nun der zweite Hauptabschnitt berichten.

---

2. Die Entfaltung des Missionslebens.

Die kleinen Erbauungsstunden, welche Bost in Straßburg angefangen hatte, wurden eine Zeitlang durch Gilbert, einen Gehilfen Bott's, von Colmar aus fortgesetzt. Dann traten einige von einer englischen Gesellschaft angestellte Judenmissionare in die Arbeit ein, unter ihnen der uns schon bekannte Oster, den wir später noch einmal als Bindeglied antreffen werden, bis endlich ein im Missionsinstitut zu Basel gebildeter, nach vollendeten Studien aber in den Dienst der Londoner Gesellschaft zur Bekehrung Israels eingetretener, hochbegabter Arbeiter, J. A. Hausmeister, im Spätjahr 1832 nach Straßburg kam. Er merkte bald, daß er neben seiner sich ausdehnenden Berufswirksamkeit nicht auch noch jene Versammlung halten könne; er forderte daher die Freunde, welche sie bildeten, auf, einen Prediger (im Elsaß nach französischem Sprachgebrauch „Evangelist“ genannt) kommen zu lassen. Man wandte sich an die vor Kurzem erst gestiftete Société évangélique de France in Paris, und durch ihre Vermittlung kam nun noch ein ehemaliger Basler Missionszögling, C. F. Major, nach Straßburg. Wie innig das Versammlungswesen und das damit verbundene religiöse Leben im Elsaß mit der Basler Mission zusammenhängt, ist leicht aus diesen Thatsachen zu ersehen.

Unterdessen war aber ein Stern erster Größe in Straßburg aufgegangen, „der leuchtende Centralstern der ganzen antirationalistischen Partei im Elsaß“ *), der während nahezu 30 Jahren unvergleichlich glänzender und beherrschender als Krafft und in viel weitere Kreise heller und tiefer hineinstrahlend, der Mittel- und Brennpunkt des geistlichen Lebens im Elsaß blieb. — Im J. 1797 in Straßburg geboren, wurde Franz Härter 1823 als Pfarrer der Gemeinde Ittenheim ernannt. Sechs Jahre lang blieb er dort und, ruft er selbst in seinen „Abschiedsworten an seine (Straßburger) Gemeinde“ aus,**) „die lieben Ittenheimer hatten einen gar schlechten Seelsorger an mir, . . . ich ahnete nicht, daß mit mir selbst eine gründliche Veränderung vorgehen mußte.“ Das frühzeitige Abscheiden seiner heißgeliebten Gattin war das Mittel, dessen sich der Herr bediente, um ihn in das wahre Leben zu treiben. Im J. 1829 wurde Härter als Pfarrer an die neue Kirche in Straßburg berufen. „Um seine Gemeinde von einem unnütz gewordenen Pfarrer zu entledigen,“ folgte er diesem Ruf, ohne dabei an seine neue Wirksamkeit zu denken, da seine Hoffnung war, bald zu sterben. Allein mit Schrecken wurde er in Straßburg inne, daß er körperlich genas. — Nur aus Furcht, diese biographische Notiz zu weit auszudehnen bei einem Manne, der eigentlich nicht unmittelbar als Triebfeder im Räderwerk des Missionslebens wirkte, müssen wir uns versagen, die Umwandlung, welche mit Härter damals vorgieng, in seinen eigenen tief ergreifenden Worten zu schildern. Nach zehn schmerzlich durchrungenen Monaten, während welcher er niemand hatte, dem er seine Noth hätte klagen können, genas seine Seele „und es währte nicht lange,“ ruft er aus, „so konnte ich von der Gnade meines Heilandes, beschämt und gehoben zugleich, als Neugeborner rühmen: Mir ist Barmherzigkeit widerfahren!“ Am Trinitatis-Sonntage 1832 legte er in der neuen Kirche Rechenschaft ab von der in ihm vorgegangenen Veränderung, und weit über die Grenzen der Stadt hinaus, im ganzen Lande, zündete dies treue Zeugniß. So oft Härter von da an predigte, umringte ihn eine Menge dicht gedrängter, durch sein

*) Wie ihn Wehrhahn, (Umschau in Deutschland, Frankreich u. s. f., Leipzig, 1840) S. 142 nennt.

**) Schon im J. 1835 niedergeschrieben und auf eigenen Wunsch als Leichenrede bei seinem Begräbniß (7. Aug. 1874) vorgelesen.

gewaltiges Wort gefesselter Zuhörer und füllte bis in die hintersten Winkel die weiten Hallen der „Prediger-Kirche“, in welcher fünfhundert Jahre früher Tauler's Stimme ertönt hatte.*) Eine neue Wendung beginnt mit diesem Datum für die Geschichte des religiösen Lebens im Elsaß.

§. 1. Der Straßburger Hilfsverein der evangelischen Missionsgesellschaften von Paris und Basel.

Zu jener Zeit kam Härter mit Notar Hickel aus Straßburg regelmäßig im Hause des Herrn Cuvier aus Mömpelgard, Professor an der philosophischen Fakultät, zusammen; und die drei Freunde besprachen sich da über die Mittel, das geistliche Leben in Straßburg zu fördern und auch der Heidenmission mehr Anerkennung im Elsaß zu verschaffen. Aus diesem Freundeskreise, welchem sich bald auch Hausmeister und Major anschlossen, gieng im Anfang des J. 1834 die „Evangelische Gesellschaft zu Straßburg“ hervor, in deren erstem Aufruf als Zweck der Gesellschaft auch die „Unterstützung der Heidenmission“ aufgeführt wird. Auch bildete sich ein an die Evang. Gesellschaft sich anschließender besonderer Ausschuß, aus fünf Damen bestehend, die einen Missions-Arbeitsverein veranstalteten. Jedoch sollte bald dieser Theil der Thätigkeit der Evang. Gesellschaft als selbstständiger Verein sich abzweigen.

Im Frühjahr 1834 hatten Pädagog Krafft und Pfr. Härter den Vorsteher des Missionshauses in Paris, Pfr. Grandpierre, nach Straßburg kommen und in der Neuen Kirche predigen lassen. Krafft war es dabei um die Förderung des allgemeinen Missionsinteresses zu thun; Grandpierre dachte aber vielmehr an die Geldschwierigkeiten, in welchen sich die Pariser Mission damals befand und an die Stif-

*) Wehrhahn, der als separirter Lutheraner übrigens manches „Unrichtige“ an Härter tadelt, und in ihm „nichts weniger als einen Lutheraner“ findet, sagt dennoch von ihm (a. a. O. S. 141 f.): „Da er wenig für's größere Publikum schreibt, sondern fast ganz seinem Amte und einer allgemeinern freien christlichen Thätigkeit lebt, so ist sein Ruf in der Ferne schwächer, als Vieler, die weit unbedeutender sind; aber man muß in seine Atmosphäre kommen, um zu gewahren, in welchem Ansehen er steht .... In Straßburg darf man, um des Sonntags in seine Predigt zu gelangen, nur dem schwarzen, durch die engen Straßen sich drängenden Menschenstrome folgen.“

tung eines besonderen Hilfsvereins für Paris. Nach der Predigt versammelten sich einige Freunde in Pfr. Härter's Wohnung und an demselben Abende noch wurde beschlossen, einen Hilfsverein für Paris zu gründen. Krafft hingegen, dem Basel an's Herz gewachsen war, wenn er auch Gaben nach Paris beförderte und in seinen Blättern Nachrichten aus dem Pariser Missionsgebiete veröffentlichte, konnte sich mit der ganzen Richtung, welcher dieser neue Verein entsproß, nicht befreunden, und fuhr daher fort, auf seine Weise für die Missionssache zu wirken. Ja, er gewann für sich Leute, von welchen er sich bisher fern gehalten, an denen er aber bald schmerzliche Erfahrungen machen sollte. Die Thätigkeit Major's war ihm, wie schon berührt, zu „unkirchlich" und in noch höherem Grade die Société évangélique de France, die Major in Straßburg angestellt hatte, und welcher sich die Evang. Gesellschaft zu Straßburg im J. 1836 unterstellte. Er veröffentlichte deßhalb im „Kirchen- und Schulblatt", dem Organ der rationalistischen Kirchenbehörde, welchem er früher durch seine „Christlichen Mittheilungen" entgegengearbeitet hatte, einen Brief an Fréd. Monod und seine Genossen in Paris, in dem er sehr scharf das Verfahren dieser seiner früheren Freunde rügte. Auch Härter war dem Pädagogen Krafft übrigens hauptsächlich wegen dessen brüderlicher Verbindung mit Major nicht kirchlich genug in jener Zeit; und andererseits mag es sein, daß Härter und seine Freunde nicht allzu ungern Krafft's Mitwirkung entbehrten, da allen Unternehmen des Letztern eine gewisse Lächerlichkeit, wohl mit seiner Mißstaltung und seiner geistigen Eigenart zusammenhängend, vor der öffentlichen Meinung anklebte. Kurz, Krafft, der bisher als Flügelmann der sog. Pietisten gegolten hatte, entzweite sich mit den durch Major und Härter auf neue Bahnen geführten Pietisten, und es waren von nun an zwei Missionsvereine in Straßburg: der „Elsäßische Hilfsverein", so nannte Krafft seinen Wirkungskreis, und der „Straßburger Hilfsverein für die Pariser Missionsgesellschaft."*) Sicherlich ist aber der Grund der Entzweiung nicht in der Verschiedenheit der Gabenbestimmung, einerseits nach Basel, andrerseits nach Paris zu suchen,

*) Die drei ersten Berichte sind französisch geschrieben unter dem Titel: Rapport du Comité de la Société des Missions évangéliques chez les peuples non-chrétiens, établie à Strasbourg, auxilaire de celle de Paris.

dem Krafft theilte im J. 1835 seine Gaben so, daß er 500 Fr. nach Paris und 800 Fr. nach Basel sandte; während der Pariser Hilfsverein im ersten Jahr seines Bestehens, aus seinen regelmäßigen Einkünften Fr. 100 als außerordentlichen Beitrag (außer den besondern Gaben, die er nur übermittelte) für Basel bestimmte.

Die Geschichte dieses Vereins theilt sich in zwei Perioden, deren erste bis zum Jahr 1850 reicht. „Der Straßburger Hilfsverein für die evang. Mission unter den nicht-christlichen Völkern", heißt es in den Statuten, Art. 1, „hat zum Zweck, das Werk der Muttergesellschaft zu Paris zu unterstützen." Weiter erfahren wir, daß wer sich durch Namensunterschrift verpflichtet, dazu mitzuwirken, als Mitglied des Hilfsvereins gilt (im ersten Jahre fanden sich deren 72). Monatliche Missionsbetstunden sollen dazu dienen, das Interesse am Missionswerk zu beleben, und jährlich soll eine allgemeine Versammlung aller Mitglieder und ein öffentliches Missionsfest am 6. Januar, als am Tage Epiphaniä,*) stattfinden". — Da die monatlichen Versammlungen in einem Privathause gehalten wurden, so druckte man Mitgliederkarten und jedes Mitglied durfte des Raumes wegen nur eine beschränkte Anzahl Eingeladener mitbringen. Im Lauf des dritten Jahres veröffentlichte der Ausschuß des Hilfsvereins ein Missionsliederbuch, aus welchem man in den sehr zahlreich besuchten Missionsstunden von nun an sang, und schon im J. 1842 mußte eine 2. Auflage zu 1000 Exemplaren veröffentlicht werden. Ueberhaupt gieng es erfreulich vorwärts in diesen ersten Jahren, und die Krisis, welche die Evang. Gesellschaft zu Straßburg im J. 1830 durchmachte, scheint ohne Einfluß auf den Hilfsverein gewesen zu sein. Dem oben erwähnten C. F. Major war es nämlich gelungen, zwei seiner Freunde zu bestimmen, ein Versammlungslokal (gemeiniglich „Kapelle" genannt) zu bauen, und was Pädagog Krafft gleich anfangs befürchtet hatte, schien allmählich durch verschiedene hier nicht zu erörternde Verhältnisse beinahe unvermeidlich zu werden: im J. 1838 fieng Major an, die Sakramente in der Kapelle zu verwalten und auf Bildung einer von der Landeskirche getrennten Gemeinde zu dringen; Härter, der bisher Hand in Hand mit ihm gegangen war, widerstand diesem Versuche, das Comité der Evang. Gesellschaft

*) Gegen Ende der vierziger Jahre wurde dies Fest in das Frühjahr verlegt.

zu Straßburg trennte sich von der Muttergesellschaft in Paris, von welcher Major noch immer gewißermaßen abhieng, und Major selbst mußte sich zurückziehen nach einer sechsjährigen, auch für die Mission in vieler Hinsicht gesegneten Wirksamkeit. Die umgestaltete Evang. Gesellschaft aber verwandelte das Versammlungslokal in ein Vereinshaus, in welchem von nun an auch die monatlichen Missionsstunden des Hilfsvereins gehalten wurden.

Bis zum Jahr 1845 stiegen die Einnahmen des Hilfsvereins, der damals 175 Mitglieder zählte; doch schon der Bericht über 1844 fordert die Mitglieder und alle Freunde zu ernstlicher Prüfung auf, und muß sie daran erinnern, daß „das Missionswerk nicht ein Unternehmen sei, das raschen Anlaufs angegriffen und ausgeführt werden kann; es erfordere vielmehr von Allen, die daran Theil nehmen, besonnene, unverdrossene, ausdauernde Arbeit.“ Von da an geht es rückwärts; die überhandnehmende Lauigkeit kommt an den Tag sowohl in der Abnahme des regelmäßigen Besuchs der Missionsstunden, als auch in der Thätigkeit des Frauen-Vereins und in den eingehenden Beiträgen und Gaben. Als daher die konfessionellen Fragen im J. 1848 in Straßburg angeregt wurden, da scheint es dem Hilfsverein Angst geworden zu sein. Er hatte früher schon erklärt (Bericht von 1841): „In einer christlichen Zeitschrift ist uns der Vorwurf des Latitudinarismus gemacht worden, weil das Missionswerk in Paris, das wir unterstützen, ein reformirtes Unternehmen ist, . . . allein wir sind des Glaubens, daß der bei uns entstandene Konfessionsunterschied nicht in die Heidenwelt zu verpflanzen ist, . . . sondern daß die Kirche sich bei den Heiden eigenthümlich gestalten wird.“ Nun schlug aber die mit dem Hilfsverein eng verbundene Evang. Gesellschaft einen streng lutherisch-konfessionellen Ton an; der Hilfsverein sah sich nach Stützen um und man dachte ganz natürlicher Weise an Pädagog Krafft. Derselbe war, wie wir es bald sehen werden, schon im J. 1836 von seinen in der Noth und vielleicht nicht ohne Verdruß angerufenen rationalistischen Freunden verlassen worden und stand seitdem allein, aber immer treu an der Mission und besonders an Basel hängend. Im Bericht des Pariser Hilfsvereins über 1851 lesen wir daher: „Was ist zu thun, um den Missionssinn unter uns neu zu beleben, und um die Mitwirkung mancher Freunde der Mission zu gewinnen, welche sich bisher nicht mit uns verbunden haben, obwohl sie auf demselben Grund des

Heils stehen wie wir? Nach langer und reiflicher Berathung glaubt das Comité den Vorschlag machen zu müssen, unseren Wirkungskreis zu erweitern, indem wir in Zukunft auch die Missionsgesellschaft von Basel unterstützen. Auf den ersten Anblick möchte es zwar sonderbar erscheinen, zwei Missionswerke unterstützen zu wollen, da wir von Jahr zu Jahr schon dem einen weniger Hilfe leisten können . . . Allein es steht vor Allem fest, daß wenn die Mittel nicht allmählich ganz schwinden sollen, etwas geschehen muß, um den erkaltenden Eifer für die Missionen wieder zu beleben . . .; nun erkennen wir alle dankbar an, wie viel das christliche Leben im Elsaß dem gesegneten Einfluß der befreundeten Stadt Basel verdankt und darum glauben wir, mit Recht von einer innigern Verbindung mit Basel, von dem öftern Besuch seiner Missionare und Missionsfreunde, einen reichen Segen für unsern Verein . . . erwarten zu dürfen." Demgemäß wurde in den Statuten der Art. 4 folgendermaßen verändert: „Die Gaben, welche beim Ausgang aus der Versammlung eingelegt werden, sind ausschließlich für die Pariser Missionsgesellschaft bestimmt, die Fälle ausgenommen, wo der Geber eine andere Bestimmung schriftlich andeutet. Die andern dem Verein zukommenden Gaben werden, wenn keine besondere Bestimmung der Geber eintritt, zwischen Paris und Basel vertheilt"; und am 7. Juni 1852, nachdem in einer allgemeinen Versammlung die umgestalteten Statuten angenommen worden waren, trat Pädagog Krafft als Mitglied in das Comité ein.

Damit beginnt dieser Verein unter dem neuen Namen „Straßburger Hilfsverein der evang. Missionsgesellschaften zu Paris und Basel" seine zweite Periode, welche wir noch nicht abzugrenzen vermögen. Mit Krafft schlossen sich mehrere vereinzelt stehende Missionsvereine auf dem Lande dem Straßburger Hilfsverein an. Die Zahl der regelmäßige Beiträge liefernden Mitglieder stieg wieder auf 171, blieb aber alsdann schwankend zwischen 170 und 160 und sank endlich in stetem Rückschritt vom J. 1860 bis zum J. 1874. Ebenso verhält es sich mit dem Besuch der Missionsstunden, mit der Thätigkeit des Frauen-Vereins und mit den Gaben überhaupt, so daß der Berichterstatter im J. 1871 bekennen muß: „Vergleichen wir das heuer Geleistete mit dem, was wir in früheren Jahren haben thun können, . . . so muß es uns gar geringfügig und unbedeutend erscheinen." Dieser Rückgang hieng gewiß mit einer

allgemeinen, jetzt von Vielen eingestandenen Lauigkeit zusammen, die von den sechsziger Jahren an im elsäßischen Pietismus überhand genommen hatte und deren Ursachen heute noch zum Theil, trotz einer Hebung des geistlichen Lebens an manchen Orten, bestehen, worauf wir aber hier nicht einzugehen haben.

Wenn nichtsdestoweniger seit 1859 die Gesammtrechnung des Hilfsvereins eine Verdoppelung der zu verwaltenden Gelder aufweist, so hängt das mit der Einführung der Su-Kollekte (in Basel Halbbatzen-Kollekte genannt) zusammen, welches im Elsaß durch Pfr. Kreiß geschah. Demselben, der schon im J. 1841 als Missionsprediger im Elsaß von Basel aus hatte angestellt werden sollen, und der sowohl in seiner allgemeinen Missionsliebe als besonders in seiner Anhänglichkeit an Basel,*) als Erbe Krafft's bezeichnet werden kann, ist es zu verdanken, daß die Einnahmen des Hilfsvereins in den Jahren 1863—1865 auf mehr als 20,000 Fr. jährlich stiegen, und das überhaupt das Missionsinteresse fortlebte, wenn auch ohne bemerkbares Wachsen. Seit seinem Heimgang (1870) ist es auch mit der Su-Kollekte rückwärts gegangen, und der Bericht über 1876 stellt fest, „daß die Theilnahme am Werk der Mission gegenwärtig im Elsaß nicht im Steigen ist, daß sie vielmehr hin und wieder abgenommen hat." Dabei schließt man sich aber nach rechts ab und verwahrt sich ängstlich gegen Alles, was Konfessionalismus oder andererseits Freikirchlichkeit sein oder werden könnte, und scheint nicht einzusehen, daß die Gefahr von links her droht.

Trotzdem glauben wir die Wurzel eines Neuen schon im J. 1872 wahrnehmen zu dürfen. Von Basel aus wurde damals ein Missionsprediger für das Elsaß angestellt, zuerst Miss. Deuber, gegenwärtig Miss. Aldinger, deren Thätigkeit in Straßburg vornehmlich, aber auch in vielen Landgemeinden, besonders im Anschluß an das bestehende Versammlungswesen, einen Aufschwung des Missionsinteresses wohl hervorbringen könnte. Seit 1874 wird auch eine jährliche Missionskonferenz in Straßburg durch den Hilfsverein veranstaltet, auf welcher zwei Abgeordnete der Basler Missionskommittee Bericht über den Stand und die Bedürfnisse der Basler Mission

---

*) Sagte er doch kurz vor seinem, in Folge der Belagerung Straßburg's erfolgten Ende: „Ich will lieber meine rechte Hand abhauen lassen, als sie abthun vom Basler Missionswerk."

ablegen und freie kurze Ansprachen gestattet werden. Möge der Herr solche Anfänge segnen und in richtige Bahnen lenken zur Erweiterung, aber auch zur tieferen Gründung des Missionslebens im Elsaß!

(Fortsetzung folgt.)

Missions-Zeitung.

Südsee.

Die Missionskommittee der australischen Methodisten-Konferenz, deren Meinungs-Aeußerung über die traurigen Vorgänge in Neubritannien uns nun endlich im Wortlaut vorliegt, hat angeordnet, daß die Witwen der ermordeten eingeb. Lehrer in ihre Heimat zurückgebracht und, bis eine Gelegenheit hiezu sich findet, von der Mission aus bestens versorgt werden sollen. Aus den Mittheilungen eines Hr. Mc' Grath, der selbst an der Bestrafung der Mörder theilgenommen hatte, und der von der Missionskommittee verhört wurde, geht hervor, daß nach jenem kannibalischen Akt zahlreiche Haufen von Eingebornen bei Miss. Brown erschienen und alle möglichen Gegenstände von ihm erpreßten, daß ein neu-irländischer Häuptling, der vorher freundlich gewesen war, die Frau eines der Lehrer in seine Hütte geschleppt und sie dort ein paar Tage lang festgehalten, daß Talili, der Anstifter der Mordthat, sich anschickte auch die Frauen und Kinder der Getödteten aus der Welt zu schaffen und sogar eine Botschaft an alle Orte in Neubritannien ausgehn ließ, wo Missionslehrer wohnten, daß, wenn diese nicht getödtet würden, er Krieg anfangen werde, ja daß er sogar Miss. Brown eine Drohung schickte, er werde ihn auffressen. Hienach ist's klar, daß die von Miss. Brown unternommene kriegerische Expedition kein Racheakt sondern eine Maßregel der Nothwehr war.

Neuseeland.

Der Hermannsburger Missionar Gößling schreibt aus Opunake (16. Mai 1878): „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt. Jeder Christ erfährt und sieht die tiefe Wahrheit dieses Spruches. Aber so stark wie hier unter den Maori ist es mir noch nicht vor Augen getreten. Dies Volk wird in deutschen Schullesebüchern als zum Christenthum bekehrt gemeldet, welches von englischen Bischöfen beaufsichtigt würde. Aber wie ist es in der That? Nun, getauft sind sie alle, und man findet die Namen Moses und der Propheten und Apostel häufig unter ihnen, doch führen sie auch neben ihrem Taufnamen gewöhnlich noch ih-

ren heidnischen Namen, und im Leben sind sie die ärgsten Heiden. Ja, diese Getauften haben vor wenig Jahren noch Menschenfleisch gefressen, wie sie bekennen. Von den im Kriege Gefallenen fraßen sie das Herz. Und wenn die englische Obrigkeit nicht hier wäre, so wären sie auch jetzt nicht zu gut dazu, obgleich sie jetzt ihren Wohlgeschmack ganz dem Spiritus zuwenden. Sie sind mit wenigen Ausnahmen Säufer von Profession, und nicht nur die Männer, sondern auch die Weiber. Auch die wenigen Kinder, welche am Leben bleiben, lungern mit den Alten beim Wirthshaus herum. Wie solch' ein Volk sich zu Gottes heiligem Worte stellt, brauche ich nicht zu sagen: sie suchen sich in Verachtung und Spott dagegen zu überbieten.

„So viel und so lange unter ihnen missionirt ist, hat es doch kaum bleibende Frucht geschafft. Denn soweit ich hier bekannt geworden bin und Erkundigungen eingezogen habe, gibt es keine christliche Gemeinde unter ihnen auf dieser Insel, wo das kommunistische Heidenthum gebrochen wäre, obgleich dem Namen nach einzelne Gemeinden da sind. Vor dem Kriege wurden ernstliche Versuche gemacht, sie zu christlich geordnetem Leben zu bringen, was aber mit dem Kriege ein Ende nahm, da sie die Missionare verjagten. Nur Einer in Auckland im Norden der Insel wurde von ihnen zum Rangatira (Häuptling) erwählt: der ist geblieben und hat Kirche und Schule unter ihnen. Wie er endlich gefragt wurde, ob er Frucht schaffe, sagte er: nach seiner Ueberzeugung habe er drei Bekehrte! Nun, wenn man nur erst drei Seelen gewonnen hätte, so würde ich auf meinen Knieen dem Herrn danken."

Um nicht als übertreibender Schwarzseher zu erscheinen, führt Miss. Gößling als Bestätigung seiner Ansicht einen Zeitungsartikel an, der zwar die hingebungsvolle Arbeit vieler Missionare lobt, den Erfolg aber auch für ganz gering hält. Am Schluß dieses Artikels heißt's: „Ein gewaltiges Bollwerk gegen die Bekehrung der Maori, zu dessen Wegräumung die Missionare unfähig waren, ist ihr Kommunismus oder das viehheerdenmäßige Zusammenleben im Pa. Ein anderes Bollwerk ist ihre Verschwendung und Verwüstung der Vorräthe, wenn sie reichlich haben. Das dritte Bollwerk ist ihre Sauflust. Alles, was geschehen ist, dem Volke zu helfen, ist an diesen Bollwerken gescheitert oder hat sehr geringen Erfolg gehabt. Doch muß zugegeben werden, daß vielleicht die rechte Methode bei den Maori noch gar nicht zur Anwendung gekommen ist."

Auch dieser letzten Aeußerung scheint Miss. Gößling beizustimmen. Er sagt, in der bisherigen Mission habe man unbegreiflicherweise den Kommunismus unangetastet gelassen; Hunderte und Tausende hätten sich dabei in kurzer Zeit zum Christenthum gewandt, seien aber ebenso schnell wieder abgefallen, weil der Grund faul war. Er selbst sei entschlossen, nie einen Kommunisten zu taufen: erst müsse der Maori sei-

nen Kommunismus aufgeben, so gut wie der Indier seine Kaste und der Kaffer seine Vielweiberei.

Fragt man, worin denn dieser schreckliche Feind des Christenthums eigentlich besteht, so bekommt man folgende Antwort: „Der Kommunismus ist grob und offenbar gegen das sechste, siebente, neunte und zehnte Gebot: gegen das sechste, indem ein Dutzend und mehr Leute beiderlei Geschlechts bunt durcheinander bei Tag und bei Nacht in Einer Hütte liegen. Daraus folgen Greuel und Unzucht aller Art, woher auch die allgemeine Verbreitung der scheußlichen Krankheiten kommt; gegen das siebente, neunte, zehnte Gebot, indem jeder nehmen kann, was des Andern ist; denn statt des göttlichen „du sollst nicht begehren" heißt's im Kommunismus: „du sollst begehren"; und wenn jemand das Seinige nicht hergeben will, so wird es ihm theils mit Gewalt, theils mit List genommen. Der Kommunismus ist eine teuflische Verzerrung des Gebotes der Nächstenliebe und darum auch die Ursache des schnellen Aussterbens dieses sonst nicht schwachen oder unbegabten Volkes. Mag nun auch unser Anfang um so viel schwerer sein, so sage ich: mit jenem teuflischen Unkraut will ich nichts zu thun haben."

Endlich beschreibt Miss. Gößling noch ein mit ungeheurem Aufwand und unter Saufgelagen sechs Stunden von seiner Station weg bei einem „falschen Propheten" gefeiertes Fest. Männer und Frauen erschienen dabei in feinster europäischer Kleidung, benahmen sich aber wie die reinen Heiden.

Kaum günstiger lautet das Urtheil des s. Z. von Bremen ausgesandten Miss. Honoré, welcher schreibt: „Auf die Masse hat das Evangelium hier, wie allerwärts, bis zu einem gewissen Grade einen civilisirenden und moralisch bessernden Einfluß, aber zur eigentlichen Bekehrung kommt es nicht. Die Maoris haben jetzt ziemlich viel Geld in den Händen, was sie für verkauftes Land bekommen haben und auch durch Ackerbau und Viehzucht einnehmen. Jetzt kaufen sie dafür schöne, theure Kutschen, um herumzufahren. Das ist ja freilich nicht das Schlimmste. Aber dann folgt das leidige Pferderennen, was sie von den Europäern gelernt haben, und das bleibt nicht allein. Wenn einmal die Zügel los werden, dann kommen starke Getränke, Karten und Unzucht hinzu . . . Solche, welche betrunken werden oder unzüchtig leben, müssen mit Geldstrafe büßen. So viel Achtung für Moral ist doch wenigstens in den Häuptlingen."

Indien.

Im vorigen Jahr wurden in Indien 19,695 Personen durch Schlangenbiß oder reißende Thiere getödtet.

— Zwei englisch-kirchliche Missionare sind von der Lokal-Kommittee im Pandschab beauftragt worden, für die zu diesem Zweck eingelaufenen Gelder Korn aufzukaufen und damit in das von Hungersnoth betroffene Kaschmir zu eilen.

— Auf seiner letzten Visitationsreise hat der Bischof von Kalkutta eine kleine Kirche zu Khairwara in Radschputana eingeweiht. Khairwara ist eine Militärstation und wäre sehr geeignet zu einer Missionsstation für die umwohnenden Bhils. Ein frommer Offizier und dessen Frau betreiben die Sache und der Bischof hat ihre Bitte um einen Missionar für dies kriegerische, aber weder von Kastengeist noch von Priesterherrschaft niedergedrückte Völklein ernstlich unterstützt, auch versprochen selbst zum Unterhalt einer solchen neuen Mission beitragen zu wollen. Zunächst soll eine kleine Anstalt für Waisenkinder errichtet werden.

— Das alte englische Gesetz, nach welchem der Sonntag juristisch ein „dies non“ ist, an welchem keine gerichtlichen Akte, keine Wahlen, keine rechtsgiltigen Verträge, und dergleichen vorgenommen werden können, und welches bisher auch für Indien galt, ist durch eine Verordnung des Vicekönigs Lord Lytton für Indien aufgehoben worden und mit dem 1. Oktober 1877 außer Kraft getreten. Englische Missionare bemühen sich diese schädliche Verordnung womöglich wieder rückgängig zu machen — durch Proteste und Petitionen.

— Am Stiftungstag des Brahma Samadsch (23 Jan.?) hielt Babu Kesab Tschander Sen im Stadthaus zu Kalkutta vor zahlreicher Versammlung einen anderthalb Stunden langen Vortrag, worin er seine feste Zuversicht aussprach, daß die von ihm gegründete „Kirche“ trotz aller Verfolgungen und Hindernisse bestehen und eines Tages noch in ganz Indien anerkannt sein werde, um was er denn auch in einem wortreichen Schlußgebet zu Gott flehte. Der eigentliche Gegenstand der ungewöhnlichen Rede aber war die Frage, ob er selbst ein Prophet sei oder nicht. Die Antwort lautete: er sei kein eigentlicher Prophet, weil er nicht rein und heilig sei, sondern in seinem Herzen den Trieb zu den gröbsten Sünden wie Stolz, Eitelkeit, Eifersucht, Neid, Mord, Lüge, Meineid, Betrug etc. finde, die Wurzeln dieser Laster also in ihm steckten; dennoch sei er etwas Besonderes („a singular being“), von Gott zu Seinem Dienst ausgesondert und berufen zur Erneuerung („Wiedergeburt“) Indiens, an welcher er nun schon 20 Jahre lang arbeite. Ihm seien drei wichtige Heimsuchungen — nicht Träume oder Visionen — zu theil geworden, eine von Johannes dem Täufer, eine von Christus und eine von Paulus. Der erste habe zu ihm gesagt: Matth. 3, 2; der zweite: Matth. 6, 25 und 34, der dritte: 1 Kor. 7, 29. Er sei damals 14 Jahre alt gewesen und eben verheirathet, diese Ermahnungen aber hätten ihn bewogen seine „Flitterwochen“ in asketischen Uebungen zuzubringen. Seither habe er keinerlei Fleisch-Nahrung zu sich genommen und sein ganzes Leben mit Beten und Fasten zugebracht u. s. w. — Diese Rede ist wohl das Außerordentlichste, was Herr Sen bisher geleistet hat! In der Definition dessen, was ein Prophet sei, werden die

Begriffe „Prophet" und „Mittler oder Erlöser" durcheinander geworfen. Man bekommt den Eindruck, durch diese Rede „Bin ich ein Prophet?" habe der Babu zwar den Anspruch auf die Würde eines Heilands abweisen, sich selbst aber um so gewisser den Charakter eines Propheten (Inspirirten und Gesandten Gottes) beilegen wollen.

— Sollten die Engländer irgendwie den Wunsch haben, sich außer mit Afghanen und Zulus noch mit einem anderen Barbarenvolk einzulassen, so hat ihnen der König von Barma dazu hinreichende Veranlassung gegeben. Dieser junge Herrscher, der den Thron unter Versprechungen einer höchst konstitutionellen Regierung bestieg, hat sein Wesen zunächst dadurch bethätigt, daß er seine sämmtlichen fürstlichen Verwandten hat umbringen lassen. Im englischen Barma herrscht natürlich große Entrüstung ob dieser Grausamkeit, und der Resident war beauftragt, ernstlich bei dem König zu remonstriren; sollte dies nicht helfen, so kann es gar leicht zu einem Konflikt kommen. Der junge König Thibo soll früher die Schule von Miss. Marks besucht haben, aber oft „faulkrank" gewesen sein. Die plötzliche Erhebung auf den Thron und maßloser Branntweingenuß scheint ihn halbverrückt gemacht zu haben.

Todesfälle.

In Bathurst am Gambia, Westafrika, starb Ende Nov. 1878 der wesleyan. Miss. H. Lamb; in Mapumulo, Natal, am 13. Sept. 1878 der amerikanische Miss. A. Abraham nach 29-jährigem Missionsdienst.

— Der amerikanische Missionsbuchdrucker P. Hunt in Peking ist nach 30-jährigem Missionsdienst, wie es scheint, am „Hungerfieber" gestorben. Früher hatte er in Madras gedient, ein treuer, sanftmüthiger, energischer Mann.

— In Paris starb im Spätjahr 1878 Herr Chr. R. Robert, der Gründer des protestantischen „Robert College" in Konstantinopel, für welches er in seinem Testament noch reichlich gesorgt hat.

— Am 1. Dezember 1878 starb in Pera Dr. Millingen, der Leibarzt des türkischen Sultans. Derselbe war von holländischer Abkunft, aber in London geboren im Jahr 1800. Sein Vater, obgleich Protestant, ließ ihn in katholischen Anstalten in Paris und Rom erziehen; später studirte er aber in Edinburg Medicin, und hier wurde er auch bekehrt. Dann machte er den griechischen Befreiungskrieg mit, mußte eine Zeitlang Ibrahim Pascha dienen und wurde endlich Sultan Mahmud's Leibarzt. Trotz dieser Stellung nahm er das lebhafteste Interesse an der Missionsarbeit, half mit zur Gründung der protest.-armenischen Kirche und war eine Zeitlang Präsident der evang. Allianz in Konstantinopel.

— In Udschidschi am Tanganjika-See starb den 22. Sept. 1878 Miss. J. B. Thomson, 36 Jahr alt, infolge eines Sonnenstichs. Er arbeitete früher in Südafrika und war bekannt durch seine Reise

ins Matabele-Land. Seine Witwe und Kinder sind in England.

— Am 14. Dezember 1878 starb in London, fast achtzigjährig, William Campbell, der 1824 bis 1835 im Dienst der Londoner M.-G. in Bangalur gearbeitet hatte. Er hat der Gesellschaft 40,000 M. zum Besten der eingebornen Geistlichkeit in Bangalur vermacht.

— Am 2. Dezember 1878 starb 78-jährig die Frau des 10 Monate vor ihr heimgegangenen Miss. W. Beynon in Belgaum.

Bücherschau.

Ein Jahr aus dem Leben einer Hausfrau in Süd-Afrika. Von Lady Barker. Aus dem Englischen von Auguste Scheibe. Mit 9 Illustrationen. Wien. Pest. Leipzig. A. Hartleben's Verlag. 1878.

Das ist ein Buch, wie wir wenige haben. Eine vornehme Beamtenfrau schildert ihre „neue Heimat", das „schöne Natal" in einer Reihe von Briefen, die an Witz und Humor, zugleich aber auch an feiner Beobachtungs- und Darstellungsgabe nichts zu wünschen übrig lassen. Eine Hausfrau im deutschen Sinne darf man sich unter ihr freilich nicht vorstellen, doch hat sie allerlei von Markt und Küche, von Dienstboten und Kinderstube zu erzählen. Ihre Schilderung von Land und Leuten hat den Vorzug großer Anschaulichkeit, wenn sie auch natürlicherweise sehr unvollständig geblieben ist. Was sie über die Fehler und Vorzüge der Kaffern, insbesondere der Zulus sagt, stimmt völlig mit den uns bekannten Berichten der Hermannsburger und anderen Missionare überein. Missionare und Missionsfreunde werden diese im besten Sinne des Wortes leichte Lektüre nicht verschmähen, zumal nach der von uns in dieser Nummer mitgetheilten Probe. Durch den neuesten Krieg in Südafrika gewinnt das Buch für die Gegenwart noch ein ganz besonderes Interesse. Die Uebersetzung ist vortrefflich.

Neben vielem anderen hat uns besonders auch die warme Lobpreisung gefreut, welche von Lady Barker dem verdienten Anwalt der Eingebornen Südafrika's, Hr. Schepstone, gewidmet wird. Die Schwarzen lieben und ehren ihn, wie einen ihrer Fürsten.

Das Buch ist nett ausgestattet und fehlerfrei gedruckt. Nur S. 160 steht einmal Sonne für Scene. Die Bilder sind Karrikaturen, offenbar von der Hand der Verfasserin selbst.

Der Kämmerer aus Mohrenland. Von Chr. Fr. Eppler. Basel, bei C. F. Spittler.

In seiner pathetisch-poetischen Weise entwickelt der Verfasser hier die Missionsgedanken, welche sich an die Geschichte der „ersten Heidenbekehrung“ knüpfen lassen. Die Ueberschriften der sechs Abschnitte lauten: „Die göttliche Weisung. Die stillen Wege der vorlaufenden Gnade. Verstehest du auch, was du liesest? Siehe, das ist Gottes Lamm! Die große Entscheidungsstunde. Die fröhliche Reise zur Heimat.“

Da der Erlös für einen guten Zweck bestimmt ist, wünschen wir dem Schriftchen reichlichen Absatz.

Drei Monate am Libanon. Von Prof. Dr. Oscar Fraas. Stuttgart. Verlag von Levy und Müller. 1876.

Dies Büchlein, obgleich nur Reisebriefe und Studien enthaltend und vor mehr als drei Jahren geschrieben, ist auch heute noch höchst lesenswerth. Am meisten hat uns die Beschreibung der 377 allein noch übrigen Cederbäume und die Schilderung der verschiedenen religiösen Genossenschaften: Maroniten, Drusen, Metawalis u. s. w. im Libanon interessirt, welche gegenwärtig so friedlich „wie bei uns Katholiken und Protestanten“ neben einander wohnen sollen, wozu man wohl leider ein Fragezeichen machen muß. Der evangelischen Mission ist auf S. 71 gedacht: „Daß auf dem für theologische Kulturen so fruchtbaren Acker des Libanon auch der Protestantismus Wurzel gefaß hat, ist fast selbstverständlich. Den Samen streuten amerikanische Missionäre aus, die ihre Hauptstation im großen »American College« zu Beirut haben, einer Art Universität für die Libanesen, auf welcher neben der englischen Sprache Geographie, Physik und Geschichte gelehrt wird und zwei hochgeschätzte Aerzte vollständige Kurse für Mediciner geben. Das College hat im Gebirge fünf bis sechs Stationen, in welchen der vorbereitende Sprachunterricht gegeben wird neben dem evangelischen Katechismus, und zugleich die Kinder in der praktischen Naturgeschichte, im Sammeln von Mineralien, Versteinerungen, Wurzeln, Zwiebeln u. s. w. praktische Anleitung erhalten. In Beirut ist ferner ein deutsches Jo-

ins Matabele-Land. Seine Witwe und Kinder sind in England.

— Am 14. Dezember 1878 starb in London, fast achtzigjährig, William Campbell, der 1824 bis 1835 im Dienst der Londoner M.-G. in Bangalur gearbeitet hatte. Er hat der Gesellschaft 40,000 M. zum Besten der eingebornen Geistlichkeit in Bangalur vermacht.

— Am 2. Dezember 1878 starb 78-jährig die Frau des 10 Monate vor ihr heimgegangenen Miss. W. Beynon in Belgaum.

Bücherschau.

Ein Jahr aus dem Leben einer Hausfrau in Süd-Afrika. Von Lady Barker. Aus dem Englischen von Auguste Scheibe. Mit 9 Illustrationen. Wien. Pest. Leipzig. A. Hartleben's Verlag. 1878.

Das ist ein Buch, wie wir wenige haben. Eine vornehme Beamtenfrau schildert ihre „neue Heimat", das „schöne Natal" in einer Reihe von Briefen, die an Witz und Humor, zugleich aber auch an feiner Beobachtungs- und Darstellungsgabe nichts zu wünschen übrig lassen. Eine Hausfrau im deutschen Sinne darf man sich unter ihr freilich nicht vorstellen, doch hat sie allerlei von Markt und Küche, von Dienstboten und Kinderstube zu erzählen. Ihre Schilderung von Land und Leuten hat den Vorzug großer Anschaulichkeit, wenn sie auch natürlicherweise sehr unvollständig geblieben ist. Was sie über die Fehler und Vorzüge der Kaffern, insbesondere der Zulus sagt, stimmt völlig mit den uns bekannten Berichten der Hermannsburger und anderen Missionare überein. Missionare und Missionsfreunde werden diese im besten Sinne des Wortes leichte Lektüre nicht verschmähen, zumal nach der von uns in dieser Nummer mitgetheilten Probe. Durch den neuesten Krieg in Südafrika gewinnt das Buch für die Gegenwart noch ein ganz besonderes Interesse. Die Uebersetzung ist vortrefflich.

Neben vielem anderen hat uns besonders auch die warme Lobpreisung gefreut, welche von Lady Barker dem verdienten Anwalt der Eingebornen Südafrika's, Hr. Schepstone, gewidmet wird. Die Schwarzen lieben und ehren ihn, wie einen ihrer Fürsten.

evangelische Verein und das Vereinshaus in Hannover, das Stefan- und das Henriettenstift, die Bibelgesellschaften, Bücher- und Schriftenvereine, Volksbibliotheken und das Kollektewesen. Von praktischem Werth ist der Schlußabschnitt: „Was ist zu thun?“ und der Anhang, welcher statistisches Material gibt und über die einschlägige Gesetzgebung, Aufnahmebedingungen der verschiedenen Anstalten 2c. orientirt.

Gefreut hat uns die ehrende Erwähnung des Gründers der Hermannsburger Heidenmission „wegen der Erweckung eines neuen Glaubenslebens und einer nicht dagewesenen Opferwilligkeit (man denke an den Bauernhof, den der einstige Hofbesitzer, spätere Miss. Behrens der Mission schenkte), die mehr als alles andere der inneren Mission bei uns den Weg gebahnt hat“. — Interessant ist die Bemerkung: „Das Wort ‚innere Mission‘ ist auf Hannoverschem Boden entstanden. Es war im Jahr 1842, als Prof. Lücke zu Göttingen dasselbe zuerst in einer Rede gebrauchte. Erst später hat Dr. Wichern Wort und Begriff mit lebendigem Inhalt erfüllt.“ — Nicht ganz gerecht ist uns das Urtheil über das englische „Nichtsthun“ am Sonntag erschienen. Sonst haben wir kaum etwas zu bemerken.

Wir preisen das Buch nicht weiter an. Es ist einfach unentbehrlich für jeden, der sich wissenschaftlich oder praktisch (wenigstens für Hannover) mit der inneren Mission beschäftigt.

Monatsschrift für Diakonie und innere Mission. Herausgegeben von P. Th. Schäfer, Vorsteher der Diakonissen-Anstalt zu Altona. III. Jahrgang, Heft 1—4. Hamburg. W. L. Oemler. 1878.

Diese Zeitschrift (monatlich 3 Bogen) will für die innere Mission etwa das leisten, was unser oder noch mehr das Warneck'sche Blatt für die äußere. Schon beim bloßen Durchblättern dieser Hefte bekommt man Respekt vor der Umsicht, Gründlichkeit und dem Eifer, mit welchem der Herausgeber und seine Mitarbeiter, zum Theil längst bewährte Schriftsteller, zusammengewirkt haben. Nur in den Recensionen sollte unseres Erachtens mit etwas mehr Kritik verfahren werden, wenn das Blatt auch in dieser Beziehung den Ruf völliger Zuverlässigkeit aufrecht erhalten will.



evangelische Verein und das Vereinshaus in Hannover, das Stefan- und das Henriettenstift, die Bibelgesellschaften, Bücher- und Schriftenvereine, Volksbibliotheken und das Kollektewesen. Von praktischem Werth ist der Schlußabschnitt: „Was ist zu thun?“ und der Anhang, welcher statistisches Material gibt und über die einschlägige Gesetzgebung, Aufnahmebedingungen der verschiedenen Anstalten ꝛc. orientirt.

Gefreut hat uns die ehrende Erwähnung des Gründers der Hermannsburger Heidenmission „wegen der Erweckung eines neuen Glaubenslebens und einer nicht dagewesenen Opferwilligkeit (man denke an den Bauernhof, den der einstige Hofbesitzer, spätere Miss. Behrens der Mission schenkte), die mehr als alles andere der inneren Mission bei uns den Weg gebahnt hat“. — Interessant ist die Bemerkung: „Das Wort ‚innere Mission‘ ist auf Hannoverschem Boden entstanden. Es war im Jahr 1842, als Prof. Lücke zu Göttingen dasselbe zuerst in einer Rede gebrauchte. Erst später hat Dr. Wichern Wort und Begriff mit lebendigem Inhalt erfüllt.“ — Nicht ganz gerecht ist uns das Urtheil über das englische „Nichtsthun“ am Sonntag erschienen. Sonst haben wir kaum etwas zu bemerken.

Wir preisen das Buch nicht weiter an. Es ist einfach unentbehrlich für jeden, der sich wissenschaftlich oder praktisch (wenigstens für Hannover) mit der inneren Mission beschäftigt.

Monatsschrift für Diakonie und innere Mission. Herausgegeben von P. Th. Schäfer, Vorsteher der Diakonissen-Anstalt zu Altona. III. Jahrgang, Heft 1—4. Hamburg. W. L. Oemler. 1878.

Diese Zeitschrift (monatlich 3 Bogen) will für die innere Mission etwa das leisten, was unser oder noch mehr das Warneck'sche Blatt für die äußere. Schon beim bloßen Durchblättern dieser Hefte bekommt man Respekt vor der Umsicht, Gründlichkeit und dem Eifer, mit welchem der Herausgeber und seine Mitarbeiter, zum Theil längst bewährte Schriftsteller, zusammengewirkt haben. Nur in den Recensionen sollte unseres Erachtens mit etwas mehr Kritik verfahren werden, wenn das Blatt auch in dieser Beziehung den Ruf völliger Zuverlässigkeit aufrecht erhalten will.

Elsass und die Heidenmission.

Von F. Hermann Krüger.

(Fortsetzung.)

§ 2. Die evangelisch-kirchliche Missionsgesellschaft von Straßburg.

Isaak Haffner, welchen wir bei der Erwähnung der Verfassung der elsäßischen Kirche nach der großen Revolution und bei der Erzählung der Anfänge von Bost's Thätigkeit (S. 208) genannt haben, prägte seinen rationalistischen Charakter der elsäßischen Kirche während 40 Jahren auf, als Vorsteher des Wilhelmerstifts, als Universitätsprofessor, als Prediger zu St. Nikolai, als geistlicher Inspektor und Glied der obersten Kirchenbehörde. Nach seinem Tode (1831) überkam, neben Inspektor Böckel und später Inspektor Edel, D. Bruch das Erbe seiner Thätigkeit und seines Geistes, und suchte durch Kantische Weisheitslappen das fadenscheinige Gewand des Rationalismus zu flicken. Daß solch' einer Kirchenbehörde Krafft's Wirksamkeit ein Dorn im Auge war, liegt auf der Hand und ist durch Krafft's Leben und Schicksale genugsam bewiesen. Als nun aber der sogenannte Pietismus in Härter's Predigten von der Kanzel der Neuen-Kirche herab im Volke ein Echo zu finden begann und durch die daraus entsprossene Erweckung und Neubelebung des geistlichen Lebens verschiedene Liebeswerke und Gesellschaften, u. A. auch der Pariser Missionshilfsverein gestiftet wurden, da merkten die Gegner des Pietismus, daß weder kleinliche Verfolgungen, noch ihr bisheriges höhnisch-stolzes Achselzucken ihnen gegen diese Bewegung weiter von Nutzen sein würde. Begierig ergriff daher die Kirchenbehörde die Gelegenheit, welche sich ihr im J. 1836 darbot, auch eine Missionsgesellschaft zu gründen.

Schon im J. 1834 hatte Krafft sich an Inspektor Böckel und einige andere Gleichgesinnte gewandt, um ein Comité für seinen elsäßischen Hilfsverein gegenüber dem Pariser Hilfsverein zu bilden. Zu gleicher Zeit etwa entstand in Pfr. Wurtz an Jung-St. Peter in Straßburg der Gedanke, durch einen Straßburger Verein den mit seiner englischen Gesellschaft zerfallenen Miss. Rhenius zu unterstützen. Wurtz war gläubig gesinnt, stand aber, wie noch einige Andere, der Härter'schen Bewegung ziemlich kalt und fremd gegenüber, — gibt es doch zu allen Zeiten Manche, die alles Außergewöhnliche und Neue, eben und nur weil es neu ist, mit mißtrauischen Blicken betrachten und nach Gamalielischer Art kritisch-klug abwarten wollen, wie es sich gestalten möchte, während unvermerkt, unbewußt ihr Mißtrauen in Abneigung und ihre Abneigung oft in Feindschaft sich verwandelt. Mit Pfr. Wurtz war es wenigstens bis zur Abneigung gekommen, und anstatt sich mit seinem Plan an den Ausschuß des Pariser Hilfsvereins oder an Pädagog Krafft zu wenden, um an Bestehendes anzuknüpfen oder doch mit solchen, die mit ihm auf gleichem Glaubensboden standen, voranzugehen, besprach er sich mit der Kirchenbehörde; darauf wurde der Antrag in die Pastoralkonferenz gebracht, und die Gegner des Pietismus, einsehend, welcher Vortheil für sie daraus erwachsen könnte, wenn sie die ganze Sache in die Hand nähmen, griffen sogleich zu. Diejenigen, wie Inspektor Böckel und einige Andere, welche sich schon mit Krafft vereinigt hatten, reichten sogleich ihre Demission als Mitglieder des elsäßischen Hilfsvereins ein, so daß Krafft erkennen mußte, auf welchen zerbrechlichen, die Hand durchbohrenden Rohrstab er sich gestützt hatte. — Nun wurden die einzelnen Kirchenvorstände Straßburg's eingeladen, Abgeordnete zu einer vorläufigen Kommission zu ernennen; ein Statutenentwurf wurde ausgearbeitet und alsobald, mit einer Einleitung und Erklärung versehen, als Aufruf gedruckt und verbreitet. In diesen Statuten, welche später durch eine Generalversammlung festgestellt wurden, wird beschlossen: „§ 1. Der evangelisch-kirchliche Missionsverein im östlichen Frankreich*) hat sich zu dem Zweck gebildet, die Ausbreitung des Evangeliums unter nicht-christlichen Völkern als *Angelegenheit der Kirche* zu befördern.“ — Dann folgt in weitern acht Paragraphen die großartig angelegte Organi-

*) Welcher offizielle Name nie zu rechter Geltung kam.

sation, durch welche die verschiedenen Konsistorien zu Missionshilfsvereinen sich bilden sollen, unter welchen die einzelnen Pfarrgemeinden als Missionscomité's stehen. Die Einnahmen dieser Vereine, seien es außerordentliche Gaben oder durch einen Sammler in den protestantischen Familien eingesammelte Beiträge, fließen in eine Centralkasse, deren Verwaltung einer Haupt- oder Centralkommission anvertraut ist. Dieselbe besorgt die Korrespondenz mit den verschiedenen in- und ausländischen Missionsanstalten, die Rechnungen und die Absendung der Gelder, und besteht aus Abgeordneten jeder der sieben Straßburger Pfarrkirchen, nämlich aus einem Geistlichen und einem Weltlichen jeder Gemeinde. Jährlich einmal soll in jeder Kirche die Sonntags-Amtpredigt und monatlich einer der Wochengottesdienste der Missionssache gewidmet werden. Außerdem soll alle Jahr eine Generalversammlung, aus je zwei stellvertretenden Mitgliedern eines jeden Hilfsvereins bestehend, in Straßburg zusammentreten, und an demselben Tage soll ein allgemeines Missionsfest in einer der Kirchen Straßburg's gefeiert werden. — Mit Pomp wurden diese ersten Jahresfeste begangen: Pauken und Blasinstrumente, Chorgesänge, Orgelspiel erhöhten jedesmal die Feierlichkeit; mehrere Festredner ließen es oft über drei Stunden dauern.

So entstand die kirchliche Missionsgesellschaft von Straßburg. Die Zusammensetzung der Centralkommission, aus 16 Mitgliedern bestehend, unter dem Vorsitz des Inspektors Böckel, hätte aber Pfr. Wurtz klar zeigen sollen, wie wenig man, sammt aller Weitherzigkeit, gesinnt war, ihm das Heft in den Händen zu lassen. Nur die Redaktion des „Missionsfreundes", welcher gleich im Jahre 1837 herausgegeben wurde, überließ man ihm nothgedrungen. Dieses Missionsblatt erschien in 6 Heften jährlich zu je 2 Bogen in Quartform und enthielt Missionsbetrachtungen und Gedichte, Missionsgeschichte, Nachrichten und Mittheilungen des kirchlichen Missionsvereins. Wir werden später darauf zurückkommen.

Fragen wir nun nach dem Erfolg der vorhin geschilderten, imponirenden Maschinerie, so muß uns sogleich auffallen, daß die jährliche Gesammteinnahme, ohne Abzug der nicht unbedeutenden Kosten, nie 8000 Fr. erreichte, durchschnittlich aber etwa 5500 Fr. beträgt. Ob von einer Geschichte der kirchlichen Missionsgesellschaft die Rede sein kann, ist uns fraglich: denn Geschichte setzt Leben und Entwickelung voraus, und von Lebensentwickelung oder Wachsthum kann für diesen

Verein, nach den ersten fünf Jahren seines Bestehens, nicht mehr die Rede sein; was hingegen dem Leser der 40 Jahresberichte der kirchlichen Missionsgesellschaft in die Augen springt, ist einerseits die immer schärfere Betonung des Parteiinteresses, zu welcher die Gesellschaft durch eine unwiderstehliche Kraft, deren Ursprung in dem Entstehen der Gesellschaft selbst liegt, fortgetrieben wird, und andrerseits das klare Hervortreten des Schwindsuchtskeimes, welcher sich in einem solchen Zwitterwerk entwickeln muß.

Während der zehn ersten Jahre scheint es wohl leidlich vorwärts gegangen zu sein: die Einnahmen stiegen von 3000 auf 4000 bis 5500 Fr., wozu außer den Stadtgemeinden etwa 30 Landgemeinden und 11 Konsistorial-Hilfsvereine beitrugen. Die monatlichen Missionsstunden wurden ziemlich regelmäßig von 50 bis 60 Personen besucht, ohne daß die Berichte über Abnahme des Interesses klagen. Von 1848 bis 1857 schwanken die Einnahmen immer noch zwischen den letztgenannten Zahlen, aber die Berichte sprechen von fühlbarer Lauigkeit, von unregelmäßigem und weniger zahlreichem Besuch der Missionsstunden; dennoch verliert man die Hoffnung nicht, „da es keineswegs in der Absicht der Gründer der kirchlichen Missionsgesellschaft war, die Mission auf eine der bestehenden Konfessionen zu stützen, — einst die beiden gesammten elsäßischen Landeskirchen der kirchlichen Missionsgesellschaft sich einverleiben zu sehen." Allein diese Erwartung schien sich nicht verwirklichen zu wollen. In dem folgenden zehnjährigen Zeitraum wurden in Straßburg die monatlichen Missionsstunden auf einen bestehenden Sonntagnachmittags-Gottesdienst verlegt und der Ertrag der Hauskollekte sinkt von da an in regelmäßiger Abnahme von Jahr zu Jahr, so daß die kirchliche Missionsgesellschaft sich begnügen mußte, neben dem in jener Zeit immer mehr leistenden Hilfsverein für Paris und Basel, zu sein, was sie von Anfang gewesen war, das Unternehmen der früher trocken rationalistischen, jetzt rührig werdenden, protestantenvereinlich sich färbenden Partei*) in der elsäßischen Landeskirche. Denn die Kandidaten, welche unter dem Einfluß der seit 1850 in Straßburg erscheinenden «Revue de théologie et de philosophie chrétienne» und ihrem Herausgeber Prof. Colani studirt hatten, traten nach und nach ins Amt ein und drängten auf Betonung der

*) Im Elsaß nach französischem Sprachgebrauch „Liberalismus" genannt.

Richtung, der sie angehörten. Endlich, als im J. 1864 dem Abgeordneten der Straßburger evangelisch-kirchlichen Missionsgesellschaft der Zutritt zur Leipziger Special-Missionskonferenz verweigert wurde, weil man, um dieser Versammlung beizuwohnen, auf dem Grund der lutherischen Bekenntnißschriften stehen müsse, so konnte jener Abgeordnete es versuchen, in einem Brief an den „Missionsfreund", den „milden, weitherzigen, vermittelnden Geist", der die kirchliche Missionsgesellschaft beseelt, dem „engherzig ausschließenden" Geist der Leipziger gegenüber, in ein schönes Licht zu stellen; die ganze Geschichte trug dennoch durch die Veröffentlichung jenes Briefes nur dazu bei, die kirchliche Missionsgesellschaft im Elsaß in ihr rechtes Licht zu bringen. Nach diesem Vorfall beschloß auch die Centralkommission künftighin keine Geldbeiträge mehr nach Leipzig zu schicken, so daß die Einnahmen jetzt nur noch nach Algerien zur Unterstützung der Evangelisation unter den Protestanten, nach Basel, nach Barmen, nach Paris und an die Brüdergemeinde zersplittert wurden.

Drei Jahre später, bei Gelegenheit des jährlichen Festes der kirchlichen Missionsgesellschaft (1867), sprach der Festredner und Stimmführer des Liberalismus im Elsaß, Herr Pfr. Riff, frei und offen, nach seiner anerkennungswürdigen Gewohnheit aus, was für keinen Hellsehenden mehr verborgen bleiben konnte. „Was mich an unserm Verein am meisten ängstigt und erschreckt," bekennt er in seiner beredten Predigt, „das ist sein Stillestehen. Es ist, als ob der Wagen, auf dem wir sitzen, sich festgefahren habe: wir kommen nicht von der Stelle. Wir sind wie das Pferd in der Mühle. Jedes Jahr stehen wir wieder auf dem alten Fleck." Und es war dies keine rednerische Uebertreibung; im Gegentheil, die Berichte, oder wie sie eigentlich heißen, die „Mittheilungen der evangelisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft" beweisen es klar auch in diesem Falle, daß bei Allem, was in Zeit und Raum dem Gesetz des Wachsens unterstellt ist, Stillstand eigentlich Rückgang ist. Regelmäßige Missionsstunden scheinen keine mehr gehalten worden zu sein, und selbst bei dem früher mit großem Aufwand und gesuchter Feierlichkeit begangenen Missionsfeste bemerkte man eine derartige Verminderung der Theilnahme, daß es aus der Neuen-Kirche in die viel kleinere St. Nikolai-Kirche verlegt wurde. Im J. 1869 betrug die Hauskollekte in Straßburg noch 1669 Fr., im J. 1877/8 ist sie nach ununterbrochenem Fallen auf 1094 Fr. herabgesunken.

Der Grund dieses Auszehrungsprozesses liegt, wie schon bemerkt, in dem Wesen der ganzen Sache, was übrigens Pfr. Riff selbst anerkennt in einem höchst interessanten und wichtigen, zur Zeit viel besprochenen freimüthigen Vortrag, den derselbe im Januar 1869 zu Straßburg gehalten hat. „Wie stehen wir, die wir der freieren Richtung in der Theologie angehören, zum Missionswerke?" frägt der Redner; und nachdem er zuerst in glänzendem Styl manche Schlaglichter auf die verschiedenen Missionsmethoden geworfen, auch bekannt, daß er sich besonders zur Mission der Unitarier in Nord-Amerika hingezogen fühle, faßt er das Ergebniß seiner Erörterung folgendermaßen zusammen: Die Christen engerer Richtung haben ihre fertige Theologie, darum ist es ihnen leichter, Mission zu treiben. Was hält uns davon ab? — Nicht die Scheu vor den zu bohrenden harten Brettlein, nicht Mühe und Anstrengung, . . . sondern weil ein Jeder die heilige Verpflichtung hat, dem Rufe Gottes nachzukommen; wenn Jene missioniren, „so ist uns Christen freierer Richtung (und es ist mir dies die gewisseste Gewißheit) eine andere Aufgabe geworden, nämlich die Versöhnung zwischen Glauben und Wissen, zwischen Religion und Bildung . . . Tiefer hinein und höher hinauf! Das ist unser Wahlspruch." . . . „Die Auffassungsweise des Christenthums von Seiten der Pietisten und Orthodoxen steht der Auffassungsgabe der meisten Heidenvölker näher;*) . . . würde nicht der geistige (von uns entdeckte, für die Heiden nicht sich eignende) Gehalt des Evangeliums in den noch so rohen, so porösen Gefäßen verderben, sich verflüchtigen? . . . Wenn wir in der Heimat die Versöhnung, die gewünschte, in die richtige Bahn gebracht, . . . dann wird es auch uns auf das Feld der Mission treiben, dann erst werden die alten Kulturvölker, die Hindus und die Chinesen, sich dem sie durch geistige Macht überwältigenden Evangelium übergeben." — Wenn nach solcher Grundlegung Pfr. Riff dann ausruft: „Wir wollen aber durchaus nicht die Christen, die in dieser Zeit das Missionswerk treiben, stören noch hemmen in ihrer Arbeit; unsere volle Sympathie, unser ganzes Herz, alle Segenswünsche unserer Gebete, unsere Handreichung soll ihnen nicht fehlen;" . . . so verbürgt das bekannte, tief religiöse, warm anziehende Gemüth des Redners die

*) Vgl. Luk. 10, 21 und stimme, lieber Leser, in Jesu Lobgesang ein: „Ja, Vater, also war es wohlgefällig vor dir!"

Lauterkeit und Aufrichtigkeit dieser Aussprüche, — aber wie verschieden er darin von seinen Parteigenossen ist, kann ihm unmöglich verborgen sein. Wie kann selbst von Unterstützung der christlichen Missionen noch die Rede sein, da wo man in einer Predigt*) bekennt: „. . . Wir haben die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit verworfen, jene unbegreifliche, widersinnige Lehre . . .“ und ferner: „. . . freilich glauben wir nicht, daß die Wahrheit ein ausschließliches Erbtheil des Christenthums sei; aber wir glauben, daß wir heute noch in der Person Jesu die Verkörperung des höchsten Ideals, in seinem Evangelium den reinsten Ausdruck des religiösen Gefühls finden und stets finden werden . . .“ Und solche Aussprüche stehen nicht vereinzelt da; Jedermann kann sie weniger schroff in der Form oder manchmal in viel nacktern Worten in den vom protestantisch-liberalen Kolportageverein im Elsaß verbreiteten Büchlein lesen.

Wird es uns daher Pfr. Riff verargen, wenn wir ein Wort aus seiner oben angeführten Festpredigt nicht auf ihn selbst anwenden, nein, aber auf die gesammte kirchliche Missionsgesellschaft? Es heißt dort von solchen, die bei „Armut, Leere und Oede des Herzens“ an dem Missionswerk arbeiten möchten, daß „es Keiner in die Länge aushält, eine ihm fremde Rolle zu spielen.“ — Die Rationalisten im Anfang, dann von den 50er Jahren an die Freigesinnten oder Liberalen, seit 1871 „evangelisch-protestantischer Verein“ sich nennend, haben im Elsaß Hand an die Missionssache legen wollen: das Experiment ist gemacht worden; Thatsachen erklären heute nach 40 Jahren: Die ihnen fremde Rolle ist ausgespielt.

Und der „Missionsfreund“? Den hat in der That die kirchliche Missionsgesellschaft 1837 gegründet (siehe S. 235) und bis in die Gegenwart fortgeführt. Während der ersten Jahre, unter der Redaktion von Pfr. Wurtz, enthielt dieses Blatt einige für jene Zeit ausgezeichnete Studien über allgemeine Missionsgeschichte; es zählte damals 500 und etliche Abonnenten. Anfangs der 40er Jahre übernahm Pfr. Lambs die Redaktion, und die Abonnentenzahl verminderte sich; 1846 erhielt Pfr. Kuntz die Leitung dieser Zeitschrift und blieb während 15 Jahren auf diesem Posten. Das Jahr 1847 wurde

*) Von Pfr. Gerold am Jahresfeste des elsäßischen Protestantenvereins in Straßburg gehalten am 25. Nov. 1877.

mit einem neuen Titel begonnen; das Blatt heißt seitdem: „der evangelisch-kirchliche Missionsfreund, eine Zeitschrift für Missionskunde in und außer dem Vaterlande“, und 1852 wurde die unbequeme Quartform in das gewöhnliche Oktavformat umgewandelt. Allein, wie Kuntz mit seinem hausbackenen Fraubasen-Ton das Blatt nicht zu Tode schwatzte, ist uns unerklärlich, und was all' das weitschweifige, wenn auch frommklingende Gerede wirken sollte, ist noch schwerer zu denken. Wir konnten nicht ermitteln, wie es damals mit den Abonnenten stand. Von 1861 an wurde D. Kienlen Redakteur des „Missionsfreundes“ und es beginnt damit ein neuer Abschnitt in dem Leben dieser Zeitschrift; denn, wenn auch Kienlen einen viel zu großen Raum der innern Mission, die doch eigentlich außer dem Rahmen dieses Blattes liegt, gestattete (und dies gilt auch noch für die Gegenwart), so hat er doch unstreitig den Ton des „Missionsfreundes“ gehoben und seinen Werth erhöht. Im J. 1868 trat der uns schon bekannte, gegenwärtige Redakteur, Pfr. Riff in die Arbeit ein; er wünscht weniger originale Arbeiten zu liefern, als besonders anregende Schilderungen, überhaupt das Interessanteste und Wichtigste aus den verschiedenen Missionszeitungen darzubieten, „den Lesern,“ wie er sagt, „einen Blumenstrauß der schönsten Missionsberichte zu binden;“ und er führt das in wirklich liberalem und wahrhaft weitherzigem Geiste durch, wenn er z. B. Wort für Wort den Hermannsburger Missionsfestbericht mit allen Ansprachen mittheilt. Seine liberalen Leser scheinen aber damit nicht einverstanden zu sein, denn die Zahl der Abonnenten dürfte in den letzten Jahren kaum 230 übersteigen, so daß die Druckkosten nicht gedeckt werden.*) — Und dennoch, welch' starker Hebel zur Förderung des Missionsinteresses im Elsaß könnte diese nun einmal bestehende Zeitschrift werden, wenn Pfr. Riff merken wollte, daß trotz seiner Missionsliebe und seiner geschickten Feder die Verbindung des Blattes mit der kirchlichen Missionsgesellschaft und die dogmatische Grundlage es sind, welche es zu keinem Aufschwung gelangen lassen.

Was die äußere Ausstattung betrifft, so sei nur bemerkt, daß, seit der „Missionsfreund“ aus der Silbermann'schen Offizin in Herrn Heitz' Buchdruckerei (im Jahr 1870) gewandert ist, der Druck

*) Der Ertrag der Abonnements für das Jahr 1877 war Fr. 408; die Druckkosten betrugen für dasselbe Jahr Fr. 728.

an Wohlgefälligkeit viel verloren hat und das Papier viel zu wünschen übrig läßt.

§ 3. Die evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft.

Daß eine der elsäßischen Landeskirchen den gesetzlichen, offiziellen Namen „Kirche Augsb. Konfession" seit dem Jahr 1802 führt, haben wir zu Anfang erzählt und ebenfalls erwähnt, wie wenig christliches Leben damals vorhanden war; von Werthschätzung oder überhaupt Bedeutung der lutherischen Bekenntnißschriften konnte daher gar keine Rede sein. Es ist ja bekannt, wie in Deutschland, das nach den Freiheitskriegen wieder erwachte, zum Bewußtsein kommende Lutherthum erst, durch die Unionsbestrebungen Friedrich Wilhelms III. zum Widerspruch gereizt, in Preußen sich theilweise separirte und in andern Ländern aus Mitgefühl für die verfolgten Brüder in schroffem Gegensatz gegen alle andern Richtungen sich zum lutherischen Konfessionalismus ausbildete.

Als im J. 1839 der seines Amts enthobene lutherische Pfarrer D. Fr. Wehrhan auf seiner Reise nach Frankreich auch ins Elsaß und besonders nach Straßburg kam, mußte er zu seinem Bedauern wahrnehmen, daß außer dem gesetzlichen Namen in der elsäßischen Kirche beinahe nichts Lutherisches zu finden war. Er entdeckte im Elsaß*) nur zwei Pfarrer, die er als bewußt konfessionell-lutherisch bezeichnen konnte, Pfr. Bentz, an der Kirche zu Alt-St. Peter in Straßburg, von welchem er rühmt, daß er an unirten und reformirten Missionen nicht mehr Theil nehme, und Pfr. Diemer, Seelsorger im Straßburger Zuchthause, ohne daß wir erfahren wo, wann und unter welchen Umständen und Einwirkungen diese zwei Vorläufer zu ihrem Konfessionalismus gelangt waren. Des Ersteren Wirkungskreis war beschränkt, weil er wenig Zuhörer zu fesseln wußte und sich meist nur ablehnend verhielt gegen Alles, was nicht streng lutherisch war, ohne selbst einen eingreifenden Einfluß in der Richtung seiner Ueberzeugungen auszuüben; als begabter Dichter geistlicher Lieder ist Bentz übrigens in manchen Kreisen noch bekannt. Pfr. Diemer's Stellung dagegen war eine isolirte schon seines Amtes wegen; fast ohne kollegialischen Umgang, außer mit Pfr. Bentz, lebte

*) Siehe sein schon angeführtes Buch „Umschau u. s. w." S. 149 f. und 153 f.

er in seinem Studirzimmer, und so eifrig er von da aus mit seinen „Brüdern im feurigen Ofen“ (wie er die preußischen Lutheraner in einem „Zuruf“ nannte) in Verbindung trat, so daß man in allen verfolgten lutherischen Gemeinden „seines Namens mit Liebe und Achtung gedachte, während man dort nicht wußte, daß ein Härter in der Welt existirt“*), so zurückhaltend und beinahe scheu trat er in Straßburg auf; nur einmal, im Jahr 1837, wagte er es, einen „Aufruf an alle lutherischen Missionsfreunde im Elsaß“ zu schreiben und drucken zu lassen. Dies geschah nach der Gründung des Pariser Hilfsvereins und der kirchlichen Missionsgesellschaft. Auf 20 enggedruckten, mit dogmatisch-polemischen Anmerkungen überhäuften Seiten erklärt Diemer in dieser zweiten**) elsäßisch-lutherischen Flugschrift, daß es Pflicht der Selbsterhaltung für die elsäßische Kirche sei, nicht reformirte, noch unirte, sondern lutherische Mission zu treiben. So schwerfällig die Art ist, in welcher Diemer dies darlegt, auf seinem konfessionellen Standpunkt ist der Grundsatz, der ihn leitet, vollkommen richtig; aber unwillkürlich mußten wir uns beim Durchlesen dieses Schriftchens fragen, woher es kommen mag, daß von Anfang an die elsäßischen Lutheraner so selten — wenn es je geschehen ist — ruhig sprechen und ohne Gereiztheit schreiben können, und warum deßhalb alle ihre Flug- und Zeitschriften meist Schmähschriften sein müssen? — Nach diesem Aufruf bildete Diemer ein Comité, dem er den Namen „Evangelisch-lutherische Hilfs-Missionsgesellschaft im Elsaß“ gab, ließ aber das ganze Unternehmen nur kurze Zeit und in engern Kreisen wirken.***)

*) Wehrhan, a. a. O. S. 154.

**) Im Jahr 1830 hatte der schon erwähnte Oster in kirchlicher Angelegenheit sich in einer kurzen Gelegenheitsschrift: „An die Protestanten der evangelisch-lutherischen Kirche im Elsaß“ gewandt, und die Versammlung, die er damals in Straßburg hielt (siehe S. 216), zu einer separirt lutherischen Gemeinde umgestalten wollen; er mußte bald nachher, weil er wegen seiner Opposition gegen D. Haffner keine Aussicht hatte, je eine Pfarrstelle im Elsaß zu erhalten, zuerst als Judenmissionar nach Metz, dann nach Bordeaux und später nach Schlesien auswandern; von dort machte er sich mit einem Theil seiner Gemeinde auf den Weg nach Australien, fand aber sein Grab im Ozean, als separirt-lutherischer Märtyrer.

***) Wegen seiner von der städtischen Behörde abhängigen Stellung und „weil er nicht glaubte, für eine ihm entfernter liegende Sache sein Amt opfern zu müssen,“ sagt Wehrhan, a. a. O.

Es war dies ein verfrühter Versuch, einer noch unreifen Thätigkeit selbstständiges Leben zu erringen. Lange noch mußte die „lutherische Nachtigall“ in Niederbronn, der in lutherischen Kreisen wie billig berühmte und gefeierte Dichter und Krämer Fr. Weyermüller († 1877) in der Einsamkeit seine bekenntnißtreuen Lieder ertönen lassen, bis nach mehr als zehn Jahren die lutherische Richtung wieder an die Oeffentlichkeit trat.

Allmählich und anfangs unabhängig von einander hatten sich die Ueberzeugungen der späteren Führer des Lutheranismus im Elsaß entwickelt. Pfr. Magnus war im Süden Frankreichs langsam durch die biblische Theologie angezogen worden, die sich in ihm später nach und nach zum strengen Konfessionalismus zuspitzte; allein in der Mitte der 40er Jahre war er noch als Mitglied des Ausschusses der kirchlichen Missionsgesellschaft in Straßburg für die Heidenmission thätig; und Pfr. Horning, der als Haupt der lutherischen Partei im Elsaß gelten kann, hatte im J. 1841 noch auf dem Basler Missionsfest seinerseits betheuert, „wie fest Elsaß an das theure Basel gebunden sei und wie auch er in dieser Gebundenheit bleiben wolle.“ Erst gegen Ende der 40er Jahre war er durch das Lesen einiger Schriften Löhe's auf die lutherische Bewegung aufmerksam gemacht worden.

Nun geschah es, daß im J. 1848 eine Pfarrkonferenz Augsburgischer Konfession im Mümpelgardtischen Unionsbestrebungen kund werden ließ, welche zu Straßburg in einigen Kreisen Wiederhall fanden und den Anlaß zu einer freien Versammlung von Geistlichen und Laien wurden, in der diese Angelegenheit in vollem Ernst und mit sichtbarem Wohlgefallen besprochen wurde. Darauf hielt Pfr. Horning in der Kirche zu Jung-St. Peter in Straßburg eine später als Manifest verbreitete „Nothwehrpredigt“ über die Worte: „Halte was du hast!“ Im zweiten Theil dieser Rede wird die Nothwendigkeit der evangelisch-lutherischen Mission ausgeführt: „Oder soll es keine evangelisch-lutherische Mission geben?“ heißt es S. 7; „sollten die Glieder der evangelisch-lutherischen Kirche nur eine Hand und einen Beutel, nicht aber auch Füße derer haben, welche den Frieden verkündigen? ... ohne Mission sollte die evangelisch-lutherische Kirche sein, während alle Kirchen und Gemeinschaften sich auszubreiten suchen? ... Wäre das Liebe, sich einmauern, den Sargdeckel über der evangelisch-lutherischen Kirche zuschlagen zu lassen und

Schweiggeld zu geben oder zu nehmen? Die Begräbnißfeierlichkeiten würden Nichts nützen; am dritten Tag würde sie wieder auferstehen, mit ihrer Bibel, mit ihrem Katechismus, mit ihrer Confession, mit ihren Tausenden von heiligen Liedern und ihren Gebet- und Communionbüchern, u. s. w." — Also zu gleicher Zeit mit dem Bewußtsein der lutherischen Bekenntnißtreue trat auch die Forderung einer rein lutherischen Missionsthätigkeit an das Tageslicht, und zwar als Gegensatz zu den bestehenden Vereinen, auf geharnischte Art, und, leider, in fortschreitender und sich ausbildender Derbheit des Ausdrucks. Bald nach der Nothwehrpredigt erschienen unter andern Blättchen auch „Bedenken gegen die Missionsmengerei in Basel". Den reformirten und Mischungs-Missionen wird aller mögliche Segen erwünscht, aber „warum sollen die evangelisch-lutherischen Missionsfischer nur unter grau-evangelischer Unionsflagge der Mischungsmissionen zu Berlin und Basel oder unter reformirter von Barmen, Paris und England ausfahren? Sind die Netze der evangelisch-lutherischen Kirche nicht doppelt stark in Wort und Sakrament gewoben? . . ."

Es wurde daher in Straßburg „die evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft in Frankreich" gegründet. Von Statuten erfahren wir nichts. Die Gesellschaft umfaßte aber vier Thätigkeiten (später sechs), als eigentliche Mission unter den Heiden, Pflege verwahrloster Kinder, Druck von Schriften zur Beförderung der reinen Lehre u. s. f., mit verschiedenen selbstständigen Kassen. Jährlich wurde ein Missionsfest gefeiert, anfangs in der Stadt, später nur noch in verschiedenen Landgemeinden.

Wie dieser Verein sich entwickelt, ob überhaupt eine Entwickelung stattgefunden, was aus ihm geworden ist, konnten wir nicht erfahren. Von den 70er Jahren an, vielleicht schon früher(?) steht über den kurzen, weder regelmäßig noch alljährlich gedruckten Gabenverzeichnissen nur noch: „Gaben an Pfr. Horning in Straßburg, eingereicht für die Mission", nämlich die Leipziger, wahrscheinlich auch Hermannsburger; diesen Berichten sind einestheils lutherische Missionslieder, besonders von Weyermüller,*) andern-

*) Z. B. das Lied: „Sollt' ich mich des Namens schämen", des lutherischen nämlich, mit dem Stichwort: „Gottes Wort und Luthers Lehr, die vergehen nimmermehr", und das andere: „O kehret, kehret wieder, Geliebte, theure Brüder, Zur Mutter kehrt zurück", an die „Brüder

theils 6 „Glaubens- und Kirchengrundsätze der evangelisch-lutherischen Mission (unveränderter Augsburger Confession)" vorgeschickt. In gewöhnlichem, aber mit doppelt fetter Schrift für die Schlagwörter gemischtem Druck (ein anderes Kennzeichen der lutherischen Erzeugnisse im Elsaß) steht da unter anderm zu lesen: „4. Ich muß die **unirten** Kirchen, wo zweierlei Glaube öffentlich gestattet ist, meiden." — 5. Darum will **diese** Thätigkeit in der **Heimat** und unter den Heiden nur die evangelisch-lutherische Kirche in ehrlicher Bekenntnißtreue bauen. . . . . Sie will keine **Kapell-** oder **Vereinshaus-Union,** keine **methodistische Union,** keine **Baselische** Union, keine **Lehr-, Werk-** oder **Geld-**Union in **Anstalten,** keine Kirchen- oder **Altar-Mengerei,** keine Kirchen**conföderation,** keine **Fusion** oder Kirchen**verschmelzung,***) sondern die alte, unvermischte, **wahre, evangelisch-lutherische** Kirche, Mission und Anstalt. — 6. . . . . Das sogenannte **unirt-**(evangelische) Wesen ist doch nur eine **Union in Gemeinschaft der Krankheiten."** —

Was die finanzielle Leistung dieses Vereins betrifft, so belief sich die Gesammteinnahme des Jahres 1850/51 auf Fr. 3226. 35; im Jahr 1874/75 auf Fr. 6163. 85; im Jahr 1876/77 nur noch auf Fr. 4002. 40. Die niedriger gewordene Zahl zeugt aber nicht von Abnahme des Missionseifers unter den Lutheranern, oder von einer rückgängigen Bewegung des Konfessionalismus im Elsaß; im Gegentheil, man hat nicht ohne Wahrscheinlichkeit statistisch nachgewiesen, daß die Anzahl der konfessionellen Geistlichen (unter mannigfachen Schattirungen wie natürlich) seit vielen Jahren in stetem

---

gerichtet, welche der böse Feind vom evangelisch-lutherischen Glauben, von evangelisch-lutherischer Kirche und Mission abzieht". Vv. 6 und 10 lauten: „Ach, weil sie so voll Plagen, So jämmerlich zerschlagen, Zerrissen und beraubt: Drum wird sie so verachtet, So gar für nichts geachtet, Drum schüttelt man vor ihr das Haupt!! — O kommt als arme Sünder, Als reuevolle Kinder, Zur treuen Mutter her! Sie will uns gern vergeben; Laßt uns für sie nur leben — Sie denkt an unsre Schuld nicht mehr!" — eine einfache Vorschiebung der zur Sekte gestempelten evangelisch-lutherischen Kirche an die Stelle Christi, des Hauptes.

*) Wozu seit 1877 der Zusatz hinzugedruckt wird: „Auch kein **„Neu-Lutherthum"**; es werden dadurch mehrere jüngere und ältere Pfarrer ausgeschlossen, die sich in letzter Zeit von der Selbstherrschaft Pfr. Horning's um verschiedener Ursachen willen, losgesagt haben.

Steigen begriffen sei. Jene Abnahme der an Pfr. Horning abgelieferten Gaben rühren von den oben erwähnten innerlichen Spaltungen und Zerwürfnissen her, so daß manche Pfarrer die Beiträge ihrer Gemeinden nicht mehr durch Herrn Horning, sondern unmittelbar nach Leipzig senden.*) — Für die Zukunft ließen sich schöne Wünsche und Hoffnungen hegen für die elsäßische Kirche, wenn zwischen dem verworfenen „Neu-Lutherthum" und dem entschiedenen Pietismus eine Annäherung stattfinden könnte, aber — der Herr wird's versehen!

§ 4. Die evangelisch-kirchliche Missions-Gesellschaft zu Colmar.

Die bisher genannten Gesellschaften beschränken ihre Thätigkeit auf den Regierungsbezirk des Unter-Elsaßes. Im Bezirk Ober-Elsaß wohnen circa 56,000 Protestanten, in 24 Pfarrgemeinden (mit 12 Filialen) Augsburger Konfession, und 6 reformirten Gemeinden (mit 8 Filialen) vertheilt. — In Mülhausen, dem reformirten Mittelpunkt, ist man besonders für die Pariser Mission thätig, aber ohne bis jetzt einen Missionshilfsverein gebildet zu haben. In Colmar, dem Sitz der IV. Inspektion Augsburger Konfession, stand der oben schon genannte Evangelist Bott seit dem Anfang seiner Thätigkeit mit Basel in regem Verkehr; wo er Versammlungen hielt im ganzen Ober-Rhein, suchte er das Missionsinteresse zu wecken und schickte nicht unbedeutende Summen alljährlich nach Basel; so verfährt auch noch sein im Basler Missionsinstitut gebildeter Sohn und Nachfolger, Josua Bott, ohne daß über diese Wirksamkeit besondere Rechnungen geführt oder Berichte geschrieben werden.

Viel später erst, in den Jahren 1840/42, kamen zwei junge Pfarrer, die HH. Krieger und Kienlen von Straßburg nach Colmar, beide zur Linken der Vermittelungspartei gehörend. Voll des ersten Eifers, mit welchem sie in Straßburg der Stiftung der kirchlichen Missionsgesellschaft beigewohnt hatten, drangen sie auf Gründung eines gleichen Vereins im Ober-Rhein. So wurde die „Evan-

*) In der That weisen die Leipziger Missionsrechnungen ein jenem Sinken entgegengesetztes Wachsen der elsäßischen Gaben auf; im Jahr 1873/74 waren es Mk. 3732. 70, im Jahr 1876/77 Mk. 4189. 46, im Jahr 1877/78 Mk. 5751. 54.

gelisch-kirchliche Missions-Gesellschaft zu Colmar" in's Leben gerufen; die Statuten dieser Gesellschaft sind eine Verschmelzung der Statuten des Straßburger Hilfsvereins und der kirchlichen Missions-Gesellschaft von Straßburg. Der 1. Artikel lautet z. B.: „Die evangelisch-kirchliche Missions-Gesellschaft zu Colmar hat den einzigen Zweck, die Ausbreitung des Evangeliums unter nicht-christlichen Völkern zu befördern." Das Comité besteht aus den vier Pfarrern von Colmar und acht durch zweijährige Wahl zur Hälfte zu erneuernden Laienmitgliedern. Ein jährliches Missionsfest wird am Sonntag Trinitatis gefeiert und in der ersten Woche jedes Monats wird eine Missionsbetstunde gehalten. Die nicht besonders bestimmten Gaben wurden bis 1873 nach Paris, Basel und an die Brüdergemeinde vertheilt. Von jenem Jahre an wird aber auch ein kleiner Theil der Gelder (außer den besonders bestimmten Gaben) nach Leipzig und Hermannsburg geschickt, wahrscheinlich auf Antrag eines in jener Zeit nach Colmar ernannten „auch-lutherisch" gesinnten Pfarrers.

Da die Jahresberichte äußerst kurz gefaßt sind, so läßt sich kaum eine Geschichte dieser Gesellschaft entwerfen. Was ihre Richtung betrifft, so ist sie in ihrer buntscheckigen Zusammensetzung ein treuer Abklatsch des Colmarer Konsistoriums, welches immer eine Musterkarte aller Richtungen zu sein wünscht. Nichts Außerordentliches scheint das langsame Wachsthum dieser Gesellschaft bis 1870 gehindert zu haben. Der Gesammtbetrag der Einnahmen vermehrte sich um die Hälfte während der 15 ersten Jahre; allein während das Missionsinteresse in den Landgemeinden zunahm, verminderte es sich auffallend in Colmar selbst. Im Rechnungsjahr 1869/70 erreichte die Gesammteinnahme den Höhepunkt von Fr. 3189. 55 durch Beiträge aus 16 Gemeinden; der Bericht klagte damals darüber, „daß einzelne Gemeinden der Umgegend, welchen doch auch die Missionssache am Herzen liegt, die Gaben nicht durch Vermittelung der evangelisch-kirchlichen Gesellschaft an Ort und Stelle befördern lassen." Nach dem Krieg sank die Summe der Beiträge auf circa Fr. 1200, und nur allmählich scheint dieser Verein sich seitdem zu erholen.

(Schluß folgt.)

Die Mission in den Augen der Welt.

4. Dr. Wernich und Freiherr von Oesterreicher über die neuen Kulturbestrebungen in Japan.

Herr Dr. A. Wernich, damals Privatdocent in Berlin, erhielt im Jahr 1874 einen Ruf als Professor an die medicinisch-chirurgische Akademie in der Hauptstadt von Japan. Er nahm den Ruf an, reiste über Neu-York, San Francisco und Jokohama an seinen Bestimmungsort Tokio, wo er zwei Jahre lang thätig war, und kehrte dann über Indien und Suez wieder in die Heimat zurück. Außer in mehreren gelehrten Abhandlungen über rein medicinische Gegenstände hat Dr. Wernich auch noch in zwei mehr populären Schriften die Resultate seiner außereuropäischen Beobachtungen und Erfahrungen niedergelegt. Wir meinen seine „Geographisch-medicinischen Studien nach den Erlebnissen einer Reise um die Erde“, die einen stattlichen Band füllen, und daneben eine kleine Flugschrift über „Ausbreitung und Bedeutung der neuen Kulturbestrebungen in Japan“.

Wenn man eben die Reisebeschreibung von Max Buchner,*) der ja auch ein Doktor der Medicin ist, gelesen hat und dann an diese Schriften von Dr. Wernich kommt, so ist's wie ein Uebergang vom Kladderadatsch zur Augsb. Allg. Zeitung oder einem anderen ernsthaften und wissenschaftlichen Weltblatt. Dabei hat der Verfasser sich's zum Grundsatz gemacht, über nichts ein Urtheil abzugeben, was er nicht gründlich erforscht oder wenigstens mit eigenen Augen gesehen hat. Leider gehört auch die Mission zu den Dingen, für welche er sich nicht näher interessirt hat und über welche er daher fast vollkommenes Stillschweigen beobachtet. Auf den mehr als 400 Seiten seines größeren Buches haben wir dieselbe kaum zwei- oder dreimal**)

*) Von der leichtfertigen Art, wie dieser Reisende über Missionsangelegenheiten schreibt, wird unsere nächste Nummer ein Beispiel bringen.

**) Seite 47 und 49 sind nur „die übertriebenen Schilderungen der Missionare“ in Betreff des Opiumrauchens erwähnt, Seite 289 ihre Berichte über die chinesische Hungersnoth. Uebrigens ist Dr. Wernich's eigene Beschreibung der Folgen des Opiumrauchens schrecklich genug. Sehr charakteristisch

flüchtig erwähnt gefunden. Auf der Fahrt von Kalifornien nach Japan traf Dr. Wernich mit „zwei zu sehr ausgesprochenen Zwecken auf der Reise befindlichen größeren Gesellschaften“ zusammen. Die eine war die aus Cuba zurückkehrende Mission der chinesischen Regierung, welche zur Untersuchung der Kuli-Angelegenheit dorthin war gesandt worden. „Der Mission im gewöhnlichen Sinne diente die andere größere Gruppe: amerikanische Reverends mit ihren Frauen, denen sich auch mein Lehrer im Japanischen, der ebenfalls als amerikanischer Theologe in sein Vaterland zurückkehrte*), angeschlossen hatte. Sie waren schwächlich, kränkelten viel unterwegs und ließen sich mit den profanen Reisegefährten wenig ein“.

Wir gestehen, daß wir sehr enttäuscht waren, so wenig über unseren Lieblingsgegenstand vom gelehrten Reisenden zu hören, obgleich seine Erklärung uns Respekt einflößte, daß er „ein steuerloses Umherschweifen auf fremdem Gebiet ärger fürchte, als ferne Zonen und das öde Meer“. Um so mehr freute es uns, doch wenigstens in einer der 162 Anmerkungen eine etwas längere Auslassung über die Mission zu finden, welche zwar sehr niederschlagend klingt, bei dem durchaus naturalistischen Standpunkt des Verfassers uns aber nicht im mindesten befremdet hat. Dieselbe lautet folgendermaßen:

„Man wird es entschuldigen, daß ich mich allen Eingehens auf die Opportunität der Missionsbestrebungen im Text enthalte. Noch Hr. von Hübner klagt bitter darüber, daß man verblendet genug sei, Reformbestrebungen ohne diesen wichtigsten Faktor vorzunehmen. Ich habe mich früher (in der Flugschrift über Japan) darauf beschränkt zu konstatiren (!), daß die Missionsarbeiten der verschiedenen Konfessionen sich in Japan nur eines sehr geringen Fortschrittes erfreuen. Es ist hier die richtige Stelle, um ganz kurz und ohne weitläufige Begründung die Ursachen dieser Mißerfolge anzugeben. 1) Die Japaner sind als Kulturvolk zu alt, um an der Mythe im Christenthum (ich meine hier ein Jungfräulich-

---

ist folgende Bemerkung, die er in diesem Zusammenhang macht: „Was der Chinese als Charaktereigenschaft in hohem Maße aufzuweisen hat, starrköpfige Beharrlichkeit, Losgehen auf ein sichtbares Ziel, — reicht hier (d. h. zum Aufgeben des Lasters) nicht aus; zu einer wirklichen Umkehr ist seine Geistesmechanik nicht hoch genug entwickelt“!

*) Ohne Zweifel Hr. Nisima, über den wir gar zu gern des deutschen Doktors Meinung gehört hätten.

Die Mission in den Augen der Welt.

4. Dr. Wernich und Freiherr von Oesterreicher über die neuen Kulturbestrebungen in Japan.

Herr Dr. A. Wernich, damals Privatdocent in Berlin, erhielt im Jahr 1874 einen Ruf als Professor an die medicinisch-chirurgische Akademie in der Hauptstadt von Japan. Er nahm den Ruf an, reiste über Neu-York, San Francisco und Jokohama an seinen Bestimmungsort Tokio, wo er zwei Jahre lang thätig war, und kehrte dann über Indien und Suez wieder in die Heimat zurück. Außer in mehreren gelehrten Abhandlungen über rein medicinische Gegenstände hat Dr. Wernich auch noch in zwei mehr populären Schriften die Resultate seiner außereuropäischen Beobachtungen und Erfahrungen niedergelegt. Wir meinen seine „Geographisch-medicinischen Studien nach den Erlebnissen einer Reise um die Erde", die einen stattlichen Band füllen, und daneben eine kleine Flugschrift über „Ausbreitung und Bedeutung der neuen Kulturbestrebungen in Japan".

Wenn man eben die Reisebeschreibung von Max Buchner,*) der ja auch ein Doktor der Medicin ist, gelesen hat und dann an diese Schriften von Dr. Wernich kommt, so ist's wie ein Uebergang vom Kladderadatsch zur Augsb. Allg. Zeitung oder einem anderen ernsthaften und wissenschaftlichen Weltblatt. Dabei hat der Verfasser sich's zum Grundsatz gemacht, über nichts ein Urtheil abzugeben, was er nicht gründlich erforscht oder wenigstens mit eigenen Augen gesehen hat. Leider gehört auch die Mission zu den Dingen, für welche er sich nicht näher interessirt hat und über welche er daher fast vollkommenes Stillschweigen beobachtet. Auf den mehr als 400 Seiten seines größeren Buches haben wir dieselbe kaum zwei- oder dreimal**)

*) Von der leichtfertigen Art, wie dieser Reisende über Missionsangelegenheiten schreibt, wird unsere nächste Nummer ein Beispiel bringen.

**) Seite 47 und 49 sind nur „die übertriebenen Schilderungen der Missionare" in Betreff des Opiumrauchens erwähnt, Seite 289 ihre Berichte über die chinesische Hungersnoth. Uebrigens ist Dr. Wernich's eigene Beschreibung der Folgen des Opiumrauchens schrecklich genug. Sehr charakteristisch

flüchtig erwähnt gefunden. Auf der Fahrt von Kalifornien nach Japan traf Dr. Wernich mit „zwei zu sehr ausgesprochenen Zwecken auf der Reise befindlichen größeren Gesellschaften“ zusammen. Die eine war die aus Cuba zurückkehrende Mission der chinesischen Regierung, welche zur Untersuchung der Kuli-Angelegenheit dorthin war gesandt worden. „Der Mission im gewöhnlichen Sinne diente die andere größere Gruppe: amerikanische Reverends mit ihren Frauen, denen sich auch mein Lehrer im Japanischen, der ebenfalls als amerikanischer Theologe in sein Vaterland zurückkehrte*), angeschlossen hatte. Sie waren schwächlich, kränkelten viel unterwegs und ließen sich mit den profanen Reisegefährten wenig ein“.

Wir gestehen, daß wir sehr enttäuscht waren, so wenig über unseren Lieblingsgegenstand vom gelehrten Reisenden zu hören, obgleich seine Erklärung uns Respekt einflößte, daß er „ein steuerloses Umherschweifen auf fremdem Gebiet ärger fürchte, als ferne Zonen und das öde Meer“. Um so mehr freute es uns, doch wenigstens in einer der 162 Anmerkungen eine etwas längere Auslassung über die Mission zu finden, welche zwar sehr niederschlagend klingt, bei dem durchaus naturalistischen Standpunkt des Verfassers uns aber nicht im mindesten befremdet hat. Dieselbe lautet folgendermaßen:

„Man wird es entschuldigen, daß ich mich allen Eingehens auf die Opportunität der Missionsbestrebungen im Text enthalte. Noch Hr. von Hübner klagt bitter darüber, daß man verblendet genug sei, Reformbestrebungen ohne diesen wichtigsten Faktor vorzunehmen. Ich habe mich früher (in der Flugschrift über Japan) darauf beschränkt zu konstatiren (!), daß die Missionsarbeiten der verschiedenen Konfessionen sich in Japan nur eines sehr geringen Fortschrittes erfreuen. Es ist hier die richtige Stelle, um ganz kurz und ohne weitläufige Begründung die Ursachen dieser Mißerfolge anzugeben. 1) Die Japaner sind als Kulturvolk zu alt, um an der Mythe im Christenthum (ich meine hier ein Jungfräulich-

---

ist folgende Bemerkung, die er in diesem Zusammenhang macht: „Was der Chinese als Charaktereigenschaft in hohem Maße aufzuweisen hat, starrköpfige Beharrlichkeit, Losgehen auf ein sichtbares Ziel, — reicht hier (d. h. zum Aufgeben des Lasters) nicht aus; zu einer wirklichen Umkehr ist seine Geistesmechanik nicht hoch genug entwickelt“!

*) Ohne Zweifel Hr. Nisima, über den wir gar zu gern des deutschen Doktors Meinung gehört hätten.

Geborenwerden, die Wunder, das leibliche Auferstehen) oder an dessen Ritus etwas Verehrungswürdiges zu finden. Ihr praktischer naturalistischer Sinn verurtheilt alles Uebernatürliche auch in den einheimischen Religionen, und der Ritus gerade des gröbsten und den Gebildeten verächtlichsten Buddhismus ist ein dem katholischen vollkommen ähnlicher. 2) Volk und Regierung sind mißtrauisch gegen das Christenthum, das Volk, weil es erfährt, daß in der gepriesenen Religion viele Sekten existiren, die sich unter einander befehden und bekriegen; es findet instinktiv seine friedlichen Religionsformen humaner. Die Regierung hat mit der Massenbekehrung im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert durch die portugiesischen Jesuiten sehr böse Erfahrungen gemacht. Sie fürchtet die Staatsgefährlichkeit einer christlichen Propaganda und wirkt ihr stillschweigend entgegen. 3) Selbst die intelligentesten Japaner sind zu oberflächlich, um den idealen Geist im Christenthum zu fassen. Ihr Begriffsvermögen ist dafür nicht vorbereitet, ihre Reflexion zu trübe und unbewußt, ihre Bestrebungen zu naiv."

Auf diese Anmerkung hin griffen wir nun begierig nach der Abhandlung über „Ausbreitung und Bedeutung der neuen Kulturbestrebungen in Japan", haben aber auch hier nur Folgendes gefunden: „Um nicht absichtlicher Vernachlässigung schuldig zu erscheinen, muß ich die Arbeiten und Erfolge der Mission kurz berühren, besonders auch weil nachweisbar diese Gesellschaften in vielen Ländern zu Trägern der Gesittung und civilisirter Auffassungen werden. Ein höchst einsichtsvoller und durch seine Promenade autour du monde auch populär gewordener österreichischer Staatsminister und höherer Beamter, Hr. v. Hübner, macht in seiner Reisebeschreibung seine Bedenken gegen den Standpunkt geltend, auf dem er die Kulturarbeiten in Japan im Jahr 1872 vorfand. „„Man scheint mir — so äußert er sich — ohne einen sehr wichtigen Faktor vorgegangen zu sein. Kann man wohl glauben, daß man die Religion, auf die sich doch für Europa fast die ganze Summe der Kulturbestrebungen zurückführen läßt, hier ganz wird entbehren können? Stehen nicht alle diese Arbeiten ohne eigentlichen Halt und Zusammenhang da?"" — Man muß diese Besorgnisse bis jetzt als unbegründet (?) bezeichnen. Weder fühlt der moderne, dem Europäer näherstehende (!) Japaner das geringste Bedürfniß nach religiöser Vertiefung seines Wesens, noch sieht man, daß die Missionsanstalten, wo sie bereits bestehen,

als Schulen den Eingebornen gegenüber eine besondere Bedeutung haben. Da andrerseits antireligiöse Feindseligkeiten ganz aufgehört haben, läßt sich der Standpunkt des modernen Kultur-Japaners der christlichen Religion gegenüber am treffendsten als ein vollkommener Indifferentismus kennzeichnen."

Diese Gleichgültigkeit der gebildeten Japaner gegen alles Religiöse hängt aber ohne Zweifel damit zusammen, daß die ganze moderne Kultur, welche sie von Amerika und Europa her überkommen haben, eben eine religionslose, ja zum Theil eine religionsfeindliche ist. Auch in Japan hat das Christenthum daher gegen den Strom zu schwimmen. Alles, was der geehrte Herr Doktor sagt, läuft nach unserer Auffassung einfach auf die alte Wahrheit hinaus, daß der natürliche Mensch nichts vernimmt vom Geist Gottes und daß Fleischlich-Gesinntsein Feindschaft ist wider Gott. Wir glauben gern, daß vom Standpunkt des Weltmanns derselbe ganz das Richtige getroffen hat, und daß wirklich die Seiten des japanischen Charakters, welche für das Evangelium empfänglich sind, namentlich auch die Japaner selbst, welche wahrheitsuchend und religiös angeregt sind, seiner Beobachtung sich entzogen haben. Aber eben deßwegen liegt in seinem Urtheil auch nichts, was uns entmuthigen oder die zum Theil widersprechenden Aeußerungen der Missionare entkräften könnte. Er ist zu wahrheitsliebend und zu anständig, um die Mission verächtlich machen zu wollen. Darüber freuen wir uns, namentlich wenn wir an die Schmähreden eines Buchner oder anderer Reisenden denken. Er ist aber auch zu materialistisch gesinnt, um das Evangelium und insbesondere die evangelische Mission lieben zu können. Und was man nicht liebt, das versteht man auch nicht.

Im Uebrigen haben wir aus Dr. Wernich's Mittheilungen über Japan viel gelernt, wenn wir gleich in Manchem anderer Ansicht sind. Er redet zu sehr nur als Arzt und Naturforscher, legt ein viel zu großes Gewicht auf die schwächliche Konstitution und das viele Reisessen der Japaner, unterschätzt manche ihrer guten Eigenschaften und urtheilt öfters zu einseitig, obgleich niemals oberflächlich oder leichtsinnig. Doch hören wir, was er über das interessante Volk und die Kulturaussichten desselben zu sagen hat. Im Allgemeinen kommt nach Dr. Wernich den Japanern nicht die robuste Körper-Konstitution der Chinesen zu; eher zeigen sie eine physische Schwächlichkeit, die sich schon in ihrem dürftigen Wuchse (das

Mittelmaß der Körperhöhe mit 154 Cm. für Elite-Truppen bleibt hinter dem unsrigen beträchtlich zurück), dem geringen Umfang ihrer Brust und der spärlichen Entwickelung der Muskulatur kundgibt. Schon im Anfang der Dreißiger Jahre prägt sich bei ihnen das frühe Alter auf den Gesichtszügen aus. Die schrumpfende, vielgefurchte Haut der Stirn- und Augenmuskel, die hängenden Falten der Wangen kontrastiren oft in eigenthümlicher Weise mit einem noch jugendlich glänzenden Augenpaar und einem frischen, das volle Gebiß weisenden Munde. Dieses frühe Altern entspricht der Frühreife der Kinder, die, besonders wenn sie schwächlich sind, bis in's vierte Jahr an der Mutterbrust ernährt werden. Der vierjährige Säugling führt mit seiner Mutter schon ein ganz vernünftiges Gespräch und nimmt, kaum entwöhnt, an allen Lebensäußerungen und Vergnügungen der Erwachsenen, wie an ihrer Nahrung, Theil. Letztere besteht unter allen Klassen der Bevölkerung aus Reis, der, rein mit Wasser ausgequollen, selbst ohne Salz, nur von einem Bissen Fisch und in Salz präservirten Gemüses gewürzt, genossen wird. Die große, täglich dreimal eingestopfte Reismenge, die bei Leuten aus dem Mittelstande für jede Mahlzeit etwa 470 Gramm beträgt, führt zu der bei den Japanern habituellen Magenerweiterung und den ebenso häufigen Verdauungsstörungen.

Die einseitige Nahrungsweise, zusammen mit dem feuchtheißen Klima der japanischen Inseln, hält Dr. Wernich für die Ursache der physischen Schwäche ihrer Bewohner. Dieselbe äußert sich auch in der dem Japaner im Vergleich mit andern Völkern so schwer fallenden Akklimatisation im Ausland, wie man z. B. an den zu ihrer Ausbildung nach Europa gesandten jungen Leuten erfahren konnte. Dieser ganze Versuch scheiterte nicht an der geistigen Untüchtigkeit dieser Jünglinge, sondern an ihrer schwächlichen Gesundheit. Abgesehen von mehreren Sterbefällen hatten sie vom fremden Klima zu leiden, und als sie dann, an die europäischen Fleischtöpfe gewöhnt, wieder an die japanische Reisschüssel zurückmußten, da zeigte es sich, daß sie körperlich dieser doppelten Akklimatisation nicht gewachsen waren. Statt mit Frische und Lebhaftigkeit ihr civilisatorisches Werk in der alten Heimat beginnen zu können, schleichen sie unbefriedigt und kränklich in den ihnen fremd gewordenen heimischen Verhältnissen dahin oder legen sich auf's Siechbett und sterben an erschöpfenden Krankheiten.

Außer der physischen Schwäche und den frühzeitigen geschlechtlichen Ausschweifungen betont Dr. Wernich übrigens auch gewisse **geistige Mängel**, welche einem wirklichen Fortschritt selbst bei strebsamen jungen Japanern entgegenstehen. Die alte chinesische Methode des bloßen Auswendiglernens wurzelt noch tief in ihrer Gewohnheit. „Fast als unmittelbare Folge davon erscheint die Unfähigkeit zur Bildung von Abstraktionen und Kombinationen, welche oft jeden kurzen Ausdruck einer Schlußfolgerung und eines Grundgedankens unmöglich macht und beim Unterricht zu weitläufigen, ermüdenden Umschreibungen zwingt. Endlich aber ist es das Fehlen eines gesunden Skepticismus, welches der wirklichen Aneignung des Gelernten eine böse Schranke zieht. Das jurare in verba magistri ist nicht nur ein Höflichkeits-, sondern sogar ein Denkgesetz, dessen Beseitigung nur ganz allmählich gelingen kann.*)

„Was für **Hoffnungen** werden also durch die Kulturbestrebungen erfüllt werden? **Eine** Hoffnung, in welcher die Japaner sie unternahmen und welche sie noch im Jahre 1871 ganz siegesfroh überall aussprachen, ist auf's Gründlichste getäuscht worden. Sie glaubten in drei Jahren, also im Jahr 1874, vollkommen mit der Erlernung oder Aneignung der europäischen Kultur fertig zu sein. Bestürzt sehen sie, wie Gewicht sich an Gewicht hängt, bekommen einen Begriff von der weiten Ausdehnung des begonnenen Werkes

---

*) Außerdem spricht Dr. Wernich den Japanern Festigkeit des Willens, überhaupt das, was wir Charakter nennen, ab. Er findet ferner, daß ihnen die rechte Werthschätzung der eigenen Person, der Arbeit und des Besitzes fehle; gerade ihre naive Gutmüthigkeit, ihre Diogenes-Tugenden seien das größte Hinderniß des bewußten, nachhaltigen Vorwärtsstrebens. Selbstverständlich macht Dr. W. ihnen hieraus keinen Vorwurf, sondern erklärt vielmehr diese wie alle ihre Eigenheiten aus den klimatischen, politischen und wirthschaftlichen Verhältnissen des Landes. Interessant ist ein Citat aus Bousquet, das er zur Bestätigung seiner eigenen Ansicht beizieht: „Alles beweist an den Japanern ein Temperament ohne Gleichgewicht, einen Geist, der wie ein steuerloses Schiff dahintaumelt, ein faules Naturell, welches mit Unterbrechungen und Sprüngen fortschreitet, die Liebe zum Vergnügen und zum Unvorhergesehenen, die Abneigung gegen dauernde Arbeit. Wir sehen freiwillige Elans, die durch vollkommene Schwäche und Lähmung unterbrochen werden, viel Lebhaftigkeit, Talent und Intelligenz — wenig Prinzipien und keinen Charakter. Aehnlich den verwüstenden Katastrophen, welche ihr Klima mit sich bringt, hat ihre Energie lange Schlafenszeiten und ungeordnete Träume."

und seufzen gewiß oft wie der Zauberlehrling: ‚Die ich rief die Geister, werd' ich jetzt nicht los!' Das haben wir Europäer natürlich vorher gewußt und vorher gesagt.

„Schwieriger aber ist auch für uns die Prognose über die wirklich dauernden Erfolge unserer Arbeiten. Man darf wohl sagen, daß sie ein Schicksal haben werden wie jede Aussaat, die auf gut Glück in einen differenten und noch nicht erprobten Boden gesäet wird. Einiges verdorret einfach und geht spurlos zu Grunde, anderes schießt üppig in's Kraut und fällt ab zur Zeit der ersten Anfechtung; so die thörichten Nachahmungen europäischen Luxus', europäischer Ceremonien und Toiletten, der kostspieligen Gesandtschaften u. dergl. Noch anderes ersticken die Dornen des Geldmangels und der Unpopularität; dahin werden wahrscheinlich die Kunstbestrebungen, die Reise-Ausbildung in Europa, die allzu starke Vermehrung des stehenden Heeres gehören. Aber in drei Beziehungen hat die bis jetzt angewandte Mühe, wie ich glaube, einen guten Boden gefunden. Es ist unwahrscheinlich, daß ein so bewegliches Volk wieder den Geschmack verlernen sollte an den Segnungen eines sicheren und schnellen Verkehrs, wie denn auch Post, Telegraph und Eisenbahn die ungetheilten Sympathien aller Japaner für sich haben. Es ist kaum zu denken, daß ein so intelligentes Volk die mit größtem Enthusiasmus aufgenommenen Schätze der Naturwissenschaft wieder gegen das schnöde Blech ostasiatischer Zauberei und des absoluten Unsinns umwechseln sollte; es ist unmöglich, daß ein im Grunde humanes Volk, nachdem es die Segnungen einer milden Gesetzgebung sich zu eigen gemacht hat, zurückgreifen sollte auf die Greuel der alten japanischen und chinesischen Justiz. Die nach diesen Richtungen ausgestreuten Saaten bringen wohl sicher gute und hundertfache Frucht. So dürfen wir, meine ich, mit Theilnahme und Wohlwollen den Wandlungen, die sich im fernen Osten vollziehen, folgen; ihnen statt einer halb staunenden, halb verächtlichen Mißschätzung, welche auf die oft übertriebenen effekthaschenden Berichte als natürliche Reaktion vielfach gefolgt ist, die wirklich verdienten Sympathien eines gebildeten Publikums zuzuwenden, ist gewiß eine lohnende Aufgabe aller, welche längere oder kürzere Zeit ihre Kraft jenen Kulturbestrebungen gewidmet haben."

Daß zu diesen letzteren auch Missionare gehören, die Mission also auch einen Antheil an der allgemeinen Hebung Japan's hat,

ganz abgesehen von der religiösen Aufgabe, das läßt Dr. Wernich fast unberücksichtigt. Nur im Vorbeigehen nennt er unter den Amerikanern, welche in Japan als Lehrer und „Professoren“ gewirkt haben, „manche ganz ehrsame, aber der Wissenschaft in ihrer Weise dienende Reverends“ und an einer anderen Stelle heißt's: „Auch darf nicht übergangen werden, daß die französischen Missionsschwestern sich mit großem Eifer die Verbreitung nützlicher Kenntnisse unter der jungen weiblichen Bevölkerung Jokohama's angelegen sein lassen.“ Das ist alles.

Sehr entschieden spricht sich andrerseits Dr. Wernich gegen den schlechten Einfluß aus, den viele Europäer, nicht nur rohe Matrosen und müssige Weltbummler, in Japan ausüben und bei deren Anblick „jedem Weißgebornen die Schamröthe über solche Landsleute in's Gesicht steigt. Selbst nüchtern, pflichtgetreu, enthaltsam, sieht der Japaner nicht selten den europäischen Herrn sich in einem gewissen Grade von Völlerei behaglich finden. Während Singen und Tanzen in Japan nur Weibern zukommt, tanzen die Europäer im wüsten Drehen alle miteinander; Singen, ja Grölen scheint der Anfang vom Ende jeder Festlichkeit zu sein. Andere Europäer konnte er stundenlang beim Würfelspiel und am Kartentisch beobachten, wobei dann immer die vom Sprechen und Rauchen angestrengte Kehle reichlich befeuchtet werden muß. Wo der japanische Diener seinem Rauchgelüst in sechs bis acht Zügen aus seinem Pfeifchen Genüge thut, sieht er oft seinen gestrengen hochcivilisirten Herrn die Cigarre kaum aus dem Munde lassen und den Rauchgenuß mit Flüssigkeit untermischen, bis er schweren Schrittes, glasigen Auges und scheltenden Mundes sich zur Ruhe begibt. So boten sich die Bilder — natürlich nicht in allen Häusern — aber doch beklagenswerth oft dar, oft genug, um die Frage: ob die Europäer auch durch ihr Beispiel die Asiaten civilisiren? — zögernd beantworten zu lassen.“

Namentlich läßt der Doktor es sich angelegen sein, den Vorwurf schamloser Unsittlichkeit, welcher so oft von unseren Reisenden gegen die Japanerinnen erhoben wird, auf die Ankläger selbst zurückzuwerfen. Was er in dieser Beziehung sagt, sowie die von weißen Matrosen aufgeführten Schauerscenen, welche er beschreibt, können wir hier nicht wiedergeben. Wir können nur wünschen, daß alle Reisenden und alle in Japan lebenden Europäer so denken möchten, wie dieser unparteiische Kritiker — selbst in Betreff der Mission, die

er (S. 402) doch wenigstens zu den „edleren Bestrebungen" rechnet und als deren Aufgabe er „die Verbreitung idealer Weltauffassung" bezeichnet.

Als Ergänzung zu den Aeußerungen Dr. Wernich's über die japanischen Kulturbestrebungen fügen wir bei, was Freiherr von Oesterreicher, der ebenfalls aus eigener Anschauung urtheilt, über den gleichen Gegenstand zu sagen hat. In seinem Buche „Aus fernem Osten und Westen" lesen wir in Betreff der Japaner:

„Sie werden noch oft die Erfahrung machen müssen, daß sich eine fremde Kultur nicht im Handumdrehen in ein Land importiren lasse, aber je öfter diese Erfahrung die voreilige Hoffnung enttäuscht, desto näher werden sie durch neue Anstrengungen ihrem Ziele gebracht und werden es schließlich erreichen. Diese europäisirenden Bestrebungen der tonangebenden Regierungsmänner begegnen bei einem großen Theile der ansässigen Europäer einer abfälligen Beurtheilung, die selbst in das Extrem umschlägt und den Japanern Talentlosigkeit und platte Nachahmungssucht zum Vorwurfe macht. Vieles in diesem harten Urtheil muß auf Rechnung enttäuschter individueller Hoffnungen geschrieben, das Meiste aber durch die Inkompetenz der Beurtheiler entkräftet werden. Man liebt es nur zu sehr, vorzeitig den Mißerfolg vorherzusagen, wenn der Erfolg erst nach mehreren Decennien sich offenbaren kann, und man wünscht im kurzsichtigen Eigeninteresse den Mißerfolg, weil die Fortschritte Japan's der Fortdauer der commerciellen Bevormundung nachtheilig sind. Allein weder diese Urtheile noch diese Wünsche sind von irgend welchem Einflusse auf den Gang der Dinge im Inselreiche. Die Ansätze zur Europäisirung des Landes waren bisher fieberhaft und manchmal überstürzt; aber diese herzhaften Anstrengungen haben überall ein kleines Resultat ergeben, deren Summe darin besteht, daß Japan regelrecht für die spätere ruhige und dauernde Annahme der westlichen Kultur mürbe gemacht wurde und daß ihnen heute nach der Zerstörung ihres alten politischen und kulturellen Baues auch kein anderer Ausweg mehr übrig bleibt. Bei der gesunden socialen Gliederung der Nation in der Familie und in gesellschaftlicher Schichtung, bei ihrer Empfänglichkeit und leichten Auffassung läßt es sich erwarten, daß sich diese Umwandlung vergleichsweise leicht durchführen lassen wird. Durch diese Umstände macht Japan heute den Eindruck

eines zwar geschäftigen, aber in seinem Zusammenhange brüchigen Staatsgetriebes, reich an mancher Unvollkommenheit oder Unfertigkeit; sobald man aber dieses Volk in seinem täglichen Leben beobachtet, gewinnt man bald die Ueberzeugung, daß dieser gesunde Volksorganismus mit seinen modernen Reformbestrebungen den rechten Weg bald finden wird."

Was dieser rechte Weg sei, spricht zwar der österreichische Freiherr nicht aus, an anderen Stellen seines Buches läßt er aber durchblicken, daß ihm das Christenthum doch als Hauptmittel zur Hebung eines Volkes erscheint. Ueber die Mission, wenigstens die evangelische, schweigt er völlig. Es hat auf den ersten Blick fast etwas Verletzendes für uns, wenn ernste Männer, die über Japan schreiben, von der dortigen Mission so gut wie nichts zu sagen wissen. Andrerseits täuschen wir uns aber auch allzuleicht über die Fortschritte, welche das Christenthum in einem eben erst in Angriff genommenen Lande, wie Japan, gemacht hat. Im Einzelnen ist ja manch' Großes und Dankenswerthes geschehen; daß aber das japanische Volk als solches vom Evangelium schon irgendwie beeinflußt wäre, daran ist gar nicht zu denken. Soviel man aus den Reisebeschreibungen und nicht minder aus den Berichten der Missionare sieht, steckt das Volk noch völlig in seinem alten Aberglauben*) drin und macht noch gar nicht Miene, den christlichen Glauben dafür einzutauschen. Also dürfen wir auch im Blick auf Japan uns der Missionserfolge nicht überheben, sondern müssen Geduld haben. Es tröpfelt wohl, aber es regnet noch nicht; manche Einzelbekehrung kommt vor, aber die Masse des Volkes ist noch so heidnisch als je, wenigstens im Herzen, wenn äußerlich auch vieles anders geworden ist, als es noch vor 20 Jahren war.

*) Anm. Eine Hauptrolle im japanischen Volksaberglauben spielt der Fuchs, Meister Kitsne genannt. Nicht weit von der Landeshauptstadt ist ein Sumpf, in dessen Mitte ein großer Baum steht, um welchen alle Jahr einmal die Füchse ihren Jahressabbath feiern sollen. Es fehlt nicht an Leuten, die das seltsame Schauspiel ganz genau schildern können, denn sie wollen dasselbe mit eigenen Augen mitangesehen haben. Jedem Fuchse soll dabei ein Irrlicht vorantanzen. Aus der Art und Weise, wie die versammelten Thiere sich benehmen, zieht man allerlei Schlüsse über den Verlauf des neuen Jahres, den Ausfall der Ernte u. s. w. Dieser Fuchstanz oder Fuchssabbath, wie die abergläubischen Leute ihn sich vorstellen, ist nach einem japanischen Original auf unsrem diesmaligen Bilde zu sehen. Dasselbe ist aus dem bekannten Reisewerk von Hr. Humbert genommen.

Missions-Zeitung.

China.

Aus Peking wurde am 9. December v. J. der China Mail geschrieben: „Zwei Londoner Missionare sind von einer langen Reise aus Schantung zurückgekehrt, wo ungefähr 300 Personen getauft wurden, darunter ein Dutzend Graduirte. Wenigstens 1000 weitere Namen stehen auf der Liste der um Aufnahme Bittenden und Taufkandidaten. Das ist beispielloser Fortschritt.“ — Ebenfalls in Schantung, im kleinen Dorf Schih Tschia Tang, wurde am 28. Okt. 1878 der dortige Buddha-Tempel von den Verwaltern und dem Aufseher des Tempels aus freien Stücken der christlichen Kirche für ihre Zwecke geschenkt, — eine Frucht des Eindrucks, den die christliche Liebesthätigkeit während der Hungersnoth auf die Heiden gemacht hat.

— Ein Chinese, der unter den S. 507 des letzten Jahrgangs erwähnten Verfolgten war und fast todt geprügelt wurde, ist im November 1878 von Miss. Mackenzie getauft worden. Im Ganzen wurden in 3 Monaten von den englisch-presbyt. Missionaren 40 Erwachsene getauft.

— Chinesische Dankbarkeit. Ein Chinese, dem ein Missionar das Leben gerettet hatte und dem derselbe auch etwas vom Evangelium beizubringen bemüht war, antwortete auf alle Bekehrungsversuche beharrlich: „Nein; ich hoffe in der zukünftigen Welt ein Esel zu werden, damit Sie auf mir reiten können!“ (Our China Visitor, Oct. 1878.)

— Seit anderthalb Jahren erscheint in Schanghai eine eigene Zeitschrift „Woman's Work in China“ für weibliche Missionsarbeit. Auch Frau Lechler in Hongkong hat für dasselbe geschrieben.

— Miss. Cameron (China Inland Mission) ist von einer siebenmonatlichen Reise von Pakhoi nach Yünnan zurückgekehrt.

— Mitte März ordinirte Bischof Burdon in Hongkong zwei neue Missionare, W. Stewart und L. Lloyd.

Indien.

Prof. Lal Behari De hat ein werthvolles Buch: „Erinnerungen an Dr. Duff“ herausgegeben. Dasselbe, wie der Mann selbst, ist ein glänzendes Zeugniß für die segensreiche Wirksamkeit Duff's und der Mission überhaupt.

— Die Rede Babu Kesab Tschander Sen's: „Bin ich ein Prophet“? wird von einem seiner früheren Verehrer scharf kritisirt. Derselbe hat in Dakka ein Pamphlet: „Der indische Prophet“ drucken lassen. Hierin bekennt er sich zwar zum Brahmaismus, macht aber den vermeintlichen Propheten geradezu lächerlich: Hr. Sen rühme sich seiner asketischen Lebensweise; worin besteht dieselbe? Er wohnt in einem prächtigen Hause inmitten eines schönen Gartens; in der Eisenbahn fährt er erster Klasse, er

genießt ausgesuchte Speisen, trägt kostbare Kleider, braucht Parfüms, hält ein halbes Dutzend Diener, läßt sich von seinen Jüngern Kühlung zufächeln, die Glieder kneten, Rosenwasser aufs Haupt gießen u. s. w.

— In Maisur, wo die Hungersnoth ein Viertheil der Bevölkerung weggerafft hat, ist natürlich die Zahl der Waisenkinder sehr groß. In der Stadt Kolar hat Frl. L. Anstey ein Asyl für solche errichtet und bereits 1200 Kinder aufgenommen, von denen freilich im Januar d. J. nur noch 696 übrig waren. Verschiedene Hungerkrankheiten, besonders eine Art Wassersucht, hatten so aufgeräumt. Bei guter und reichlicher Nahrung verschlingen viele Kinder doch noch Erde u. A., um ihren zur Krankheit gewordenen Hunger zu stillen! Vom Mansion House Fund hat Frl. Anstey 20,000 M. erhalten und davon zwei große Wohnhäuser, ein Schulhaus und mehrere Nebengebäude errichtet. 200 der größeren Knaben sind in einem Regierungsgebäude untergebracht, das aber nur für einige Zeit zur Verfügung steht. Die Waisenhäuser werden also erweitert werden müssen.

Ihre eingebornen Mitarbeiter haben der guten Dame viel Noth gemacht; dagegen wird sie gegenwärtig von einem Hrn. Greenham, der nach 23-jährigem Militärdienst nun ganz der Mission lebt, und von dessen Frau unterstützt. Zwei junge Lehrerinnen aus England sind ihr ebenfalls zu Hilfe geschickt worden. Um den Kindern Gelegenheit zur Erlernung des Landbaues zu verschaffen und theilweise zur Aufbringung der nöthigen Lebensmittel hat sie einige Aecker gekauft. Die Mehrzahl sind übrigens Mädchen im Alter von 4 bis 14 Jahren. Einige Kinder sind erweckt und machen ihrer Wohlthäterin viel Freude. — Zwei wesleyanische Missionare von Madras haben neulich Sekunderabad und Haiderabad besucht, theils um nach den europäischen Soldaten, d. h. den Methodisten unter diesen, zu sehen, theils um eine Mission in des Nizam's Territorium vorzubereiten. Der englische Resident Sir Richard Meade hat ihnen Muth gemacht, und voraussichtlich wird auch der aufgeklärte eingeborene Minister Sir Salar Dschang ihnen behilflich sein.

— Nach dem letzten Bericht über das theologische Seminar „St. John's Divinity School“ in Lahor hat der scheidende Vorstand, Miss. Hooper, eine neue Auflage seiner Hindi-Griechischen Grammatik und ein Wörterbuch des griechischen N. T. in Hindi vollendet, ein eben solches für das hebräische A. T. der Vollendung nahe gebracht. Bald soll auch eine Urdu-Hebräische Grammatik von Miss. Warren gedruckt werden. Die deutsche Theologie wird durch Dr. Weitbrecht vertreten, dessen Erklärung der Genesis und der Evang. Geschichte von den Studenten mit Eifer angehört werden, während seine Andachten über das Buch Hiob von der ganzen Gemeinde geschätzt werden. Außer den eigentlichen Studenten befinden sich noch mehrere junge Männer, darunter Neubekehrte, im Seminar,

denen es darum zu thun ist, eine gründlichere Kenntniß der h. Schrift zu erwerben, ehe sie an ihren weltlichen Beruf zurückkehren oder einen solchen ergreifen. Einer der Zöglinge, Jakub Ali, wurde am vierten Advent von Bischof French ordinirt. Zweimal wöchentlich wird den Heiden und Muhammedanern gepredigt, wobei in neuerer Zeit die Zuhörer mehr Aufmerksamkeit und weniger Widerspruchsgeist an den Tag gelegt haben als früher. Die Niederwerfung der Türkei, die britischen Erfolge in Afghanistan, das Nichterfülltwerden muhammedanischer Weissagungen 2c. soll damit zu thun haben.

Afrika.

Es ist eine wahre Freude, wie von allen Seiten für Afrika gearbeitet wird. Heft II der „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" enthält eine Fülle von Nachrichten über die Fortschritte der neuesten Afrika-Reisenden, wobei auch der Missionsunternehmungen in einer Weise gedacht wird, die mehr dazu beitragen dürfte, die Augen der Welt für unsere Sache zu öffnen, als alle unsere Apologieen. Es ist kurios, daß deutsche Wissenschaft und christlicher Missionseifer erst auf afrikanischem Boden einander gefunden zu haben scheinen. Erfreut hat es uns auch, im Mitgliederverzeichniß der deutschen Afrikanischen Gesellschaft neben allerlei Gelehrten, Kaufleuten, Fürsten 2c. auch die Namen mehrerer Missionsmänner, wie Dr. Grundemann, Inspektor Wangemann und Wendland, Pfr. Pauli u. s. w. zu finden. Vieles aus den „Mittheilungen" würden wir gern in unser Missions-Magazin herüber nehmen, wenn wir nicht anderweitig genug zu berichten hätten.

— Der in Manchester an's Licht getretene Plan zur Errichtung einer Bahn von der Ostküste an den Viktoria-Nyanza u. s. w. wird eifrig weiter betrieben und gewinnt immer neue Freunde. Der Herausgeber der „African Times" in London, ein enthusiastischer Freund Afrika's, hat sich ebenfalls der Bewegung angeschlossen und tritt in seinem Blatt mit Begeisterung dafür ein.

— In Alt-Kalabar hat Hr. Hopkins, englischer Konsul von Biafra und Benin, vom 20. Aug. bis 14. Sept. 1878 eine Reihe von öffentlichen Versammlungen mit den angesehensten eingeborenen Kaufleuten 2c. in Gegenwart der europäischen Händler und Missionare gehalten. Viele Streitigkeiten wurden geschlichtet und im Einverständniß mit König Archibong III. mehrere heidnische Unsitten und Greuel auf's Strengste verboten, z. B. Rohheiten junger Leute gegen das andere Geschlecht, wie sie an gewissen Tagen für erlaubt galten, Tödtung von Zwillingskindern, schmähliche Behandlung der Mütter solcher Kinder u. A. Ferner ist das Palm-Oel-Monopol, das bisher ein Theil der Bevölkerung hatte, abgeschafft und der Handel freigegeben. An einem Sonntag Nachmittag hat der Konsul in der Missionskirche in Duke Town sogar eine Predigt gehalten. Der Mißbrauch, daß die sog.

Egbo-Läufer bisher Jedermann, der nicht einen gewissen Rang besitzt, auf der Straße schlagen und mißhandeln dürfen, hat nicht ganz abgestellt werden können. Nur soll in Zukunft, wenn solche Läufer ausgeschickt werden, zur Warnung des Publikums mit einer großen Glocke geläutet werden und überdies jeder einzelne Läufer seine Annäherung durch eine Schelle ankündigen. Sowohl die Kaufleute als auch die Missionare haben dem erfolgreichen Konsul für seine Bemühungen Dankadressen überreicht.

— Im Lande des Ovambo-Königs Kambonde arbeiten seit acht Jahren finnische Missionare. Der letzte Jahresbericht rühmt, daß in dieser ganzen Zeit kein Missionars-Leben durch Krankheit oder Gewaltthat verloren gieng, daß im Juni 1878 eine biblische Geschichte in der Ovambo-Sprache vollendet wurde und nach langen Plackereien und Diebereien von Seiten des Volkes der König endlich den Missionaren Schutz gewährt hat. Leider fällt es ihm schwer, im eigenen Lande Ordnung zu halten, da er ein schrecklicher Trinker ist. Er hat von portugiesischen Kaufleuten Branntwein gekauft und dabei für jeden Anker des Getränks einen Menschen als Bezahlung gegeben. Doch liegt ihm daran, daß die Missionare im Lande bleiben. Während er früher nur Zauberärzte brauchte, läßt er sich jetzt von Miss. Skoglund behandeln. Beim Volk hat die Lust zum Lesen seit Ersetzung der früher gebrauchten Herero-Bücher durch solche in der Ovambo-Sprache zugenommen. Manche Knaben, die sich in der Schule einfanden, hatten schon daheim buchstabiren gelernt. „Sonst wirken die Missionare durch Gespräche, Vorzeigung und Erklärung biblischer Bilder, sowie auch durch Predigten, welche jedoch die Heiden noch nicht recht fassen oder auf sich nutzbringend anwenden können; auch haben die Brüder fortwährend Kranke gepflegt, darunter den König selbst während einer Zeit von vier Monaten. — In Finnland sei die Missionsliebe im Zunehmen. Trotz der schlechten Zeit bekam die Gesellschaft immer das Nöthige, zum Theil durch größere Legate.

Todesfälle.

16. Januar 1879: Frau Robson, 91 Jahre alt, in Port Elisabeth, Südafrika, Witwe des vor 8 Jahren verstorbenen Lond. Miss. Adam Robson.

— 6. Febr. 1879: Alexander Stronach, 78 Jahre alt, in Chelsea. 1837 von der Londoner M.-G. nach Singapur gesandt, dann in Penang, wieder in Singapur, in Hongkong und Amoy thätig, seit 1869 in England.

— 12. März 1879: Miss. H. Torbet, amerik. bischöfl. Methodist, 26 Jahre alt, in Bombay, drei Monate nach seiner Ankunft daselbst, infolge eines Falles in eine offene Schiffsluke.

— 22. März 1879: Pastor Höber, Inspektor der Breklumer Missionsanstalt.

— Im März d. J. starb Herr W. T. Bullock, seit 1850 Untersekretär, seit 1865 Sekretär (In-

spektor) der englischen Ausbreitungsgesellschaft. Erst unter ihm hatte die Gesellschaft angefangen, eine Zeitschrift herauszugeben: 1852—1857 den Missionary Record, seit 1851 den Gospel Missionary (jetzt 12,000 Ex.), seit 1855 das Mission Field. Seit ihrer Gründung im J. 1701 hat die Gesellschaft nur eilf Sekretäre gehabt, von denen fünf im Amt starben.

Bücherschau.

Masr el Kahira. Bilder aus Kairo. Von Adolf Ebeling. 2 Bände. Stuttgart. Verlag von Levy und Müller. 1878.

Neben Lüttke's „Aegyptens neue Zeit" und Klunzingers „Bilder aus Oberägypten 2c." will der Verfasser des vorliegenden Buches nur eine „harmlose Unterhaltungslektüre" bieten. Die Stimmung, in welcher er geschrieben, bezeichnet der Verfasser selbst mit einem von Heuglin erfundenen Wort als „Wüstenweh", der Styl ist fließend, oft glänzend, der Ton etwas leicht, manche Witzworte „riskirt". In dem humoristischen Kapitel über die Plagen Aegyptens hätten wir die biblischen Citate und Anspielungen gern vermißt. Die Urtheile über ägyptische Zustände sind, soweit wir sie kontroliren können, zutreffend, manche Schilderungen durch ihre Anschaulichkeit und die Menge hineingewobener Details nicht nur ansprechend, sondern auch belehrend, z. B. „der Nil und seine Wasser" und der „Durchstich des Nilarms".

Uebrigens beklagt der Verfasser mit Recht, daß über all den Neuerungen manche alte schöne Sitte in Abgang gekommen ist. Dem Khedive ist ein besoderes Kapitel gewidmet. Ihm wird „die Haupteigenschaft eines tüchtigen Regenten, die Menschenkenntniß", abgesprochen und daraus der gegenwärtige Bankerott und die ganze ägyptische Mißwirthschaft erklärt. Am ausführlichsten wird die „Muskih", die Hauptstraße des alten Kairo, mit ihren Häusern, Buden, Ausrufern, Getränk- und Eisverkäufern, Eseln und Eseljungen, Kameelen und Kameeltreibern, vornehmen Herren und Damen, Blumen und Früchten, Blinden und Bettlern, Läufern und Kutschern, Hochzeits- und Leichenzügen, Tänzern und Taschenspielern, Schlangen-

bändigern und Gauklern, Schachspielern und Haschihsch-Rauchern und dem ganzen Kaleidoskop des ägyptischen Gassenlebens beschrieben. „Wer einmal ganz was Neues sehen und sich so recht nach Herzenslust auswundern will, der gehe, falls er noch nicht ganz und gar blasirt ist, direkt nach Kairo und dort in die Muskih". Für solche Leute ist auch das Ebeling'sche Buch als kleiner Ersatz der Wirklichkeit zu empfehlen. Wer ernstere Studien begehrt und wer z. B. auch über das religiöse Leben und die Mission in Aegypten etwas erfahren will, muß sich anderswo umsehen.

Nur der christlichen Krankenpflege in Kairo wird ganz am Schluße des Buches Erwähnung gethan: „Zwei barmherzige Schwestern giengen vorüber, von einigen dunkelbraunen abessinischen Novizen gefolgt; ein Diener trug ihnen einen hellen Fanuhs (Fackel) voran. Die frommen Frauen, die in so später Stunde nur im äußersten Nothfall ihr Kloster verlassen, begaben sich vermuthlich zu einem Kranken oder wohl gar zu einem Sterbenden, und deutlicher und erhebender zugleich konnte mir in diesem Augenblick die Kluft, welche uns Christen von den Mohammedanern trennt, nicht vor die Seele treten". (Der Verfasser hatte unmittelbar vorher einer Gruppe von heulenden Klageweibern gelauscht.)

Bedarf Deutschland der Kolonien? Eine politisch-ökonomische Betrachtung von Dr. Fr. Fabri. Gotha. Fr. A. Perthes. 1879.

Statt in das Klagen über die Nothstände der Zeit einzustimmen bietet hier der ebenso patriotische als geistreiche Missionsinspektor „dem Gemeinwesen" nicht nur eine Betrachtung, sondern einen Rath, einen Plan dar, der von eminent praktischer Bedeutung ist. Er weist zunächst in überzeugender Weise nach, daß Deutschland mit seiner in immer schnellerem Tempo wachsenden Bevölkerung, mit seiner industriellen Ueberproduktion und angesichts der zunehmenden Zahl der Verbrechen für seine wirthschaftliche und nationale Entwickelung nothwendig Kolonien haben sollte, und zwar Ackerbau- und Verbrecherkolonien in gemäßigter Zone, Handelskolonien unter den Tropen. „Der südlichste Theil Brasiliens, Uruguay, Argentinien und Chili mit dem nördlichen Theil Patagoniens sind Territorien, die alle Bedingungen für eine gesunde Entwickelung ausgedehnter Ackerbaukolonien bieten." Für die Anlegung von Handelskolonien wird Samoa, Neuguinea, Madagaskar und vor allem „Betheiligung an

der kolonialen Ausbeutung des jetzt sich erschließenden Centralafrika" empfohlen.

Wir müssen „anfangen überseeisch zu werden und uns nach einer Kolonialpolitik auszustrecken" — in diesem Satz läßt sich der Inhalt der in jeder Hinsicht bedeutenden und die weiteste Beachtung verdienenden Schrift zusammenfassen. Vielen wird es verwunderlich vorkommen, daß einer von den Männern der bestgeschmähten „Wupperthaler Festwoche" hier mit der Ruhe des Geschichtsforschers und der Einsicht eines Staatsmanns über politische und nationalökonomische Dinge redet, und das in einer Weise, die ihn in manchen Stücken liberaler als die Liberalen erscheinen läßt. Mögen sie daraus lernen, daß es auch unter den „Muckern" noch klare Köpfe und patriotische Herzen gibt.

Das Streiflicht, das durch die Untersuchungen des Verfassers auf die deutschen Missionsbestrebungen und deren bisherige Isolirung und Verkennung von Seiten der Nation geworfen wird, ist uns von besonderem Interesse gewesen. Wir bedauern, daß er keinen Gebrauch von den vielfach mit seinen eigenen Ausführungen sich berührenden, wenn auch von einer Art schwärmerischer Vorliebe für Afrika nicht ganz freien Gedanken Missionar Zimmermann's gemacht hat.

Wir wünschen und weissagen seiner Schrift nicht nur die weiteste Verbreitung in ganz Deutschland, sondern auch den — wenn auch nicht so schnell zu erringenden — Triumph des praktischen Erfolgs.

Nordindische Missionseindrücke. Eine Festschrift von C. H. Ch. Plath. Berlin, 1879. Buchhandlung der Goßner'schen Mission.

Der Berliner Missionsinspektor bietet hier eine Nachfrucht seiner indischen Visitationsreise dar. Es sind Gedanken über die in Indien sich vollziehende „geräuschlose Revolution" und die damit Hand in Hand gehende christliche „Reformation". Wer ein Freund von kulturgeschichtlichen Betrachtungen ist und gern vom Einzelnen, Kleinen, Gegenwärtigen auf das größere Zukünftige aufblickt, der wird hier manche Anregung zu weiterem Nachdenken finden.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 2. 1879.

Inhalt:

Aus Russland.

1. Brief eines russischen Kolporteurs *).

Im Namen Gottes begab ich mich am ersten März 1878 von Moskau aus auf die Reise und besuchte der Reihe nach die folgenden Städte: Tula, Orel, Kursk, Charkow, Poltawa, Elisabethgrad, Belgorod, Krementschug, Balta, Odessa, Kischinew, Bender, Tyraspol, Karneschty, die Krim, Nikolajew, Cherson, Sevastopol, Simferopol, Melitopol, Alexandrowsk, Taganrog, Rostow am Don, Nowo-Tscherkask, im Kaukasus: Wladikawkas, Georgiewsk, Pjatigorsk. In allen Städten habe ich meine Pflicht erfüllt, besuchte die Armenanstalten und die Hospitäler des Kriegsministeriums und des „rothen Kreuzes“, wo Kranke und Verwundete, der eine ohne Hand, der andere ohne Fuß, lagen. Alle kauften mit Herzensfreude die heilige Schrift. Einige klagten: „Bruder, ich kaufe für den letzten Kopeken, es fehlen einige Kopeken, ich würde gern kaufen, habe aber keinen Kopeken mehr!“ oder baten: „Bruder, lasse drei

*) Dieser ursprünglich in russischer Sprache abgefaßte Brief ist an Hrn. Pastor Dworkowicz in Mitau gerichtet, dem wir für Mittheilung der Uebersetzung herzlich danken.

er (S. 402) doch wenigstens zu den „edleren Bestrebungen" rechnet und als deren Aufgabe er „die Verbreitung idealer Weltauffassung" bezeichnet.

Als Ergänzung zu den Aeußerungen Dr. Wernich's über die japanischen Kulturbestrebungen fügen wir bei, was Freiherr von Oesterreicher, der ebenfalls aus eigener Anschauung urtheilt, über den gleichen Gegenstand zu sagen hat. In seinem Buche „Aus fernem Osten und Westen" lesen wir in Betreff der Japaner:

„Sie werden noch oft die Erfahrung machen müssen, daß sich eine fremde Kultur nicht im Handumdrehen in ein Land importiren lasse, aber je öfter diese Erfahrung die voreilige Hoffnung enttäuscht, desto näher werden sie durch neue Anstrengungen ihrem Ziele gebracht und werden es schließlich erreichen. Diese europäisirenden Bestrebungen der tonangebenden Regierungsmänner begegnen bei einem großen Theile der ansässigen Europäer einer abfälligen Beurtheilung, die selbst in das Extrem umschlägt und den Japanern Talentlosigkeit und platte Nachahmungssucht zum Vorwurfe macht. Vieles in diesem harten Urtheil muß auf Rechnung enttäuschter individueller Hoffnungen geschrieben, das Meiste aber durch die Inkompetenz der Beurtheiler entkräftet werden. Man liebt es nur zu sehr, vorzeitig den Mißerfolg vorherzusagen, wenn der Erfolg erst nach mehreren Decennien sich offenbaren kann, und man wünscht im kurzsichtigen Eigeninteresse den Mißerfolg, weil die Fortschritte Japan's der Fortdauer der commerciellen Bevormundung nachtheilig sind. Allein weder diese Urtheile noch diese Wünsche sind von irgend welchem Einflusse auf den Gang der Dinge im Inselreiche. Die Ansätze zur Europäisirung des Landes waren bisher fieberhaft und manchmal überstürzt; aber diese herzhaften Anstrengungen haben überall ein kleines Resultat ergeben, deren Summe darin besteht, daß Japan regelrecht für die spätere ruhige und dauernde Annahme der westlichen Kultur mürbe gemacht wurde und daß ihnen heute nach der Zerstörung ihres alten politischen und kulturellen Baues auch kein anderer Ausweg mehr übrig bleibt. Bei der gesunden socialen Gliederung der Nation in der Familie und in gesellschaftlicher Schichtung, bei ihrer Empfänglichkeit und leichten Auffassung läßt es sich erwarten, daß sich diese Umwandlung vergleichsweise leicht durchführen lassen wird. Durch diese Umstände macht Japan heute den Eindruck

eines zwar geschäftigen, aber in seinem Zusammenhange brüchigen Staatsgetriebes, reich an mancher Unvollkommenheit oder Unfertigkeit; sobald man aber dieses Volk in seinem täglichen Leben beobachtet, gewinnt man bald die Ueberzeugung, daß dieser gesunde Volksorganismus mit seinen modernen Reformbestrebungen den rechten Weg bald finden wird."

Was dieser rechte Weg sei, spricht zwar der österreichische Freiherr nicht aus, an anderen Stellen seines Buches läßt er aber durchblicken, daß ihm das Christenthum doch als Hauptmittel zur Hebung eines Volkes erscheint. Ueber die Mission, wenigstens die evangelische, schweigt er völlig. Es hat auf den ersten Blick fast etwas Verletzendes für uns, wenn ernste Männer, die über Japan schreiben, von der dortigen Mission so gut wie nichts zu sagen wissen. Andrerseits täuschen wir uns aber auch allzuleicht über die Fortschritte, welche das Christenthum in einem eben erst in Angriff genommenen Lande, wie Japan, gemacht hat. Im Einzelnen ist ja manch' Großes und Dankenswerthes geschehen; daß aber das japanische Volk als solches vom Evangelium schon irgendwie beeinflußt wäre, daran ist gar nicht zu denken. Soviel man aus den Reisebeschreibungen und nicht minder aus den Berichten der Missionare sieht, steckt das Volk noch völlig in seinem alten Aberglauben*) drin und macht noch gar nicht Miene, den christlichen Glauben dafür einzutauschen. Also dürfen wir auch im Blick auf Japan uns der Missionserfolge nicht überheben, sondern müssen Geduld haben. Es tröpfelt wohl, aber es regnet noch nicht; manche Einzelbekehrung kommt vor, aber die Masse des Volkes ist noch so heidnisch als je, wenigstens im Herzen, wenn äußerlich auch vieles anders geworden ist, als es noch vor 20 Jahren war.

*) Anm. Eine Hauptrolle im japanischen Volksaberglauben spielt der Fuchs, Meister Kitsne genannt. Nicht weit von der Landeshauptstadt ist ein Sumpf, in dessen Mitte ein großer Baum steht, um welchen alle Jahr einmal die Füchse ihren Jahressabbath feiern sollen. Es fehlt nicht an Leuten, die das seltsame Schauspiel ganz genau schildern können, denn sie wollen dasselbe mit eigenen Augen mitangesehen haben. Jedem Fuchse soll dabei ein Irrlicht vorantanzen. Aus der Art und Weise, wie die versammelten Thiere sich benehmen, zieht man allerlei Schlüsse über den Verlauf des neuen Jahres, den Ausfall der Ernte u. s. w. Dieser Fuchstanz oder Fuchssabbath, wie die abergläubischen Leute ihn sich vorstellen, ist nach einem japanischen Original auf unsrem diesmaligen Bilde zu sehen. Dasselbe ist aus dem bekannten Reisewerk von Hr. Humbert genommen.

Missions-Zeitung.

China.

Aus Peking wurde am 9. December v. J. der China Mail geschrieben: „Zwei Londoner Missionare sind von einer langen Reise aus Schantung zurückgekehrt, wo ungefähr 300 Personen getauft wurden, darunter ein Dutzend Graduirte. Wenigstens 1000 weitere Namen stehen auf der Liste der um Aufnahme Bittenden und Taufkandidaten. Das ist beispielloser Fortschritt.“ — Ebenfalls in Schantung, im kleinen Dorf Schih Tschia Tang, wurde am 28. Okt. 1878 der dortige Buddha-Tempel von den Verwaltern und dem Aufseher des Tempels aus freien Stücken der christlichen Kirche für ihre Zwecke geschenkt, — eine Frucht des Eindrucks, den die christliche Liebesthätigkeit während der Hungersnoth auf die Heiden gemacht hat.

— Ein Chinese, der unter den S. 507 des letzten Jahrgangs erwähnten Verfolgten war und fast todt geprügelt wurde, ist im November 1878 von Miss. Mackenzie getauft worden. Im Ganzen wurden in 3 Monaten von den englisch-presbyt. Missionaren 40 Erwachsene getauft.

— Chinesische Dankbarkeit. Ein Chinese, dem ein Missionar das Leben gerettet hatte und dem derselbe auch etwas vom Evangelium beizubringen bemüht war, antwortete auf alle Bekehrungsversuche beharrlich: „Nein; ich hoffe in der zukünftigen Welt ein Esel zu werden, damit Sie auf mir reiten können!“ (Our China Visitor, Oct. 1878.)

— Seit anderthalb Jahren erscheint in Schanghai eine eigene Zeitschrift „Woman's Work in China“ für weibliche Missionsarbeit. Auch Frau Lechler in Hongkong hat für dasselbe geschrieben.

— Miss. Cameron (China Inland Mission) ist von einer siebenmonatlichen Reise von Pakhoi nach Yünnan zurückgekehrt.

— Mitte März ordinirte Bischof Burdon in Hongkong zwei neue Missionare, W. Stewart und L. Lloyd.

Indien.

Prof. Lal Behari De hat ein werthvolles Buch: „Erinnerungen an Dr. Duff“ herausgegeben. Dasselbe, wie der Mann selbst, ist ein glänzendes Zeugniß für die segensreiche Wirksamkeit Duff's und der Mission überhaupt.

— Die Rede Babu Kesab Tschander Sen's: „Bin ich ein Prophet“? wird von einem seiner früheren Verehrer scharf kritisirt. Derselbe hat in Dakka ein Pamphlet: „Der indische Prophet“ drucken lassen. Hierin bekennt er sich zwar zum Brahmaismus, macht aber den vermeintlichen Propheten geradezu lächerlich: Hr. Sen rühme sich seiner asketischen Lebensweise; worin besteht dieselbe? Er wohnt in einem prächtigen Hause inmitten eines schönen Gartens; in der Eisenbahn fährt er erster Klasse, er

genießt ausgesuchte Speisen, trägt kostbare Kleider, braucht Parfüms, hält ein halbes Dutzend Diener, läßt sich von seinen Jüngern Kühlung zufächeln, die Glieder kneten, Rosenwasser aufs Haupt gießen u. s. w.

— In Maisur, wo die Hungersnoth ein Viertheil der Bevölkerung weggerafft hat, ist natürlich die Zahl der Waisenkinder sehr groß. In der Stadt Kolar hat Frl. L. Anstey ein Asyl für solche errichtet und bereits 1200 Kinder aufgenommen, von denen freilich im Januar d. J. nur noch 696 übrig waren. Verschiedene Hungerkrankheiten, besonders eine Art Wassersucht, hatten so aufgeräumt. Bei guter und reichlicher Nahrung verschlingen viele Kinder doch noch Erde u. A., um ihren zur Krankheit gewordenen Hunger zu stillen! Vom Mansion House Fund hat Frl. Anstey 20,000 M. erhalten und davon zwei große Wohnhäuser, ein Schulhaus und mehrere Nebengebäude errichtet. 200 der größeren Knaben sind in einem Regierungsgebäude untergebracht, das aber nur für einige Zeit zur Verfügung steht. Die Waisenhäuser werden also erweitert werden müssen.

Ihre eingebornen Mitarbeiter haben der guten Dame viel Noth gemacht; dagegen wird sie gegenwärtig von einem Hrn. Greenham, der nach 23-jährigem Militärdienst nun ganz der Mission lebt, und von dessen Frau unterstützt. Zwei junge Lehrerinnen aus England sind ihr ebenfalls zu Hilfe geschickt worden. Um den Kindern Gelegenheit zur Erlernung des Landbaues zu verschaffen und theilweise zur Aufbringung der nöthigen Lebensmittel hat sie einige Aecker gekauft. Die Mehrzahl sind übrigens Mädchen im Alter von 4 bis 14 Jahren. Einige Kinder sind erweckt und machen ihrer Wohlthäterin viel Freude. — Zwei wesleyanische Missionare von Madras haben neulich Sekunderabad und Haiderabad besucht, theils um nach den europäischen Soldaten, d. h. den Methodisten unter diesen, zu sehen, theils um eine Mission in des Nizam's Territorium vorzubereiten. Der englische Resident Sir Richard Meade hat ihnen Muth gemacht, und voraussichtlich wird auch der aufgeklärte eingeborene Minister Sir Salar Dschang ihnen behilflich sein.

— Nach dem letzten Bericht über das theologische Seminar „St. John's Divinity School" in Lahor hat der scheidende Vorstand, Miss. Hooper, eine neue Auflage seiner Hindi-Griechischen Grammatik und ein Wörterbuch des griechischen N. T. in Hindi vollendet, ein eben solches für das hebräische A. T. der Vollendung nahe gebracht. Bald soll auch eine Urdu-Hebräische Grammatik von Miss. Warren gedruckt werden. Die deutsche Theologie wird durch Dr. Weitbrecht vertreten, dessen Erklärung der Genesis und der Evang. Geschichte von den Studenten mit Eifer angehört werden, während seine Andachten über das Buch Hiob von der ganzen Gemeinde geschätzt werden. Außer den eigentlichen Studenten befinden sich noch mehrere junge Männer, darunter Neubekehrte, im Seminar,

denen es darum zu thun ist, eine gründlichere Kenntniß der h. Schrift zu erwerben, ehe sie an ihren weltlichen Beruf zurückkehren oder einen solchen ergreifen. Einer der Zöglinge, Jakub Ali, wurde am vierten Advent von Bischof French ordinirt. Zweimal wöchentlich wird den Heiden und Muhammedanern gepredigt, wobei in neuerer Zeit die Zuhörer mehr Aufmerksamkeit und weniger Widerspruchsgeist an den Tag gelegt haben als früher. Die Niederwerfung der Türkei, die britischen Erfolge in Afghanistan, das Nichterfülltwerden muhammedanischer Weissagungen 2c. soll damit zu thun haben.

Afrika.

Es ist eine wahre Freude, wie von allen Seiten für Afrika gearbeitet wird. Heft II der „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" enthält eine Fülle von Nachrichten über die Fortschritte der neuesten Afrika-Reisenden, wobei auch der Missionsunternehmungen in einer Weise gedacht wird, die mehr dazu beitragen dürfte, die Augen der Welt für unsere Sache zu öffnen, als alle unsere Apologieen. Es ist kurios, daß deutsche Wissenschaft und christlicher Missionseifer erst auf afrikanischem Boden einander gefunden zu haben scheinen. Erfreut hat es uns auch, im Mitgliederverzeichniß der deutschen Afrikanischen Gesellschaft neben allerlei Gelehrten, Kaufleuten, Fürsten 2c. auch die Namen mehrerer Missionsmänner, wie Dr. Grundemann, Inspektor Wangemann und Wendland, Pfr. Pauli u. s. w. zu finden. Vieles aus den „Mittheilungen" würden wir gern in unser Missions-Magazin herüber nehmen, wenn wir nicht anderweitig genug zu berichten hätten.

— Der in Manchester an's Licht getretene Plan zur Errichtung einer Bahn von der Ostküste an den Viktoria-Nyanza u. s. w. wird eifrig weiter betrieben und gewinnt immer neue Freunde. Der Herausgeber der „African Times" in London, ein enthusiastischer Freund Afrika's, hat sich ebenfalls der Bewegung angeschlossen und tritt in seinem Blatt mit Begeisterung dafür ein.

— In Alt-Kalabar hat Hr. Hopkins, englischer Konsul von Biafra und Benin, vom 20. Aug. bis 14. Sept. 1878 eine Reihe von öffentlichen Versammlungen mit den angesehensten eingeborenen Kaufleuten 2c. in Gegenwart der europäischen Händler und Missionare gehalten. Viele Streitigkeiten wurden geschlichtet und im Einverständniß mit König Archibong III. mehrere heidnische Unsitten und Greuel auf's Strengste verboten, z. B. Rohheiten junger Leute gegen das andere Geschlecht, wie sie an gewissen Tagen für erlaubt galten, Tödtung von Zwillingskindern, schmähliche Behandlung der Mütter solcher Kinder u. A. Ferner ist das Palm-Oel-Monopol, das bisher ein Theil der Bevölkerung hatte, abgeschafft und der Handel freigegeben. An einem Sonntag Nachmittag hat der Konsul in der Missionskirche in Duke Town sogar eine Predigt gehalten. Der Mißbrauch, daß die sog.

Egbo-Läufer bisher Jedermann, der nicht einen gewissen Rang besitzt, auf der Straße schlagen und mißhandeln dürfen, hat nicht ganz abgestellt werden können. Nur soll in Zukunft, wenn solche Läufer ausgeschickt werden, zur Warnung des Publikums mit einer großen Glocke geläutet werden und überdies jeder einzelne Läufer seine Annäherung durch eine Schelle ankündigen. Sowohl die Kaufleute als auch die Missionare haben dem erfolgreichen Konsul für seine Bemühungen Dankadressen überreicht.

— Im Lande des Ovambo-Königs Kambonde arbeiten seit acht Jahren finnische Missionare. Der letzte Jahresbericht rühmt, daß in dieser ganzen Zeit kein Missionars-Leben durch Krankheit oder Gewaltthat verloren gieng, daß im Juni 1878 eine biblische Geschichte in der Ovambo-Sprache vollendet wurde und nach langen Plackereien und Diebereien von Seiten des Volkes der König endlich den Missionaren Schutz gewährt hat. Leider fällt es ihm schwer, im eigenen Lande Ordnung zu halten, da er ein schrecklicher Trinker ist. Er hat von portugiesischen Kaufleuten Branntwein gekauft und dabei für jeden Anker des Getränks einen Menschen als Bezahlung gegeben. Doch liegt ihm daran, daß die Missionare im Lande bleiben. Während er früher nur Zauberärzte brauchte, läßt er sich jetzt von Miss. Skoglund behandeln. Beim Volk hat die Lust zum Lesen seit Ersetzung der früher gebrauchten Herero-Bücher durch solche in der Ovambo-Sprache zugenommen. Manche Knaben, die sich in der Schule einfanden, hatten schon daheim buchstabiren gelernt. „Sonst wirken die Missionare durch Gespräche, Vorzeigung und Erklärung biblischer Bilder, sowie auch durch Predigten, welche jedoch die Heiden noch nicht recht fassen oder auf sich nutzbringend anwenden können; auch haben die Brüder fortwährend Kranke gepflegt, darunter den König selbst während einer Zeit von vier Monaten. — In Finnland sei die Missionsliebe im Zunehmen. Trotz der schlechten Zeit bekam die Gesellschaft immer das Nöthige, zum Theil durch größere Legate.

Todesfälle.

16. Januar 1879: Frau Robson, 91 Jahre alt, in Port Elisabeth, Südafrika, Witwe des vor 8 Jahren verstorbenen Lond. Miss. Adam Robson.

— 6. Febr. 1879: Alexander Stronach, 78 Jahre alt, in Chelsea. 1837 von der Londoner M.-G. nach Singapur gesandt, dann in Penang, wieder in Singapur, in Hongkong und Amoy thätig, seit 1869 in England.

— 12. März 1879: Miss. H. Torbet, amerik. bischöfl. Methodist, 26 Jahre alt, in Bombay, drei Monate nach seiner Ankunft daselbst, infolge eines Falles in eine offene Schiffslucke.

— 22. März 1879: Pastor Höber, Inspektor der Breklumer Missionsanstalt.

— Im März d. J. starb Herr W. T. Bullock, seit 1850 Untersekretär, seit 1865 Sekretär (In-

spektor) der englischen Ausbreitungsgesellschaft. Erst unter ihm hatte die Gesellschaft angefangen, eine Zeitschrift herauszugeben: 1852—1857 den Missionary Record, seit 1851 den Gospel Missionary (jetzt 12,000 Ex.), seit 1855 das Mission Field. Seit ihrer Gründung im J. 1701 hat die Gesellschaft nur eilf Sekretäre gehabt, von denen fünf im Amt starben.

Bücherschau.

Masr el Kahira. Bilder aus Kairo. Von Adolf Ebeling. 2 Bände. Stuttgart. Verlag von Levy und Müller. 1878.

Neben Lüttke's „Aegyptens neue Zeit" und Klunzingers „Bilder aus Oberägypten 2c." will der Verfasser des vorliegenden Buches nur eine „harmlose Unterhaltungslektüre" bieten. Die Stimmung, in welcher er geschrieben, bezeichnet der Verfasser selbst mit einem von Heuglin erfundenen Wort als „Wüstenweh", der Styl ist fließend, oft glänzend, der Ton etwas leicht, manche Witzworte „riskirt". In dem humoristischen Kapitel über die Plagen Aegyptens hätten wir die biblischen Citate und Anspielungen gern vermißt. Die Urtheile über ägyptische Zustände sind, soweit wir sie kontroliren können, zutreffend, manche Schilderungen durch ihre Anschaulichkeit und die Menge hineingewobener Details nicht nur ansprechend, sondern auch belehrend, z. B. „der Nil und seine Wasser" und der „Durchstich des Nilarms".

Uebrigens beklagt der Verfasser mit Recht, daß über all den Neuerungen manche alte schöne Sitte in Abgang gekommen ist. Dem Khedive ist ein besoderes Kapitel gewidmet. Ihm wird „die Haupteigenschaft eines tüchtigen Regenten, die Menschenkenntniß", abgesprochen und daraus der gegenwärtige Bankerott und die ganze ägyptische Mißwirthschaft erklärt. Am ausführlichsten wird die „Muskih", die Hauptstraße des alten Kairo, mit ihren Häusern, Buden, Ausrufern, Getränk- und Eisverkäufern, Eseln und Eseljungen, Kameelen und Kameeltreibern, vornehmen Herren und Damen, Blumen und Früchten, Blinden und Bettlern, Läufern und Kutschern, Hochzeits- und Leichenzügen, Tänzern und Taschenspielern, Schlangen-

bändigern und Gauklern, Schachspielern und Haschihsch-Rauchern und dem ganzen Kaleidoskop des ägyptischen Gassenlebens beschrieben. „Wer einmal ganz was Neues sehen und sich so recht nach Herzenslust auswundern will, der gehe, falls er noch nicht ganz und gar blasirt ist, direkt nach Kairo und dort in die Muskih“. Für solche Leute ist auch das Ebeling'sche Buch als kleiner Ersatz der Wirklichkeit zu empfehlen. Wer ernstere Studien begehrt und wer z. B. auch über das religiöse Leben und die Mission in Aegypten etwas erfahren will, muß sich anderswo umsehen.

Nur der christlichen Krankenpflege in Kairo wird ganz am Schluße des Buches Erwähnung gethan: „Zwei barmherzige Schwestern giengen vorüber, von einigen dunkelbraunen abessinischen Novizen gefolgt; ein Diener trug ihnen einen hellen Fanuhs (Fackel) voran. Die frommen Frauen, die in so später Stunde nur im äußersten Nothfall ihr Kloster verlassen, begaben sich vermuthlich zu einem Kranken oder wohl gar zu einem Sterbenden, und deutlicher und erhebender zugleich konnte mir in diesem Augenblick die Kluft, welche uns Christen von den Mohammedanern trennt, nicht vor die Seele treten“. (Der Verfasser hatte unmittelbar vorher einer Gruppe von heulenden Klageweibern gelauscht.)

Bedarf Deutschland der Kolonien? Eine politisch-ökonomische Betrachtung von Dr. Fr. Fabri. Gotha. Fr. A. Perthes. 1879.

Statt in das Klagen über die Nothstände der Zeit einzustimmen bietet hier der ebenso patriotische als geistreiche Missionsinspektor „dem Gemeinwesen“ nicht nur eine Betrachtung, sondern einen Rath, einen Plan dar, der von eminent praktischer Bedeutung ist. Er weist zunächst in überzeugender Weise nach, daß Deutschland mit seiner in immer schnellerem Tempo wachsenden Bevölkerung, mit seiner industriellen Ueberproduktion und angesichts der zunehmenden Zahl der Verbrechen für seine wirthschaftliche und nationale Entwickelung nothwendig Kolonien haben sollte, und zwar Ackerbau- und Verbrecherkolonien in gemäßigter Zone, Handelskolonien unter den Tropen. „Der südlichste Theil Brasiliens, Uruguay, Argentinien und Chili mit dem nördlichen Theil Patagoniens sind Territorien, die alle Bedingungen für eine gesunde Entwickelung ausgedehnter Ackerbaukolonien bieten.“ Für die Anlegung von Handelskolonien wird Samoa, Neuguinea, Madagaskar und vor allem „Betheiligung an

der kolonialen Ausbeutung des jetzt sich erschließenden Centralafrika" empfohlen.

Wir müssen „anfangen überseeisch zu werden und uns nach einer Kolonialpolitik auszustrecken" — in diesem Satz läßt sich der Inhalt der in jeder Hinsicht bedeutenden und die weiteste Beachtung verdienenden Schrift zusammenfassen. Vielen wird es verwunderlich vorkommen, daß einer von den Männern der bestgeschmähten „Wupperthaler Festwoche" hier mit der Ruhe des Geschichtsforschers und der Einsicht eines Staatsmanns über politische und nationalökonomische Dinge redet, und das in einer Weise, die ihn in manchen Stücken liberaler als die Liberalen erscheinen läßt. Mögen sie daraus lernen, daß es auch unter den „Muckern" noch klare Köpfe und patriotische Herzen gibt.

Das Streiflicht, das durch die Untersuchungen des Verfassers auf die deutschen Missionsbestrebungen und deren bisherige Isolirung und Verkennung von Seiten der Nation geworfen wird, ist uns von besonderem Interesse gewesen. Wir bedauern, daß er keinen Gebrauch von den vielfach mit seinen eigenen Ausführungen sich berührenden, wenn auch von einer Art schwärmerischer Vorliebe für Afrika nicht ganz freien Gedanken Missionar Zimmermann's gemacht hat.

Wir wünschen und weissagen seiner Schrift nicht nur die weiteste Verbreitung in ganz Deutschland, sondern auch den — wenn auch nicht so schnell zu erringenden — Triumph des praktischen Erfolgs.

Nordindische Missionseindrücke. Eine Festschrift von C. H. Ch. Plath. Berlin, 1879. Buchhandlung der Goßner'schen Mission.

Der Berliner Missionsinspektor bietet hier eine Nachfrucht seiner indischen Visitationsreise dar. Es sind Gedanken über die in Indien sich vollziehende „geräuschlose Revolution" und die damit Hand in Hand gehende christliche „Reformation". Wer ein Freund von kulturgeschichtlichen Betrachtungen ist und gern vom Einzelnen, Kleinen, Gegenwärtigen auf das größere Zukünftige aufblickt, der wird hier manche Anregung zu weiterem Nachdenken finden.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 2. 1879.

Inhalt:

Aus Russland.

1. Brief eines russischen Kolporteurs *).

Im Namen Gottes begab ich mich am ersten März 1878 von Moskau aus auf die Reise und besuchte der Reihe nach die folgenden Städte: Tula, Orel, Kursk, Charkow, Poltawa, Elisabethgrad, Belgorod, Krementschug, Balta, Odessa, Kischinew, Bender, Tyraspol, Karneschty, die Krim, Nikolajew, Cherson, Sevastopol, Simferopol, Melitopol, Alexandrowsk, Taganrog, Rostow am Don, Nowo-Tscherkask, im Kaukasus: Wladikawkas, Georgiewsk, Pjatigorsk. In allen Städten habe ich meine Pflicht erfüllt, besuchte die Armenanstalten und die Hospitäler des Kriegsministeriums und des „rothen Kreuzes", wo Kranke und Verwundete, der eine ohne Hand, der andere ohne Fuß, lagen. Alle kauften mit Herzensfreude die heilige Schrift. Einige klagten: „Bruder, ich kaufe für den letzten Kopeken, es fehlen einige Kopeken, ich würde gern kaufen, habe aber keinen Kopeken mehr!" oder baten: „Bruder, lasse drei

*) Dieser ursprünglich in russischer Sprache abgefaßte Brief ist an Hrn. Pastor Dworkowicz in Mitau gerichtet, dem wir für Mittheilung der Uebersetzung herzlich danken.

Kopeken ab". Ich habe mit Vergnügen aus meiner Tasche abgelassen. Ein Anderer: „Was soll ich thun? Ich bin ein Krüppel, werde nach Hause kommen und kann nicht arbeiten, werde mich mit dem Lesen des Evangeliums beschäftigen und meine Kinder belehren." Ein Anderer nimmt das Evangelium, segnet sich mit dem Zeichen des Kreuzes, küßt das Evangelium und dankt mir, daß ich es ihnen gebracht habe. Ich sagte: „Brüder, danket nicht mir, sondern Gott und Euern Wohlthätern, welche leidende Krieger mit dem Worte Gottes versehen". „Ja Bruder", bemerkt ein Anderer, „wir leiden an Leib und Seele, aber unsere Wohlthäter bemühen sich, unsere Schmerzen und unsere Seelen zu besänftigen, uns fehlt nichts mehr." Ein Anderer sagt: „Wir müssen für Ihr Wohlergehen zu Gott flehen, und daß Gott Ihnen im zukünftigen Leben die Seligkeit schenken möge". Ein Anderer sagt: „Möge der Herr Ihnen dasjenige gewähren, was weder das Ohr gehöret, noch das Auge gesehen hat, sondern wie geschrieben stehet: Das kein Auge gesehen hat, und kein Ohr gehöret hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das Gott bereitet hat denen, die ihn lieben".

Einige liegen auf den Schlafbänken, abgemagert bis auf die Knochen mit bleichen Gesichtern und athmen kaum. Einer stand von der Schlafbank auf, die Hände zittern, er nimmt das Evangelium und küßt es, reicht mit zitternden Händen das Geld und sagt mit matter Stimme: „Hab' Dank, Bruder, daß Du das Evangelium gebracht hast; wenn der Herr mir meine Gesundheit wieder herstellt, dann werde ich es lesen und meinen Kindern in der Heimat bringen.

Ich kann mich aller ihrer Worte nicht erinnern, noch sie beschreiben, ich habe wiederholt Danksagungen und Gebete zu Gott für ihre Wohlthäter gehört. Die Soldaten, welche einen neuen Krieg erwarteten, kauften gleichfalls und sagten: „Brüder, man muß dieses Buch kaufen, denn es ist für uns unentbehrlich. Der Heiland hat für uns gelitten und uns geboten, für unsern Glauben zu leiden; denn der Herr sagt: Wer mir dienen will, der folge mir nach; und wo ich bin, da soll mein Diener auch sein. Und wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren."

In Nikolajew kam eine Division Soldaten, bestehend aus 4 Regimentern, aus Sibirien an, welche von der Existenz des Neuen Testamentes in russischer Sprache noch nichts wußten; sie kauften es

mit einer solchen Freude, die ich nicht ausdrücken kann. Es ist mir in 14 Jahren ein solcher Fall nicht vorgekommen, wo man so gern kaufte, daß ich in 4 Tagen 800 Exemplare des Evangeliums zu 12 und 15 Kopeken verkaufen konnte. Ohne mich von der Stelle zu rühren, habe ich bis zu 200 Exemplaren vertheilt. Sie fragten mich: „Von wo bist Du hergereist, um die Bücher so billig abzugeben?“ Ich antwortete: „Brüder, das sind Eure Wohlthäter, welche für leidende Krieger sorgen und Euch mit demjenigen Buche zu versorgen wünschen, das Euch zur Seligkeit geschickt macht. Diese Wohlthäter wenden ihre Mittel an, und deßhalb ist's so billig.“ Da sagten sie: „Gottlob! Es sind noch gute Menschen auf Erden, möge der Herr ihnen in ihrem guten Werke beistehen, möge Er sie am Tage seiner Wiederkunft, wenn Er auf dem Thron in der Herrlichkeit seines Vaters sitzen wird, belohnen! Dir, Alterchen, sei Dank gesagt, daß Du uns mit einem solchen Buche erfreust.“

Der Herr sagte: „Und es wird geprediget werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über alle Völker; und dann wird das Ende kommen!“ Auch mir hat es der Herr vergönnt, das Evangelium den Kalmücken und den Kirgisen, welche unter den donischen Kosaken dienen, zu verkaufen. Die Russen sagten zu mir, warum ich das Evangelium den Kalmücken (die ja keine Christen sind) verkaufe, worauf ich ihnen antwortete: „Ich bin gesandt worden, das Evangelium den verirrten Schafen, die Gott nicht kennen, anzubieten.“ Ich sagte ihnen, daß ich mich freue, daß auch die Heiden das Wort Gottes hören werden.

Mit Menschen ohne Leben und ohne Hoffnung gerieth ich in Streit, wenn ich ihnen das Evangelium zum Kaufe anbot. „Wozu habe ich das Evangelium nöthig?“ sagten sie, „ich habe es schon gelesen, haben Sie nicht Märchen?“ Worauf ich ihnen erwiderte: „Mein Freund, Du hast das Evangelium gelesen, warum verstehst Du es nicht? Hast Du das Kapitel nicht gelesen, wo der Herr sagt: Wer sich aber mein und meiner Worte schämt unter diesem ehebrecherischen und sündigen Geschlecht, deß wird sich auch des Menschen Sohn schämen, wenn er kommen wird in der Herrlichkeit seines Vaters, mit den heiligen Engeln?“

In der Offenbarung Johannis, Cap. 14, 6 ist gesagt: „Der Engel hat ein ewiges Evangelium zu verkündigen denen, die auf Erden sitzen und wohnen, und allen Heiden, und Geschlechtern, und

Sprachen, und Völkern". Alle hörten es, und sobald Einer kaufte, verlangten auch die Andern zu kaufen.

Entschuldigen Sie, geehrter Herr Pastor, daß ich aus Mangel an Raum schon schließen muß. Ich habe die Ehre zu verbleiben

Ihr unterthänigster Diener
O. S.

2. Ein reisender Engländer.

Hat uns obiger Brief in den äußersten Süden des russischen Reiches versetzt, so wollen wir nun auch einem Bibel- und Menschenliebenden Engländer auf einer Tour durch den hohen Norden desselben folgen.

Herr Henry Lansdell, ein englischer Prediger, beschreibt im „Record" eine sechswöchentliche Ferienreise, die er im letzten Sommer über Petersburg und Moskau nach Jaroslaf, Wologda bis nach Archangel und zurück durchs nördliche Rußland gemacht hat. Sein Hauptzweck war neben einigen wissenschaftlichen Beobachtungen die Gefängnisse zu besichtigen und durch Vertheilung christlicher Schriften möglichst Gutes zu thun. Da er mit vortrefflichen Empfehlungen an die Gouvernements-Chefs versehen war und diese sich ihm äußerst gefällig zeigten, hatte er mit keinerlei Schwierigkeiten außer mit den Strapazen der Reise zu kämpfen. Mehrmals halfen die höchsten Beamten selbst ihm bei der Schriftenvertheilung in Schulen, Gefängnissen, Spitälern u. s. w., einmal auch ein muhammedanischer (tartarischer) Flußschiffer, in dessen Dampfboot Hr. Lansdell die Wolga hinauffuhr. Einige Leute auf demselben hatten ihm nämlich gesagt, er solle doch seine Bücher nicht so ins Blaue hinein weggeben, sondern lieber in jedem Dorf dem Priester einen kleinen Vorrath zur Vertheilung an solche überlassen, die wirklich Nutzen daraus ziehen könnten. Diesen Rath befolgte er denn auch und jener muhammedanische Schiffskapitän nahm solches Interesse an der Sache, daß er sein Boot öfters anhalten ließ, damit man die Bücherpackete ans Ufer schaffen und den betreffenden Ortsgeistlichen zustellen konnte. In Archangel fand er als englischen Konsul einen Onkel des am Viktoria-Nyanza ermordeten Missions-Lieutenant Smith, einen Mr. Shergold, der ihm ebenfalls behilflich war. Dort und in Weliki Ustjug gelang es ihm auch, die Gründung von Bibeldepots zu veranlassen. Auf der ganzen Reise hat

er 20—25,000 Traktate und Bibeltheile an den Mann gebracht, und das in Gegenden, wo die Verbreitung religiöser Schriften so gut wie etwas ganz Neues ist. — Was man auch gegen manche fromme Engländer, zumal reisende, sagen mag, das muß man ihnen lassen: sie thun, was sie können.

Aus Indien.

In Indien machen die Heiden sich oft wunderliche Gedanken über die Bibel- und Traktatverbreitung. Manche meinen, die Missionare wollen sich dadurch ein Verdienst für den Himmel erwerben, andere bilden sich ein, es stecke in den Büchern eine geheime Zauberkraft, durch welche die Leser behext und entweder zu Christen gemacht oder sonst verdreht werden. Einmal war dem Kutscher eines Missionars (Ullmann) ein Ochse abhanden gekommen; nachdem er denselben den ganzen Tag vergeblich gesucht, kam er Abends mit feierlicher Miene zum Missionar und sagte: „Herr, Euer Buch ist ein sehr gutes Buch". „Ja, was weiter?" „Es sind große Geheimnisse darin. Man kann allerlei mit Hilfe desselben herausbringen." „Gut, aber was willst Du?" „Herr, sehen Sie doch im Buche nach, wo mein Ochse hingekommen ist!" Das Buch war natürlich das N. T. Die Priester machen den Leuten weiß, daß sie aus ihren h. Büchern alle Geheimnisse herausbringen können; nun denken sie dasselbe von der Bibel!

So wunderlich und unvernünftig uns ein derartiger Aberglaube erscheint, so giebt's doch in Indien mit Bezug auf die Bibel noch einen größeren Aberglauben, und zwar nicht bei den Heiden, sondern bei den sog. christlichen Herren des Landes, d. h. bei der englischen Regierung. Diese ist nämlich sehr darauf aus, die religiösen Ansichten und Gefühle ihrer Unterthanen in keiner Weise zu verletzen und geht hierin so weit, daß sie von all' ihren Schulen die h. Schrift geflissentlich fernhält. Würde ein Lehrer sich unterstehen, dieselbe als Lehrbuch einzuführen, so könnte er seiner Absetzung gewiß sein. Sogar die Hindus selbst lachen über diese Aengstlichkeit. In einer Zeitung läßt sich z. B. Einer folgendermaßen darüber aus:

„Ich bin der Ansicht, die Eingeborenen, ich meine die gebildeten Eingeborenen, sind nicht (wie die meisten Engländer sich irrthümlicherweise einbilden) dagegen, daß die Bibel als ein Buch der Geschichte oder Literatur in den Regierungsschulen gelesen werde. Ohne eine Kenntniß derselben können sie die Schönheiten der englischen Sprache nicht genügend schätzen, noch die verschiedenen Anspielungen verstehen, welche bei englischen Schriftstellern so häufig in den Werken, die sie zu lesen haben, vorkommen. Als ein Geschichtsbuch liefert uns die Bibel befriedigende Berichte über die ältesten Zeiten der Welt und über die Völker des Alterthums. Wenn Eingeborene irgendwie gegen das Studium der Bibel wären, so würden sie ja natürlich die Missionsschulen mit den Regierungsschulen vertauscht haben. Es hat sich aber erwiesen, daß dies nicht der Fall ist, und gegenwärtig befinden sich zu Bangalur, dem Mittelpunkt der Bildung in Maisur, mehr Zöglinge in den Missionsschulen, wo die Bibel gelesen wird, als in den Regierungsschulen, wo dieselbe ausgeschlossen ist. Ich möchte hinzufügen, daß die Bibel in den Schulen einiger unabhängigen indischen Staaten gelesen wird. Sie pflegte gelesen zu werden und wird wahrscheinlich noch jetzt gelesen in Travankor; ebenso in Indor, der Hauptstadt des Staates des Maharadscha Holkar.

„Wären die Hindus mit den wirklichen Lehren des Christenthums bekannt, so würden sie alle Handlungen der Regierung in ihrem richtigen Lichte als Maßregeln für ihre Wohlfahrt und mittelbar für die der Regierung selbst betrachten, deren Gesetzgebung dann eine leichte wäre, da man sie in ihrer Reinheit ohne Verdacht annehmen würde. Sie würden dann lernen, daß sich das Christenthum nicht durch äußerliche Handlungen herbeiführen läßt, sondern daß es eine Religion ist, die im Herzen angenommen und geglaubt werden muß."

Viele andere Hindus sind der gleichen Meinung. Im »Indian Mirror« z. B. schreibt Einer: „Wir bedauern fortwährend die Politik der Neutralität in Religionssachen, durch welche die heiligen Schriften verschiedener Völker, z. B. die Bibel, von unseren Erziehungsanstalten ausgeschlossen werden. Der pädagogische Werth dieser Bücher kann nicht übertrieben werden. Die Bibel vor allem darf unseren Schulinspektoren unbedenklich empfohlen werden. Selbst wenn die lehrhaften oder dogmatischen Abschnitte weggelassen würden, bliebe immer noch genug übrig, um einer Generation nach der an-

deren Leben zuzuführen.“ Dann werden Göthe, Rousseau und der ungläubige Prof. Huxley angeführt, um zu beweisen, daß auch die größten Freigeister die Bedeutung der Bibel für's Volk und für die Jugend zu schätzen wissen.

Zu ihrer Entschuldigung sagen die englischen Beamten natürlich: wir dürfen nichts thun, was den jungen Hindu's und Muhammedanern ihren Glauben nehmen und sie zu Christen machen würde. Aber durch die gegenwärtige Unterrichtsmethode wird der Glaube an den Hinduismus und an den Islam so gründlich zerstört als nur möglich, und dann ist ja noch gar nicht gesagt, daß, wenn man junge Leute mit der Bibel bekannt macht, man sie zwingt, Christen zu werden. Man setzt sie ja dadurch nur in den Stand, besser urtheilen zu können. Jedenfalls ist's ein bleibendes Aergerniß, daß dasjenige Buch, welches anerkanntermaßen am meisten zur Erziehung der höchst entwickelten Völker, zu ihrer Wohlfahrt und ihrer Bildung beigetragen hat, daß das von den indischen Regierungsschulen konsequent ausgeschlossen sein soll.

Ein neuer Beweis für das, was wir oben als einen lächerlichen Aberglauben der englisch-indischen Regierung bezeichnet haben, kommt uns soeben zu Gesichte. Die Sache verhält sich folgendermaßen. Vor einiger Zeit schrieb ein frommer Beamter in Indien nach englischer Art mehrere Preise für diejenigen Schulknaben aus, die sich in einem freiwillig anzustellenden Examen über gewisse Bücher des N. T. auszeichnen würden. Es ist das nichts Neues in Indien. Schon seit vielen Jahren besteht z. B. die Stiftung eines frommen Engländers, Peter Cater, aus welcher alle Jahr eine gewisse Anzahl junger Leute, die ein vorgeschriebenes Examen über biblische Fragen gut bestanden haben, Preise erhalten. Der Stifter hoffte, auf diese Art manche Jünglinge zum Bibelstudium zu bewegen, die sonst nie an dasselbe gedacht haben würden, und im Grunde ist das nicht schlimmer, als wenn bei uns Kinder durch einen Weihnachtsbaum und kleine Geschenke für den Besuch der Sonntagsschule belohnt werden.

Der Versuch jenes Beamten hatte aber ein eigenes Schicksal. Er hatte Cirkulare an allerlei Missions-, Regierungs- und andere Schulen ergehen lassen, um die jungen Leute mit seinem Plan bekannt zu machen, und einige hatten auch schon angefangen, sich mit den von ihm bezeichneten biblischen Büchern zu beschäftigen. Da

wurde die Sache von irgend welchen ängstlichen oder böswilligen Regierungs-Schullehrern vor ihre Behörde gebracht und der wohlmeinende Beamte gebeten, von seinem ganzen Vorhaben abzustehn!! „Wir sind hierüber durchaus nicht erstaunt, schreibt der »Lucknow Witness«, denn es ist allbekannt, daß die Bibel auf gar manchen Regierungsmann in Indien wie ein rothes Tuch auf einen Stier wirkt. Eine russische Brigade auf der Höhe des Hindukusch würde keinen größeren Schrecken hervorbringen, als eine Bibel in einer Regierungsschule. Entweder schämen oder fürchten sich diese Herren vor der Bibel oder sie hassen dieselbe."

Das ist nun wohl etwas übertrieben; aber im Ganzen ist es wirklich lächerlich, wie die englische Regierung in Indien noch immer die Bibel von ihren Schulen fernzuhalten sucht.

Aus Japan.

Im Norden von Japan lebte ein Mann, namens Yokoi. Seines Gewerbes war er ein Buddhistenpriester und stand als solcher unter der Aufsicht gewisser Oberpriester in dem benachbarten Niigata. Hier wohnte er einmal einer Versammlung, man könnte vielleicht sagen einer buddhistischen Synode, bei, in welcher darüber verhandelt wurde, welches die beste Art sei, das Christenthum, das ja in Japan immer mehr Eingang finde, anzugreifen und zu bekämpfen. Auch Herr Yokoi gab seine Meinung über diese wichtige Frage ab und hatte Einsicht genug, seinen Kollegen auseinanderzusetzen, daß wenn man einer fremden Religion zu Leibe gehen wolle, man sich vor allen Dingen doch selbst mit den Lehren derselben bekannt machen müsse. Und kaum war die Versammlung beendigt, so machte er sich auch richtig an die Ausführung seines eigenen Vorschlags: er kaufte sich ein chinesisches Neues Testament und benutzte den längeren Aufenthalt, den er in Niigata zu machen hatte, um einen christlichen Missionar aufzusuchen. Die Frucht hievon war, daß er die Ueberzeugung gewann, das Christenthum sei eine gute, wenn gleich nicht die wahre Religion.

Nicht lange hernach fand eine zweite Zusammenkunft der Priester statt. Der Gegenstand der Besprechung war derselbe. Nur hatte sich inzwischen die Zahl der christlichen Predigtplätze in Niigata bis auf acht vermehrt und deßwegen die Entrüstung und der Eifer der Priester sich verdoppelt. Unser Freund hielt abermals eine Rede. Dieselbe war mindestens ebenso gut als seine erste und lief darauf hinaus, daß wenn man das Christenthum auszurotten wünsche, man doch erst in seiner eigenen Religion recht eifrig sein müsse; nun sei aber die Mehrzahl der Priester als unmoralische Subjekte bekannt, während manche nicht einmal wüßten, was denn eigentlich die Lehre des Buddhismus sei; deßwegen werde es wohl das Beste sein, wenn man kurzen Prozeß mache, alle Priester absetze und dann das Volk selbst entscheiden lasse, welche seiner bisherigen Seelsorger es für tugendhaft und gelehrt genug halte, um sie zu Priestern haben zu wollen. Wenn man diesen Rath nicht annehme, so werde nichts mehr den Verfall des Buddhismus aufhalten können. Das war denn doch den Herren zu viel. Sie fiengen an, Herrn Yokoi für einen heimlichen Christen zu erklären und ihm vorzuwerfen, daß es ihm bloß um die Schädigung, nicht um die Erhaltung des Buddhismus zu thun sei.

Dies hatte zur Folge, daß Yokoi nach einigen Tagen eine schriftliche Eingabe an seine Vorgesetzten machte, in welcher er um Entlassung aus seinem Dienst bat. Darauf begab er sich zurück auf's Land und zeigte seiner Gemeinde an, daß er sie verlassen und nach Tokio übersiedeln werde. Diese Erklärung wurde von einigen ohne jede Einrede ruhig aufgenommen, während andere in ihren Priester drangen, er möchte doch bei ihnen bleiben; ja, einige bemächtigten sich des größten Theils seiner Habseligkeiten, um ihn hiedurch zum Bleiben oder doch zu baldiger Rückkehr aus Tokio zu bewegen. Er ließ sich hiedurch aber keineswegs irre machen. Die Reise in die Hauptstadt, d. h. beinahe 10 Tagereisen, machte er großentheils zu Fuß. Daselbst angekommen, machte er die Bekanntschaft eines alten japanischen Doktors, und dieser wies ihn auf seine Nachfragen hin an einen schottischen Missionar, d. h. an den Ort, wo dieser zu predigen pflegte. Bald darauf nahm Miss. Davidson ihn sogar zu sich in seine Wohnung und machte ihn näher mit dem Christenthum bekannt. Noch immer hatte aber der buddhistische Priester keinen andern Zweck hiebei im Auge, als den, sich bei den

spektor) der englischen Ausbreitungsgesellschaft. Erst unter ihm hatte die Gesellschaft angefangen, eine Zeitschrift herauszugeben: 1852—1857 den Missionary Record, seit 1851 den Gospel Missionary (jetzt 12,000 Ex.), seit 1855 das Mission Field. Seit ihrer Gründung im J. 1701 hat die Gesellschaft nur eilf Sekretäre gehabt, von denen fünf im Amt starben.

Bücherschau.

Masr el Kahira. Bilder aus Kairo. Von Adolf Ebeling. 2 Bände. Stuttgart. Verlag von Levy und Müller. 1878.

Neben Lüttke's „Aegyptens neue Zeit" und Klunzingers „Bilder aus Oberägypten ꝛc." will der Verfasser des vorliegenden Buches nur eine „harmlose Unterhaltungslektüre" bieten. Die Stimmung, in welcher er geschrieben, bezeichnet der Verfasser selbst mit einem von Henglin erfundenen Wort als „Wüstenweh", der Styl ist fließend, oft glänzend, der Ton etwas leicht, manche Witzworte „riskirt". In dem humoristischen Kapitel über die Plagen Aegyptens hätten wir die biblischen Citate und Anspielungen gern vermißt. Die Urtheile über ägyptische Zustände sind, soweit wir sie kontroliren können, zutreffend, manche Schilderungen durch ihre Anschaulichkeit und die Menge hineingewobener Details nicht nur ansprechend, sondern auch belehrend, z. B. „der Nil und seine Wasser" und der „Durchstich des Nilarms".

Uebrigens beklagt der Verfasser mit Recht, daß über all den Neuerungen manche alte schöne Sitte in Abgang gekommen ist. Dem Khedive ist ein besoderes Kapitel gewidmet. Ihm wird „die Haupteigenschaft eines tüchtigen Regenten, die Menschenkenntniß", abgesprochen und daraus der gegenwärtige Bankerott und die ganze ägyptische Mißwirthschaft erklärt. Am ausführlichsten wird die „Muskih", die Hauptstraße des alten Kairo, mit ihren Häusern, Buden, Ausrufern, Getränk- und Eisverkäufern, Eseln und Eseljungen, Kameelen und Kameeltreibern, vornehmen Herren und Damen, Blumen und Früchten, Blinden und Bettlern, Läufern und Kutschern, Hochzeits- und Leichenzügen, Tänzern und Taschenspielern, Schlangen-

bändigern und Gauklern, Schachspielern und Haschihsch-Rauchern und dem ganzen Kaleidoskop des ägyptischen Gassenlebens beschrieben. „Wer einmal ganz was Neues sehen und sich so recht nach Herzenslust auswundern will, der gehe, falls er noch nicht ganz und gar blasirt ist, direkt nach Kairo und dort in die Muskih". Für solche Leute ist auch das Ebeling'sche Buch als kleiner Ersatz der Wirklichkeit zu empfehlen. Wer ernstere Studien begehrt und wer z. B. auch über das religiöse Leben und die Mission in Aegypten etwas erfahren will, muß sich anderswo umsehen.

Nur der christlichen Krankenpflege in Kairo wird ganz am Schluße des Buches Erwähnung gethan: „Zwei barmherzige Schwestern giengen vorüber, von einigen dunkelbraunen abessinischen Novizen gefolgt; ein Diener trug ihnen einen hellen Fanuhs (Fackel) voran. Die frommen Frauen, die in so später Stunde nur im äußersten Nothfall ihr Kloster verlassen, begaben sich vermuthlich zu einem Kranken oder wohl gar zu einem Sterbenden, und deutlicher und erhebender zugleich konnte mir in diesem Augenblick die Kluft, welche uns Christen von den Mohammedanern trennt, nicht vor die Seele treten". (Der Verfasser hatte unmittelbar vorher einer Gruppe von heulenden Klageweibern gelauscht.)

Bedarf Deutschland der Kolonien? Eine politisch-ökonomische Betrachtung von Dr. Fr. Fabri. Gotha. Fr. A. Perthes. 1879.

Statt in das Klagen über die Nothstände der Zeit einzustimmen bietet hier der ebenso patriotische als geistreiche Missionsinspektor „dem Gemeinwesen" nicht nur eine Betrachtung, sondern einen Rath, einen Plan dar, der von eminent praktischer Bedeutung ist. Er weist zunächst in überzeugender Weise nach, daß Deutschland mit seiner in immer schnellerem Tempo wachsenden Bevölkerung, mit seiner industriellen Ueberproduktion und angesichts der zunehmenden Zahl der Verbrechen für seine wirthschaftliche und nationale Entwickelung nothwendig Kolonien haben sollte, und zwar Ackerbau- und Verbrecherkolonien in gemäßigter Zone, Handelskolonien unter den Tropen. „Der südlichste Theil Brasiliens, Uruguay, Argentinien und Chili mit dem nördlichen Theil Patagoniens sind Territorien, die alle Bedingungen für eine gesunde Entwickelung ausgedehnter Ackerbaukolonien bieten." Für die Anlegung von Handelskolonien wird Samoa, Neuguinea, Madagaskar und vor allem „Betheiligung an

der kolonialen Ausbeutung des jetzt sich erschließenden Centralafrika" empfohlen.

Wir müssen „anfangen überseeisch zu werden und uns nach einer Kolonialpolitik auszustrecken" — in diesem Satz läßt sich der Inhalt der in jeder Hinsicht bedeutenden und die weiteste Beachtung verdienenden Schrift zusammenfassen. Vielen wird es verwunderlich vorkommen, daß einer von den Männern der bestgeschmähten „Wupperthaler Festwoche" hier mit der Ruhe des Geschichtsforschers und der Einsicht eines Staatsmanns über politische und nationalökonomische Dinge redet, und das in einer Weise, die ihn in manchen Stücken liberaler als die Liberalen erscheinen läßt. Mögen sie daraus lernen, daß es auch unter den „Muckern" noch klare Köpfe und patriotische Herzen gibt.

Das Streiflicht, das durch die Untersuchungen des Verfassers auf die deutschen Missionsbestrebungen und deren bisherige Isolirung und Verkennung von Seiten der Nation geworfen wird, ist uns von besonderem Interesse gewesen. Wir bedauern, daß er keinen Gebrauch von den vielfach mit seinen eigenen Ausführungen sich berührenden, wenn auch von einer Art schwärmerischer Vorliebe für Afrika nicht ganz freien Gedanken Missionar Zimmermann's gemacht hat.

Wir wünschen und weissagen seiner Schrift nicht nur die weiteste Verbreitung in ganz Deutschland, sondern auch den — wenn auch nicht so schnell zu erringenden — Triumph des praktischen Erfolgs.

Nordindische Missionseindrücke. Eine Festschrift von C. H. Ch. Plath. Berlin, 1879. Buchhandlung der Goßner'schen Mission.

Der Berliner Missionsinspektor bietet hier eine Nachfrucht seiner indischen Visitationsreise dar. Es sind Gedanken über die in Indien sich vollziehende „geräuschlose Revolution" und die damit Hand in Hand gehende christliche „Reformation". Wer ein Freund von kulturgeschichtlichen Betrachtungen ist und gern vom Einzelnen, Kleinen, Gegenwärtigen auf das größere Zukünftige aufblickt, der wird hier manche Anregung zu weiterem Nachdenken finden.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 2. **1879.**

Inhalt:

Aus Russland.

1. Brief eines russischen Kolporteurs *).

Im Namen Gottes begab ich mich am ersten März 1878 von Moskau aus auf die Reise und besuchte der Reihe nach die folgenden Städte: Tula, Orel, Kursk, Charkow, Poltawa, Elisabethgrad, Belgorod, Krementschug, Balta, Odessa, Kischinew, Bender, Tyraspol, Karneschty, die Krim, Nikolajew, Cherson, Sevastopol, Simferopol, Melitopol, Alexandrowsk, Taganrog, Rostow am Don, Nowo-Tscherkask, im Kaukasus: Wladikawkas, Georgiewsk, Pjatigorsk. In allen Städten habe ich meine Pflicht erfüllt, besuchte die Armenanstalten und die Hospitäler des Kriegsministeriums und des „rothen Kreuzes", wo Kranke und Verwundete, der eine ohne Hand, der andere ohne Fuß, lagen. Alle kauften mit Herzensfreude die heilige Schrift. Einige klagten: „Bruder, ich kaufe für den letzten Kopeken, es fehlen einige Kopeken, ich würde gern kaufen, habe aber keinen Kopeken mehr!" oder baten: „Bruder, lasse drei

*) Dieser ursprünglich in russischer Sprache abgefaßte Brief ist an Hrn. Pastor Dworkowicz in Mitau gerichtet, dem wir für Mittheilung der Uebersetzung herzlich danken.

Kopeken ab". Ich habe mit Vergnügen aus meiner Tasche abgelassen. Ein Anderer: „Was soll ich thun? Ich bin ein Krüppel, werde nach Hause kommen und kann nicht arbeiten, werde mich mit dem Lesen des Evangeliums beschäftigen und meine Kinder belehren." Ein Anderer nimmt das Evangelium, segnet sich mit dem Zeichen des Kreuzes, küßt das Evangelium und dankt mir, daß ich es ihnen gebracht habe. Ich sagte: „Brüder, danket nicht mir, sondern Gott und Euern Wohlthätern, welche leidende Krieger mit dem Worte Gottes versehen". „Ja Bruder", bemerkt ein Anderer, „wir leiden an Leib und Seele, aber unsere Wohlthäter bemühen sich, unsere Schmerzen und unsere Seelen zu besänftigen, uns fehlt nichts mehr." Ein Anderer sagt: „Wir müssen für Ihr Wohlergehen zu Gott flehen, und daß Gott Ihnen im zukünftigen Leben die Seligkeit schenken möge". Ein Anderer sagt: „Möge der Herr Ihnen dasjenige gewähren, was weder das Ohr gehöret, noch das Auge gesehen hat, sondern wie geschrieben stehet: Das kein Auge gesehen hat, und kein Ohr gehöret hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das Gott bereitet hat denen, die ihn lieben".

Einige liegen auf den Schlafbänken, abgemagert bis auf die Knochen mit bleichen Gesichtern und athmen kaum. Einer stand von der Schlafbank auf, die Hände zittern, er nimmt das Evangelium und küßt es, reicht mit zitternden Händen das Geld und sagt mit matter Stimme: „Hab' Dank, Bruder, daß Du das Evangelium gebracht hast; wenn der Herr mir meine Gesundheit wieder herstellt, dann werde ich es lesen und meinen Kindern in der Heimat bringen.

Ich kann mich aller ihrer Worte nicht erinnern, noch sie beschreiben, ich habe wiederholt Danksagungen und Gebete zu Gott für ihre Wohlthäter gehört. Die Soldaten, welche einen neuen Krieg erwarteten, kauften gleichfalls und sagten: „Brüder, man muß dieses Buch kaufen, denn es ist für uns unentbehrlich. Der Heiland hat für uns gelitten und uns geboten, für unsern Glauben zu leiden; denn der Herr sagt: Wer mir dienen will, der folge mir nach; und wo ich bin, da soll mein Diener auch sein. Und wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren."

In Nikolajew kam eine Division Soldaten, bestehend aus 4 Regimentern, aus Sibirien an, welche von der Existenz des Neuen Testamentes in russischer Sprache noch nichts wußten; sie kauften es

mit einer solchen Freude, die ich nicht ausdrücken kann. Es ist mir in 14 Jahren ein solcher Fall nicht vorgekommen, wo man so gern kaufte, daß ich in 4 Tagen 800 Exemplare des Evangeliums zu 12 und 15 Kopeken verkaufen konnte. Ohne mich von der Stelle zu rühren, habe ich bis zu 200 Exemplaren vertheilt. Sie fragten mich: „Von wo bist Du hergereist, um die Bücher so billig abzugeben?“ Ich antwortete: „Brüder, das sind Eure Wohlthäter, welche für leidende Krieger sorgen und Euch mit demjenigen Buche zu versorgen wünschen, das Euch zur Seligkeit geschickt macht. Diese Wohlthäter wenden ihre Mittel an, und deßhalb ist's so billig.“ Da sagten sie: „Gottlob! Es sind noch gute Menschen auf Erden, möge der Herr ihnen in ihrem guten Werke beistehen, möge Er sie am Tage seiner Wiederkunft, wenn Er auf dem Thron in der Herrlichkeit seines Vaters sitzen wird, belohnen! Dir, Alterchen, sei Dank gesagt, daß Du uns mit einem solchen Buche erfreust.“

Der Herr sagte: „Und es wird geprediget werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über alle Völker; und dann wird das Ende kommen!“ Auch mir hat es der Herr vergönnt, das Evangelium den Kalmücken und den Kirgisen, welche unter den donischen Kosaken dienen, zu verkaufen. Die Russen sagten zu mir, warum ich das Evangelium den Kalmücken (die ja keine Christen sind) verkaufe, worauf ich ihnen antwortete: „Ich bin gesandt worden, das Evangelium den verirrten Schafen, die Gott nicht kennen, anzubieten.“ Ich sagte ihnen, daß ich mich freue, daß auch die Heiden das Wort Gottes hören werden.

Mit Menschen ohne Leben und ohne Hoffnung gerieth ich in Streit, wenn ich ihnen das Evangelium zum Kaufe anbot. „Wozu habe ich das Evangelium nöthig?“ sagten sie, „ich habe es schon gelesen, haben Sie nicht Märchen?“ Worauf ich ihnen erwiderte: „Mein Freund, Du hast das Evangelium gelesen, warum verstehst Du es nicht? Hast Du das Kapitel nicht gelesen, wo der Herr sagt: Wer sich aber mein und meiner Worte schämt unter diesem ehebrecherischen und sündigen Geschlecht, deß wird sich auch des Menschen Sohn schämen, wenn er kommen wird in der Herrlichkeit seines Vaters, mit den heiligen Engeln?“

In der Offenbarung Johannis, Cap. 14, 6 ist gesagt: „Der Engel hat ein ewiges Evangelium zu verkündigen denen, die auf Erden sitzen und wohnen, und allen Heiden, und Geschlechtern, und

Sprachen, und Völkern". Alle hörten es, und sobald Einer kaufte, verlangten auch die Andern zu kaufen.

Entschuldigen Sie, geehrter Herr Pastor, daß ich aus Mangel an Raum schon schließen muß. Ich habe die Ehre zu verbleiben

Ihr unterthänigster Diener

O. S.

---

2. Ein reisender Engländer.

Hat uns obiger Brief in den äußersten Süden des russischen Reiches versetzt, so wollen wir nun auch einem Bibel- und Menschenliebenden Engländer auf einer Tour durch den hohen Norden desselben folgen.

Herr Henry Lansdell, ein englischer Prediger, beschreibt im „Record" eine sechswöchentliche Ferienreise, die er im letzten Sommer über Petersburg und Moskau nach Jaroslaf, Wologda bis nach Archangel und zurück durchs nördliche Rußland gemacht hat. Sein Hauptzweck war neben einigen wissenschaftlichen Beobachtungen die Gefängnisse zu besichtigen und durch Vertheilung christlicher Schriften möglichst Gutes zu thun. Da er mit vortrefflichen Empfehlungen an die Gouvernements-Chefs versehen war und diese sich ihm äußerst gefällig zeigten, hatte er mit keinerlei Schwierigkeiten außer mit den Strapazen der Reise zu kämpfen. Mehrmals halfen die höchsten Beamten selbst ihm bei der Schriftenvertheilung in Schulen, Gefängnissen, Spitälern u. s. w., einmal auch ein muhammedanischer (tartarischer) Flußschiffer, in dessen Dampfboot Hr. Lansdell die Wolga hinauffuhr. Einige Leute auf demselben hatten ihm nämlich gesagt, er solle doch seine Bücher nicht so ins Blaue hinein weggeben, sondern lieber in jedem Dorf dem Priester einen kleinen Vorrath zur Vertheilung an solche überlassen, die wirklich Nutzen daraus ziehen könnten. Diesen Rath befolgte er denn auch und jener muhammedanische Schiffskapitän nahm solches Interesse an der Sache, daß er sein Boot öfters anhalten ließ, damit man die Bücherpackete ans Ufer schaffen und den betreffenden Ortsgeistlichen zustellen konnte. In Archangel fand er als englischen Konsul einen Onkel des am Viktoria-Nyanza ermordeten Missions-Lieutenant Smith, einen Mr. Shergold, der ihm ebenfalls behilflich war. Dort und in Weliki Ustjug gelang es ihm auch, die Gründung von Bibeldepots zu veranlassen. Auf der ganzen Reise hat

er 20—25,000 Traktate und Bibeltheile an den Mann gebracht, und das in Gegenden, wo die Verbreitung religiöser Schriften so gut wie etwas ganz Neues ist. — Was man auch gegen manche fromme Engländer, zumal reisende, sagen mag, das muß man ihnen lassen: sie thun, was sie können.

Aus Indien.

In Indien machen die Heiden sich oft wunderliche Gedanken über die Bibel- und Traktatverbreitung. Manche meinen, die Missionare wollen sich dadurch ein Verdienst für den Himmel erwerben, andere bilden sich ein, es stecke in den Büchern eine geheime Zauberkraft, durch welche die Leser behext und entweder zu Christen gemacht oder sonst verdreht werden. Einmal war dem Kutscher eines Missionars (Ullmann) ein Ochse abhanden gekommen; nachdem er denselben den ganzen Tag vergeblich gesucht, kam er Abends mit feierlicher Miene zum Missionar und sagte: „Herr, Euer Buch ist ein sehr gutes Buch". „Ja, was weiter?" „Es sind große Geheimnisse darin. Man kann allerlei mit Hilfe desselben herausbringen." „Gut, aber was willst Du?" „Herr, sehen Sie doch im Buche nach, wo mein Ochse hingekommen ist!" Das Buch war natürlich das N. T. Die Priester machen den Leuten weiß, daß sie aus ihren h. Büchern alle Geheimnisse herausbringen können; nun denken sie dasselbe von der Bibel!

So wunderlich und unvernünftig uns ein derartiger Aberglaube erscheint, so giebt's doch in Indien mit Bezug auf die Bibel noch einen größeren Aberglauben, und zwar nicht bei den Heiden, sondern bei den sog. christlichen Herren des Landes, d. h. bei der englischen Regierung. Diese ist nämlich sehr darauf aus, die religiösen Ansichten und Gefühle ihrer Unterthanen in keiner Weise zu verletzen und geht hierin so weit, daß sie von all' ihren Schulen die h. Schrift geflissentlich fernhält. Würde ein Lehrer sich unterstehen, dieselbe als Lehrbuch einzuführen, so könnte er seiner Absetzung gewiß sein. Sogar die Hindus selbst lachen über diese Aengstlichkeit. In einer Zeitung läßt sich z. B. Einer folgendermaßen darüber aus:

„Ich bin der Ansicht, die Eingeborenen, ich meine die gebildeten Eingeborenen, sind nicht (wie die meisten Engländer sich irrthümlicherweise einbilden) dagegen, daß die Bibel als ein Buch der Geschichte oder Literatur in den Regierungsschulen gelesen werde. Ohne eine Kenntniß derselben können sie die Schönheiten der englischen Sprache nicht genügend schätzen, noch die verschiedenen Anspielungen verstehen, welche bei englischen Schriftstellern so häufig in den Werken, die sie zu lesen haben, vorkommen. Als ein Geschichtsbuch liefert uns die Bibel befriedigende Berichte über die ältesten Zeiten der Welt und über die Völker des Alterthums. Wenn Eingeborene irgendwie gegen das Studium der Bibel wären, so würden sie ja natürlich die Missionsschulen mit den Regierungsschulen vertauscht haben. Es hat sich aber erwiesen, daß dies nicht der Fall ist, und gegenwärtig befinden sich zu Bangalur, dem Mittelpunkt der Bildung in Maisur, mehr Zöglinge in den Missionsschulen, wo die Bibel gelesen wird, als in den Regierungsschulen, wo dieselbe ausgeschlossen ist. Ich möchte hinzufügen, daß die Bibel in den Schulen einiger unabhängigen indischen Staaten gelesen wird. Sie pflegte gelesen zu werden und wird wahrscheinlich noch jetzt gelesen in Travankor; ebenso in Indor, der Hauptstadt des Staates des Maharadscha Holkar.

„Wären die Hindus mit den wirklichen Lehren des Christenthums bekannt, so würden sie alle Handlungen der Regierung in ihrem richtigen Lichte als Maßregeln für ihre Wohlfahrt und mittelbar für die der Regierung selbst betrachten, deren Gesetzgebung dann eine leichte wäre, da man sie in ihrer Reinheit ohne Verdacht annehmen würde. Sie würden dann lernen, daß sich das Christenthum nicht durch äußerliche Handlungen herbeiführen läßt, sondern daß es eine Religion ist, die im Herzen angenommen und geglaubt werden muß."

Viele andere Hindus sind der gleichen Meinung. Im »Indian Mirror« z. B. schreibt Einer: „Wir bedauern fortwährend die Politik der Neutralität in Religionssachen, durch welche die heiligen Schriften verschiedener Völker, z. B. die Bibel, von unseren Erziehungsanstalten ausgeschlossen werden. Der pädagogische Werth dieser Bücher kann nicht übertrieben werden. Die Bibel vor allem darf unseren Schulinspektoren unbedenklich empfohlen werden. Selbst wenn die lehrhaften oder dogmatischen Abschnitte weggelassen würden, bliebe immer noch genug übrig, um einer Generation nach der an-

deren Leben zuzuführen.“ Dann werden Göthe, Rousseau und der ungläubige Prof. Huxley angeführt, um zu beweisen, daß auch die größten Freigeister die Bedeutung der Bibel für's Volk und für die Jugend zu schätzen wissen.

Zu ihrer Entschuldigung sagen die englischen Beamten natürlich: wir dürfen nichts thun, was den jungen Hindu's und Muhammedanern ihren Glauben nehmen und sie zu Christen machen würde. Aber durch die gegenwärtige Unterrichtsmethode wird der Glaube an den Hinduismus und an den Islam so gründlich zerstört als nur möglich, und dann ist ja noch gar nicht gesagt, daß, wenn man junge Leute mit der Bibel bekannt macht, man sie zwingt, Christen zu werden. Man setzt sie ja dadurch nur in den Stand, besser urtheilen zu können. Jedenfalls ist's ein bleibendes Aergerniß, daß dasjenige Buch, welches anerkanntermaßen am meisten zur Erziehung der höchst entwickelten Völker, zu ihrer Wohlfahrt und ihrer Bildung beigetragen hat, daß das von den indischen Regierungsschulen konsequent ausgeschlossen sein soll.

Ein neuer Beweis für das, was wir oben als einen lächerlichen Aberglauben der englisch-indischen Regierung bezeichnet haben, kommt uns soeben zu Gesichte. Die Sache verhält sich folgendermaßen. Vor einiger Zeit schrieb ein frommer Beamter in Indien nach englischer Art mehrere Preise für diejenigen Schulknaben aus, die sich in einem freiwillig anzustellenden Examen über gewisse Bücher des N. T. auszeichnen würden. Es ist das nichts Neues in Indien. Schon seit vielen Jahren besteht z. B. die Stiftung eines frommen Engländers, Peter Cater, aus welcher alle Jahr eine gewisse Anzahl junger Leute, die ein vorgeschriebenes Examen über biblische Fragen gut bestanden haben, Preise erhalten. Der Stifter hoffte, auf diese Art manche Jünglinge zum Bibelstudium zu bewegen, die sonst nie an dasselbe gedacht haben würden, und im Grunde ist das nicht schlimmer, als wenn bei uns Kinder durch einen Weihnachtsbaum und kleine Geschenke für den Besuch der Sonntagsschule belohnt werden.

Der Versuch jenes Beamten hatte aber ein eigenes Schicksal. Er hatte Cirkulare an allerlei Missions-, Regierungs- und andere Schulen ergehen lassen, um die jungen Leute mit seinem Plan bekannt zu machen, und einige hatten auch schon angefangen, sich mit den von ihm bezeichneten biblischen Büchern zu beschäftigen. Da

wurde die Sache von irgend welchen ängstlichen oder böswilligen Regierungs-Schullehrern vor ihre Behörde gebracht und der wohlmeinende Beamte gebeten, von seinem ganzen Vorhaben abzustehn!! „Wir sind hierüber durchaus nicht erstaunt, schreibt der »Lucknow Witness«, denn es ist allbekannt, daß die Bibel auf gar manchen Regierungsmann in Indien wie ein rothes Tuch auf einen Stier wirkt. Eine russische Brigade auf der Höhe des Hindukusch würde keinen größeren Schrecken hervorbringen, als eine Bibel in einer Regierungsschule. Entweder schämen oder fürchten sich diese Herren vor der Bibel oder sie hassen dieselbe."

Das ist nun wohl etwas übertrieben; aber im Ganzen ist es wirklich lächerlich, wie die englische Regierung in Indien noch immer die Bibel von ihren Schulen fernzuhalten sucht.

Aus Japan.

Im Norden von Japan lebte ein Mann, namens Yokoi. Seines Gewerbes war er ein Buddhistenpriester und stand als solcher unter der Aufsicht gewisser Oberpriester in dem benachbarten Niigata. Hier wohnte er einmal einer Versammlung, man könnte vielleicht sagen einer buddhistischen Synode, bei, in welcher darüber verhandelt wurde, welches die beste Art sei, das Christenthum, das ja in Japan immer mehr Eingang finde, anzugreifen und zu bekämpfen. Auch Herr Yokoi gab seine Meinung über diese wichtige Frage ab und hatte Einsicht genug, seinen Kollegen auseinanderzusetzen, daß wenn man einer fremden Religion zu Leibe gehen wolle, man sich vor allen Dingen doch selbst mit den Lehren derselben bekannt machen müsse. Und kaum war die Versammlung beendigt, so machte er sich auch richtig an die Ausführung seines eigenen Vorschlags: er kaufte sich ein chinesisches Neues Testament und benutzte den längeren Aufenthalt, den er in Niigata zu machen hatte, um einen christlichen Missionar aufzusuchen. Die Frucht hievon war, daß er die Ueberzeugung gewann, das Christenthum sei eine gute, wenn gleich nicht die wahre Religion.

Nicht lange hernach fand eine zweite Zusammenkunft der Priester statt. Der Gegenstand der Besprechung war derselbe. Nur hatte sich inzwischen die Zahl der christlichen Predigtplätze in Nügata bis auf acht vermehrt und deßwegen die Entrüstung und der Eifer der Priester sich verdoppelt. Unser Freund hielt abermals eine Rede. Dieselbe war mindestens ebenso gut als seine erste und lief darauf hinaus, daß wenn man das Christenthum auszurotten wünsche, man doch erst in seiner eigenen Religion recht eifrig sein müsse; nun sei aber die Mehrzahl der Priester als unmoralische Subjekte bekannt, während manche nicht einmal wüßten, was denn eigentlich die Lehre des Buddhismus sei; deßwegen werde es wohl das Beste sein, wenn man kurzen Prozeß mache, alle Priester absetze und dann das Volk selbst entscheiden lasse, welche seiner bisherigen Seelsorger es für tugendhaft und gelehrt genug halte, um sie zu Priestern haben zu wollen. Wenn man diesen Rath nicht annehme, so werde nichts mehr den Verfall des Buddhismus aufhalten können. Das war denn doch den Herren zu viel. Sie fiengen an, Herrn Yokoi für einen heimlichen Christen zu erklären und ihm vorzuwerfen, daß es ihm bloß um die Schädigung, nicht um die Erhaltung des Buddhismus zu thun sei.

Dies hatte zur Folge, daß Yokoi nach einigen Tagen eine schriftliche Eingabe an seine Vorgesetzten machte, in welcher er um Entlassung aus seinem Dienst bat. Darauf begab er sich zurück auf's Land und zeigte seiner Gemeinde an, daß er sie verlassen und nach Tokio übersiedeln werde. Diese Erklärung wurde von einigen ohne jede Einrede ruhig aufgenommen, während andere in ihren Priester drangen, er möchte doch bei ihnen bleiben; ja, einige bemächtigten sich des größten Theils seiner Habseligkeiten, um ihn hiedurch zum Bleiben oder doch zu baldiger Rückkehr aus Tokio zu bewegen. Er ließ sich hiedurch aber keineswegs irre machen. Die Reise in die Hauptstadt, d. h. beinahe 10 Tagereisen, machte er großentheils zu Fuß. Daselbst angekommen, machte er die Bekanntschaft eines alten japanischen Doktors, und dieser wies ihn auf seine Nachfragen hin an einen schottischen Missionar, d. h. an den Ort, wo dieser zu predigen pflegte. Bald darauf nahm Miss. Davidson ihn sogar zu sich in seine Wohnung und machte ihn näher mit dem Christenthum bekannt. Noch immer hatte aber der buddhistische Priester keinen andern Zweck hiebei im Auge, als den, sich bei den

Christen selbst die Waffen zur Bekämpfung ihrer Religion zu holen. Indessen machte schon der Wandel der Christen großen Eindruck auf ihn, ebenso die zehn Gebote. Eine tiefe Scheu vor dem göttlichen Wesen, ja eine Angst kam über ihn. Nun ließ er den Gedanken an eine Bekämpfung der fremden Religion fahren und fieng an, um seines eigenen Seelenheils willen sich mit derselben zu beschäftigen. Seine Sünden schienen ihm größer, als daß sie ihm könnten vergeben werden; Gott gegenüber hatte er nichts als Furcht. Da kam er eines Tages beim Bibellesen an die Stelle, welche schon so vielen vor ihm das Morgenroth eines neuen Tages geworden ist: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken u. s. w. Er brachte den ganzen Rest des Tages damit zu, über diese Worte nachzudenken und sie wieder und wieder zu lesen. Bald wußte er sie auswendig; auch in der Dunkelheit auf seinem Lager kamen sie ihm nicht aus dem Sinn; ja in jener ganzen Nacht hat er kein Auge geschlossen: es war die Entscheidungsnacht für sein ganzes Leben. Jetzt ist er ein Christ und ein hervorragendes Mitglied der presbyterianischen Gemeinde in der Hauptstadt von Japan!

Aus Spanien.

In seinen „Blättern aus Spanien“ theilt Herr Pastor Fliedner die Bekehrungsgeschichte eines römischen Priesters mit, wie dieser sie selbst in einem Büchlein: „Das Blut Jesu Christi. Ein Ereigniß aus meinem Leben“, erzählt hat. Die Geschichte lautet wie folgt:

Im Jahr 1869 gieng ich durch die Preciados-Straße in Madrid, als sich ein Herr mir näherte, welcher mir mit freundlichen Worten ein kleines Büchlein anbot. Ich fragte ihn, wovon denn dieser Traktat handle, und er antwortete mir kurz: „Von dem Blute Jesu Christi“. Ich sah auf den Umschlag des Büchleins und las den Titel: „Gewiß, es gibt einen Heiland, auch für dich;“ aber ehe ich Zeit hatte, mehr zu lesen, trat ein anderer Herr hinzu, welcher uns beobachtet hatte, und sagte mit scharfem Ton: „Das sind prote-

stantische Bücher, und wenn Sie dieselben lesen, werden Sie sofort excommunicirt." Da ich nicht wünschte, der Excommunication zum Opfer zu fallen, riß ich schnell das ketzerische Buch in Stücke und warf die zerrissenen Blätter beim Eintritt in die Alcalastraße von mir; ich freute mich halb im Weitergehen, daß ich noch soeben dem Fluch, der mir drohte, entgangen war und das Buch nicht gelesen hatte. Allein, obwohl ich keinen Wunsch verspürte seinen Inhalt zu kennen, tönte mir doch beständig das Wort in den Ohren, mit dem jener Herr mir das Büchlein gegeben: „Das Blut Jesu Christi". Denn dadurch hatte er, ohne es zu wissen, in meinem Innern alte Erinnerungen aufgeweckt, die jetzt mit neuer Macht vor meine Seele traten, die ganze Geschichte eines Verbrechens, einer Verurtheilung und eines Galgens, wie ich sie kurz erzählen will. Es war im Jahr 1865. Ein Jahr vorher hatte man einen Koffer, welcher von der Station Valladolid nach Alar del Rey gesandt wurde, dem Tribunal von Altkastilien übergeben, weil sich darin der Leichnam eines Mannes fand, welcher in der Zapicostraße in Valladolid gewohnt hatte, und im folgenden Jahre wurden zwei Frauen zum Tode verurtheilt, welche überwiesen und geständig waren, jenen Mord ausgeführt zu haben. Unter den verschiedenen Geistlichen, welche man erwählt hatte, um diesen Frauen Zuspruch zu leisten, befand ich mich selbst und war zwei Nächte und den Tag, an welchem sie zum Galgen geführt werden sollten, bei ihnen in der Kapelle. (Die zum Tode Verurtheilten werden in den letzten Tagen in eine Kapelle gebracht; darum heißt in Spanien: „er ist in die Kapelle gebracht" so viel als bei uns: „der Stab ist über ihn gebrochen, sein Todesurtheil gesprochen.") Da diese Hinrichtungen öffentlich waren, ist dieses Ereigniß den Einwohnern von Valladolid und viele Meilen weit in der Umgegend wohl bekannt; aber was sich in der Kapelle und auf dem Wege zum Galgen zutrug, wissen sie nicht, und ich will es mittheilen, wie ich es erlebt habe. In der zweiten Nacht, welche ich mit einer dieser Verbrecherinnen, welche unter dem Namen „die Navarresin" bekannt war, in der Kapelle zubrachte, war sie voll Entsetzen über ihr furchtbares Verbrechen und über den Gedanken, wenige Stunden später der Gerechtigkeit des lebendigen Gottes anheim zu fallen, ohne vorher Zeit gehabt zu haben, ihre Schuld durch gute Werke abzubüßen. Ich muß hier erwähnen, daß sie kurze Zeit vorher gebeichtet hatte. So versuchte ich denn, ihr geistlichen Zuspruch zu

thun, indem ich von ihrer Beichte redete und sagte, daß sie ja nun ihr Leben darbringe zur Sühnung ihrer Schuld, verwies sie auch auf die vollständige Absolution, welche ich ihr im Augenblicke ihres Todes geben dürfe. Es schien, als ob ihr Gewissen damit für kurze Zeit sich zufrieden gab; aber dann begann sie wieder zu zweifeln, ob „mit all' diesen Dingen" sie wirklich die Vergebung Gottes erlangen würde. „Was soll ich thun, um alle meine Sünden zu tilgen?" war ihre beständige Frage. Ihre Angst wuchs; es war keine Zeit zu verlieren; denn die neue Sonne, welche über der Erde aufgieng, mußte in der Mitte ihres Laufes auf den Leichnam dieser Unglücklichen scheinen.

Ich hatte ihr nicht selbst die Beichte abgenommen; ich konnte nichts thun, als ihr neuen Trost zusprechen; aber der Tag kam herauf, und mit ihm wuchs ihr Schrecken. Ihre Seele dürstete nach Erlösung von ihrer Schuld; es war nicht mehr der Gedanke an ihren Tod, sondern an die ewige Verdammniß, welcher sie ängstigte. Sie selbst zählte alle die frommen Schwesterschaften auf, denen sie angehört hatte; sie wiederholte sich alle die Verheißungen verschiedenen Ablasses, den sie erhalten; aber sie fühlte, daß alles das ihrer Seele keinen Frieden brachte. Nachdem ich vergeblich alles versucht hatte, um ihr Frieden und Trost zu geben, und aufgezählt, was ich nur wußte, um die geängstigte Seele zu beruhigen und zu erquicken, sagte ich endlich, ohne selbst die volle Bedeutung meiner Worte zu kennen: „Und das Blut Jesu Christi, gilt das nichts für uns?" „Ja," erwiderte sie, darnach greifend, wie ein Sinkender nach einem Strohhalm, „das Blut Jesu Christi wird etwas für mich gelten." „Ich glaube," sagte ich ihr, „nicht etwas, sondern alles wird es gelten. Denn das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde." „Ist das wahr?" fragte sie zwischen Furcht, Zweifel und Hoffnung. „Ja", antwortete ich, „denn so sagt es uns der Apostel Johannes im Namen Gottes."

„O, warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?" rief sie aus. „Denn wenn dieses Blut mich ganz rein macht, so fürchte ich gar nichts mehr." Ich war selbst erfreut über die Ruhe, welche sich nun über die Züge der Verbrecherin breitete, aber nach einer Weile Stillschweigens sagte sie wieder: „Das Blut Jesu Christi kann alle Sünden rein waschen; aber was muß ich thun, damit es mich rein wäscht?" „Meine Tochter," war die Antwort, „blicke auf

zu Jesu am Kreuz und mache die Worte Jesu, mit denen er seinen Geist aushauchte, zu den Deinen: „In deine Hände befehle ich meinen Geist." So starb Jesus, so stirb auch Du; in Gottes Händen wird Dich kein Uebel treffen."

Die Verbrecherin stand von ihrem Stuhle auf, warf sich zu Boden und rief: „Das Blut Jesu macht mich ganz rein; in deine Hände, o Herr, befehle ich meine Seele, damit du sie ganz rein wäschest."

Es war eilf Uhr Morgens, und wir verließen die Kapelle, um zu dem Galgen zu gehen. Als wir an der Casa del Sol ankamen, bemerkte ich, daß die Mörderin wiederum Worte voll Verzweiflung ausstieß. „Ich habe gesündigt," rief sie, „und ich trete vor Gottes Angesicht mit meinen Flecken, was soll ich thun?" Ich trat näher zu ihr hin und sagte: „Juana, Du sollst nichts thun, aber das Blut Christi alles!" Und als ob mit diesem Worte all' ihr Friede wiederkehrte, darin ihr ganzes Glück läge, rief sie aus: „Sein Blut macht meine Seele ganz rein, in Seine Hände befehle ich meinen Geist; ich will nicht aufhören, es zu rufen, bis ich sterbe."

Das alles stand mir wieder klar vor Augen an dem Tage, an dem ich jenes Büchlein zerrissen hatte. Wenn ich jene Frau hatte in Frieden sterben sehen durch die Kraft des Blutes Christi, warum zerriß ich das Buch, bei dessen Empfang ich diese Worte gehört: Das Blut Jesu Christi? Ich fühlte Reue über mein vorschnelles Thun und kehrte denselben Weg durch die Straße Alcala zurück. Die Blätter des Büchleins, das ich in Stücke gerissen, hatte der Wind längst verweht; aber den rothen Umschlag desselben fand ich noch in einer Ecke, nahm ihn auf und las abermals den Titel: „Gewiß, es gibt einen Heiland, auch für Dich." Wieder gedachte ich der Worte, mit denen man es mir gegeben hatte: „Das Blut Jesu Christi", und stellte mir die Frage: „Entweder betrog ich jene arme Frau an den Pforten der Ewigkeit, als ich ihr dieses Blut Jesu Christi anpries, oder ich sagte ihr, was ich selbst wirklich glaube. Nein, nein, ich betrog sie nicht. Ich sagte ihr, was ich selbst glaube, daß es sie vollkommen rette. Warum will ich denn in Bezug auf meine eigene Seligkeit, für mich selbst nicht das Blut Jesu Christi annehmen, welches rein macht von aller Sünde? Und ist jene Frau in's Fegefeuer gegangen? Starb sie nicht mit dem Rufe auf den Lippen: Jesus, nimm meinen Geist auf? Warum soll er ihn annehmen? Damit er ihn befleckt lasse, wie vordem? O nein, Jesus

ist nicht einer, der sich wegwendet von denen, welche zu ihm kommen. Wir befehlen ihm unsere Seele, damit er sie reinige von allem Bösen. Und gereinigt und im Glauben an ihn gerechtfertigt können wir nicht mehr in die Qual hineingehen, sondern müssen hinaufdringen zu dem Frieden in der Gemeinschaft Gottes."

Ich konnte diese Gedanken nicht mehr los werden; sie trieben mich wenige Wochen später dazu, einen protestantischen Gottesdienst zu besuchen. Und durch Gottes Fügung handelte die erste Predigt, welche ich hörte, über die gleichen gesegneten Worte: „Das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde." Das war der Anfang meiner Bekehrung. Und gottlob, was ich nur aus meinem Gedächtnisse heraus jener Frau einst vorsagte, ist nun der Grund meiner täglichen Freude geworden.

Bücherschau.

Biblische Bilder. Lieferung I—VII. Eduard Hölzel's Kunst-Anstalt in Wien. 1878.

Wie jedes neue Jahrzehnt, ja jedes neue Jahr wieder andere Bibelerklärungen bringt, so nehmen auch die Biblischen Bilder in allerlei Gestalt, Größe und Ausstattung kein Ende, ein Beweis, daß es wie für die Wissenschaft, so auch für die Kunst keinen fruchtbareren, würdigeren Gegenstand gibt, als die heilige Gottesoffenbarung, welche uns in der Bibel gegeben ist.

Vom vorliegenden Prachtwerk sind bis jetzt folgende 21 Bilder erschienen: Sündenfall, Vertreibung aus dem Paradiese, Sündfluth, Untergang von Sodom und Gomorrha, Opferung Isaaks, Rebekka am Brunnen, Josef wird von seinen Brüdern verkauft, Josef gibt sich seinen Brüdern zu erkennen, Moses Auffindung im Binsenkorbe, Pharao's Untergang, Moses, Wasser aus dem Felsen schlagend, Hiob's Geduld, Saul und David, Salomon's Urtheil, Daniel in der Löwengrube; Geburt Christi, Jairi Töchterlein, Christus am Kreuz, Auferstehung Christi, Jesus und die Jünger in Emmaus, Himmelfahrt Christi.

Die Bilder sind sehr schön in Oelfarbendruck ausgeführt und so groß, daß sie recht passend als Wandgemälde verwendet werden

können. Da sie einzeln à M. 2. — zu haben sind, kann jeder sich auswählen, was ihm am meisten zusagt. Uns haben die folgenden Bilder ganz besonders gefallen: Sündfluth, Moses Auffindung, Pharao's Untergang, Daniel in der Löwengrube; Geburt Christi, Emmaus-Jünger. Alle Bilder sind realistisch gehalten. Die traditionellen Heiligenscheine und ähnliches mittelalterliches Beiwerk ist weggelassen; dagegen herrscht überall neben aller ästhetischen Idealität eine Einfachheit und Natürlichkeit, die den Beschauer der dargestellten Sache wirklich näher bringt. Dabei ist die Auffassung so gedankenreich, daß man bei wiederholtem Anschauen immer wieder neue Schönheiten entdeckt. Wir haben die Bilder wieder und wieder mit einem Häuflein Kinder und Erwachsener betrachtet und uns jedesmal von neuem daran gefreut.

Im Allgemeinen sind die neutestamentlichen Stücke weniger gut, als die alttestamentlichen; das Jesuskind in der Krippe ist aber eine Perle.

Drei Lieferungen mit noch neun Bildern sollen das Werk abschließen. Dasselbe ist im Auftrag und mit Unterstützung des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht herausgegeben.

Der Brief Pauli an die Römer. Von Hermann Couard, Pastor zu Caput. Potsdam, Verlag von August Stein. 1878.

Dies ist das zweite Bändchen des vom Verfasser allen „forschenden Bibellesern, insbesondere auch den Lehrern der evangelischen Jugend in Schule und Sonntagsschule durch Umschreibung und Erläuterung“ erklärten Neuen Testaments. Dasselbe ist nach Anlage und Schreibweise das reine Gegenstück zu dem in voriger Nummer besprochenen Bibelwerk. Dieses ist stillschweigend nach dem Grundsatz gearbeitet: „Lieber zu wenig als zu viel“, während Pastor Couard ausgesprochenermaßen den entgegengesetzten Grundsatz: „Lieber etwas zu viel als etwas zu wenig“ befolgt hat. Er will nicht nur fertige Resultate darbieten, sondern den Leser Satz für Satz und Wort für Wort den Weg der von Frage oder Zweifel durch Widerspruch, Beweisführung und Auseinandersetzung zur Gewißheit sich durcharbeitenden Forschung mitgehn lassen. Was er bietet ist vortrefflich. Seine Paraphrase ist das Beste, was uns von der Art zu Gesichte gekommen. Die hie und da eingestreuten Exkurse über einzelne schwierige Stellen, die Einleitung über „Paulus, den Doktor der Heiden“, die römische

Christengemeinde, Veranlassung, Zweck und Bedeutung des Römerbriefs haben uns sehr gut gefallen. Wir würden jedem Schulmeister, Sonntagsschullehrer und Bibelleser, der das hier Dargebotene wirklich benutzt, von Herzen gratuliren, fürchten aber, dieser „Laien-Kommentar“ wird schließlich doch wieder mehr von Geistlichen als von irgend jemand anders benutzt werden. Manchem Prediger, dessen Hebräisch und Griechisch etwas eingerostet ist, wird das Werk gewiß willkommene Dienste leisten. Dasselbe macht einem das Verständniß der betreff. Bibelstellen bei aller Gründlichkeit und Vollständigkeit wirklich so leicht, als man nur irgend wünschen kann. Wem daher z. B. das Calwer Bibelwerk nicht genügt und wem seine Mittel es erlauben, dem sei dieses neue Werk bestens empfohlen. Die früher erschienene Erklärung des Matthäus (Preis 2 Mark) haben wir seither öfters nachgeschlagen und immer etwas Brauchbares gefunden.

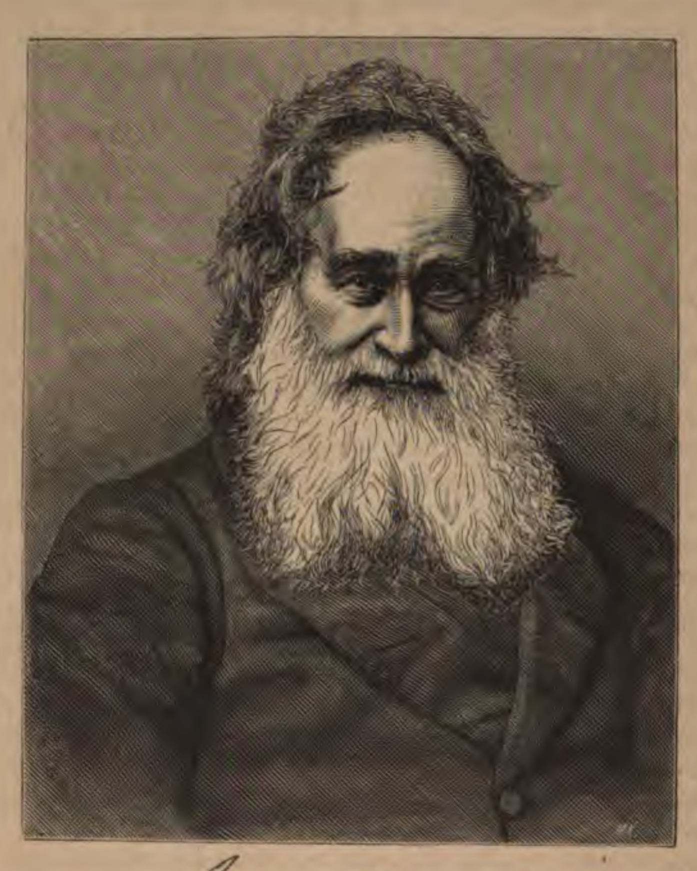
Das zweite Bändchen (Mark 1. 50) gefällt uns sehr. Die wichtige Stelle Röm. 7, 24. 25 ist zu unsrer Freude nicht nach der Tradition und nach dogmatischen Vorurtheilen, sondern nach objektiven exegetischen Grundsätzen richtig vom unwiedergeborenen, gesetzlich erweckten Menschen erklärt worden.

Licht auf den täglichen Pfad. Basel. Verlag von C. F. Spittler.

Dies Büchlein enthält nichts als Bibelworte und zwar auf jeden Tag des Jahres Einen Hauptspruch, der groß gedruckt voransteht, und eine Reihe kleiner gedruckter Parallelstellen darunter. Der hier zu Grunde liegende Gedanke ist ein ähnlicher, wie der in den vortrefflichen „Gesprächen des Herzens mit Gott“ von Pfr. Kindler ausgeführte. Das Büchlein empfiehlt sich durch seine hübsche Ausstattung zu Geschenken, durch seinen anregenden Inhalt nicht nur zur Privaterbauung, sondern auch zum Ausgangs- und Anhaltspunkt für gemeinschaftlich zu veranstaltende Bibelübungen und dergl. Die Stellen sind nach Stier gegeben, was diesem „Licht auf dem täglichen Pfad“ jedenfalls nicht zur Verdunkelung gereicht.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.



Yours very sincerely
Robert Moffat

Elsass und die Heidenmission.

Von F. Hermann Krüger.

(Schluß.)

Statistische Uebersicht und Schlußwort.

Wenn wir uns nun anschicken, diese verschiedenen Thätigkeiten in einem statistischen Ueberblick zusammenzufassen und mit einander zu vergleichen, so können wir nicht umhin, den Leser daran zu erinnern, daß diese von einander getrennten und ganz unabhängigen Gesellschaften unter einer Bevölkerung von nur 250,000 Protestanten in's Leben getreten sind und sich mehr oder minder entfaltet haben. Einerseits wird uns daher Jedermann beistimmen müssen, wenn wir im Eingang von einer beispiellosen Zersplitterung im Elsaß geredet haben; auf der andern Seite bezeugen aber diese Thatsachen reges Leben und leistungsfähige Anlagen unter den Elsäßern, wenn auch seit 1870 Manches verändert und gehemmt worden ist. Uebrigens würde man mit Unrecht meinen, daß mit der in aller Gedrängtheit, aber nach Vermögen genau gezeichneten Wirksamkeit der genannten Missions-Hilfsgesellschaften, die Darstellung der Thätigkeit für die Heidenmission im Elsaß erschöpft sei; gerade die statistische Uebersicht über die Gesammtsumme der an die verschiedenen Haupt-Missionsgesellschaften während einer Reihe von Durchschnittsjahren aus dem Elsaß eingesandten Beiträge wird darthun, wie besonders in der letzten Zeit die von jedem Verein unabhängige Thätigkeit für die Mission sich entwickelt hat; es hängt dies einerseits mit der Leichtigkeit zusammen, mit welcher dank dem immer mehr sich vereinfachenden Postverkehr Jeder sein Geld unmittelbar an die von ihm bevorzugte Missionsanstalt schicken kann; andrerseits aber, in Hinsicht auf Basel wenigstens, mit der Anwesenheit des von der

Basler Kommittee für's Elsaß angestellten Missionspredigers, dem manche Gaben zufließen, welche auf diesem Wege direkt zu ihrer Bestimmung gelangen. Auch muß hier, neben vielen stillen Arbeitsvereinen auf dem Lande, der Bazar für die Basler Mission erwähnt werden, den Frau Miss. Aldinger in Verbindung mit einem Missions-Arbeitsverein seit 1875 alle zwei Jahre bewerkstelligt, sowie der Bazar zu Gunsten der Pariser Missionsgesellschaft, den der freie französische Prediger, Pfr. Mouron, in Verbindung mit seiner Sonntagsschule alljährlich veranstaltet, als Fortsetzung eines von Herrn Prof. Cuvier gestifteten regelmäßigen Verkaufs zu demselben Zweck, und der eines großen Zulaufs sich erfreut.*)

Folgende Tabelle möge nun dazu dienen, zuerst die Leistungen der vier elsäßischen Missions-Hilfsgesellschaften zu veranschaulichen:

[Tab. I.]

Jahrgang.	Hilfsverein für P. u. B.	Evang.-kirchl. Missions-Gesellschaft.	Evang.-luth. Missions-Gesellschaft.	Evang.-kirchl. Miss.-Gesellschaft zu Colmar.
1837	4,821. 65 [2])	2,997. 70	—	—
1845	7,328. 55	5,583. 45	—	1,305. 05
1850	3,409. 45	4,977. 90	3,226. 35	?
1855	4,006. —	5,425. 90	?	2,009. 87
1860	12,719. 07	7,737. 50	?	2,274. 30
1865	20,738. 86	7,051. 50	?	2,966. 29
1869 [1])	15,165. 08	6,223. 35	?	3,189. 55
1875	7,239. 10	5,371. 60	6,163. 85	2,365. 90
1877	8,919. 02	4,850. 10	4,002. 40	2,591. 82 [3])

Wir können uns aller Erklärungen enthalten, indem wir auf die §§ des zweiten Theils dieser Studie hinweisen. Wer aber über-

*) Im ersten Jahr, 1874, belief sich der Reinertrag von Pfr. Mouron's Bazar auf 4500 Fr., 1877 ist er auf 5300 Fr. gestiegen. — Allein schon oft haben wir uns gefragt, inwiefern solche Verkäufe, meist mit Ausloosungen verbunden, nicht der Missionssache in sich selbst und in den Augen ernster Christen sowohl als aufrichtiger Weltleute ungemein schaden. Daß der „Stecken des Treibers" — aber mit Maß und viel Rücksicht — heutzutage gebraucht werden muß, mag zu einem nothwendigen, hoffentlich vorübergehenden Uebel geworden sein; dazu darf aber ein Missionsbazar nicht einmal gerechnet werden: wenn nämlich unter dem Stecken des Treibers die „freiwilligen (?) Beiträge" durch allerlei Mittel erpreßt werden, so will der Bazar den Geber zum „seligen Geben" bringen durch unreinen Reiz, womit sich nur allzu oft putzsüchtige Eitelkeit verbindet. Wer weiß, ob die

haupt finden möchte, daß ein solches Schematisiren doch gar äußerlich sei, der mag ebenfalls auf den vorstehenden Seiten die innern Zeichen und Gründe (sofern es möglich war, solche anzugeben) des Wachsthums oder des Verfalls der dort genannten Vereine suchen. Jedoch glauben wir hinzufügen zu dürfen*), daß Geld wohl ein gemeines, äußerliches Ding ist, aber daß hier, wenn irgendwo, gilt: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Und da jede der drei ersten Gesellschaften eine gewisse Sinnesrichtung in der elsäßischen Landeskirche vertritt, so erlauben wir uns, dem nachdenkenden Leser zu weitern Vergleichungen und Betrachtungen einige Zahlen aus einer, auf größte Gewissenhaftigkeit Anspruch machenden, statistischen Arbeit**) über den Stand der elsäßischen Geistlichkeit Augsb. Konfession am 1. Juli 1874, zur Hand zu geben***). Der Verfasser theilt die damaligen 233 Pfarrer, und Pfarrverweser schließlich in drei Klassen und zählt auf diese Art 122 in mannigfaltigen Ab-

---

von Manchem geträumte Zukunftskirche nicht auch noch Bälle zur Verbreitung des Evangeliums unter den „armen Heiden" veranstalten wird?

[1]) Wir wählen das Jahr 1869, weil das Kriegsjahr 1870 besonders im Elsaß nicht als Durchschnittsjahr gelten kann.

[2]) Es stehen hier die Brutto-Einnahmen dieser Gesellschaften, ohne Abzug der allgemeinen Kosten, welche für den H.-V. ca. 4 bis 500 Fr., für die kirchl. M.-G. ca. 5 bis 700 Fr., für die kirchl. M.-G. zu Colmar ca. 150 bis 200 Fr. jährlich betragen. In den luth. Rechnungsberichten werden weder Kosten noch Vertheilung der Gelder angegeben; es sind eigentlich nur Gabenverzeichnisse. Hingegen haben wir den jedesmaligen Aktivrezeß von dem Gesammtkredit abgerechnet.

[3]) Die Summe der durch die 4 Hilfsgesellschaften übermittelten Gaben mit der Gesammtsumme der für die Mission aus dem Elsaß gegebenen Gelder (siehe Tab. II.) verglichen, gibt das Verhältniß der Vereinsthätigkeit zu den individuellen Leistungen an. Im Jahr 1877 z. B. beförderten die Hilfsgesellschaften 20,363 Fr., die verschiedenen Missionsgesellschaften empfiengen aber aus dem Elsaß eine Summe von über 50,000 Fr.; so daß in diesem Jahr $^3/_5$ der Missionsgaben nicht durch die Kassen der Hilfsgesellschaften giengen.

*) Mit den Worten Warneck's, Belebung des Missionssinnes. Gütersloh 1878, S. 23.

**) Siehe Ev.-luth. Kirchenztg. 1874, S. 683.

***) Die vier letzten Jahre haben das angegebene Verhältniß kaum verändert; ebenso würde das Prozentverhältniß sich wesentlich gleich bleiben, wenn man die 27 reformirten Pfarrer mitrechnete. Es wurden die Pfarrer gezählt, weil es unmöglich wäre, die Gemeinden auf diese Weise abzuschätzen und zugleich bekannt ist, wie groß (oft zu groß!) der Einfluß des Geistlichen auf seine Gemeinde ist, auch in Betreff der Missionsgaben.

stufungen liberale Pfarrer, 29 Vermittelungsmänner und 82 positive Geistliche (worunter 33 Pietisten von Härter's Schule, „mit besonderer Vorliebe für die baseler Mission", und 49, bei denen ein ausgeprägt lutherisches Bewußtsein vorhanden ist).

Die zweite Tabelle hat zum Zweck, die Gesammtsumme der elsäßischen Geldbeiträge für die Heidenmission, so weit es möglich war, Angaben darüber zu finden, in vier Durchschnittsjahren zusammenzustellen, besonders um die Steigerung in den Gaben zu veranschaulichen: [Tab. II.]

Bestimmung der Gaben.	1852 [1].	1859.	1869.	1877.
Basel	6,073. 07	15,349. 25	15,481. 48	18,593. 16
Paris	7,101. 10	12,910. 20	13,191. 45	20,040. 55
Brüdergemeinde .	1,015. 25	1,843. 30	2,480. 97	2,019. —
Leipzig	?	?	2,914. —	7,189. 42
Hermannsburg [2].	?	500. —	1,500. —	2,000. —
Barmen [3]) . . .	—	—	205. —	215. 50
			35,772. 90	50,057. 63

Neben den Geldbeiträgen mag es zum Schluß auch nicht ohne Interesse sein, zu zählen, wie viel Elsäßer sich dem Missionsdienst gewidmet haben und wie viel darunter wirklich zu den Heiden gegangen sind; für Basel allein ist es uns gelungen, das Material zu einer übersichtlichen Tabelle zusammenzufinden. Nach Leipzig ist kein Elsäßer als Missionszögling gekommen; durch Hermannsburg reiste

[1]) Da die Basler Rechnungen erst seit 1851 die eingegangenen Gaben nach den einzelnen Ländern und Provinzen anführen, so wäre eine Zusammenstellung für frühere Jahrgänge zu unvollständig gewesen und unterblieb deßwegen.

[2]) L. Harms' Buchführung für die Mission bestand in dem bekannten Strumpf, und auch jetzt noch sind die im Hermannsburger Missionshause einlaufenden Gaben so vereinzelt und oft ohne alle Angabe, daß es unmöglich war, von dort zu ermitteln, welches der Beitrag des Elsaßes ist. Wir haben daher die durch die 4 elsäßischen Missionsvereine nach Hermannsburg beförderten Gaben zusammengezählt und haben diese Summen nach der Aehnlichkeitsregel in Betreff der Gaben Einzelner für die andern Gesellschaften vermehrt. Die Zahlen sind jedenfalls eher zu niedrig als zu hoch.

[3]) Erst seit 1865 fließen Beiträge aus dem Elsaß in die Rheinische Missionskasse.

1 elsäßischer Missionar nach Afrika; 8 elsäßische Missionare sind in den Dienst der Pariser Missionsgesellschaft getreten und unter den Zöglingen des Pariser Missionsinstituts, dessen Konrektor, Lic. A. Bögner, auch ein Elsäßer ist, befindet sich gegenwärtig 1 Jüngling aus Mülhausen.

In das Basler Missionshaus wurden Zöglinge [Tab. III.]

in den Jahren	1830-40	1840-50	1850-60	1860-70	1870-dato
aufgenommen	4	4	5	13 [1])	11
wovon wieder entlassen wurden aus verschiedenartigen Gründen . . .	1	2 [2])	2	2	1
In den eigentlichen Missionsdienst traten . . .	2	2	3	2	2
Als Evangelisten oder Pastoren wurden angestellt .	1	—	—	8	2 [3])

Also gerade 20 Missionare, die aus dem Elsaß in die Heidenwelt gezogen sind, und das in einem Zeitraum von 48 Jahren*); eine gar kleine Zahl fürwahr, obgleich wir sie nicht mit andern Angaben vergleichen können; es wäre aber gewiß ebenso interessant als lehrreich zu erfahren, wie viel Missionare aus andern Ländern oder Provinzen ausgezogen sind. Wenn wir auf diese Weise die Missionsleistung in Geldbeiträgen der verschiedenen deutschen Staaten, wie sie Dr. Warneck**) angibt, mit derjenigen des Elsaßes zusammenstellen, so steht es trotz aller Zerfahrenheit so schlecht nicht. In Württemberg kommt auf den Kopf der evangelischen Bevölkerung zwischen $^1/_5$ und $^1/_4$ Mk. — die größte Summe in Deutschland. Für das Elsaß ergibt sich ein Durchschnittsbetrag (für das J. 1877) von $^1/_5$ Mk. pro Kopf, was dem Reichsland neben allen von Warneck aufgezählten deutschen Distrikten den zweiten Rang einräumt.

---

[1]) Einer gieng nach beinahe vollendeter Studienzeit in den Dienst der Pariser M.-G.

[2]) Der Eine wegen konfessioneller Skrupel.

[3]) Die 6 andern sind noch im Missionshaus.

*) Auf ca. 19,000 evang. Kinder, die alle zwei Jahre durchschnittlich im Elsaß geboren werden, kaum Ein Missionar! — Hört's, Väter, und besonders Ihr, Mütter, die Ihr diese Zeilen leset!

**) A. a. O., S. 20 ff.

Was ist nun aus alle dem zu lernen?

Zuerst, wenn wir bemerken, daß z. B. im vorletzten Jahr $^3/_5$ der Missionsbeiträge aus dem Elsaß nicht durch die Missionsvereine übermittelt wurden, und dann die kategorisch ausgesprochenen Klagen der Colmarer kirchl. Missionsgesellschaft (siehe S. 247), daß dem nicht also sein sollte, auch auf die andern Missionsvereine übertragen würden, um daraus zu schließen, daß diese Missionsvereine ihre Hauptaufgabe darin sehen, Centralkassen zu sein zur Weiterbeförderung der einzelnen Beiträge — dann könnte man ohne besondere Weissagungsgabe das für den einen oder den andern dieser Vereine mehr oder minder nahe Jahr jetzt schon angeben, wo die Kosten des Vereins die Summe der ihm zur Weiterbeförderung anvertrauten Gelder übersteigen würden. Sie stünden somit sämmtlich auf dem Aussterbe-Etat.

Allein wir hoffen, daß die Voraussetzung dieses Schlusses nicht für alle Vorstände dieser Vereine richtig ist, obgleich wir gerade in den Statuten derjenigen Hilfsgesellschaft, von der wahrscheinlich am meisten für die Zukunft zu erwarten ist, als Bezeichnung des Zweckes die gerügte Verschiebung bemerken.

Welches ist denn der Zweck eines Lokal-Missionsvereins? oder greifen wir sogleich tiefer hinein: Was ist heutzutage in Bezug auf die Heidenmission unter einer evangelischen Bevölkerung zu thun? Wer überhaupt die Mission gelten lassen will, wird zustimmen müssen, wenn die Antwort lautet: Es gilt überall einen gesunden, kräftigen Missionssinn zu erwecken, zu beleben und zu fördern.

Wie kann dies geschehen? — „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß", sagt man hierzulande; und wo sollen die Leute, die von der Mission kaum mehr wissen, als daß es überhaupt Missionare gibt, ein warmes Missionsinteresse hernehmen? Also muß Missionskenntniß und dadurch Missionsverständniß unter das Volk gebracht werden; ich sage geflissentlich unter das Volk, und verstehe darunter sowohl den erweckten, christlich angeregten Theil der sogen. evangel. Christenheit, als die eingeschlafene, oft ganz kalte, wenn nicht gar feindliche Mehrzahl; denn den Erstern wird durch eine genauere und umfassendere Bekanntschaft mit der Mission ihre Pflicht zum Bewußtsein kommen und ihre Liebe, sobald sie nur einmal auf-

geweckt ist, auch thätig werden; die Andern mag es zuerst nur einmal interessiren, wie der fremde Jude die Athener auf dem Marktplatz, dann im Allgemeinen aufrütteln, wodurch es ihnen unter geeigneter Pflege mit des Herrn Hilfe zu ewigem Segen gereichen kann. — Allein wir sind somit vorerst zu einer andern Fassung unserer Frage gelangt, und es heißt nun: Wie kann das Eindringen einer solchen Kenntniß in alle Schichten der Bevölkerung bewerkstelligt werden? — Da scheint es mir, man hätte nun seit 50 Jahren lange genug die Missionssache „zu rechter Zeit" betrieben; wie wär's, wenn man es nun auch „zur Unzeit" versuchte? Nicht als ob die regelmäßigen Missionsfeste, wenn sie auch noch so eintönig sind, oder die regelmäßigen Missionsstunden, wenn sie auch noch so narkotisch auf die wenigen Stammgäste wirken, sollten aufgehoben werden; im Gegentheil, es gilt auch hier das Wort: „Verdirb es nicht, es ist ein Segen darin"; aber wer heute noch wähnt, es genüge als Pfarrer auf die Kanzel zu stehen und zu warten, bis die Leute kommen -- dessen möge sich Gott erbarmen! — Wo waren denn vor weniger als hundert Jahren Handelsreisende oder geschäftsmäßig von angesehenen Firmen angestellte Hausirer? Ein ehrliches Handelshaus würde sich zu Boden geschämt haben, seine Waaren anzupreisen oder auswärts anzubieten! Daß es aber in unserer Zeit anders geworden ist, braucht man nicht erst zu sagen. Nun denn, so sehr wir uns vor weltförmigem Reiz und Treiben hüten sollen, so dürfen und müssen wir doch von den Weltkindern Klugheit lernen.

Jedermann weiß, wie die Abenteuer der schlechtesten Romanhelden bis in die einsamsten Berghütten sich einschleichen; ebenso bekannt ist es, wie die unsichersten, unwissenschaftlichsten Errungenschaften der sogen. Wissenschaft, die erträumtesten Thatsachen den sogenannten Gebildeten mundgerecht gemacht und als unumstößliche Wahrheiten in den allergewöhnlichsten Unterhaltungen wieder aufgetischt werden und so das Geistesleben beherrschen. — Wie geschieht das? — Einfach durch Schrift und Wort, geschickt gehandhabt.

Wenn wir dies nun auf das Missionsgebiet übertragen und auf die Missionssache anwenden, so schließen wir daraus, daß die nur allzu oft todte Schrift- und Wortmaschinerie, wie sie in den meisten regelmäßigen Missionsstunden, Missionsfesten und Missionsberichten ihren einwiegenden Einfluß ausübt, neu belebt werden muß

durch geschickte Handhabung von Schrift und Wort „zur Unzeit", nämlich als Kolportage und öffentliche Vorträge. Der Hausirer lasse aber alles kopfhängerische Wesen und den ihm am allerwenigsten anstehenden salbungsvollen Styl und Zuschnitt zu Hause; die HH. Vortragenden hingegen brauchen sich nicht zu scheuen, eine schön und interessant ausgearbeitete Rede über irgend einen Missionsgegenstand mit offenem, persönlichem Bekenntniß zu dem lebendigen Christus zu würzen; auch die Gebildeten verstehen es noch, ehrliche Ueberzeugung zu schätzen.

Wer aber soll dies in Gang bringen? — Ich meine der Missionsverein; seine Mitglieder mögen nur getrost ihrem stehenden Ausschuß dazu die Mittel in die Hand geben, und sie seien überzeugt, daß ein Paar tausend Franken auf diese Weise angewendet, der Mission besser zu Statten kommen werden, als wenn sie unmittelbar oder durch Vermittelung einer Hilfsgesellschaft in irgend eine Missionskasse flössen. Der Vorstand aber dieses Missionsvereins scheue weder Kosten noch Mühe, um die geeigneten Persönlichkeiten sowohl für die zu haltenden Missionsvorträge als für den so wichtigen Kolportagedienst ausfindig zu machen und in die Arbeit zu stellen; der Kolporteur werde genau angeleitet, beaufsichtigt, aber in seiner ermüdenden Arbeit auch oft ermuntert; die Vorträge seien aber aus dem Schlendrian des Gewöhnlichen herausgerissen, sie seien öffentlich und nicht in Winkelpredigten verwandelt; denn jedes Ding gehört an seinen Ort, und ich vermag wahrhaftig nicht einzusehen, inwiefern es unter der Würde eines Missionsvorstandes sein könnte, wenn er, sei es auch durch keine rothen, doch durch große Anschlagzettel einen Missionsvortrag in einem gewöhnlichen Konzertlokal ankündigen würde*). — Daß übrigens die Mitglieder eines solchen Missionsvorstandes ihre Mitgliedschaft nicht als ein ehrwürdiges Amt, sondern als eine Zeit und Kraft in Anspruch nehmende Thätigkeit betrachten müssen, ist eine selbstverständliche Voraussetzung.

Wo durch eine derartige, Stadt und Land durch Vorträge und Missions-Kolportage umgarnende Arbeit die evangelische Bevölkerung mit der Mission zuerst bekannt, dann befreundet würde, wenigstens theilweise, da bliebe gewiß nicht mehr viel zu thun übrig, um Gaben

*) Gegenwärtig z. B. über die Kaffern; auf diese Weise würde manches lokale Tagesblatt auch über die Vorträge und dadurch über die Mission referiren.

zu sammeln; der Stecken des Treibers sowohl als der Bazarkitzel fielen von selbst in eine verdiente Vergessenheit.

Und nun zum Schluß: Wie können diese angedeuteten, allgemeinen Grundsätze auf die elsäßischen Verhältnisse angewendet werden? — Abgesehen von der Colmarer kirchl. Missionsgesellschaft, welche im Ober-Elsaß, allein bestehend, so ziemlich ihre eigenen Wege geht, müssen wir Rücksicht nehmen einerseits auf die drei in Straßburg, als dem politischen und kirchlichen Mittelpunkt, existirenden Missionsvereine, deren jeder eine besondere Richtung in der Landeskirche und ein eigenes missionsmethodisches Prinzip vertritt; andrerseits kommt die eigenthümliche Lage in Betracht, in welcher sich das Elsaß befindet, und die es eben so sehr nach Basel als Paris hinzieht, wozu noch hinzugefügt werden muß, daß die Leipziger lutherische Missionsgesellschaft billigerweise Ansprüche auf die elsäßische Kirche Augsb. Konf. als Stützpunkt für ihre Thätigkeit erheben kann, besonders seitdem das Elsaß mit Deutschland politisch verbunden ist.

Was die Glaubens- oder Unglaubensrichtungen betrifft, so müssen wir uns hier damit begnügen, ihre thatsächliche Verschiedenartigkeit anzuerkennen; jedoch können wir nicht umhin, zu wiederholen, daß diejenige, welche seit 1871 dem Protestantenverein sich offen angeschlossen hat, dadurch noch mehr als durch den Mund ihres begabtesten und verständigsten Führers (siehe oben S. 238) sich selbst den Beruf zur Missionsthätigkeit abgesprochen hat; das Prinzip der Kirchlichkeit in der Missionsthätigkeit, welches der dieser Richtung angehörige Missionsverein vertritt, berechtigt denselben auch nicht zu weiterer Unterstützung; denn daß die Verfassung und gegenwärtige Lage der meisten und ganz gewiß der elsäßischen Staatskirche dieselben verhindert, als solche Mission zu treiben, sollte Niemand mehr leugnen.*) Ein sehnlichst zu erwünschender Fortschritt im Elsaß wäre es darum, wenn alle und jede Vermischung und Gemeinschaft mit dem Unglauben aufhörte und nicht nur gläubige Pfarrer und Laien aus allen liberalen Comités sich zurückzögen, sondern auch die Basler sowie die Pariser Missionsgesellschaften sich

*) Ganz anders gestaltet sich das Verhältniß in den freien Bekenntnißkirchen, in welchen die Mission erst in ihr rechtes Licht gestellt werden kann, wie z. B. in der Free Church of Scotland oder der Église libre im Waadtland.

nicht mehr dazu hergeben wollten, ihrerseits Festprediger zu den liberalen Missionsfesten zu schicken, um dem herbeigelockten Volk Sand in die Augen zu streuen über die Stellung und grundstürzende Wirksamkeit des Protestantenvereins im ganzen Lande.

Die zwei andern Richtungen stehen beide auf demselben Glaubensgrund; aber sie tragen die bekannte sie trennende Stellung zu den Bekenntnißschriften als Missionsgrundsatz auf die Art der Verkündigung des ihnen gemeinsamen Evangeliums in der Heidenwelt über. Wir glauben nun, derjenigen Missionsmethode den Vorzug geben zu müssen, welche es nicht unternehmen will, das Christenthum in die fernen Heidenländer zu verpflanzen, wie es vor 300 Jahren in einer durch die damaligen Zeitverhältnisse ganz eigenthümlichen Bedingtheit in menschliche Formen gegossen worden ist. Denn wie hoch man auch diese so und nicht anders gefaßten Lehrsätze in unsern durch jene reformatorischen und polemischen Verhältnisse geschichtlich bedingten Landeskirchen schätzen mag, es wird nie auf die Dauer gelingen, wenigstens nicht ohne Hindernisse für den eigentlichen Fortschritt des Reiches Gottes, die auf andern geschichtlichen Grundlagen und Entwickelungen ruhenden Heidenvölker auf das Prokrustesbett unserer fertig daliegenden Bekenntnißschriften auszustrecken. Die Kirchen- und Missionsgeschichte wird einst diesen Streit schlichten.

Unterdessen sollte die Mission, die so außerordentlich dazu geeignet ist, das geistliche Leben und das christliche Bewußtsein in den Gemeinden zu erwecken, nicht als Zwietrachtsfackel zwischen Brüdern geschwungen werden, um durch ihr fahles Licht das Beißen und Fressen unter Gotteskindern angesichts einer höhnenden Welt zu beleuchten. Im Gegentheil, gerade diese Verschiedenheit in der Bethätigung des Missionsinteresses, sowie auch die oben erwähnte Verknüpfung des Elsaßes mit drei verschiedenen Missionsgesellschaften, sollten klar darauf hinweisen, daß allein eine Belebung des allgemeinen Missionssinnes die Sache der Heidenmission im Elsaß zu fördern vermag, während jede Thätigkeit, welche für eine besondere Missionskasse wirken will, die Mission in den gegenwärtigen Zuständen nothwendigerweise zur Parteisache herabwürdigen wird und auf die Dauer nur schaden kann. Wohl wissen wir, daß man auch versucht hat, das Evangelium um des Evangeliums willen, wie man sich ausdrückte, d. h. ohne auf irgend welche Kirchengemein-

schaft Rücksicht zu nehmen, zu verkündigen; allein es ist dies insofern unmöglich, als das Evangelium in sich selbst eine kirchenbildende Macht ist und sein soll. Dagegen verfehlt dieser Einwand sein Ziel, wenn er gegen die Hebung des allgemeinen Missionsinteresses gerichtet werden sollte, da es sich hier nur um die Verbreitung einer geschichtlichen Kenntniß und um die Einschärfung einer Allen gemeinsamen christlichen Pflicht handelt. Denn es ist ja wohlverstanden zuvörderst nicht von Einsammlung der Geldgaben die Rede; die mögen durch den Ortspfarrer oder durch besondere Ausschüsse*) vereinigt und nach Belieben nord-, süd-, west- oder ostwärts befördert werden.

Allein, selbst wenn ihr konfessionell-lutherisches Gewissen die Lutheraner im Elsaß verhindern sollte mit den von aller liberalen Gemeinschaft sich lossagenden Pietisten zusammenzutreten, um gemeinsam durch Kolportage und Missionsvorträge den allgemeinen Missionssinn zu beleben, was auf beide Theile gewiß wohlthätig wirken könnte, so dürfte dennoch der Konfessionalismus im Elsaß vielleicht lernen, auch lutherische Mission um der Mission willen und nicht um des Lutherthums willen zu treiben; und der streitsüchtige „Evang.-luth. Friedensbote“ **) sollte in seiner Polemik gegen Basel verdrehte Satzbildungen vermeiden, die den Schein haben eine Gleichstellung zwischen den „protestantenvereinlichen Rationalisten, die sich an eine unirte Mission anschließen“, und der Basler Mission, „wo Al-

*) Nur jedenfalls nicht durch bezahlte Sammler, und deßhalb, wenn durch Kollektenvereine oder Centralkassen-Vorstände, wenigstens durch solche, die so wenig Kosten wie möglich verursachen.

**) Das Organ dieser Strömung, von welchem sich aber in letzter Zeit manche hellsehende Lutheraner zurückgezogen und deßwegen noch ungestümer verketzert werden. — Nachträglich sei hinzugefügt, daß seit Beginn dieses Jahres der „Friedensbote“ ein zweimonatliches Missions-Beiblatt veröffentlicht, welches als „Evang.-luth. Werbeblättlein“ dienen soll. Die erste Nummer brüstet sich mit D. Lorenzens „evang.-luth. Missionsthätigkeit“; allein jeder Geschichtskundige weiß, daß wenn es überhaupt möglich wäre heutige Kategorien und Stichwörter auf die damaligen Verhältnisse anzuwenden, D. Lorenz s. Z. vielmehr nach der Art der elsäßischen Pietisten aus den 30er Jahren gewirkt hat, zwischen den damals verschwindenden verknöcherten Rechtgläubigen (Lutheranern) und den frischentstandenen Rationalisten; huldigte er doch den meisten der zu jener Zeit verketzerten pietistischen Lehrpunkte, besonders demjenigen des „Gnadendurchbruchs“.

lerlei-Lehre und -Wesen noch Platz hat*)", zu bezwecken und bedenken, was eine „korrekte" Kirchenzeitung**) ihm zuruft, daß es „in unsern Tagen ein Pochen auf die Kirche und ihr Recht, auf die Lehre und ihre Reinheit gibt, welches dem alten Adam durchaus keine Schmerzen bereitet, vielmehr seiner Disputir- und Verdammungssucht einen angenehmen Spielraum bietet".

Auf der andern Seite steht der pietistische Hilfsverein für Paris und Basel. Wird er durch die oben angeführten Zahlen sich überzeugen lassen, daß seine statutenmäßige Centralkassen-Stellung die richtige nicht mehr ist und sich entschließen können den Schwerpunkt seiner Thätigkeit beinahe, wenn nicht ganz ausschließlich, in die Belebung des Missionssinnes zu setzen***)? — oder wird er fortfahren, nothwendigerweise einseitig, für Basel und für Paris Gaben zu sammeln und in dieser Stellung dann lieber mit dem Liberalismus liebäugeln, †) ja am Ende gar in der Missionssache, wie es thatsächlich in der Bibelgesellschaft geschieht, sich mit ihm vereinigen, als nach Rechts einige Zugeständnisse machen? — — Der Herr weiß es. Er muß auch hier und — Dank sei Ihm — Er kann auch hier auf krumme Linien gerade schreiben.

Die Mission in den Augen der Welt.

5. Was ein Spötter in der Südsee zu sehen bekommen.

Herr Max Buchner, ein unruhiger Baier, der aus Reiselust Schiffsarzt geworden und mit einer aus allerlei Nationalitäten zusammengewürfelten Auswandererschaar nach Neuseeland, dann zu seinem Vergnügen allein über Fidschi und Hawaii

*) Ev.-luth. Friedensbote 1876, S. 141.

**) Allg. ev.-luth. Kirchenztg. 1877, S. 420.

***) Was allerdings nicht ohne Veränderung des Namens und Umbildung der Statuten möglich wäre.

†) Seit 1877 sitzt thatsächlich ein Pfarrer zugleich im Comité der kirchl. Miss.-G. und im Comité des Hilfsvereins für Paris und Basel.

nach Kalifornien gegangen und endlich wieder über New-York in die Heimat zurückgekehrt war (1875—76), hat uns in seiner „Reise durch den stillen Ocean" ein Buch dargeboten, dessen „eigenthümlicher Werth" — um mit der „Allgemeinen Zeitung" zu reden — „in der Virtuosität liegt, mit der das niedere Genre behandelt ist." Mit Vorliebe verweilt der Verfasser bei allem Gemeinen; überall ist's der Auswurf der weißen und gelben oder die Heruntergekommenheit der braunen Menschheit, was ihn besonders angezogen zu haben scheint und was er in oft schamloser Weise zu schildern unternimmt. Unter den von ihm gezeichneten Bildern findet man „alle Stufen vertreten, welche von der nur erst beginnenden Verderbniß der Naturmenschen bei kurzer Berührung mit den Europäern hinabführen bis zu der schon pathologisch und unästhetisch gewordenen vollständigen Haltlosigkeit des aller Menschenwürde beraubten, bettelnden, schnapstrinkenden Maori oder Kanaken. Nicht weniger deutlich treten jene gesunkenen Weißen hervor, welche durch ihre innige Verbindung mit den Polynesiern zur Erniedrigung derselben vielleicht am meisten beigetragen. Diese Auswürflinge der weißen Gesellschaft wirken wie ein gährendes Gift auf die noch Halbwilden. Sie tragen die Laster, die Ansprüche, die Begriffsverkehrtheit, die Unverschämtheit unseres Kulturabschaumes in diese Gemüther hinein, die leicht wie Kinder zu verderben sind. Auf der ganzen Erde wird der Grad der Niedrigkeit verachteter Rassen oder Bevölkerungsklassen noch herabgedrückt durch die begreifliche Thatsache, daß sie ganz von selbst zu den Sammelbecken aller von oben her abfließenden Schlechtigkeit werden. Die Zigeuner und Konsorten würden sich stellenweise längst viel mehr gehoben haben, wenn sie sich nicht gerade aus den schlechtesten Subjekten der über ihnen lagernden Gesellschaftsschichten immer wieder ergänzten. Bei den Naturvölkern wirkt dieser Faktor noch viel stärker, denn in dem Maaß, als dieselben schwächer sind, werden die depravirten Weißen gesetz- und zügelloser. Die Typen dieser Art Menschen, welche Buchner schildert, sind von ethnographischem Werth und man kann ihre Beachtung denen empfehlen, welche die Ursachen des Aussterbens der Naturvölker zu studiren suchen." *)

Es versteht sich von selbst, daß ein Reisender dieser Art weder Zeit noch Neigung haben konnte, sich eingehender mit der Mission

*) Augsb. Allg. Zeitung.

zu beschäftigen; die stille Thätigkeit der in oceanischen Hafenstädten mit vollstem Rechte weltflüchtigen Missionare in ihren Schulen und Anstalten sowie das häusliche Leben gerade derjenigen Bekehrten, die das nicht nur dem Namen nach sind, mußte sich seiner Beobachtung völlig entziehen. Um so interessanter ist's nun aber zu hören, was Herr Buchner an der äußersten Oberfläche des öffentlichen Lebens, eben da, wo er auch den Abschaum der Menschheit aufsuchte, von den wenigstens äußeren Einwirkungen des Christenthums zu sehen bekommen.

a. Wilde und Halbwilde auf den Fidschi-Inseln.

Seine erste Bekanntschaft mit eigentlichen „Wilden" machte der Reisende auf der Insel Kandawu, wo ihn ein Landsmann, namens Kleinschmidt, „ein nomadisirender Pionier der Wissenschaft", der für's Museum Godeffroy in Hamburg zoologische Sammlungen machte, ein- und herumführte. Ehe er jedoch den Eingebornen näher trat, lernte er verschiedene Weiße kennen, was jedesmal „die Vertilgung mindestens zweier Schnäpse kostete." So einen ehemaligen Bonner Studenten mit etlichen Schmissen, der jetzt als englischer Polizist fungirte, und zwei andere Deutsche, die ihre Muttersprache vergessen hatten und als abgehauste Pflanzer in irgend einem abgelegenen Winkel der Insel seit mehr als 30 Jahren mit eingebornen Weibern zusammenlebten, „Halbwilde", wie Herr Buchner sie nennt. Im Hôtel wartete ein nackter Insulaner auf, unterstützt von einer eingebornen Magd, einer „ungeschlachten, stämmigen Hebe", an welcher der Reisende „zuerst den sog. Pinafore, ein loses Busenhemdchen .... die Erfindung der frommen Missionäre, schätzen lernte." Ihre übrige Kleidung bestand aus einem enganliegenden bis zu den Knieen reichenden „Sulu" oder Umwurf, so daß „ein Kurzsichtiger sie von ferne für eine Altenburger Bauerndirne halten konnte".

„Die Tischgesellschaft im Hôtel war aus sämmtlichen Himmelsstrichen zusammengewürfelt. Der Stamm hatte sich zu gleichen Theilen aus England und aus Deutschland rekrutirt. Die Uebrigen waren ein amerikanischer Neger, ein Chinese, ein Mexikaner, in dessen Adern mehr indianisches als weißes Blut fließen mochte, ein Norweger und ein Italiener. Letztere drei nannten sich verunglückte Seeleute, ohne daß die Art ihres Verunglückens genauer festgestellt werden konnte. Ziemlich sicher waren sie zu jener im Stillen Ocean

so zahlreichen Klasse zu rechnen, welche man Auswurf der Menschheit zu nennen pflegt." Außer dem Chinesen waren alle betrunken.*) Später machte Hr. B. dem Regierungsarzt in Wailewu seine Aufwartung und fand in diesem einen „hochgebildeten Engländer", der den letzten französischen Krieg in deutschen Diensten mitgemacht hatte und nur vorübergehend auf Kandawu stationirt war, um die Eingebornen zu impfen. Sein nächster Besuch galt der Hütte des Häuptlings, in welcher er bei Nacht einem „Kawa-Gelage" beiwohnte, begleitet von einem schottischen Perlfischer, der es gerade so gut konnte wie die Wilden. Das Getränk, welches durch Kauen und Auslaugen der Wurzel einer Pfefferart bereitet wird, schmeckte übrigens „abscheulich, ungefähr so wie Seifenwasser mit etwas Tannin schmecken möchte". Später gewöhnte sich jedoch der Reisende daran und trank es manchmal nicht ungern, namentlich wenn er „längere Zeit keine Spirituosen zu sehen bekommen hatte". „Die Kawa (oder Yankona) ist ebensowenig ein berauschendes als ein gegohrenes Getränk, sondern ein reiner Aufguß wie unser Thee... Selbst der Gouverneur soll ein Verehrer dieses Getränkes sein. Ich habe es oft erlebt, daß Europäer ihren dienenden Geistern befahlen, schnell eine Bowle zurechtzukauen". Später bezeichnet der Reisende die Kawa geradezu als „dieses vom Standpunkt europäischer Zimperlichkeit so eckelhafte, aber entschieden sehr erfrischende Getränk".

An den Eingebornen bewunderte Hr. B. die schönen, starken, malerischen Gestalten, an denen alle möglichen Schmucksachen herumhiengen. „Viele trugen ein Tuch turbanartig um die Stirne gebunden, welches ihnen beim Mangel an Kleidungsstücken als Tasche diente. Ihren Tabak aber trugen sie in den durchbohrten Ohrenläppchen. Es war erstaunlich zu sehen, welcher Ausdehnung dieses Anhängsel des menschlichen Hauptes fähig ist... Was mich jedoch am meisten überraschte, war die Farbe der Haare. Fast alle hatten braune, mehrere braunrothe, einige wenige sogar in ein goldenes Blond hinüberspielende, fuchsfeuerrothe Perrücken... Sie beschmieren sich den Kopf von Zeit zu Zeit mit Kalkbrei... Eine andere in die Augen springende Eigenthümlichkeit war die Häufigkeit der

---

*) „Den Vollbluteingeborenen geistige Getränke zu verabreichen, ist von der Regierung wohlweislich strenge verboten und die Ganzwilden sind in der Regel nüchtern".

Narben … Wie ich öfter beobachtete, pflegen die Vitis zufällig erhaltene Verletzungen auf ziemlich grausame Weise zu schneiden und zu brennen, theils aus Bravour, theils um sie in dieser Art chirurgisch zu behandeln … An den wenigen Ausnahmen von der allgemeinen Nacktheit waren verschiedene Grade europäischer Bekleidung zu würdigen bis zu dem höchsten hinauf, der im Vorhandensein eines Hutes und einer Hose gipfelte … Ich war entzückt, noch so viel Ursprünglichkeit der Sitten vorgefunden zu haben. Meine kühnsten Erwartungen waren übertroffen". Daß die „frommen Missionäre" auf „züchtige Gewandung" halten, ist natürlich „ein geschmackloser Anachronismus" (S. 306), den der für Natürlichkeit schwärmende Reisende sich nur daraus erklären kann, daß „zur Frömmigkeit eben immer ein gewisser Grad von Häßlichkeit zu gehören scheint".

Von Wailewu gieng es über eine schmale Landenge hinüber an die Namalatta-Bai, die geschützt vor den südlichen Winden und unbewegt in den herrlichsten smaragdgrünen und violetten Tinten prangte. „Es war Sonntag, von der Kirche des nahen Dorfes Namalatta ertönte ein frommer Gesang und nach dem Gottesdienst strömte die braune Kinderschaar zu uns heraus. Männer und Weiber folgten ihnen, und als wir die Böte wieder zu Wasser gebracht und beladen hatten, war wohl so ziemlich das gesammte Dorf um uns versammelt, erstaunt unsere sabbathschänderische Arbeit betrachtend. Von dem ganzen Christenthum vermag nämlich den Wilden kein Gebot intensiver einzuleuchten als das Nichtsthun am Sabbath. Ein paar kleine Mädchen fielen mir auf … Sie waren zur Feier des gottgeweihten Tages mit dem von den Missionären erfundenen Busenhemdchen angethan. Aber die Bedeutung des züchtigen Gewandes schien ihnen unklar zu sein; denn sie trugen es, aus den lästigen Aermeln herausgeschlüpft, über die Schultern zurückgeworfen."

In Gavatina, der Niederlassung des Hrn. Kleinschmidt, zogen zunächst die jungen Diener desselben die Aufmerksamkeit unseres Reisenden auf sich, namentlich Ruma, ein vierzehnjähriger „richtiger Kannibale, starkknochig und ungeschlacht, mit einem mächtigen vorstehenden Gebiß, finsterem Gesichtsausdruck und schielenden Augen, grausam gegen sich und andere. Wenn er einen Käfer gebracht hatte, den wir nicht brauchen konnten, so gieng er damit hinter den nächsten Busch, riß ihm erst langsam die 6 Beine und die Flügel aus und fraß ihn; hatte er ein Huhn zu schlachten, so wurde es erst gemartert,

falls man ihn unbeaufsichtigt ließ... Grausamkeit und Achtlosigkeit gegen Thiere bildeten überhaupt einen hervorstechenden Charakterzug der Eingeborenen, der sich fast an jedem Huhn oder Schwein dokumentirte, das wir kauften." Doch fanden sich auch gute Eigenschaften an ihnen. „Die sog. Wilden überraschten mich durch eine viel größere geistige und gemüthliche Begabung, als ich erwartet hatte. In Bezug auf Intelligenz schienen sie mir entschieden nicht tiefer zu stehen als unsere Bauern, in Bezug auf die Anmuth ihrer Erscheinung und ihres Benehmens meist höher. Ihr gutmüthiges, freundliches, heiteres Wesen mußte Jeden gewinnen, der über das Vorurtheil der Hautfarbe erhaben war... Die Gefahr des Aufgefressenwerdens ist auf Kandawu und wahrscheinlich auf ganz Viti nicht mehr zu fürchten... Man warnte mich oft vor Dieben, aber obgleich die primitiven Wohnverhältnisse keinen Verschluß gestatteten, ist mir in Gavatina niemals etwas gestohlen worden... Im Ganzen schienen mir diese nackten, schlanken und muskulösen Insulaner die glücklichsten Menschen zu sein, die man sich denken kann. Die Missionäre haben es noch nicht vermocht, ihnen ihre natürliche, kindliche Heiterkeit zu rauben, und es ist erfreulich, daß auch in Bezug auf ihre ursprüngliche, einfache Tracht die Christianisirung nicht viel geändert hat, — erfreulich, weil europäische Kleider sie nur verweichlichen dürften, da sie dieselben nicht zu gebrauchen verstehen. Sie würden sie wahrscheinlich nur während des Tags anziehen, um in der Sonnenhitze damit Staat zu machen, bei Nacht aber würden sie die kostbaren Gegenstände zur Schonung sorgfältig einpacken und sich nackt auf ihre alten Matten legen, wie mir Beispiele bewiesen haben... Ueberall wo die Missionäre gebieten, scheeren sich jetzt beide Geschlechter die Haare kurz und beide tragen den Sulu, ein klafterlanges Stück Baumwollenzeug um die Hüften geschlungen... Ein Bett hat der Viti-Insulaner nicht. So liegt er nackt und meist ohne Decke da; höchstens, daß er vielleicht die unter ihm befindliche steife Matte aufbiegt und halb um sich rollt, häufig seinen Schlaf unterbrechend, um das Feuer neben sich anzufachen. Die Nächte sind manchmal sehr kühl und man hört dann die nackten Menschen beständig husten..."

„Es ist ein großer Unterschied, ob man diese sog. Wilden in der Ruhe oder in der Bewegung betrachtet. In der Ruhe, wenn sie so gerade vor sich hinstieren und vielleicht auch wohl den Mund offen stehen lassen, sehen sie gewiß nicht vortheilhaft aus. In der

Bewegung aber, wenn sie lebhaft gestikulirend miteinander sprechen und lachen — und sie lachen fast immer — wenn ihre herrlichen, weißen Zähne und ihre dunklen Augen blitzen und funkeln, gewähren sie ein höchst anziehendes Bild von Kraft und Frische, Urwüchsigkeit und Wildheit.

„Die Nahrung der Vitis ist eine vorzugsweise vegetabilische, Taro und Yams, Kumala, Bananen und Brodfrüchte liefern die Hauptgerichte. An Kokosnüssen ist kein Mangel, aber sie sind von den Missionären ‚tambu‘ erklärt, und fast vor jedem Kokospalmenhain stecken 3 oder 4 lange Stangen in der Erde, an deren Spitzen Strohbüschel hängen, das Zeichen des ‚tambu‘. Denn in Kokosnüssen haben die Eingebornen ihren Zehnt an die Missionäre und ihre Steuer an die englische Regierung zu zahlen. Nicht leicht würde ein Viti sich erkühnen, dieses Tambu zu brechen und von den verbotenen Früchten zu stehlen. In den meisten Dörfern kann man selbst gegen gute Bezahlung keine Kokosnüsse bekommen,*) obwohl sie überall in Fülle vorhanden sind. Ein unerschütterliches „Tambu, tambu!“ antwortet auf alle Bestechungsversuche, und dabei machen die schwarzen Kerls ein Gesicht, als ob ihnen schon die ganze Hölle im Nacken säße.

„Die Adeligen und Vornehmen der Vitis waren früher die schlimmsten Kannibalen der Erde. Ursprünglich war das Menschenfressen ein religiöser oder patriotischer Gebrauch. Man triumphirte über die erschlagenen Feinde, indem man sie auffraß. Später scheinen sich Prahlerei, Leckerei und andere niedrigere Motive geltend gemacht zu haben. Man wollte sich gegenseitig in der Anzahl der gefressenen Menschen überbieten und es kam so weit, daß die Untergebenen niemals sicher waren, eines schönen Tages den Appetit ihres Herrn zu reizen. Ich glaube nicht, daß man alles für wahr zu halten braucht, was von den Missionären hierüber berichtet wird, von den Missionären, denen daran gelegen sein mußte, die Heiden möglichst schwarz und damit den Glorienschein ihrer Bekehrung möglichst strahlend zu machen. Ich vermag auch durchaus nicht vor dem Kannibalismus eben so entsetzt die Augen zu verdrehen, wie dies für Manche zum

*) Trotzdem erzählt Hr. B. auf S. 285: „Dazu aßen sie Kokosnüsse und boten auch mir davon an“; ferner S. 301: „Wir kehrten in einer Hütte ein und ließen uns Kokosnüsse und gekochte Schnecken geben“.

guten Ton zu gehören scheint... Mir liegt das Abscheuliche am Kannibalismus nur in der willkürlichen Tödtung einzelner Individuen durch die Mächtigen — ein Frevel, an dem es in unserer Geschichte doch wahrlich auch nicht fehlt — nicht in dem Auffressen der Leichen, dem vielleicht bei dem Mangel größerer Thiere ein physiologisches Bedürfniß (!) zu Grunde lag. Dennoch kann niemand leugnen, daß die Zustände der Vitis in der vorchristlichen Zeit gräßlich genug waren. Es wird mit allem Anschein der Glaubwürdigkeit erzählt, daß ein Mann einmal seine Frau, mit der er in Eintracht lebte, lebendig in den Ofen schob, kochte und fraß, bloß um den Ruf eines fürchterlichen Menschen, eines ‚verfluchten Kerls‘ zu erlangen. Jetzt gibt es in Viti wohl keine Menschenfresserei mehr.

„Während die Maoris und die Hawaiier, beide infolge der Lüderlichkeit und Minderzahl ihrer Weiber, erstere außerdem noch infolge von Trunksucht, ihrem Untergang entgegensehen, erfreuen sich die Vitis des Rufes großer Keuschheit und enthalten sich, von der Regierung sorgfältig überwacht, der streng verbotenen Spirituosen. Während auf Neuseeland und namentlich auf Hawaii kleine Kinder unter den Eingeborenen ziemlich selten sind, wimmelt auf Viti jedes Dorf von Nachkommenschaft und läßt sich fast aus jeder Hütte das Quiekſen eines Säuglings vernehmen“.

b. „Braune Mucker.“

In der Nähe von Gawatina lag ein schönes Dorf, namens Sanima, wohin der alte Häuptling der Insel, „Tui Kandawu“ sich vor den Engländern zurückgezogen hatte. Mit diesem wurde Hr. B. bekannt. Er entwirft folgende Schilderung von ihm: „Der Tui ist eine Achtung gebietende, malerische Erscheinung. Ein würdiger Greis von hoher Statur, den Oberkörper mit einem feinen, europäischen Hemd, die Hüften mit einem langhinabreichenden Stück Tapa, welches eine gefranzte Schürze schneeweißer Tapa festhält, bekleidet, barfuß und unbedeckten, kahlen Hauptes, erinnert er an etwas dunkel gehaltene Apostelfiguren der Heiligenbilder. Ein weißer Vollbart umrahmt das ernste, strenge Gesicht und ein asthmatischer Husten, an dem er litt, gaben diesem einen schmerzlichen Ausdruck“.

In dem Dorfe dieses alten Patriarchen machte Hr. B. öfters Besuche und eines Sonntags ließ er sich dorthin rudern, um auch einmal einem Gottesdienst beizuwohnen. Wir wollen ihn auf diesem

Gange begleiten: „Heftige Regengüsse wechselten mit Sonnenschein, und ich wurde durch und durch naß. Parallel mit uns strebten Männer, Weiber und Kinder auf den Geröllblöcken des Ufers ebenfalls der Kirche von Sanima zu und hielten sich zum Schutz gegen den Regen große Taroblätter über die Köpfe. In der Kirche war noch niemand versammelt. Auf dem Tisch für den Prediger standen ein paar leere Tassen und Teller und eine alte schmierige Sardinenbüchse mit einem angeschmolzenen Stearinkerzenstummel, vielleicht die Geräthe der gestrigen Abendmahlzeit des frommen Mannes. Außer dem Tisch in der Mitte der einen Hälfte des länglichen Raumes stand in der Ecke rechts davon ein Schaukelstuhl, thronartig etwas erhöht, wahrscheinlich für den greisen Tui, und neben diesem ein aschebedeckter Feuerplatz. Angelschnüre und ein leinenes Segel hiengen in einer anderen Ecke. Sonst war nichts innerhalb der kahlen Strohwände. Kein Schmuck verzierte die rohen Balken des Gerüstes. Der Boden war mit Matten und einer weichen Farnkrautpolsterung darunter belegt.

„Diese Kirche sah im Vergleich mit anderen, die ich später noch traf, ziemlich armselig aus. Sie unterschied sich wenig von den gewöhnlichen Hütten der Dorfbewohner, nur vielleicht dadurch, daß sie sechs Thüren, je eine vorne und hinten und zwei an jeder Seite besaß. In der Regel sind auf Kandawu die Kirchen höher und sorgfältiger gebaut und mit weißem Kalk beworfen, wodurch sie schon von Ferne dominirend entgegenglänzen, und die beiden für die Viti-Bauart charakteristischen konischen Enden der Giebelbäume sind mit festgebundenen Muscheln verziert oder es hängen Guirlanden dieser Muscheln, an Stricken aufgereiht, von den Enden herab. Solche Guirlanden waren früher das Wahrzeichen der Häuptlinge. Jetzt dienen sie dazu, die Hoheitsrechte der Kirche auszudrücken. Da es noch keine Glocken gibt, so dienen noch immer zwei kurze, backtrogähnlich ausgehöhlte Baumstämme, Lali genannt, einer davon größer und mit tieferem Ton, durch Klöppel an den Kanten angeschlagen, dazu, die Gemeinde zum Gottesdienst zu versammeln. Solche Lalis fehlten auch in Sanima nicht.

„Ich frug nach dem ‚Missionari‘ und eine Schaar diensteifrige Jungen führte mich zu dem braunen Missionär des Ortes.*) Ich

*) Sollte heißen: zu dem eingeborenen, wesleyanischen Laienprediger (local preacher)! Es findet sich nirgends eine Spur, daß Hr. B. mit einem wirk-

kannte diesen bereits von früher her, und er empfieng mich sehr freundlich. Seine äußere Erscheinung hat nichts Besonderes und ist die aller alten Viti-Insulaner. Er zeigte mir mit Stolz seine dicke in der Viti-Sprache zu Lewuka gedruckte Bibel, die er, bereits zur Kirche gerüstet, unter dem Arm trug, und eine Kalendertafel, gleichfalls viti, die an der Wand hieng. Er bemühte sich, mit mir englisch zu sprechen. Es wurde mir aber nicht recht klar, was er mir sagen wollte. Gleichwohl ließ ich nichts merken; denn er schien viel auf seine linguistische Begabung zu halten und die anwesende Jugend blickte bewundernd zu ihm hinauf.

„Draußen ertönten die Lalis und wir giengen zum Gottesdienst. Der Tui saß bereits auf seinem Schaukelstuhl. Er wollte ihn großmüthig und weniger ehrgeizig, als ich erwartet hatte, an mich abtreten, was ich jedoch nicht annahm. Ich setzte mich auf den Boden zu den alten Männern in der bevorzugten Abtheilung hinter dem Tisch des Missionärs, dem Chor so zu sagen. Uns gegenüber saß die Gemeinde auf dem Boden, rechts von uns die weiblichen, links die männlichen Individuen, alle in frischgewaschenen, weißen oder bunten Sulus. Die Weiber trugen sämmtlich den obligaten Pinafore. Nur ein Mädchen, das wahrscheinlich keinen besaß, erschien

---

lichen Missionar irgendwie verkehrt hätte. Auch in der folgenden Stelle ist doch wohl unter dem „Missionär“ so ein schwarzer Laienprediger verstanden. Derselbe kommt freilich schlecht weg. Hr. B. beschreibt zuerst, wie ein europäisches Boot in der Brandung vor aller Augen umgefallen sei und fährt dann fort: „Wir waren starr vor Entsetzen. Die Eingeborenen jedoch, Männer, Weiber und Kinder, an der Spitze der fromme Missionär, lachten und freuten sich des aufregenden Schauspiels, wie sechs Menschen draußen auf dem Riff mit den Wellen kämpften. Keiner dachte an Rettungsversuche. Und erst als Hr. Kleinschmidt zornig auf sie losdonnerte und den faulen Bonzen einen heidnischen Teufel schalt, halfen sie mir ein altes Boot, das am Ufer lag, in's Wasser zu schieben und schwammen damit den Schiffbrüchigen zu Hilfe, welche glücklich alle mitsammt dem umgekehrten Boot aus Land bugsirt wurden. Der Kaufmann aus Wailewu, welchen der Unfall getroffen hatte, erfreute sich keines sehr guten Rufes, und als ich ihn eine Viertelstunde später seine schlechten Messer und fadenscheinigen Kalikos zum Trocknen ausbreiten sah, konnte ich mir wohl denken, warum man sich nicht allzu sehr zu seiner Rettung beeilen wollte.“ Ebenso unerfreulich klingt das Folgende: „Eine Menge Gesindel, darunter auch der Missionär des nächsten Dorfes, der uns gleich im Anfang mit seinem Taro hatte anschwindeln wollen, trieb sich in gewinnsüchtiger Absicht um uns herum“.

mit unbedeckter Brust und suchte sich verlegen hinter die anderen zu verstecken. Ebenso wie der Tui hatten der Missionär und die Alten wohlgeglättete, europäische Hemden und darüber den langen Sulu an. Sie sahen viel reinlicher aus als ich, dessen Kleider die Spuren des Regens und des schmutzigen Bootes zeigten. Die ‚Marama‘, die Frau des Tui, kam etwas zu spät und sank in der vordersten Reihe mit derselben ostentativen Frömmigkeit, die bei noblen Damen in Europa Mode ist, zur Erde, das Antlitz tief gebeugt, um sich zu sammeln. Wo sie das wohl gelernt haben mochte? Heute hatte sie ein Hemd und einen gestickten Unterrock an und nahm sich darin affenartig läppisch aus. An Werktagen trägt sie gewöhnlich nur den Sulu.

„Der Missionär voran, warfen sich alle nieder, nicht bloß auf die Kniee, sondern auch auf die Ellenbogen, und jener sprach sehr ausdrucksvoll und laut ein Gebet. Die dunkle Gemeinde, die seltsame, demüthige Stellung, in der sie insgesammt auf dem Boden lag, die leidenschaftliche Stimme des Priesters (!) und sein eindringliches, heftiges Flehen, die fremdartigen, sonoren und kraftvollen Laute, von denen ich nur wenige Worte verstehen konnte, bezauberten mich höchst eigenthümlich, wie ich so über die Menschen vor mir hinsah, und ich zuckte nervös zusammen, als ein Hund zur Thüre neben mir hereinschnupperte und mich anbellte. Die Erwachsenen schienen äußerst andächtig mitzubeten. Nur die liebe Jugend trieb Allotria. Gedankenlos lagen die kleinen, braunen Bengel auf dem Bauch, schlegelten mit den Füßen in der Luft herum, musterten sorgfältig die Beine ihrer Vorderleute und zupften sich gegenseitig die Krusten von den zahlreichen Hautabschürfungen. Ein Kirchendiener, der zornig hinter ihnen herumschlich und sie mit einem dünnen Drahtstab unsanft in die Weichen stupfte, um sie zur Sittsamkeit zu ermuntern, hatte nur wenig Erfolg. Man kicherte über ihn, sein Drahtstöckchen kam nie zur Ruhe, und draußen vor der Thüre fieng ein winziger Nacktfrosch an, auf die Lalis zu trommeln, schleunigst die Flucht ergreifend, als jener mit wüthender Geberde hinaustauchte.

„Das Gebet war zu Ende. Der Missionär stand auf und auch die Gemeinde erhob sich in sitzende Stellung und begann einen wohlklingenden Gesang.*) Dann folgte eine Predigt. Während des

*) Auch sonst rühmt der Reisende den Gesang der Leute, z. B. den vierstimmigen, den er einmal von jungen Männern bei Nacht zu hören bekam,

Gebets kniete der altersschwache Tui vor seinem Schaukelthron, mit ausgestreckten Armen sich an den beiden Lehnen festhaltend, wie ein richtiger Asthmatiker, um das mühsame Athmen zu erleichtern. Jetzt setzte er sich in den Sessel, leise schaukelnd, indem er zuhörte. Von dem Inhalt der Predigt blieb mir das Meiste unverständlich. Aber der leidenschaftliche und doch würdevolle Vortrag des Missionärs, der sonore, tiefe Wohlklang seiner Stimme, die Kraft der vokalreichen, melodiösen Sprache, die mir immer lautete wie italienisch, erbaute mich mehr, als alle in der Muttersprache genossenen Kanzelreden meiner Schulzeit. (!) Singai und immer wieder Singai (nein) war der öfter wiederkehrende Schluß der Absätze einer längeren Periode, und Durunga ni Papalang, Durunga ni Tonga, Durunga ni Viti (der Herr Europa's, der Herr Tonga's, der Herr Viti's — diese drei Länder umfassen die ganze Geographie der Eingebornen —) waren ein paar andere der wenigen Worte, die ich verstand.

„Der Gottesdienst hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht und beschäftigte lebhaft meine Gedanken,*) als ich wieder nach Hause fuhr. Ich bin weit entfernt, ein Freund der Mucker zu sein. Mir ist keine Sorte von Europäern unsympathischer, als jene scheinheiligen Reverends mit ihren weißen Halsbinden, ihren glattgescheitelten Haaren, und ihren himmlisch-verklärten Gesichtern, denen

---

und den sie natürlich auch „von den Missionären" gelernt hatten. Aber auch hierüber wird gespottet; S. 285 z. B. heißt's: „Lange noch, nachdem die neugierige Menge sich verzogen und wir selbst uns zum Schlafen niedergelegt hatten, sangen einige kräftige Stimmen drüben in der Nachbarhütte geistliche Lieder und hielten mich wach. Ich lauschte ihnen und fand abermals, daß die Kirchengesänge dieser Wilden entschieden mindestens ebenso melodisch klingen, wie die unserer Bauern. Neugierig, wer denn die Urheber dieses Nacht-Concertes sein möchten, gieng ich hinüber, kroch durch die Thüre und fand, als ich bei der spärlichen Beleuchtung die Gestalten allmählich erkannte, daß es unsere Burschen waren, die in sehr unandächtigen Stellungen, auf dem Rücken liegend, die Arme unter dem Nacken gekreuzt und mit den Beinen in der Luft herumgaukelnd, ihre frommen Lieder zu Ehren meiner Erscheinung mit doppelter Kraft zu brüllen begannen, während zwei Mädchen daneben saßen und stillvergnügt und stumpfen Gesichtsausdruckes mit Maultrommeln musicirten".

*) Man bekommt fast den Eindruck, der Reisende, welcher seit seiner Knabenzeit in keine Kirche mehr gekommen war, habe durch die karrikirende Beschreibung des Gottesdienstes absichtlich die ernsteren Gedanken, die derselbe in ihm geweckt, wieder loswerden wollen.

immer mehr Weiße nach den Inseln strömen werden, die Eingebornen vorbereiten wollen, den Kampf der Konkurrenz aufzunehmen und nicht zu unterliegen? Wenn wirklich eine solche humane Vorsehung beabsichtigt sein sollte, so ist sie sehr verfrüht und sehr illusorisch. Daß ein starker Strom weißer Einwanderung stattfinden wird, ist bei der Abgelegenheit der Südsee-Inseln sehr unwahrscheinlich (?), und wenn auch, — die verhältnißmäßig arm bevölkerten Inseln haben Raum für eine zehnfache Menge. Und sollte wirklich innerhalb kurzer Zeit, noch innerhalb der nächsten hundert Jahre, eine thatsächliche Konkurrenz zwischen der weißen und braunen Rasse entstehen, so werden die Eingebornen hinschwinden und keine Macht der Erde wird sie daran hindern.

„Zwei Elemente stehen sich auf Viti und anderwärts in der Südsee feindlich gegenüber, die Kaufleute und die Missionäre. Beide haben das gleiche Ziel: das herrliche Land und die arglosen Eingebornen auszubeuten.*) Daß in diesem edlen Wettstreit auch unlautere Mittel in Anwendung kommen und zwar auf beiden Seiten, versteht sich von selbst. (?) Es däucht mir eben wie der Donna Blanca zu Toledo, daß der Jude und der Christ, daß sie alle beide — nicht viel werth sind. Diese wesleyanischen Methodisten, die erste Macht der Südsee, haben ihre Hierarchie mit bewundernswerther Umsicht organisirt. Keine Gemeinde auf Kandawu, dessen Bewohner ja alle wesleyanische Christen sind, ist ohne ihre Kirche, Hale ni Lotu (Haus des Glaubens) geheißen. Nur in Richmond Settlement, auf der Westseite der Namalatta-Bucht, ist

*) Mit dieser Ausbeutung von Seiten der Missionare verhält es sich in Wirklichkeit also: „Weit die meisten der polynesischen Gemeinden sind in ihrer Selbständigkeit so weit gefördert, daß sie sich selbst unterhalten. Sie bauen ihre Kirchen und Schulen, besolden die eingebornen Lehrer und Prediger und senden aus ihrer Mitte Evangelisten zu ihren heidnischen Landsleuten, ohne die heimische Missionskasse für das Alles in Anspruch zu nehmen. Daß sie das kann, ist, nebenbei bemerkt, auch ein Beweis der materiellen Hebung, welche ihnen die Mission gebracht hat Diese Selbstunterhaltungskosten bringen nun die Gemeinden auf dem Wege der Kirchensteuer meist in Naturalien auf, wie solches bekanntlich vor der Ablösung in unserem Vaterlande auch der Fall war. Diese Naturalien nehmen die Missionare zum Theil selbst ein und bringen sie wohl auch selbst auf den Markt. Das erregt natürlich den höchsten Zorn der Händler, die sich dadurch eines Vortheils beraubt halten, auf den sie und nicht die Missionskasse ein sakrosanktes Recht zu haben beanspruchen. Hinc illae lacrimae!“ Ev. Luth. Kirchenzeitung, Ergänzungsblätter Nr. 1.

ein weißer Oberpriester (!) aus England. In den Dörfern versehen Eingeborne den Gottesdienst als Prediger und Vorbeter. Meist wird von diesen nicht bloß an Sonntagen mehrmals, sondern täglich ein- bis zweimal Betstunde und Predigt abgehalten. Jedes Dorf hat seinen Häuptling, und alle Häuptlinge zusammen stehen unter einem Oberhäuptling, dem Tui Kandawu zu Wailewu, welcher von dem Gouverneur zu Lewuka offiziell anerkannt ist und ein jährliches Gehalt als Staatsbeamter bezieht. Aber neben dem Häuptling herrscht in jedem Dorf auch noch ein brauner Missionär.

„Es fehlt also keineswegs an Gelegenheiten zur Frömmigkeit, und es soll Prachtexemplare von Betschwestern (!) unter den Wilden geben. Hr. Kleinschmidt erzählte mir, daß er einst einen Diener gehabt, der nie anders als die Bibel unterm Arm mit ihm in den Busch gieng (!), um während der Ruhepausen darin zu lesen. Religiöse Lauheit scheint indeß häufiger zu sein. Jeden Sonntag kamen zu uns nach Gavatina eine Menge braune Bummler, welche die Kirche schwänzten und sich lieber mit unserm Affen unterhielten oder verdunkelnd in's Fenster hereingafften, bis Hr. Kleinschmidt mit einem kräftigen Fluch*) (!) sie von dannen scheuchte. Für die Insulaner gilt nur Eine größte und schwerste Hauptsünde, nämlich am Sabbath irgend etwas zu thun, was einer Arbeit ähnlich sieht. Dieses ‚Tabu' ist so stark, daß selbst Hr. Kleinschmidt an Sonntagen sich der Jagd enthielt, um es nicht mit den Eingebornen zu verderben".

Soviel über die „braunen Mucker", wie Hr. B. die letzte von uns angeführte Seite seines Buches überschrieben hat. Auf die „gottesfürchtige Sonntagslangeweile", auch „Sonntagsöde" genannt, kommt er später noch öfters zu sprechen. Ueberall charakterisirt er sich selbst — und die schlimmsten Stellen haben wir Anstands halber gar nicht angeführt — als frivolen Spötter. Wenn ein solcher nicht umhin kann, anzuerkennen, daß durch die Mission der Zustand der Fidschi-Insulaner ein total anderer, besserer geworden, und wenn man selbst aus seinen Karrikaturen noch herauslesen kann, wie tiefgehend der Einfluß des Christenthums dort ist, wahrlich, dann dürfen wir kecklich auch den rosenfarbensten Missionsberichten Glauben schenken!

---

*) „Die Südsee-Insulaner kommen in der Regel nicht mit der besten Klasse von Europäern zusammen." (S. 274)!

Schleiermacher hat einmal mit Bezug auf seine Monologe gesagt: „Jeder ist ein Mittelding zwischen seinem Ideal und seiner Karrikatur". Wohlan, wenden wir das auf die Bekehrten der Südsee an! Der begeisterte Missionsfreund, der nie einen leibhaftigen Heiden gesehen hat, stellt sich unter den „lieben" Bekehrten vielleicht halbe Engel vor; Hr. Buchner mit seiner Vorliebe für's Gemeine erblickt in ihnen nur nackte oder halbnackte Wilde. Man wird nicht weit fehlen, wenn man die Wahrheit auch hier in dem Schleiermacher'schen „Mittelding" sucht.

Neuestes aus China.

Gegen Ende des Jahres 1876 wurde auf einer zu Peking gehörigen Außenstation der Londoner Missionsgesellschaft ein chinesischer Tuchhändler namens Tschang getauft. Er stammte aus Tschan hua in der Provinz Schantung, beinahe 70 Stunden südlich von Peking. Nach seiner Taufe kehrte der Neubekehrte in seine Heimat zurück, und zwar nicht mit leeren Händen, sondern mit einem Vorrath von Traktaten und Bibeltheilen. Es scheint, daß diese fleißig gelesen wurden und Hr. Tschang auch sonst für die Ausbreitung seines neuen Glaubens thätig war. Wenigstens verlautete schon nach drei Monaten, daß vierzig Personen angefaßt seien, und im Sept. 1877 erschienen Abgesandte aus Tschan hua in Peking mit der Nachricht, daß die Zahl der Erweckten sich bereits auf 300—400 belaufe. Sogleich wurde ein einzelner Prediger hingeschickt. Vor ihm war schon ein methodistischer Prediger (Methodist New Connexion, seit April 1877) hingekommen. Im November 1877 machten sich auch die beiden Londoner Missionare Owen und Gilmour auf. Die Reise dauerte 8 Tage hin, ebensoviel zurück, ihr Aufenthalt währte 18 Tage. In dieser Zeit prüften sie 170 Taufbewerber; 126 wurden ihnen von ihren eigenen, 44 von dem methodistischen Prediger zugeführt. Von jenen wurden 72, von diesen 37, dazu 2 kleine Kinder, im Ganzen also 111 Personen

getauft, darunter 4 Gelehrte. Die übrigen waren Weber und Bauern. Ueberdies wurden 4 Frauen getauft.

In der ganzen Umgegend waren die Heiden nicht nur zugänglich, sondern begierig nach christlichem Unterricht; aus einem Dorf kam sogar eine feierliche Deputation mit der Bitte, die Missionare möchten hinkommen und eine Kirche gründen. Ja sogar in den angrenzenden Oberämtern Pin tschau und Litsching, wo kein christlicher Lehrer angestellt war, zeigte sich der gleiche Zug zum Evangelium. Die beiden Missionare waren höchlich erstaunt über den gar freundlichen Empfang, der ihnen allerorten bereitet wurde, und kehrten vergnügt nach Peking zurück. Es liegt am Tage, daß diese Bewegung auch eine Frucht der schrecklichen Hungersnoth ist. Die Leute sind infolge dieser außerordentlichen Heimsuchung ganz rathlos geworden; sie haben das Gefühl, daß es so wie bisher nicht mehr gehe, allerlei neue Sekten, Gesellschaften und Verbrüderungen haben sich gebildet. Nun kommen christliche Missionare, die Geld und Nahrungsmittel unter die Hungernden austheilen, die sich leutselig auch der Geringsten annehmen, die zugleich eine neue Religion der Liebe, der Hoffnung predigen. Warum soll man es nicht mit ihnen versuchen? In manchen Herzen mag auch die Sehnsucht nach dem unbekannten Gott und das Verlangen nach Sündenvergebung aufgewacht sein. Einigen ist's nur um den Bauch zu thun und sie bilden sich wohl ein, fortan werde die Mission sie versorgen. Einerlei aus was für Beweggründen, viele kommen und lernen. Die Besten werden ausgelesen und getauft, und so entsteht eine Gemeinde — sollen wir Anstand nehmen, sie eine Christengemeinde zu heißen?

Doch hören wir, wie die Sache weiter gegangen ist. Im März 1878 giengen wieder zwei Missionare nach Tschan hua, Dr. Edkins und Miss. Owen. Der erstere schreibt über diese Reise wie folgt: „Wir haben jetzt über 300 Getaufte in unserer Pflege und wir sind in Verlegenheit, wie wir ihnen ausreichenden, regelmäßigen christlichen Unterricht verschaffen sollen. Unsere Hauptstation ist einstweilen Tai-tsz-wang-kia. Wir wohnen in einem chinesischen Schulhaus; ein paar von den Schulräthen sind Christen. Dasselbe ist auch unser Versammlungslokal. Jedermann erweist uns Freundlichkeit mit Wort und That. Es herrscht aber große Armut. Die Leute essen allerlei Pflanzen, Wurzeln, Baumblätter, sogar Rinde.

Miss. Owen hat über 300 Mark, die er unter die Armen vertheilt. Nächsten Sonntag soll hier zum erstenmal das h. Abendmahl gefeiert werden. An einem andern Ort, etwa 3 Stunden von hier, hatten wir letzten Sonntag 63 Kommunikanten.

„Wir ernten, was einige freiwillige Arbeiter gesäet haben. Der dritte Theil all unserer Täuflinge ist durch unbezahlte, liebeseifrige Lehrer so weit vorbereitet worden. In einem Städtchen sind acht Frauen getauft worden, von denen 3 lesen können. Seit sie christliche Bücher besitzen, haben sie hierin große Fortschritte gemacht. Das N. Testament und ein anderes Büchlein (Peep of Day) sind jetzt ihre tägliche Nahrung. Diese Frauen wurden vorigen Sommer eine Woche lang von einem merkwürdigen Mann, einem Graduirten (Gelehrten) unterrichtet. Er war aus innerster Ueberzeugung Christ geworden (ohne getauft zu sein) und schrieb glaubenathmende Briefe an mich. Bald darauf wurde er von der Cholera befallen und in 24 Stunden war er eine Leiche. — Unsere Bücher gelangen an Orte, wo wir selbst nicht hin können, und christliche Arbeit wird an Orten gethan, wo noch nie eine Taufe stattgefunden hat. Jener aufrichtig-gläubige Gelehrte ist ein hervorragendes Beispiel von solcher Missionsarbeit ohne einen Missionar. Die christlichen Frauen in Hwang-schung-tjen — so heißt jenes Städtchen — gedenken seiner mit dankbarer Verehrung. Im Ganzen sind 13 Personen getauft worden, die er unterrichtet hatte. Auch der Sonntag wird an Orten, wo kein Katechist ist, in erfreulicher Weise begangen. Die Leute singen und beten eben so gut es geht. Der Gesang freilich ist unter aller Kritik; das Wunder aber ist, daß Leute mehrere Stunden weit herkommen, um an solchen Versammlungen theilzunehmen, und zwar in vielen Fällen Sonntag für Sonntag. Vielfach werden auch Hausandachten gehalten und die Götzenbilder beseitigt. Bei den Andachten wird ein Stück aus dem Katechismus durchgenommen und das Unser Vater knieend gebetet. Vorgeschrittenere fügen auch eigene Bitten hinzu. Bis die Frauen sich aber einem Missionar zum Behuf des Tauferamens vorstellen, muß jedesmal viel Schüchternheit und Furcht vor übler Nachrede überwunden werden. Einmal war ich mit Examiniren und Taufen bis nahezu Mitternacht beschäftigt.

„Die Bekehrten sind voll Missionseifer und einige von ihnen haben allerlei Pläne zur Ausbreitung des Werks. Wir haben vier

von ihnen, darunter einen Gelehrten, gebeten, auf ein paar Monate nach Peking zu kommen, um weitere Vorbereitung für den Evangelistendienst zu erhalten. Zwei andern Bekehrten haben wir auch kleine Geldvergütungen für ihre Arbeit zu versprechen gewagt. Unsere zwei Katechisten können unmöglich alles allein bewältigen. So müssen wir denn auf diese Weise nachhelfen."

Jene vier sind wirklich nach Peking gegangen und drei von ihnen waren am 29. Mai v. J. schon wieder nach Tschan hua zurückgekehrt; der vierte wünschte noch länger zu studieren.

Auch die amerikanische Mission, welche bisher fast ganz auf die Provinz Tschili beschränkt war, hat infolge der Hungersnoth überraschenden Eingang in Schantung gefunden. Es war am ersten Sonntag im Monat April 1878, daß zum erstenmal so viel Zuhörer zum Gottesdienst herbeiströmten, daß kein Raum im Versammlungslokal mehr war und man zwei getrennte Versammlungen halten mußte, eine für die Christen, eine für die Heiden. So gieng es fort. Im Mai wurde ein geräumiger Hofraum mit einem Zeltdach überdeckt und hier sowie im zugehörigen Wohnhaus Gottesdienst gehalten. Im Juni wollte auch dieser Raum nicht mehr alle fassen. Die Vertheilung von Almosen durch die Missionare diente ihrer Predigt auf allen Seiten zur Ankündigung und Empfehlung. Viele kamen zu derselben, die bis dahin keine Ahnung auch nur vom Vorhandensein der Mission gehabt hatten. Es lag natürlich auf der Hand, daß diese Mengen nicht um der Wahrheit, sondern um der Almosen willen kamen; unter den vielen waren aber doch einige, denen es nach Miss. Smith's Ausdruck ähnlich gieng, wie damals dem Saul, der ausgegangen war, ein paar Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand. Eine Zeitlang war sogar das Gerücht verbreitet, daß das Geld, welches beim Ende der Hungersnoth noch übrig sein würde, zur Vertheilung an die regelmäßigen Besucher der Gottesdienste kommen werde. Als sich das nicht bestätigte und dann die Geldgaben überhaupt aufhörten, nahm auch die Zahl der sich zur Predigt Drängenden ab. Zuletzt blieben nur einige Treue zurück, immer noch mehr, als man unter gewöhnlichen Umständen auf irgend eine Art hätte zusammenbringen können. Auch ist's den Missionaren eine wahre Erquickung, nicht mehr überall als „fremde

Teufel" angeredet, sondern an vielen Orten als liebe Freunde begrüßt zu werden.

Ueber den Eindruck, welchen die von den Christen den Hungernden geleistete Hilfe im Allgemeinen hervorbrachte, schreibt Miss. A. H. Smith wie folgt: „Von Anfang an war das Ganze ihnen ein unlösbares Räthsel. Zuerst waren sie zu hungrig und zu sehr außer aller Fassung, um mehr zu thun, als den Mund weit aufzusperren. Sie aßen und schwiegen. Allmählich fieng aber das Reden an und bald waren die tollsten Geschichten in Umlauf: einige meinten, es sei die längst geplante Absicht dieser Ausländer, sich Grundbesitz zu verschaffen, wobei sie meinten, wir würden es etwa so machen, wie z. B. Joseph mit den Aegyptern; andere fürchteten, die ganze Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder, solle nach Tientsin und am Ende gar über Land und Meer gebracht werden, um je nach ihren Fähigkeiten als Lehrer, Handwerker und Dienstboten in der Leibeigenschaft ihrer vermeintlichen Wohlthäter zu bleiben. Als nun aber Monat um Monat verstrich und weder Land gekauft noch Leute deportirt wurden, da gab man jene Befürchtungen auf und viele fiengen an zu glauben, daß jene Wohlthat am Ende wirklich eine Aeußerung der Tugend sei, von welcher man in China allerdings mehr zu hören als zu sehen bekommt."

Als Miss. Smith und Sprague im Oktober v. J. nach Schantung kamen, fanden sie an den drei Orten, wo bisher gepredigt worden war, zusammen etwa 120 Taufbewerber und überdies in einem Dorf 330 Personen, die sich bereit erklärten, „Jesu nachzufolgen". Man dachte, daß unter all' diesen vielleicht 15 oder 30 Personen sein würden, denen es ein Ernst sei; aber bald stellte es sich heraus, daß diese Rechnung eine viel zu kleinmüthige war. In einem Orte, namens Schih-Tschia-Tang, wurde den Missionaren sogar der Dorftempel sammt allem Zubehör durch Abfassung einer förmlichen Schenkungsurkunde übergeben, die Götzen entweiht und zerstört, die Schreine in Bänke, der Tempel selbst in eine Kirche und Schule umgewandelt. Freilich von wirklicher Buße und Herzensglauben an Christum war gerade in diesem Dorf nichts zu merken. In benachbarten Dörfern gab es aber solche, die auch um ihr Seelenheil besorgt waren und nicht nur mit dem Kopf von der Wahrheit des Christenthums sich überzeugt hatten. Einige von diesen wurden am Sonntag nach der Uebergabe jenes Tempels getauft.

Natürlich sind sie noch sehr unwissend, obgleich lernbegierig. Da sie in den Petribriefen und in der Offenbarung Johannis gelesen hatten, daß der Herr alles neu mache und zugleich an die Wiedergeburt dachten, meinten sie, diese und das jüngste Gericht seien ein und dasselbe. Es war nöthig, sie auf die leichteren Stücke des N. Testamentes zurückzuweisen und allerlei ausschweifende Gedanken zu bekämpfen. Auffallend aber war den Missionaren der Umstand, daß diese Leute von vornherein über die Grundverschiedenheit zwischen Christus und Konfucius im Klaren zu sein schienen, während sonst die chinesischen Bekehrten meist darauf aus sind, aus ihrem Konfucius möglichst einen Christus und aus Christus einen Konfucius zu machen. Besonders erfreulich ist ihnen auch die Zugänglichkeit des weiblichen Theils der Bevölkerung; während es in Tientsin fast unmöglich ist, an die Frauen hinzukommen, geschieht es wohl in Schantung, daß hie und da, wenn der Missionar durch ein Dorf geht, eine Matrone ihn zu ihrem Thee einladet und ungenirt mit sich reden läßt. Manche Frauen, die selbst nicht lesen konnten, kauften Katechismen, um sich diese von ihren Söhnen vorlesen zu lassen. Im Ganzen wurden bis Ende vorigen Jahres 63 Personen aus 33 verschiedenen Ortschaften getauft. Ihr Hauptquartier hat die Mission jetzt in Pang Tschia Tschuang. „Es ist keine Erweckung im gewöhnlichen Sinn des Wortes", schreibt Miss. Sprague, „aber ich glaube doch eine Erweckung — ein durch Gottes Gnade neu erweckter Sinn für das, was vernünftig, wahrhaftig und recht ist." Das größte Bedürfniß sind auch hier vermehrte Lehrkräfte. Einige junge Männer haben sich bewegen lassen, den Winter in Tientsin bei den Missionaren zuzubringen und zu lernen. Ueberall heißt's: Herr sende Arbeiter in Deine Ernte. Auch in Schansi geht es voran. Fünf Mitglieder der China Inland Mission und der bekannte Baptisten-Missionar Richard haben sich in Tai-Juen-fu niedergelassen. In dieser Stadt war voriges Jahr der presbyterianische Miss. Whiting dem Hungerfieber erlegen. Die Chinesen hatten seinen Leichnam in einen wohlverschlossenen Sarg gethan und darin aufbewahrt, bis seine Angehörigen etwas darüber verfügen würden. Seine Frau und Schwester hatten gewünscht, daß er an Ort und Stelle bestattet werde. Miss. Richard wählte daher ein passendes Grundstück aus und bat dann den Gouverneur, dasselbe kaufen zu dürfen, da hier im Inneren die Ausländer eigentlich keinen Grund und Boden be-

sitzen dürfen. Der hohe Beamte war überaus freundlich, sagte, daß es nicht mehr als billig wäre, wenn der Leichnam ihres Wohlthäters auf Kosten der Chinesen in seine amerikanische Heimat hinübergeführt würde und stellte Miss. Richard zu diesem Zweck eine bedeutende Summe (400 Taels = 2400 Mk.) zur Verfügung. Die Chinesen legen ja großen Werth darauf, in heimatlicher Erde begraben zu werden. Natürlich benutzte Miss. Richard die Gelegenheit, diesem Vorurtheil gegenüber die Auferstehungshoffnung der Christen und was damit zusammenhängt auseinanderzusetzen. Der Gouverneur war erstaunt, daß die Verwandten des seligen Whiting darauf verzichteten, seinen Leichnam nach Amerika bringen zu lassen, bestand nun aber darauf, daß der Begräbnißplatz aus öffentlichen Mitteln angekauft und der Mission geschenkt werde, was Miss. Richard mit Dank annahm — ja mit Dank, denn wie wäre ein derartiges Entgegenkommen von Seiten eines chinesischen Beamten vor wenigen Jahren auch nur denkbar gewesen! Die Hungersnoth hatte Wunder gewirkt. Auch das Miethen von Wohnungen und alles andere gieng ohne Hinderniß von statten. Beim Begräbniß von Miss. Whiting (27. Dec. 1878) wollten, nachdem der christliche Gottesdienst vorüber war, die anwesenden Chinesen durch Niederfallen und Kniebeugen dem Abgeschiedenen ihre Verehrung und Dankbarkeit bezeigen. Die Missionare hatten Mühe, sie hievon abzuhalten. Ja, eines Tages kam aus weiter Ferne ein Mann, der sich nach dem vollen, chinesischen Namen des Miss. Richard erkundigte, und zu welchem Zwecke? damit derselbe neben den Namen von zwei Beamten im Tempel seines Dorfes aufgehängt und göttlich verehrt werde, denn während der Hungersnoth seien diese drei ihre Lebensretter gewesen. Natürlich legte Miss. Richard gegen diese Art von Dankbarkeit Protest ein, gab dem Mann einige Katechismen mit und bat ihn, dieselben in seiner Heimat zu vertheilen und mit solchen, die sich mit dem Inhalt bekannt gemacht, dann zum Empfang weiteren Unterrichts nach Tai-Juen-fu zurückzukehren. Der erwähnte Katechismus ist keine Uebersetzung irgend eines europäischen Buches, sondern eine ganz nur für Chinesen geschriebene Darlegung der christlichen Lehre im Gegensatz zu den heidnischen Religionen, die das Heilsbedürfniß nicht befriedigen können.

Frau Richard, die früher als Frl. Martin in der schottischen (unirt-presbyt.) Mission in China thätig war, hat eine Knabenanstalt

angefangen, die Schwestern von der China Inland Mission eine Mädchenanstalt. Im Januar d. J. wurde zum erstenmal in diesem abgelegenen Winkel des chinesischen Reiches die Gebetswoche gefeiert.

Während es im Norden vorangeht, dauern im Süden die Verfolgungen fort. Am 16. März wurde die Methodistenkapelle in Juntschun, südlich von Futschau, überfallen und das Mobiliar zertrümmert, während die versammelten Christen meist unverletzt entkamen und im Amthause Schutz vor dem wilden Pöbelhaufen fanden. Nur einige erhielten Schläge. Zum Glück schritten die Beamten thatkräftig ein. Die Uebelthäter wurden dazu verurtheilt, Schadenersatz zu leisten und dem am übelsten zugerichteten Christen ein Schmerzensgeld von 30 Dollars zu zahlen, was aber der Betreffende nicht angenommen hat. Durch diese Großmuth, die Versöhnlichkeit der Christen überhaupt und die Gerechtigkeit der Beamten scheint die Ruhe wieder hergestellt zu sein. Viel schlimmer gieng es am 24. März in der Stadt Jikkau, wo schon einige Wochen vorher ein Angriff auf die Kapelle der englisch-kirchlichen Mission war gemacht worden. Jetzt wurden mehrere eingeborene Prediger und Gemeindeglieder aus der Umgegend von den Mandarinen nach Jikkau berufen, angeblich zu einer friedlichen Konferenz. In Wirklichkeit aber sollten die Christen genöthigt werden, schriftlich zu versprechen, daß sie mit Ablauf des Jahres ihre Kapelle in Jikkau aufgeben und sich der Ausübung ihrer christlichen Religion in und um Jikkau enthalten wollten. Natürlich weigerten sie sich, das zu thun; dagegen erboten sie sich zu der schriftlichen Erklärung, daß man sie, sobald sie etwas Unrechtes oder Ungeziemendes thun würden, aus der Stadt verbannen könne. Alles, was sie verlangten, sei die Wiedereinräumung ihrer Kapelle und die Freiheit, darin Gottesdienst zu halten. Die Mandarine sollen sich hiemit einverstanden erklärt haben. Die Literaten und Honoratioren aber verlangten die Austreibung der Christen. Endlich begaben die letzteren sich in ein Gasthaus, um da zu übernachten. Bald darauf wurde Allarm geschlagen und Hunderte von Heiden stürzten auf das Gasthaus los. Vier der Christen wurden auf die Straße geschleppt, mit allen möglichen Instrumenten bearbeitet und endlich für todt liegen gelassen. Aber damit war es nicht aus. Zwei von ihnen wurden aufgehoben und in den Fluß gewor-

fen. Sie konnten sich auf's gegenüberliegende Ufer retten und wurden dort durch einige Amtsdiener auf die nächste Missionsstation getragen. Die anderen zwei wollte man verbrennen, wenigstens ließen die Literaten ihnen die Zöpfe und Kleider anzünden, doch entkamen auch sie schließlich auf eine Missionsstation. Von hier wurden sie per Boot nach Futschau gebracht, wo sie am 29. März ankamen, außer Stande zu gehen oder auch nur zu stehen. Sie fanden Aufnahme in Dr. Taylor's Missionsspital. Die Missionare hatten schon vor Wochen gegen die Chinesen in Jikkau, welche die dortige Kapelle angegriffen hatten, eine Klage angebracht, der britische Konsul war aber von den Mandarinen soweit beschwatzt worden, daß er die Missionare sogar tadelte, weil sie wegen solcher Kleinigkeiten sich beschwert hätten! „Wir sind daher über das neue brutale Auftreten der Literaten nicht verwundert (schreibt der Foochow Herald); es ist klar, daß dieselben durch das Verhalten der hohen Beamten in Betreff des früheren Angriffs auf die Missionskapelle ermuthigt worden sind. Soviel wir wissen, waren die Missionare völlig gefaßt auf diesen neuen Angriff und hatten dem Konsul angezeigt, daß, wenn der Vicekönig nichts thäte, um die Honoratioren in Schranken zu halten, noch weiteres Unheil bevorstehe." Das Schlimmste ist, daß der englische Gesandte, Sir Thomas Wade, der selbst nach Futschau gekommen ist, um den Streit wegen der Missionsstation in Wu-schih-schan beizulegen, auf Seite der Chinesen steht und die Sache nicht nach Recht und Gesetz, sondern nach diplomatischen Klugheitsgründen abmachen möchte. Indessen haben die chinesischen Behörden selbst durch Ausschreibung hoher Preise sich der Haupträdelsführer vom 30. August v. J. bemächtigt und diese theils durch Degradirung und Verbannung, theils durch körperliche Züchtigung gehörig bestraft. Lin Jing Lin, der Hauptgegner der Mission, hat seinen Mandarinen-Knopf und für drei Jahre das Recht auf Anstellung verloren. Für das zerstörte Missionshaus ist der Missions-Gesellschaft ein Schadenersatz von 3000 Dollars zugesprochen worden. Soweit ist also Gerechtigkeit geübt worden. Zugleich haben nun aber die Chinesen zwei englische Advokaten, Drummond und Hayllar, angestellt, um vor dem Konsulargericht womöglich die Entscheidung herauszuschlagen, daß die Missionare überhaupt kein Recht auf den Wu-schih-schan Hügel haben und weichen müssen. Dies soll der erste Fall sein, in welchem Chinesen vor

einem ausländischen Konsulargericht einen Prozeß führen. Ohne Zweifel wird der chinesenfreundliche und keineswegs ebenso missionsfreundliche Gesandte sein Möglichstes thun, den Heiden einen Gefallen zu erweisen, so daß man sich auf weitere Christenverfolgungen wird gefaßt halten müssen.

Missions-Zeitung.

Von den Londoner Mai-Versammlungen.

Das Jahresfest der englischen Ausbreitungsgesellschaft wurde am 29. April unter'm Vorsitz des Erzbischofs von Canterbury in London gehalten. Die Einnahmen des Jahres 1878 waren hinter denen des Vorjahres um 3000 Pf. St. zurückgeblieben. In den Reden wurden die Uebertritte in Südindien, der Zulu-Krieg, die pan-anglikanische Synode, der Tod des Sekretärs Bullock 2c. erwähnt. Lord Carnarvon verglich das Missionswerk mit einem durch dürre, sandige Länder fließenden Strome: ein Theil des Wassers werde aufgesogen und verschwinde, anderseits aber sehe man auch dem ganzen Laufe des Flusses entlang einen grünen Streifen, den Vorboten weiterer Fruchtbarkeit und Kultur.

Am Tag darauf fand die Jahresfeier der Südamerikanischen Miss. Ges. statt unter'm Vorsitz des Admiral Prevost. Der Tod von Kaplan Coombe (7. Sept. 1878) in Rosario und Miss. Allen Gardiner Sohn (11. Dec.) in Durban wurden beklagt. Aus Keppel-Eiland und Uschuwia sowie aus der Mission am Amazonen-Strom konnte Erfreuliches berichtet werden. Die Gesammteinnahme der Ges. war 13,036 Pf. St., die Ausgabe 665 Pf. St. mehr. Das Deficit wäre aber viel größer, wenn Bischof Stirling im Laufe des Jahres nicht in England herumgereist wäre und an vielen Orten Missionsinteresse geweckt oder neu angefacht hätte. Derselbe war auch beim Jahresfest und sprach sehr warm für die armen Feuerländer. Vor einigen Jahren habe er 4 Knaben aus Feuerland nach England gebracht und sie in Manchester in einer gelehrten Versammlung u. A. Sir John Lubbock vorgestellt, welcher gar nicht habe glauben wollen, daß es wirklich Feuerländer seien, während Prof. Darwin, der früher in den Feuerländern „das fehlende Glied“ zwischen Affen und Menschen gesehen, nun 100 M. für die südamerikanische Mission geschickt habe! Menschlichkeit, Dankbarkeit u. s. w. sei den Eingebornen durchaus nichts Fremdes. Unter dem Einfluß der Mission seien

sie leiblich und geistig gehoben, sogar ihre Zahl sei gegen früher im Zunehmen. Wenn man ihnen ein Häuschen bauen wollte, würden sie die Miethe zahlen und das so angelegte Kapital wäre sicherer als in türkischen und ägyptischen Staatspapieren. Der Bischof erzählte ferner, daß ihm von einer Dame ein Missionsschiff (eine Yacht) geschenkt worden sei, eine große Hilfe für seine Reisen zwischen Keppel-Eiland, Feuerland u. s. w. Gegen den Satz, daß „jede Kirche" verpflichtet sei „hinzugehn in alle Welt und das Evangelium zu verkündigen," wandte er scherzhaft ein, daß es doch wohl besser wäre, wenn die verschiedenen Kirchen das Feld unter sich theilen und nicht *alle* in *alle* Welt gehen wollten. Letzteres führe zu Streit und Wirrwarr.

— Der Londoner Hilfsverein für die Missionen der *Brüdergemeinde* hielt seine Jahresversammlung am 29. April unter'm Vorsitz von Lord Shaftesbury. Die Brüdergemeinde hat auf 95 Stationen 291 Missionare, 32 eingeb. Geistliche, 1504 Laiengehilfen, 300 Lehrer und Lehrerinnen, 70,646 Heidenchristen, darunter 23,185 Kommunikanten; 16,461 Kinder in Tag- und 11,492 in Sonntagsschulen.

Die Einnahme des Londoner Hilfsvereins betrug 4743 Pf. St. Lord Shaftesbury sagte, er wisse nichts Merkwürdigeres als die Geschichte der Brüderkirche, welche heute noch in Lehre und Leben auf dem Standpunkte ausharre, den sie vor 146 Jahren eingenommen. Das sei mehr, als man von der Urgemeinde rühmen könne! Der Dank hiefür gebühre allein Gott. Ferner erzählte der Lord, wie sein Sohn neulich in Südafrika unvorhergesehenerweise mit einem Trupp Kaffern zusammengetroffen sei, wohl nicht ohne zu erschrecken; da habe aber einer von ihnen ihn herzlich begrüßt und ihn versichert, daß er nichts zu fürchten habe. Warum? Ein halbes Jahr vorher war er mit ihm im Hause des Missionars N. N. zusammengewesen! Der beste Beweis für den segensreichen Einfluß der Mission. „Ich glaube, die Brüdergemeinde ist aufbehalten für ein großes und erfolgreiches Werk unter den Heiden, wenn sie weiter macht wie bisher und ihre ursprüngliche Einfalt bewahrt."

— Am 1. Mai hielt die *Baptistische Miss.-Ges.* unter Lord Northbrook's Präsidium ihre Jahresversammlung. Die Gesellschaft hat ein Deficit von 3364 Pf. St. bei einer Gesammteinnahme von 46,092 Pf. St. Der Präsident, früher Generalgouverneur von Indien, bezeugte, daß die Eingebornen oft mehr Zutrauen zu den Missionaren als zu den Regierungsbeamten haben und daß es nun allgemein bekannt sei, daß die Neutralität der Regierung aufrichtig gemeint ist, also niemand zu irgend einem Glauben gezwungen, die christlichen Missionare aber wie alle anderen Unterthanen beschützt werden. Er empfahl ferner die Aussendung möglichst gelehrter Missionare und versicherte, obgleich es noch nicht den Anschein habe, als werde Indien bald christlich wer-

den, sei die Zukunft doch eine hoffnungsvolle.

— Am 2. Mai kam die indische weibliche Normalschul- und Erziehungsgesellschaft an die Reihe. Auch hier präsidirte Lord Shaftesbury. Die Jahreseinnahme hatte 14,931 Pf. St. betragen, mehr als je. Die Gesellschaft hat Schulen, Seminare und Zenana-Besucherinnen in Kalkutta, Lahor, Amritsar, Batala, Bombay, Madras, Trevandrum u. s. f.

— Am 6. Mai feierte die Englisch-kirchliche M.-G. ihr 80stes Jahresfest. Die Gesammteinnahme (darunter Stiftungen, von denen nur der Zinsertrag gebraucht werden darf) belief sich auf 232,836 Pf. St., die der Generalkasse aber nur auf 187,235 Pf. St. Das Deficit beträgt 24,757 Pf. St. Im Jahr 1877 betrug das Deficit 17,446 Pf. St. Darauf wurden Reduktionen vorgenommen und Aufrufe erlassen. Die Beiträge wuchsen so, daß jene Reduktionen nicht einmal alle ausgeführt zu werden brauchten. Im verflossenen Jahr hat die Viktoria-Nyanza-Mission infolge der Unglücksfälle aber allein 13,839 Pf. St. gekostet und zugleich haben die Legate sich vermindert. So erklärt sich das große Deficit. Zur Deckung desselben sind schon bedeutende Summen eingegangen, darunter 1500 Pf. St. „aus Dankbarkeit für ein Einkommen, welches von der Geschäftsstockung nicht zu leiden hat." — Von 58 Petenten wurden 14 ins Missionsseminar aufgenommen, während 15 andere Männer, die keiner weitern Ausbildung mehr bedurften, in den Missionsdienst eintraten, darunter drei Missionsärzte aus Edinburg. — Die Gesellschaft hat jetzt 185 Stationen, 204 europ. Missionare, 200 eingeb. Geistliche, 61 europ. Laiengehilfen, Lehrerinnen 2c., 2726 eingeb. Katechisten, Schulmeister 2c., 27,488 Kommunikanten.

Der Bericht hatte von lauter Fortschritt und vielen neuen Unternehmungen zu erzählen. In Tinneweli haben 11,000 Heiden um Aufnahme gebeten, von denen mehrere hundert bereits getauft sind; unter den beinahe 40,000 bereits früher Getauften sind 390, die ohne Bezahlung an der Missionsarbeit mithelfen. In Ceylon ist der Streit mit dem Bischof noch nicht beigelegt; 5 eingeb. Candidaten warten seit 4 Jahren vergeblich auf ihre Ordination; der Erzbischof von Canterbury korrespondirt gegenwärtig mit dem Bischof von Colombo über diese traurige Angelegenheit. Die Missionare und die eingeb. Christen sind aber fest geblieben in ihrem Protest gegen die romanisirenden Neuerungen des jungen Bischofs. Das Werk selbst hat nicht gelitten: 200 Heiden wurden getauft, die Tamil-Kuli-Mission, über welche der Streit zuerst angieng, bedeutend erweitert u. s. f.; nur die Geldbeiträge der Pflanzer sind infolge von des Bischofs Feindschaft zurückgegangen, wofür aber einer der Festredner den Trost hatte, daß bekanntlich dürre Blätter von frischen Zweigen gar bald abfallen, während sie an todten Aesten noch lange sitzen bleiben! In Nordindien hofft man, wenn

der Krieg vorbei ist, in Afghanistan, Beludschistan und vielleicht auch Kafiristan etwas anfangen zu können. In der Niger-Mission hat sich der Dampfer „Henry Venn“ als höchst nützlich erwiesen. Neue Punkte sind in Angriff genommen. In British-Columbia wird unter Missionar Ridley (früher im Pandschab) eine neue Diöcese (Caledonia) gebildet. In Palästina hat die Gesellschaft jetzt 8 Missionare und 3 eingeb. Geistliche, in Gaza eine neue Station u. s. w. u. s. w.

Als Festredner traten auf der Präsident Lord Chichester, der Bischof von Rochester, Canon Hoare, der Bischof von Rupert's Land, Lord Aberdeen, Miss. Wood aus Westafrika, der schon erwähnte Ridley und Miss. Storrs aus Santalistan.

— Am 7. Mai feierte die Britische und Ausländische Bibelgesellschaft ihr 75. Jahresfest. Lord Shaftesbury präsidirte, wie regelmäßig schon seit 30 Jahren. Die Jahreseinnahme betrug 213,811 Pfd. Sterl., darunter 106,168, also etwa die Hälfte, Erlös aus verkauften Bibeln. Die Ausgabe betrug 223,476 Pf. St., 4389 weniger als im Vorjahr. Seit Beginn ihrer Wirksamkeit hat die Gesellschaft 85,388,057 h. Schriften abgesetzt. Der erste Redner nach Verlesung des Berichts war der Bischof von Gloucester und Bristol, welcher besonders bei der mühsamen und oft so überaus schwierigen Arbeit der Bibelübersetzer verweilte und unter diesen namentlich den „ehrwürdigen Moffat“ erwähnte, diesen „herrlichen alten Mann, der in jahrelanger Arbeit eine Uebersetzung der ganzen Bibel in die schwere Betschuana-Sprache zu Stande gebracht hat“. (Siehe sein Bild in dieser Nummer.) Dann sprach der amerikan. Gesandte, Hr. Welsh, der zu zeigen versuchte, wie die politische und religiöse Freiheit, deren sich Amerika und England erfreuen, der Bibel zu danken seien; dann der Kanonikus Tristram, welcher eine glänzende Rede apologetischen Inhalts hielt, die hauptsächlich auf die vielen Bestätigungen der biblischen Geschichte aus neuerdings aufgefundenen Inschriften, Denkmälern u. dgl. hinwies und in scharfer Betonung der Inspirationslehre gegen die materialistischen und noch mehr gegen die kritischen Angriffe auf die h. Schrift protestirte. Hierauf erzählte Miss. Sibree von den Triumphen des Wortes Gottes auf Madagaskar. Die Jesuiten seien bitterbös darüber und werfen den madagassischen Christen vor: „Die Religion dieser Leute besteht in nichts als im Bibellesen“, was zwar ein sehr einseitiges, aber doch im Grunde ein für uns erfreuliches Urtheil sei. Gegen dies Bibelchristenthum seien die Katholiken machtlos, während andrerseits die guten Früchte desselben im Verhalten der Howa's gegen die noch heidnischen Stämme zu Tage treten. Ein Geistlicher, Macdonald, erzählte dann, er habe Tags zuvor in einer alten Nro. der „Edinburgh Review“ (April 1845) eine Kritik der auf dem damaligen Bibelfest gehal-

tenen Reden gelesen, wobei ihm die Worte aufgefallen seien: „Der alljährlich wiederkehrende Ausbruch von Selbstlob (the annual outburst of self-laudation), an welchen die Freunde dieser Gesellschaft gewöhnt sind". So werde die christliche Festfreude und der jubelnde Dank für das, was Gott durch die Gesellschaft gethan, von der Welt mißverstanden und lächerlich gemacht! — Wir gestehen, daß wir mehr der „Edinburgh Review" als dem Redner beistimmen: der Weihrauch, welchen die englischen und schottischen Christen einander zu streuen pflegen, die Bewunderung, welche noch lebenden, ja leibhaftig anwesenden Missionaren u. A. gezollt wird, überhaupt der meist ziemlich hochtrabende Ton, welcher auf diesen „May meetings" angeschlagen wird, scheint uns nicht nur lächerlich, sondern verwerflich. — Die letzte Ansprache vor dem Schlußwort des Präsidenten hielt der bereits erwähnte mehr als 80-jährige Moffat. Er erzählte etwas Drolliges: einmal habe er einen Betschuanen ganz niedergeschlagen gesehn. Warum? Sein Sohn besaß eine Bibel, und aus dieser hatte sein Hund ein Blatt gefressen, was ihm natürlich alle Wildheit, Jagdlust &c. wegnehmen und ihn zu einem sanftmüthigen Geschöpf machen werde! Das sei ein Zeugniß dafür, was für Wirkungen das Gotteswort auf die Heiden ausübe: es sänftige und sittige sie. Wer ein Wilder bleiben will, der nimmt sich wohl in Acht vor diesem Zauberbuch &c.

Chinesen im Ausland.

Nach einer offiziellen Angabe betrug die Zahl der Chinesen in Peru im J. 1873 rund 60,000. Im Allgemeinen sollen sie es gut haben, nur im Innern des Landes soll ihre Stellung so ziemlich die von Sklaven sein. In Lima, Callao und anderen Küstenstädten gibt's dagegen viele vollkommen freie Chinesen, deren Arbeitskontrakt entweder abgelaufen ist, oder die sich losgekauft haben. Sie sind Köche, Spezereihändler, Schneider, Schuhmacher, Bäcker, Metzger und machen andern Arbeitern erfolgreich Konkurrenz, was mit der Zeit zu kalifornischen Zuständen führen könnte. Mischheirathen zwischen Chinesen und Weißen der unteren Klassen sind nicht mehr selten. Auch soll die katholische Propaganda unter ihnen Fortschritte machen. Infolge gewisser Verträge mit der chinesischen Regierung und mit einem englischen Handlungshaus in Hongkong und New-York wird voraussichtlich die chinesische Einwanderung in Peru noch zunehmen.

(Aus allen Welttheilen.)

— Der chinesische Evangelist Set-man (Sit-mun), der etwa 20 Jahre lang unter seinen Landsleuten in Hawaii gewirkt hat, ist im vorigen Jahr auf Besuch in seine Heimat zurückgekehrt, wo ein Barmer Missionar ihn gesehen. Derselbe schreibt Folgendes über ihn: „Set-man war nach Kalifornien ausgewandert und dort getauft worden; aber, sagt er, in Honolulu bei den Schwarzen kam ich zum lebendigen Glauben an Jesum. Das ist ein wackerer

Mann, dieser Set-man. Ich bat ihn, in Kanton uns einen Gottesdienst zu halten; er that's und hielt uns eine Missions-Betrachtung mit interessanten Mittheilungen über die Missionsarbeit auf den Sandwichs-Inseln. Er verglich die Chinesen mit den Brüdern Josephs, die auswanderten, um Lebensmittel einzukaufen und ein viel köstlicheres Kleinod, ihren Bruder und Retter, fanden. ‚Dort bei den Schwarzen habe ich gelernt, wie man ein Jünger Jesu wird und ein seliges Kind Gottes.' In der That, das allezeit fröhliche Antlitz und der so unchinesische, einfältige Blick sind Beweis genug, daß er dem Herrn Jesu angehört und dessen Name ihm über alles gilt. Alle Anwesenden bekamen einen überwältigenden Eindruck der Wahrheit." So geht's öfter. Neulich kommt ein Brief aus Kalifornien an Miss. Faber von einem unbekannten Mann, der nichts anderes will, als seinen Dank aussprechen für die Markus-Predigten, welche ihm in Kalifornien zu großem Segen geworden sind. Gegenwärtig sollen 10,000 Chinesen in Hawaii leben. In Honolulu wird eine Kirche für sie gebaut.

(Berichte der Rhein. M.-G.)

— In Sydney hat Dr. Steel, Presbyterianer, 6 Chinesen getauft. — In Victoria hat sich im April 1878 Miss. Daniel Brooman (nach 25-jähriger Thätigkeit in Kanton) als Leiter der dortigen presbyt. Mission unter den Chinesen niedergelassen. Drei Katechisten unterstützen ihn. In der Hauptstadt Melbourne sind etwa 1000 Chinesen, in Ballarat u. s. w. ebenfalls viele.

Todesfälle.

Am 20. Febr. starb in Sydney Frau Chalmers, die nach zehnjähriger Arbeit in Narotonga im Mai 1877 mit ihrem Mann eine neue Arbeit in Neuguinea angefangen hatte; am 29. März Frau Mather, ebenfalls von der Londoner Mission, Witwe des Dr. R. Mather, in Nordindien, nach beinahe 40-jähriger Thätigkeit in Mirsapur. Sie hat mehrere populäre Schriften in Urdu und Hindi verfaßt, von denen allein die Regierung der Nordwest-Provinzen einmal 160,000 Exemplare kaufte. Ihr bedeutenstes Werk ist ein hindostanisches Bibel-Wörterbuch.

— Am 24. März starb 72-jährig Bischof Tyrrel von Newcastle in Australien, der schon vor einem Jahre den größten Theil seines Vermögens, 5 Mill. Mark, zu allerlei kirchlichen und wissenschaftlichen Stiftungen hergegeben hatte. Er war der erste Bischof von Newcastle und hat seit 1847 unermüdlich, von Ort zu Ort reitend, seiner Diözese gedient.

— Am 23. April starb in Kalikut ganz unerwartet, aber still und sanft, Hr. Karl Schlunk, früher als Kaufmann in der Basler Mission thätig, seit 1875 Kommitteemitglied der Norddeutschen Miss.-Ges.

— Am 12. Mai wurde Bischof Gobat von Jerusalem vom Herrn „aus dem irdischen

Zion in Seine himmlische Stadt abgerufen". Nach längerer Angegriffenheit infolge eines Schlaganfalles gieng er am letzten Ostersonntag zum erstenmal wieder in seine Christuskirche, nahm hier das Abendmahl und segnete die Gemeinde, die er seit mehr als 32 Jahren geweidet hatte; 8 Tage darauf entschlief er sanft, im Alter von 80 Jahren, 3 Monaten und 17 Tagen. — Seinen Nachfolger hat die Königin von England zu ernennen. Er selbst war vom sel. König von Preußen ernannt worden. Bereits hat Lord Beaconsfield das erledigte Bisthum dem Canon Tristram angeboten. Dieser ausgezeichnete, evangelisch gesinnte Mann hat aber leider abgelehnt.

Allerlei.

Eine eigenthümliche Novität ist soeben in Konstantinopel (bei Lorentz und Keil) erschienen. Dieselbe betitelt sich: „Rabbi Nachum, oder die Proselytenmacher. Ein Drama in fünf Aufzügen 2c.", eine in deutscher Sprache, aber in hebräischen Lettern abgefaßte, speciell „gegen die Proselytenmacherei der englischen Missions-Gesellschaften" gegenüber der dortigen starken Judenkolonie gerichtete Satire.

— Die deutsche Missionsliteratur in Amerika hat neuerdings einen erfreulichen Aufschwung genommen. Vor reichlich 20 Jahren begann Pastor Brobst seine „Blätter für Mission", mußte sie aber nach 10 Jahren wieder eingehn lassen. Vor 4 Jahren gründete Pastor A. E. Frey sein „Ev.-luth. Missionsblatt", das es bald auf 16,000 Expl. brachte. Das General-Council, das eine eigene Mission unter den Telugu's hat, aber trotz aller Bemühungen die Gemeinden nicht recht für diese Sache zu erwärmen vermochte, suchte sich mit Pastor Frey zu vereinigen. Es war aber unmöglich, die beiderseitigen Interessen und Ansprüche zu verbinden, und so gründete das General-Council vor einem Jahr ein eigenes Blatt, den „Missionsboten", unter Leitung von drei Geistlichen in Philadelphia Das neue Blatt hat es schon auf 8000 Abonnenten gebracht, theilweise freilich auf Kosten des Frey'schen Missionsblattes, das viel weniger schön ausgestattet ist. Ein drittes Blatt „Missionstaube" ist jüngst innerhalb der Synodalkonferenz erschienen, also in 4 Jahren 3 neue Missionszeitschriften. Die Missionsthätigkeit selbst ist noch gering; am besten scheint es unter den Negern voranzugehen. Die Deutschen in Amerika haben eben Mühe um die eigene kirchliche Existenz. Hoffentlich wird sich's aber auch an ihnen bewähren, daß Freikirchen verhältnißmäßig mehr für Missionszwecke opfern und thun, als die finanziell besser situirten Staatskirchen.

Bücherschau.

Dr. Warneck. Die christliche Mission. Ihre sachliche Begründung und thatsächliche Ausführung in der Gegenwart. Halle, Julius Fricke, 1879. 36 Seiten. Groß 8°. Preis 25 Pfennige.

Diese im Auftrag der in Halle neu konstituirten sächsischen Provinzial-Missionskonferenz herausgegebene Flugschrift ist zur Verbreitung „besonders in solchen Kreisen bestimmt, die bis jetzt der Mission aus irgend welchen Gründen ferne gestanden." Es sind damit wohl hauptsächlich „gebildete" Kreise gemeint. Und in der That eignet sich die Schrift zu diesem Zweck ganz vorzüglich. Der unermüdliche Verfasser hat hier auf kleinem Raum in frischer, anziehender Weise eine Apologie der modernen Mission geschrieben, von der wir wünschen, daß sie an Tausenden ihre Wirkung thue. Viele von den Thatsachen und Gedanken, welche die Flugschrift enthält, hat der Verfasser in seinen früheren Schriften schon mitgetheilt; allein diese sind eben in den Kreisen, für welche die neue Publikation bestimmt ist, nicht gelesen worden. Und sodann kann man auch solche Wahrheiten wirklich nicht oft genug sagen. Die Schrift zerfällt in 8 Abschnitte, deren Inhalt wir hier wiedergeben.

I. Ein Artikel der Weserzeitung. Eine Anekdote aus Indien. Wir wissen nicht, daß es eine Mission gibt. Befremdlichkeit dieser Erscheinung in den religiös noch nicht indifferenten Kreisen. Gründe des Mangels an Reichsgottespatriotismus neben religiöser Lauheit. — Unwissenheit und Vorurtheil. II. Das Christenthum Missionsreligion. Ein Ausspruch Max Müllers. Die Mission ein Grundgedanke des Evangelii. Der Missionsbefehl und seine Consequenzen. III. Die Großartigkeit des Missionsgedankens. Thatsächliche Ausführung des Missionsbefehls in der apostolischen und mittelalterlichen Missionsperiode. IV. Das 19. Jahrhundert ein Missionsjahrhundert. Warum heut wieder Missionszeit ist. Der Missionsgeist in der evangelischen Kirche. Die Ausdehnung des Missionswerkes in der Heimat. Die Missionsarbeit ein Lichtbild im religiösen Leben der Gegenwart. V. Ein Blick auf das Missionsgebiet der Gegenwart. Die moderne Missionsperiode, die Periode der Weltmission. Die Hauptmissionsfelder. Bedeutung der Besetzung dieser Gebiete. Vergleich mit wissenschaftlichen Unternehmungen. VI. Der Missionserfolg in Zahlen. Beleuchtung dieser Statistik. Progressionsmäßiges Wachsthum. Nachweis desselben an einigen Beispielen. Gott hat seine Weile und Eile. VII. Der indirekte Missionserfolg. Die Bildung einer neuen geistigen und sittlichen Atmosphäre. Sittliche, geistige und materielle Culturerfolge; speziell

die durch Schule und Presse geübten Bildungseinflüsse. VIII. Die Mission, eine Ehrensache für uns. Aufforderung zur praktischen Hilfsleistung. Mehr Arbeiter. Die Noth unsrer Missionsgesellschaften. Nunquam retrorsum. Eine Sparkasse. Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß. Ein fröhliches Gewissen in Bezug auf die Ausführung des Missionsbefehls.

Reise zur Auffindung eines Ueberlandweges von China nach Indien. Von T. T. Cooper, Agent der Handelskammer zu Kalkutta. Mit einer Karte und 13 Illustrationen. Jena, Hermann Costenoble. 1877.

Das werthvolle Buch des englischen Reisenden ist von Herrn Dr. v. Klenze in gutes Deutsch übersetzt und mit einem sehr nützlichen Anhang über die beiden Expeditionen von Sladen, Browne und Margary versehen worden.

Bekanntlich hat Hr. Cooper seine Reise nicht zu wissenschaftlichen Zwecken, sondern in rein praktischem Interesse als Pfadfinder des Handels gemacht. Zu physikalischen und andern Beobachtungen fehlten ihm schon die Instrumente, zu sprachlichen oder archäologischen Studien die Kenntniß des Chinesischen. Um so interessanter ist aber seine Reise vom einfach menschlichen Standpunkt aus, da er als unterhaltender und doch wahrheitsliebender Erzähler uns der Reihe nach seine Erlebnisse und Abenteuer in recht anziehender Weise beschreibt und hiebei manches mittheilt, was ihm selbst vielleicht unbedeutend erschien, für den Leser aber, der sich schon mehr mit China beschäftigt hat, von Wichtigkeit ist. Wohlthuend berührt die Anerkennung, mit welcher der Verfasser von den Chinesen redet und sie gegen europäische Vorurtheile in Schutz nimmt. „Es wäre gut für uns, wenn China und die Chinesen mehr bekannt wären. Man muß die chinesischen Mittelklassen und Bauern schätzen, wenn man sie kennen lernt. Selbst ihre Fehler erzeugen mehr Mitleid als Aerger." Sehr gut ist der Reisende auch auf die katholischen Missionare zu sprechen, die ihm freilich bei seinem Aufbruch von Hankau und weiter im Innern wesentliche Dienste leisteten.

Von Hankau gieng die Reise den Jangtsekiang hinauf. Nach 29 Tagen war Tschung-Tsching, der Sitz eines katholischen Bischofs, „das Liverpool des westlichen China", erreicht. Drei Wege, um nach Indien zu gelangen, waren nun möglich, alle aber gefährlich: 1) über Talifu nach Bhamo, 2) über Bathang im östlichen

Tibet nach Sudija am Brahmaputra, 3) über Bathang durch Central-Tibet nach Dardschiling. Der Reisende entschied sich für den zweiten. Bis Tschen-tu, dem „chinesischen Paris", der Hauptstadt von Sze-tschuen, gieng alles ziemlich glatt. Hier waren aber Haufen von Studenten zum Examen zusammengeströmt. Vor ihnen war der kathol. Bischof mit allen Priestern geflohen, nur ein gewisser Peter war im Missionshaus zurückgeblieben und dieser wollte den europäischen Reisenden aus berechtigter Furcht vor einem Krawall nicht aufnehmen. Endlich wurde dann doch noch in einem Hôtel eine Unterkunft gefunden. Nun mußte zur Weiterreise aber der Paß erneuert werden. Es wurden verschiedene Schwierigkeiten gemacht. Schließlich aber hatte Hr. Cooper den Triumph, einen Paß bis nach Lhassa, der Hauptstadt von Tibet, zu erhalten.

In Ta-tsian-lu, der Grenzstadt zwischen China und Tibet, mußten längere Vorbereitungen für die Weiterreise gemacht werden, wobei die liebenswürdigen Besitzer des Hôtels, sowie der greise französische Bischof Hilfe leisteten. Letzterer lieh dem Reisenden sogar 200 Tael und segnete ihn beim Abschied mit Thränen in den Augen.

Nun gieng's weiter nach Bathang, nicht mehr in chinesischer, sondern in europäischer Kleidung, auch nicht im Boot oder Tragsessel, sondern per Maulesel und Pony. „Bis jetzt hatten sich die Franzosen damit gebrüstet, daß von allen Europäern nur ihre Landsleute China bis nach Tibet durchkreuzt hatten, und als ich allein auf der Höhe des Jeddo-Passes stand, machte sich meine Freude darüber, daß nun doch ein Engländer das Land der Blumen durchschritten habe, in einem englischen Hurrah Luft, das in den Bergen Tibets zum erstenmal das Echo erweckte." Lamaklöster (übrigens „Höhlen des Lasters"), Gebetsmaschinen, aber auch Diebe, Räuber, Spione waren fortan die Tagesordnung; dazu fehlte es an Proviant, da die mißtrauischen Leute nichts verkaufen wollten, und die Kälte in dem Taso-Gebirge war sehr groß. In Bathang selbst verursachte die Ankunft des Fremden große Aufregung, da demselben die schlimmsten Gerüchte über die Zwecke seiner Reise vorausgegangen waren. Die Beamten sandten anfangs sogar seine Geschenke zurück, beruhigten sich aber bald. An die Bevölkerung konnte Cooper hier allerlei Kleinigkeiten verkaufen und als seine Photographien, lauter Andenken von Freunden, zum Vorschein kamen, rissen die Leute sich förmlich darum, was sehr einträglich war. Es handelte sich nun darum, wie

die Weiterreise gemacht werden sollte. Die Missionare wollten durchaus, Hr. Cooper möchte über Lhassa gehn, gewissermaßen um ihnen als Wegbereiter zu dienen, und als dieser einen Chinesen gefunden hatte, der ihn begleiten und ihm helfen wollte, suchte ein eingeborener Angestellter der Missionare (hoffentlich ohne deren Wissen) die Sache zu hintertreiben, weil er wünschte, die tibetanischen Behörden möchten Hrn. Cooper beleidigen oder mißhandeln, „da in diesem Falle die indische Regierung den Krieg erklären und Tibet öffnen würde und dann die Missionare nach Lhassa gehen könnten, von wo er und sein Bruder als Christen ausgewiesen worden waren.“ Hr. Cooper sollte also die Katze sein, welche den Christen, und insbesondere jenem Schreiber der Missionare, die Kastanien aus dem Feuer holen sollte! Aber die Beamten, hinter welchen die Lama's steckten, wollten ihn durchaus nicht in's innere Gebiet ziehen lassen. Endlich kam ein ganz im Interesse des Reisenden liegender Kompromiß zu stande, wonach er durch Yunnan nach Barma gehen sollte.

Aber gleich das erste Abenteuer nach dem Aufbruch von Bathang war ein sehr unangenehmes. „Tang Kupah“ — so hieß der Reisende bei den Eingeborenen — wurde das Opfer einer tibetanischen Sitte, die ihn „in zwei Stunden verheirathete und in den Besitz einer Tochter“ brachte! Ja das 16-jährige Mädchen, das ihm wider Willen angetraut worden, nöthigte ihn überdies noch zur Theilnahme an einem götzendienerischen Akt! Zum Glück verließ das junge Mädchen ihren „Mann“ jedoch nach einiger Zeit, weil die Reisebeschwerden für sie zu groß waren. Die Lama's der Gegend verboten nämlich den Leuten, dem fremden Eindringling etwas zu verkaufen und die mitgenommenen Vorräthe wurden gestohlen. Hr. Cooper wäre hier fast Hungers gestorben. Ein Lama, an den er sich flehend wandte, antwortete nur, daß er nicht in ihr Land hätte kommen sollen. Mit den spionirenden Soldaten konnte man sich friedlich auseinandersetzen, auf eine angreifende Räuberbande aber mußte der Nothwehr halber geschossen werden. Ein sehr armer Jäger, dessen Frau ein paar Tage zuvor gestorben war und der mit seinen 4 Kindern selbst fast nichts hatte, war der erste, welcher dem Reisenden wieder etwas zu essen gab. Im nächsten Dorf aber bekam Cooper statt einer Mahlzeit buchstäblich Schläge. Das Zusammentreffen mit 2 Beamten des tibetanischen Hauptmandarins von Bathang rettete den Rei-

senden aus seiner verzweifelten Lage, obgleich eben diese Beamten wohl an allem Unglück schuld waren.

Der nächste Haltplatz war Atenze, eine Grenzstadt, die schon unter der Jurisdiktion des kaiserlichen Vizekönigs von Yunnan steht. Von hier aus gelangte man wieder einmal auf eine kathol. Missionsstation, namens Tz-eu, und dann weiter durch mehrere sehr freundliche Stämme nach Weisi, wo infolge des muhammedanischen Aufstandes und durch die Einquartierung chinesischer Soldaten die größte Unsicherheit herrschte. Am 28. Juni 1868 brach Cooper nach Tali-fu auf und nun giengs auf das gefährliche Grenzgebiet zwischen chinesischer und muhammedanischer Herrschaft los, in welchem jeder Schritt des Reisenden von beiden Parteien auf's Sorgfältigste beobachtet wurde. Das Kapitel „unter den Tze-fans", welches hievon handelt, gehört zu den werthvollsten des ganzen Buches. Bald sah Cooper sich genöthigt, nach Weisi zurückzukehren und hier wurde er von einem ebenso feigen als gewaltthätigen Mandarin zuerst auf's Amthaus geladen und dann daselbst — gefangen gehalten. Die Geschichte dieser Gefangenschaft und der endlichen Befreiung gehört zum Spannendsten, was man lesen kann. Der Rest des Buches erzählt kurz die Rückkehr fast auf dem alten Weg. Der Versuch, nach Indien zu gelangen, war also gescheitert, dafür hatte der Reisende aber nicht nur viel erlebt, sondern auch manche wichtige Kenntnisse gesammelt, die für seine Handelsprojekte nicht unfruchtbar bleiben werden.

Das ganze Buch ist ebenso interessant vom Missions- als vom handelsgeographischen Standpunkt und dazu so unterhaltend, daß man es gar nicht aus der Hand legen mag, wenn man einmal mit Lesen angefangen.

Bekanntlich ist Hr. Cooper im April 1878 als britischer Resident zu Bhamo in Barma von einem Korporal seiner Wache aus Rache für empfangene Strafe erschossen worden.



Negerinnen in Surinam.

Ein Blick auf Indien.

Von Th. K.

Ein recht wohlunterrichteter junger Mann, der in einem Buche von der „Zenanamission“ gelesen hatte, fragte neulich ganz naiv, ob die Zenana's nicht ein Stamm der Afghanen seien, — und der Fragesteller gehörte noch dazu dem Volke an, das seinen Beruf, heidnische Nationen zu civilisiren und zu christianisiren, am längsten schon in Indien bethätigt hat.*) Vielleicht könnte aber auch unter den Lesern dieser Blätter, denen Indien zwar nicht durch das Recht der Gewalt, wohl aber durch das Recht der Liebe angehört, mancher die Antwort auf ähnliche Fragen schuldig bleiben. Andere aber, denen Indien durch persönliche Beziehungen oder durch Lektüre von Missionsberichten bekannter ist, werden einige Beiträge zur besseren Kenntniß desselben gewiß dankbar aufnehmen; denn die Liebe zu einer unsrer Theilnahme werthen Sache verlangt einerseits immer genauere Bekanntschaft mit derselben, und wird andererseits durch die wachsende Erkenntniß auch angefrischt und vertieft. Was wir im Folgenden mittheilen, ist den Schilderungen eines Mannes der Wissenschaft entnommen, der sich sein Leben lang mit Indien beschäftigt und der es mehrere Male von Kaschmir bis zum Kap Comorin durchreist hat; das Auge, mit dem er Indien beobachtet hat, ist aber zugleich das eines warmen Freundes des Christenthums

*) Wie groß bei uns in Deutschland noch immer die Unbekanntschaft mit indischen Dingen ist, kann man z. B. in einem sonst vortrefflichen Aufsatz der Augsb. Allg. Zeitung (Nr. 136, Beilage) sehen, wo das Wort Kuli aus der „Kuli-Kaste“ hergeleitet wird, während es einfach einen Lohnarbeiter (Kuli-Lohn) bedeutet, eine „Kuli-Kaste“ aber gar nicht existirt. Wahrscheinlich ist dem Verf. die Kulin-Kaste vorgeschwebt; die Mitglieder derselben, feine Brahmanen, würden ihm diese Verwechslung aber wohl sehr übel nehmen.

und der Mission.*) Das Interessanteste aus den Mittheilungen des englischen Professors stellen wir — ohne es auf Vollständigkeit abzusehen — zusammen unter den Abschnitten: Die Engländer in Indien, das Heidenthum in Indien und die Mission in Indien.

1. Die Engländer in Indien.

a. Verdienste der Engländer.

Die Erfolge der englischen Civilisationsarbeit sind so bedeutend, daß auch der ärgste Gegner Englands seine Augen dagegen nicht verschließen kann. Einst stellte sich Indien dem Blicke dar als ein Land, das durch innere Kriege verheert, durch despotische Herrscher geknechtet, durch Hungersnöthe entvölkert und widerstandslos der zerstörenden Macht von Seuchen und Naturgewalten preisgegeben war; jetzt sind die Naturgewalten bezähmt und überwacht, Dampf und Elektricität in den Dienst des Handels und Verkehrs gestellt, gute Straßen, Kanäle und Wasserwerke eingerichtet, Rechtstitel aller Art gesichert; das Richteramt wird unparteiisch gehandhabt, die Bildung des Volkes gefördert, und überall trifft man eine Bevölkerung, die gedeiht und sich rasch vermehrt.

Greifen wir nur einige Punkte heraus, z. B. die Erleichterung des Verkehrs durch die Eisenbahnen. Nicht blos Engländer bedienen sich derselben, sondern auch die Hindus, ohne sich durch Nationalstolz und Kastenvorurtheil abhalten zu lassen. Als der Prinz von Wales nach Bombay kam, eilten die Eingebornen zu Tausenden an die Bahnstationen, um ihn zu sehen. Die wartende Menge verkürzte sich in recht lebhafter Weise die Zeit durch Schwatzen und Schreien; das Geschrei und der Lärm glichen dem Rauschen des Meeres, so daß es einem Neuling scheinen konnte, als sei ein zweiter indischer Aufstand im Anzug.**) Dann aber bestiegen sie den Zug in voller Ordnung, ohne sich mit ihrer Ueberzahl den Weg in die

*) Der Titel des Buches lautet: „Modern India and the Indians, being a series of impressions, notes and essays by *Monier Williams*“ (Professor in Oxford). London, Trübner and Co., Ludgate Hill. 1878.

**) Die gewaltig lauten Stimmen der Hindus rühren wohl daher, daß sie gemeinsame Angelegenheiten in freier Luft, unter Bäumen zu verhandeln pflegen.

ersten Klassen erobern zu wollen. Geduldig wie Schafe ließen sie sich in die Wägen dritter Klasse einpferchen (die zum Theil noch eine obere Etage hatten). Aehnlich mag es hergehen, wenn Schaaren von Eingebornen zum Götzenfeste oder zu einem heiligen Orte wallfahren; denn auch die Poesie einer Wallfahrt zu Fuß ist durch die englischen Eisenbahnen verdrängt, und noch mehr: der Zulauf zu heiligen Orten wird jetzt um so größer, je schneller die Entfernungen mittelst der Eisenbahn durchmessen werden. Auch der Erfolg der englischen Civilisation ist jedenfalls unbeabsichtigt, den einmal ein gelehrter Hindu mit den Worten ausdrückte, es gebe in Indien seit der Einführung der Eisenbahnen nicht mehr so viel böse Geister, wie früher. Und warum dies? Der Geisterspuck, sagte er, komme einfach daher, daß Verstorbene, denen ihre Verwandten keine Todtenopfer darbringen, zu herumirrenden Geistern werden und die Menschen plagen. Nachdem nun durch englische Bemühung der Verkehr so leicht geworden sei, komme es nur noch selten vor, daß die Verwandten nicht schnell genug von einem Todesfall benachrichtigt werden, um die Ceremonien rechtzeitig vollziehen zu können. — Die Post wie die Eisenbahn bieten natürlich für die Eingebornen Gelegenheit zu Anstellungen: indische Postboten eilen, in leichtester Kleidung, ihre Last Briefe auf dem Kopfe, von einer Stadt zur anderen, und auf den Komptoirs und Bureaux aller Art wimmelt es von Hindu-Beamteten. Aber all' diese äußerlichen Civilisationsarbeiten müssen zu gleicher Zeit auch der Mission und ihren Angestellten zum Besten dienen, nicht nur durch den Zeitgewinn und die Kraftersparniß, welche das Eisenbahnreisen mit sich bringt, sondern auch durch den zerstörenden Einfluß, welchen dieses Verkehrsmittel auf Kastenvorurtheile und indischen Aberglauben vielfach ausübt.

Gehen wir über zu der eigentlich sittlichen Arbeit Englands an Indien, so ist vor allem auch und gerade das ein Verdienst, was die Hindus als Eingriff in ihr religiöses Leben ansehen: die Abschaffung einer Reihe von Mißbräuchen, die gegen die allgemeinen Gesetze der Sittlichkeit verstoßen. So wurden z. B. Menschenopfer im Jahr 1845 von der englischen Regierung unterdrückt, ebenso die Sitte, daß junge Männer, die von ihren Müttern durch ein Gelübde dem Tode geweiht waren, sich selbst an einem gewissen Festtage das Leben nehmen mußten. Im letzteren Fall wurde einfach das Fest verboten, und einmal wurde dieses Verbot unterstützt durch die

und Schulen enthalten mehr gut unterrichtete, als auf das Gute gerichtete Leute, solche, die mehr frei als weise denken, mehr vorwitzige Zweifler als redliche Forscher. Sehr oft ist nur der Verstand gebildet worden, nicht auch Herz, Wille und Charakter. So werden diese jungen Leute aufgebläht und eingebildet; sie lernen ihrer Väter Religion verachten und bekommen doch nichts Neues dafür. Die Zahl solcher „Gebildeten" ist groß, da Dank den englischen Einrichtungen die Kinder der Aermsten dieselbe Bildung erlangen können, wie die der Reichsten. Bei unglaublich billigem Preise kann ein junger Hindu studiren; sein Leben ist äußerst einfach: ein Stuhl, ein Tisch, eine Matte auf dem Boden sind seine einzigen Möbel, seine Bücher holt er sich aus der Bibliothek und Reis ist beinahe sein einziges Nahrungsmittel. Natürlich kann dann die Regierung nicht alle, die ein befriedigendes Examen bestanden haben, in ihren Dienst nehmen. Diejenigen, die leer ausgehen, schämen sich dann zur Handarbeit zurückzukehren; sie werden unzufriedene, den Engländern feindlich gesinnte Glieder der indischen Gesellschaft. Eine sociale Mittelklasse, wie sie in Europa den eigentlichen Schwerpunkt des Volkes bildet, ist in Indien nicht vorhanden, und daher fehlt auch eine durchschnittliche mittlere Bildung; die englische Bildung ist erst in eine kleine Schichte der Bevölkerung eingedrungen, und die Kluft zwischen den so Gebildeten und den Ungebildeten ist weit. Daher muß die Regierung in Zukunft ihr Augenmerk darauf richten, ihre Schüler mehr in ihren natürlichen Lebensverhältnissen zu lassen und sie für diese geschickter zu machen; ein indischer Zimmermann sollte ein besserer Zimmermann, ein Schreiner ein besserer Schreiner, ein Töpfer ein besserer Töpfer werden. Nur in besonderen Fällen müßte eine höhere, über den Stand der Eltern hinausgehende Bildung gewährt werden.

Noch war nicht von der Erziehung des weiblichen Geschlechtes in Indien die Rede. Die Wichtigkeit derselben für den sittlichen und physischen Fortschritt der Bevölkerung kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Die Hindufrauen sind im allgemeinen fromme und hingebende Mütter, und üben daher großen Einfluß auf ihre Familien aus; aber sie sind entsetzlich unwissend, und ihrer Unwissenheit, Bigotterie und Unterwürfigkeit gegen die Brahmanen ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß Götzendienst und Aberglaube nicht viel schneller Grund und Boden verlieren. Die Regierung hat bis

England sieht es nun ferner als eine Pflicht an, den geistigen Zustand des Volkes durch **Unterricht** zu heben. Als der Prinz von Wales in Bombay begrüßt wurde, waren auf einem geräumigen Platze 12,000 Kinder versammelt — alles Schulkinder verschiedener Religionen und Nationen: Hindus, Parsis, Muhammedaner, Katholiken und Protestanten, die aus Bombay und der Umgebung zusammengebracht worden waren. Schon die Thatsache, daß man eine so große Zahl von Kindern, Knaben und Mädchen, aus einem doch beschränkten Bezirke zusammenbringen konnte, ist bedeutsam und erfreulich. Sie waren in Reihen aufgestellt und nach Religionsgemeinschaften gruppirt. Jedes Kind hatte ein gedrucktes, an den Prinzen gerichtetes Lied in der Gudscherati-Sprache bei sich, das im Augenblick, da der Prinz unter sie trat, angestimmt werden sollte. In Madras wurde der hohe Gast von noch mehr Kindern empfangen. Ueberall gibt es nun Schulen: niedere, mittlere und höhere, außerdem Gymnasien und Universitäten, und jedes Jahr weist eine immer wachsende Zahl von Schülern und Studenten auf. In Bombay gab es im J. 1875 über 1000 junge Leute, die zum Universitätsstudium zugelassen wurden, darunter einige junge Prinzen. In Kalkutta waren es noch mehr, und der durchschnittliche Bildungsgrad scheint höher zu sein als in England. Südindien steht hinter Nordindien in seinem Eifer für Bildung nicht zurück; ja was die Fertigkeit in der englischen Sprache betrifft, trägt Madras vielleicht den Preis davon. Die größte Wichtigkeit für die allgemeine Bildung Indiens haben aber die einfachen Dorfschulen, in denen die Muttersprache, nebst Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt wird. Solche Schulen sind zum Theil sehr praktisch eingerichtet: sie fristen ihr Leben in freier Luft unter Bäumen, die Kinder üben die Schreibekunst zuerst im Sand, dann auf Palmblättern, und bringen es im Rechnen oft so weit, daß sie auch Brüche im Kopfe multipliciren können. Schon im Jahr 1873 gab es 30,477 Primarschulen, mit 963,000 Kindern in Indien, was freilich noch nicht viel heißen will bei einer Bevölkerung von 241 Millionen!

Und nicht nur in die Breite muß das englische Unterrichtssystem noch gehen, sondern eben so sehr in die Tiefe, d. h. es muß immer zweckmäßiger und solider werden. Selbst Engländer erkennen die schwachen Seiten desselben, auch abgesehen von dem Princip der Religionslosigkeit der Schulen, wohl an. Die indischen Universitäten

und Schulen enthalten mehr gut unterrichtete, als auf das Gute gerichtete Leute, solche, die mehr frei als weise denken, mehr vorwitzige Zweifler als redliche Forscher. Sehr oft ist nur der Verstand gebildet worden, nicht auch Herz, Wille und Charakter. So werden diese jungen Leute aufgebläht und eingebildet; sie lernen ihrer Väter Religion verachten und bekommen doch nichts Neues dafür. Die Zahl solcher „Gebildeten" ist groß, da Dank den englischen Einrichtungen die Kinder der Aermsten dieselbe Bildung erlangen können, wie die der Reichsten. Bei unglaublich billigem Preise kann ein junger Hindu studiren; sein Leben ist äußerst einfach: ein Stuhl, ein Tisch, eine Matte auf dem Boden sind seine einzigen Möbel, seine Bücher holt er sich aus der Bibliothek und Reis ist beinahe sein einziges Nahrungsmittel. Natürlich kann dann die Regierung nicht alle, die ein befriedigendes Examen bestanden haben, in ihren Dienst nehmen. Diejenigen, die leer ausgehen, schämen sich dann zur Handarbeit zurückzukehren; sie werden unzufriedene, den Engländern feindlich gesinnte Glieder der indischen Gesellschaft. Eine sociale Mittelklasse, wie sie in Europa den eigentlichen Schwerpunkt des Volkes bildet, ist in Indien nicht vorhanden, und daher fehlt auch eine durchschnittliche mittlere Bildung; die englische Bildung ist erst in eine kleine Schichte der Bevölkerung eingedrungen, und die Kluft zwischen den so Gebildeten und den Ungebildeten ist weit. Daher muß die Regierung in Zukunft ihr Augenmerk darauf richten, ihre Schüler mehr in ihren natürlichen Lebensverhältnissen zu lassen und sie für diese geschickter zu machen; ein indischer Zimmermann sollte ein besserer Zimmermann, ein Schreiner ein besserer Schreiner, ein Töpfer ein besserer Töpfer werden. Nur in besonderen Fällen müßte eine höhere, über den Stand der Eltern hinausgehende Bildung gewährt werden.

Noch war nicht von der Erziehung des weiblichen Geschlechtes in Indien die Rede. Die Wichtigkeit derselben für den sittlichen und physischen Fortschritt der Bevölkerung kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Die Hindufrauen sind im allgemeinen fromme und hingebende Mütter, und üben daher großen Einfluß auf ihre Familien aus; aber sie sind entsetzlich unwissend, und ihrer Unwissenheit, Bigotterie und Unterwürfigkeit gegen die Brahmanen ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß Götzendienst und Aberglaube nicht viel schneller Grund und Boden verlieren. Die Regierung hat bis

jetzt noch wenig für die Erziehung der Frauen gethan: vereinzelte Anstrengungen sind gemacht worden mit großen Kosten und auch mit einigem Erfolg; aber oft haben sie auch nachgelassen. Die Sachlage ist eben die, daß zuerst die mehr zugänglichen Männer gewonnen werden müssen; sind sie christlich erzogen und gebildet, so wird die Bildung der Frauen sich von selbst geben und das weibliche Geschlecht wird dann ohne Vermittlung der Regierung auf einen der Bildung der Männer entsprechenden Standpunkt gehoben werden.

Es bleibt im Allgemeinen dabei, daß es für Indien eine Wohlthat ist, unter englische Herrschaft gekommen zu sein. Viel bleibt noch zu thun übrig und es ist zu hoffen, daß noch viel gethan wird. Für uns aber ist die englische Arbeit darum so wichtig, weil sie in manchen Beziehungen den Grund legt für die Arbeit der Mission.

b. Regierung der Engländer.

Indien ist gegenwärtig nicht mehr in drei Präsidentschaften eingetheilt, sondern in 8 Provinzen, die unmittelbar unter England stehen, und in 8 Territorien, die zum Theil von England überwacht werden, zum Theil aber faktisch unabhängig sind. Ein Heer von Beamten ist thätig, diese gewaltige Ländermasse zu verwalten; dem Eingebornen erscheint jedenfalls der Kollektor (Steuereinnehmer) als unmittelbarster Vertreter des englischen Regiments. Das Amt eines Kollektors schließt mehr in sich, als der Name besagt; in ihm ist die ganze Verwaltung eines Distrikts zusammengefaßt. Er zieht nicht nur die Steuern ein, sondern hat richterliche Befugnisse, ihm ist die ganze Wohlfahrt eines Bezirkes in die Hände gelegt, er überwacht die Polizei, die öffentlichen Arbeiten, Straßenbau, Ackerbau, die Verwaltung der Städte, er sorgt für das Gesundheitswesen, für Erziehung und alles Erdenkliche. Eine Menge von Sipahis stehen zu seiner Verfügung, stets bereit, seine Anordnungen auszuführen. Jeder Zoll am Kollektor ist in den Augen der Bevölkerung ein König. Er redet wie ein solcher, handelt wie ein solcher und besitzt thatsächlich mehr Macht, als anderswo manch' wirklicher König. Spricht er zu einem Manne: „Komm' her“, so kommt er, zu einem andern: „Geh'“, so geht er. Sein Amthaus ist der tägliche Sammelpunkt für eine Menge Eingeborner. Morgens in aller Frühe, wenn der Kollektor noch von seinem Ausritt in der kühlen Morgenluft nicht zurückgekehrt ist, sieht man schon Leute aller Art vor dem Amthause. Da stehen

einige Polizeisoldaten, die einen Gefangenen herbeigebracht haben, hier ist ein bescheiden aussehender Mann mit rothem Turban und weißen Kleidern, der eine Bittschrift einreichen möchte, dort sind einige abgemagerte, halbnackte Bauern, gebückt unter der Last der Armut und des Kummers; hier ein alter Mann, geleitet von seinem Weibe, dort einige Unterbeamte, die einen Bericht einzuliefern oder Befehle entgegenzunehmen haben; andere kommen um gewarnt oder aufgemuntert, getadelt oder gelobt zu werden und endlich allerlei Bummler, die eigentlich gar nichts da zu thun haben — alle mit einer Miene ruhiger Ergebung und unverwüstlicher Geduld. Kommt nun der Kollektor zurück und hat er um 8 Uhr sein Frühstück eingenommen, so ist es seine Aufgabe, all' diese Fälle in eigener Person zu erledigen. Um 11 Uhr etwa bringt der Postbote eine Last Briefe, und nun ist der Kollektor in eine wahre Flut von Papieren getaucht. Jede Post bringt ihm eine Menge von Schriftstücken und verlangt Berichte und statistische Notizen über alles mögliche. (Ein Kollektor wurde vor nicht langer Zeit aufgefordert, einen Bericht zu schreiben über die Lebensweise eines gewissen im Ganges lebenden Fisches. Andererseits haben diese Beamten aber auch schon freiwillig alle möglichen literarischen Beiträge zur Kenntniß Indiens geliefert; wir kennen einen, der ein ganzes Buch über Fischfang und Fischzucht in Indien geschrieben hat. Red.) Daher hört man von Seiten dieser Beamten öfter Klagen darüber, sie können ihre Arbeit nicht mehr bewältigen wie früher, sie seien ihrer Bewegungen nicht mehr Herr, sondern müssen einem Dutzend anderer Herren dienen, den Steuerkommissionen, der Sanitätsbehörde, der Polizeibehörde, den Direktoren des öffentlichen Unterrichtes, den Männern der Wissenschaft u. s. w. Daraus ergeben sich manche Nachtheile; der Kollektor, der mit Arbeit überhäuft, oder der, unmittelbar aus England angekommen, in die Verhältnisse noch nicht eingeweiht ist, gibt seine Schriftstücke zur Ausarbeitung an seine Unterbeamte und Sekretäre, diese sind vielleicht oft in demselben Fall und schenken ihren Schreibern das Vertrauen, so daß man sagen kann, die Verwaltung des großen Reiches werde in vielen Fällen geleitet durch Schreiber!

Freilich liegt der Schwerpunkt der Regierung nicht in Indien, sondern in England. Die Verbindung beider Länder durch den Telegraphen ist so enge, daß eine Verständigung der Regierungen mit Blitzesschnelle geschehen kann. Die ungeheure Kluft, die West und

Ost trennt, scheint überbrückt zu sein, und daraus ist leicht das Bestreben der englischen Regierung erklärlich, Indien nach der Form englischer Zustände zu verwalten und möglichst zu uniformiren. Indien besteht aber einmal aus ganz ungleichen Theilen, die nach Sitte, Religion, Klima, Bevölkerung sehr verschieden sind und sich insgesammt wieder von England unterscheiden wie die Nacht vom Tage. Daher ist die Regierung häufig in Versuchung, englische Zustände nach Indien zu verpflanzen, ohne daß dieses genügend dafür vorbereitet ist. Manche staatliche Einrichtungen der modernen Zeit, als Schwurgerichte, moderne Gesetzgebung, Municipalbehörden, Freiheit der Presse waren in Indien verfrüht und mußten deßwegen theilweise wieder rückgängig gemacht werden, was selbst wieder zu neuen Unzuträglichkeiten führt. Den Vortheil übrigens hat die Leitung von London aus, daß unerfahrene Provinzialgouverneure unmittelbarer beaufsichtigt werden können, indem man ihnen die Zügel straff anzieht, wenn sie ihre Grenzen überschreiten wollen.

Vielfach ist die Regierung hinter ihren Aufgaben zurückgeblieben, weil sie das ihr anvertraute Land noch lange nicht genügend kennt. Wir sehen davon ab, daß die Engländer meist eine unvollkommene Kenntniß der Geographie Indiens haben, daß indische Beamte oft nicht viel von dem wissen, was über die Grenzen ihrer Provinz hinausgeht, daß selbst Männer von Rang und Erziehung fragen können, ob Lahore nahe bei Benares sei u. s. w. — Das schadet Indien selbst noch nichts, auch das nicht, daß die Statistik über manche Punkte noch im Argen liegt, daß Bezirke, die bloß eine halbe Tagereise von Kalkutta entfernt sind, in englischen Berichten noch in neuerer Zeit als „unerforschtes Land" bezeichnet werden mußten. Aber wichtiger ist es, daß die Natur des Landes noch zu wenig bekannt ist, und daher lange nicht den Ertrag liefert, den sie liefern könnte. Wie groß und mannigfaltig die Leistungsfähigkeit in landwirthschaftlicher Beziehung sei, weiß man nicht, eben so wenig, welche Aussichten die Baumwollenkultur u. dergl. hat. Erst in neuerer Zeit hat man die Entdeckung gemacht, daß die Theepflanze auf indischem Boden heimisch sei. Unwissenheit herrscht zum Theil noch über Bau und Pflege des Kaffees, des Chinabaums, und vor allem des Tabaks. Vielleicht muß ja der letztere den Engländern die 8 oder 9 Millionen im Staatshaushalt ersetzen, wenn das britische Gewissen einmal dahin kommt, den Opiumhandel aufzugeben. Weiter-

hin ist Indien noch zu wenig nach der Seite seiner Wasserverhältnisse bekannt. Indien ist gesegnet mit einer Masse herrlicher Flüsse und Bäche, aber die beste Methode, dieselben zum Nutzen des Landes zu verwerthen, ist noch nicht gefunden. Es sind daher in vielen Gegenden noch keine Reservoirs zur Ansammlung des Wassers und keine geeigneten Vorrichtungen zur Bewässerung vorhanden, um der Dürre und Hungersnoth in energischer Weise entgegenzuwirken. Die Wissenschaft endlich hätte in Indien noch ein großes Feld vor sich, um in der prachtvollen Pflanzen- und Thierwelt botanische und zoologische, medicinische und viele andere Entdeckungen zu machen.

Die Eingebornen haben ihrerseits wieder eine Anzahl Beschwerden gegen die englische Regierung: warum, heißt es, läßt man uns niemals zu den höchsten Stellen zu? Warum gibt man uns nicht sociale und politische Gleichberechtigung? Wir wollen einige Repräsentanten im Hause der Gemeinen und, wenn uns diese Vertretung in der Regierung nicht gestattet wird, wenigstens berathende Versammlungen, deren Willen man höre, ehe man zur Ausführung neuer Gesetze schreitet. Das Alter für die Bewerbung um den englischen Civildienst ist neuerdings für die Hindus auf die Zeit vom 17. bis 19. Jahre festgesetzt worden; daher wird behauptet, die Hindus seien nun faktisch von der Mitbewerbung ausgeschlossen, da man doch nicht Knaben in diesem Alter nach England schicken könne. Ueberhaupt sei es eine Ungerechtigkeit, daß alle, die in den Civildienst treten wollen, ihres Examens wegen nach England reisen müßten. Ferner wird das Finanzsystem angegriffen: die Regierung sollte weniger kosten, sie sollte weniger Geld auf die öffentlichen Arbeiten verwenden. Die Steueransätze sollten sich mehr gleich bleiben und nicht so oft wechseln. Natürlich war die Steuer anfänglich eine niedere, mit der Zeit konnte die Regierung aber mehr von der ackerbautreibenden Bevölkerung verlangen, da das Ackerland nun bedeutend im Werth gestiegen ist. Dies können aber die Eingebornen nicht begreifen. Häufig wird auch über die Ausübung der Justiz geklagt: sie sollte billiger und weniger umständlich sein. Das Hauptübel besteht hier darin, daß es eine Unzahl von einheimischen Advokaten gibt, die von Processen leben, ihre Klienten ausbeuten und ihren eigenen Landsleuten das Blut abzapfen.

Die englische Regierung kommt gegenüber solchen Klagen in manche Verlegenheit; sie thut bald zu wenig und bald zu viel. Zu

viel scheint sie neuerdings zu thun, indem sie die Eingebornen zu Ungunsten englischer Beamten in Dienst nimmt. In Gerichtshöfen, Polizeibehörden, Eisenbahnstationen, Post- und Telegraphenanstalten und in jedem Zweige der Verwaltung trifft man jetzt Eingeborne an Stellen, die früher von Europäern ausgefüllt waren. Die englischen Beamten sind häufig darüber aufgebracht, daß man Eingeborne mit übermäßiger Werthschätzung ihrer Verdienste ihnen vorzieht. In 30 Jahren — hört man sie klagen — werden wir, die englischen Richter und Kollektors, aus dem Lande verschwunden sein; die Eingebornen, die wir herangezogen haben, drängen uns nach und nach hinaus. Wir haben die schwerste Arbeit gethan im Schweiß unsres Angesichtes, und doch dankt man uns nicht und bezahlt uns nicht besser.

Von Zeit zu Zeit wird übrigens auch der englischen Regierung eine dankbare Anerkennung, noch öfter eine schmeichelhafte Lobeserhebung von Seiten der Eingebornen zu Theil. Ein Hindu, namens Gopal-rao Hari Deshmukh, ein Mann von Energie und guten Gaben, wurde unlängst zum Richter in Tanna gemacht und mit dem Titel Rao Bahadur beschenkt. Darauf setzte er in die indische „Times“ etwa folgenden Artikel: „Diese Stellung ist mir verliehen worden als Belohnung meiner Unterthanentreue und meiner Dienste. Ich bin versichert, daß jeder verständige und wohlunterrichtete Mann in diesem Lande treu ist. Unser Land hat Jahrhunderte lang keine Regierung gehabt, die den Namen einer solchen verdiente. Es gab weder Frieden im Innern noch Sicherheit gegen Außen. Keine Gewalt in Indien setzte den Greueln der Witwenverbrennung, des Kindermords, des religiösen Selbstmordes und der Menschenopfer eine Schranke. Die ganze Nation bot das Bild des Stillstandes und der Unwissenheit. Jetzt steht es anders: unter den Auspicien einer gütigen, aufgeklärten und starken Regierung beginnen wir wieder fortzuschreiten. Licht und Erkenntniß ergießen sich über das ganze Land. Verjährte Vorurtheile und Irrthümer sind im Verschwinden begriffen. Wir halten es daher für ein großes Vorrecht, treue Unterthanen der Kaiserin von Indien sein zu dürfen. Wir haben jetzt Sicherheit des Lebens und Eigenthums, so gut als menschliche Einrichtungen sie zu Stande bringen können. Wer alt genug ist, weiß von den Plünderungszügen der Pindari's zu erzählen, die, von den Bergen herabsteigend, Schrecken im Konkan-Lande verbreiteten.

Diese Räuber von Profession sind durch die britische Regierung ausgerottet. Wir haben Redefreiheit, Preßfreiheit (letztere ist neuerdings bedeutend eingeschränkt worden nicht ohne Grund, aber auch nicht ohne bedenkliche Folgen. Red.) und das Recht, unsere Wünsche vorzutragen. Wir genießen die Segnungen des Unterrichts, nützlicher öffentlicher Arbeiten, inneren Friedens und der Freiheit von fremden Einfällen."

Aehnlich denken auch Andere. Einsichtige Hindus räumen überhaupt gerne ein, daß sie unter englischer Herrschaft mehr Wohlthaten genießen, als unter irgend einer anderen der Fall gewesen; manche sehen auch ein, daß das Ende derselben zugleich der Anfang unseliger Verwirrungen sein würde, und sie wünschen sehnlichst ihre Fortdauer. Aber wie steht es mit der Masse des Volkes? Wie ist die Mehrzahl der Unterthanen gegen die Engländer gestimmt? Diese Frage ist einer besonderen Besprechung werth, weil sie auch für die Wirksamkeit der Missionare von Bedeutung ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mission in den Augen der Welt.

6. Hawaiische Zustände nach Dr. Max Buchner.

„Als die Hawaiier zuerst in der Geschichte auftraten, was vor 100 Jahren geschah, waren sie in lauter kleine Stämme unter eigenen Häuptlingen zersplittert. Ihre berühmteste That seit Anfang bis jetzt ist die Tödtung des großen Seefahrers Cook (1779) geblieben. Cook ist der Entdecker der Hawaiischen Inseln, und von ihm wurden sie auf den Namen seines Vorgesetzten, des damaligen Chefs der Admiralität in London, Lord Sandwich, getauft. Die Einheit Hawaiis stammt von Kamehameha I., welcher dieselbe im Anfang unseres Jahrhunderts durch Unterwerfung aller anderen Häuptlinge herstellte. Er wird deßhalb nach seinem bedeutenderen Zeitgenossen in Europa der Napoleon der Sandwich-Inseln

genannt. Unter ihm kamen die ersten Missionäre, amerikanische Kongregationalisten, in's Land und errangen bald immer mehr Einfluß, so daß schließlich sie die faktischen Herrscher waren. Gegenwärtig ist ihre Macht*) im Abnehmen begriffen. Da auch andere Sekten kamen und Konkurrenz machten, so fehlte es auch hier nicht an dem Altweibergezänk der Pfaffen. Eine auffallende Menge (?) von verlassenen Kirchen und Kapellen allenthalben auf den Inseln, welche lebhaft an Tirol erinnert, gibt Zeugniß von jener nunmehr glücklich überwundenen Blüthezeit der Hierarchie.

„Die Hawaiier oder Kanakas, wie sie sich selbst nennen, sind reine Polynesier. In ihrer äußeren Erscheinung dürften sie sich kaum von den Eingebornen Neuseelands unterscheiden, höchstens daß sie vielleicht im Durchschnitt nicht ganz so groß und grobknochig sind wie jene und mehr zur Fettbildung neigen. Die Sprachen beider haben trotz der 4000 Seemeilen Entfernung so viel Gemeinsames, daß ein Maori und ein Kanaka sich noch verständigen können. (?) Ihr Gruß ist hoch poetisch und heißt Aloha oë — ich liebe Dich. Auch die Hawaiier sind Kannibalen gewesen, aber niemals in demselben Grade wie die Maoris oder gar die Viti-Insulaner. Sie brachten den Göttern Menschenopfer, und diese wurden dann von den Priestern und Vornehmen gefressen.

„Auf ihrer gegenwärtigen Kulturstufe sind sie noch immer ein sonderbares Gemisch von alter Barbarei und neuer Civilisation. Die Kleidung ist im Allgemeinen europäisch, nur daß die Weiber lange, lose Talare ohne Taille tragen. In den Städten

*) Dr. Buchner scheint vorauszusetzen, daß es den Missionaren um „Macht" zu thun ist; er triumphirt über die „glücklich überwundene Blütezeit der Hierarchie" in Hawaii. Hiernach könnte man meinen, als sei es mit der Mission und ihren Erfolgen am Ende. Hören wir aber z. B. den nun 78-jährigen Miss. Titus Coan, welcher der eingebornen Gemeinde in Hilo vorsteht, so bekommen wir einen ganz anderen Eindruck. Dieser noch jugendfrische Greis ist 45 Jahre lang Missionar gewesen und hat in dieser Zeit über 12,000 Personen getauft. Erstaunlich ist u. A. das Wachsen nicht nur des Wohlstandes, sondern auch des Wohlthätigkeitssinnes in seiner Gemeinde. Anfangs opferte dieselbe etwa 5 Dollar jährlich in Gestalt von Fischen, Kapa &c. dann 10, 20, 100, 500, 1000, 2000, 3000, ja neuerdings 4000 Dollar in Einem Jahr. Miss. Coan schreibt, er wünsche noch ein zweites Leben leben zu können, um auch noch anderen Völkern das Evangelium zu bringen, — seine Erfahrungen in Hawaii haben ihn also nichts weniger als entmuthigt.

sind auch die Wohnungen größtentheils europäisch, in den Dörfern und den einsamen Gehöften jedoch noch nach altem Stil einfache, ruppige Strohhütten. In der Nahrung hat sich seit Cook's Besuchen nichts Wesentliches geändert. Poi, ein säuerlicher Brei aus Taromehl, ist der Hauptartikel, rohe Fische und Hundefleisch sind noch immer Lieblingsgerichte. Die Mahlzeiten werden auf dem Boden eingenommen, und haben die reicheren, vornehmen Kanakas auch die schönsten Tische und Stühle, sie ziehen es vor, sich daneben auf eine Matte niederzulassen.

„Die Hawaiier sind diejenigen Polynesier, welche am rascheſten aussterben. In den letzten 20 Jahren ist die einheimische Bevölkerung von 80,000 auf 50,000 Köpfe herabgesunken.*) Der Hauptgrund liegt wohl in der Unsittlichkeit der Weiber und in ihrer Leidenschaft für das Reiten, der sie sich ohne Schonung und Rücksicht, rittlings wie die Männer im Sattel sitzend, hingeben." In Honolulu herrscht eine ziemlich schamlose Prostitution. „Dort sind die Missionäre in dieser Beziehung machtlos. Anderwärts aber halten sie ein scharfes Auge auf ihre der Sünde nur zu sehr geneigten Lämmer. Während unserer Anwesenheit in Hilo giengen sie in ihrem Mißtrauen und in ihrer Vorsicht soweit, uns während der Nacht einen Polizeimann vor's Hotel zu postiren.**)

„Unter den öffentlichen Gebäuden Honolulu's ragt das freistehende Regierungsgebäude dominirend hervor. Ein weiter, luftiger Saal im Erdgeschoß dient dem Parlament zu seinen Sitzungen.

*) Nach einer am 27. December 1878 vorgenommenen Volkszählung ist die Gesammtbevölkerung des Königreichs Hawaii 57,985 Seelen, 1088 mehr als im Jahr 1872 (gegen 142,000 im Jahr 1823). Die Zahl der Eingebornen ist jetzt 44,088, fast 5000 weniger als vor 6 Jahren, die der Mischlinge aber ist auf 3420 (933 mehr als vor 6 Jahren) gestiegen. Die Weißen zählen jetzt 4561, d. h. 1133 mehr, die Chinesen sogar 5916, d. h. 3978 mehr als im Jahr 1872. Folgendes ist die Stärke der verschiedenen Nationalitäten mit Beifügung der entsprechenden Zahlen vom Jahr 1872: Amerikaner 1276 (889), Britten 883 (619), Portugiesen 436 (395), Deutsche 272 (224), Franzosen 81 (88, die einzige Abnahme), andere Fremde 666 (364). Die Zahl der im Lande geborenen Kinder von Ausländern ist von 849 auf 947 gestiegen. Somit hat zum erstenmal durch die starke Zunahme des fremden Elements eine Vermehrung der Bevölkerung stattgefunden, wenn auch auf Kosten der Eingebornen.

**) Hienach hätten sie im Gegensatz zu dem oben Gesagten doch noch erstaunlich viel „Macht"!

Hier spielen sich zuweilen gar schnurrige Debatten ab. Unter den vier Ministern des Kabinets sind drei Weiße, die Präsidentschaft ist weiß, und das Haus selbst besteht zu einem Drittheil aus Weißen. Es wird sowohl englisch als hawaiisch debattirt. Eine hawaiische Interpellation findet oft eine englische Antwort, oft sprechen zwei Redner zu gleicher Zeit, der eine englisch, der andere hawaiisch, der Hawaiier wüthend, der Engländer kühl und spöttisch. Und ehe des Morgens die Komödie beginnt, wird gebetet. Es machte mir bei wiederholten Besuchen den Eindruck, als ob die Weißen nicht viel Notiz von den Reden der Kanakas nähmen. Sie sind eben Kinder. Man läßt sie schreien und thut schließlich doch was man will. Erst kürzlich war ein Gesetz durchgegangen, welches den im Hawaiischen Königreich ansäßigen Heilkünstlern sehr verderblich werden konnte, nämlich daß jedem Arzt die Licenz entzogen werden sollte, der einem Rufe zu einem Kranken nicht sofort Folge leistete. Die Zeitungen brachten viel Schmähartikel über dieses Gesetz und drückten dabei ganz unverblümt ihre vollste Verachtung der braunen Gesetzgeber aus.

„In Honolulu gibt es sieben Kirchen, alle von amerikanischer Stillosigkeit, und zehn Freimaurerlogen. Die meisten Hawaiier sind kongregationalistisch christianisirt. Nach diesen kommen an Zahl die Katholiken, dann die Episkopalen*). Neben der Kavaiahaokirche ist das Mausoleum des letztverstorbenen Königs. „Lunalilo ka Moi † 1874" („L. der König") ist die einfache Aufschrift des kapellenartigen, gothischen Baues, um welchen innerhalb eines eisernen Gitters sechs vergilbte Kahilis, große Sträuße aus Federn und Blumen auf Stangen, in der Erde stecken.

„Nur in den drei oder vier Geschäftsstraßen drängen sich die Häuser, größtentheils aus Holz und einstöckig, ohne Gärten eng aneinander. In Fort-Street sind die Läden der Weißen, in Nuuanu-Avenue jene der Chinesen. Denn auch hieher haben die Söhne des Reiches der Mitte ihren Weg gefunden, und keine der größeren Ortschaften auf den Hawaiischen Inseln ist ohne Mongolen. Sie sind hier hauptsächlich Schuhmacher, Kleinkrämer und Gastwirthe schmutziger Speiselokale. Die Wäscherei, die in Kalifornien ihr Monopol ist, haben sie den Eingebornen noch nicht zu entreißen vermocht. Ihre offenen Buden sehen sich alle so ähnlich, daß man nur schwierig und selten die richtige wieder findet, wenn man vielleicht von einem der schlitzäugigen Spitzbuben betrogen worden ist.

*) Anmerkung siehe folgende Seite.

Den ganzen Tag wird emsig gearbeitet. Hier sitzt ein alter, verrunzelter Schuster mit einer unförmlichen, rundglasigen Brille auf der Nase und näht im Verein mit einigen jüngeren Gesellen leichte, dünnsohlige, weiße Zeugstiefel zusammen; dort schwirren amerikanische Nähmaschinen, an denen bezopfte Schneider chinesische Gewänder verfertigen. Hier sind Cigarren, Tabak und alle möglichen Gegenstände des häuslichen Bedarfs zu haben, dort eine Menge fremdartiger Büchschen und Schächtelchen mit chinesischen Konserven aufgestapelt. Früchteverkäufer preisen Melonen und Mangos an, und in den kleinen Wirthschaftsspelunken stehen Reihen winziger Schüsselchen mit eigenthümlichen Gerichten, die an geschmorte Regenwürmer erinnern, lockend hinter dem Fenster. Man sieht die Chinesen fast niemals müßig. Selten begegnet man wohl auch einem bezopften Reiter hoch zu Roß oder deren mehreren in Gesellschaft zu Wagen, aber auch dann wohl nur in Geschäften reisend. Es gibt nur wenige Chinesinnen in Honolulu. Die meisten Chinesen sind mit Hawaiierinnen verheirathet. Die Regierung sträubt sich zwar gegen die Einwanderung der asiatischen Pest (!). Aber die durch einen erst jüngst abgeschlossenen Vertrag für freie Einfuhr des Zuckers nach den Vereinigten Staaten wieder aufblühenden Zuckerplantagen brauchen Arbeiter, und die Chinesen sind die billigsten. Ueber kurz oder lang werden die Fluthen dieser häßlichen Rasse mit ihren scheußlichen Lastern, die dem Europäer gegenüber keine Ehrenhaftigkeit kennt und alles für erlaubt hält, zusammenschlagen über der einheimischen schönen und edlen Rasse, welche rapide ausstirbt.

„Unter den Weißen herrscht der amerikanische Typus vor. Auch die meisten Waren sind von Kalifornien her eingeführt**). Ueberall gibt sich der amerikanische Einfluß kund, und das Annektirtwerden durch die Vereinigten Staaten ist für Hawaii wohl nur eine Frage der Zeit ... Ganz besonders erfreulich tritt das Deutschthum in den Vordergrund. Es war mir eine äußerst angenehme Ueberraschung, ebensoviel Deutsch als Englisch sprechen zu hören. Wenn ich so

*) Bischof Willis mit 4 Geistlichen, 2 Lehrern und 190 Kommunikanten: 51 Eingeborne, 35 Mischlinge, 99 Weiße, 5 Chinesen rc. Von 1872—1878 wurden 369 Personen getauft, 140 konfirmirt.

**) Der Handel blüht in Hawaii: Der Import betrug 1878 über drei Mill. Dollars an Werth, der Export (Zucker, Reis, Kaffee, Wolle, Talg, Häute, Fungus, Betelblätter rc.) eine halbe Million mehr.

durch die Straßen gieng, drangen fast aus jedem der offenstehenden Läden, Barbierstuben und Kneipen die Laute der Muttersprache an mein Ohr. Wir sind dort so gut vertreten, als wir nur wünschen können, was nicht allenthalben in überseeischen Hafenplätzen der Fall ist. Unter unseren Landsleuten in Honolulu sind die angesehensten und reichsten Kaufleute, und ein reges geistiges Streben, das man in solcher Ferne und Abgelegenheit kaum erwarten möchte, blüht bei ihnen. Ich fand zum erstenmal seit längerer Zeit nicht nur die meisten unserer besseren Zeitschriften, sondern auch eine Menge deutscher Bücher wieder.

„Das Klima von Honolulu ist paradiesisch, wie überall auf den glücklichen Inseln des Stillen Oceans. Die Hitze ist nicht allzu groß und wird häufig gemildert durch erfrischende Regenschauer. Eine schreckliche Plage Hawaiis aber ist der asiatische Aussatz, die Lepra, welche absolut unheilbar ist. Man behauptet, sie sei von den Chinesen eingeschleppt worden. Sie war im Anfang nur in einzelnen Fällen aufgetreten, bis sie gelegentlich der ersten Blatternepidemie, die ein Walfischfänger brachte, plötzlich die größte Verbreitung erfuhr. Nicht bloß die Aerzte, sondern auch Missionäre und Beamte stürzten sich sofort auf die Eingebornen, um alles Hals über Kopf zu impfen, ohne die nöthigste Vorsicht zu wahren, und so kam es, daß die Lanzette das Gift der Aussätzigen auf eine Menge Anderer übertrug. Die Aussätzigen werden polizeilich gesammelt und in ein abgeschlossenes und unzugängliches Thal der Insel Molokai verbannt, was zwar grausam, aber sehr weise ist. Auf Molokai sollen sich gegenwärtig etwa 800 Aussätzige, darunter auch vier Weiße, ein Deutscher und drei Engländer, befinden. Aerztliche Behandlung genießen sie dort nicht*) und auch über ihre Verpflegung wird viel geklagt.

„Die Straßen sind staubig, aber die Gärten glänzen stets im frischesten Grün, Dank der reichlichen Wasserversorgung. Zu der im Licht einer glühenden Sonne strahlenden Landschaft liefern die Eingebornen die schönste und stilvollste Staffage. Blumenbekränzt und in bunten Gewändern jagen sie, Männer und Weiber, auf

*) Neuerdings hat die Regierung einen Jahrgehalt von 12,000 M. für einen gebildeten Arzt ausgesetzt, der sein Leben der Pflege und Aufsicht der Aussätzigen widmen soll, es hat sich aber lange keiner gefunden. Erst kürzlich hat ein Missionarssohn, Emerson, sich dazu hergegeben.

zähen Pferden über Stock und Stein dahin. Und ihre warmen Farben im Verein mit der Sonnengluth der wüsten und gelben Flächen gaben mir oft ein Bild von wahrhaft orientalischer Lebhaftigkeit.

„Das Irrenhaus fand ich nur von wenigen Geisteskranken bewohnt. Eine tobsüchtige Chinesin war der schlimmste Fall, die anderen waren alle bereits blödsinnig. Die gemüthliche, naturgemäßere Lebensweise der Eingebornen, fern von der aufreibenden Hast des Gelderwerbs und des Ehrgeizes in Amerika und Europa, ist nicht geeignet, Erkrankungen des Gehirns zu begünstigen. Die Einrichtungen der Anstalt genügen mäßigen Ansprüchen."

Von Honolulu fuhr der Reisende nach Hilo auf die Insel Hawaii hinüber, wo er hauptsächlich die Schwimm- und andere Badekünste der Eingebornen *), sowie ihre höchst unanständigen

*) Der Reisende schämt sich nicht, einige Seiten später über dieses Badeschauspiel zu schreiben: „Das famose Bad in Wailuku hatte allen Reiz eingebüßt, da die höhere weibliche Schuljugend sich nicht mehr einstellte. Ihre so anziehende Schwimm- und Purzelbaumproduktion des ersten Tages hatte das Mißfallen der frommen Missionäre erregt. Es war ihnen eingeschärft worden, unsere Nähe zu meiden, und um die Tugendhaftigkeit im Kampfe mit dem Bösen zu unterstützen, schlich nächtlicher Weile die hohe Polizei um unser Hotel." Gott sei Dank, daß es doch noch „fromme Missionäre" und eine Polizei in Hawaii gibt, um das arme Volk vor den teuflischen Nachstellungen der Herren Reisenden zu schützen. Sonst wäre dasselbe schon längst völlig ruinirt, wie es jetzt leider zum mindesten halb ruinirt ist. Das Unglück der Kanaka's ist ihre Liebenswürdigkeit, mit der sie allen Fremden entgegenkommen. „Diese Hawaiier sind alle von der größten, uneigennützigsten Zuvorkommenheit." Man lese nur, was Dr. Buchner über das „Lome lome" schreibt: „Diese nach einem anstrengenden Ritt höchst erquickende Procedur besteht in dem kunstgerechten Kneten der Muskeln des Rumpfes, der Beine und Arme und bildet einen Theil der landesüblichen Gastfreundschaft, der dem eben angekommenen Fremdling auf sein Verlangen und oft auch ohne sein Verlangen geleistet wird. Kaum ist man irgendwo in einem Dorfe vom Pferd gestiegen und hat sich müde auf der Erde ausgestreckt, als auch sogleich ein paar Frauenzimmer nebenan Platz nehmen und erst schüchtern, dann immer dreister und eindringlicher zu kneten beginnen!" — „Mancher Fluch mag uns nachgesandt worden sein," bemerkt unser Reisender in einem andern Zusammenhang, und wir bestätigen dies durch den Totaleindruck, den die Buchner'sche Reisebeschreibung auf uns gemacht hat: ja, der Fluch Hawaii's sind die gottlosen Weißen! Wehe über sie, welche diesen „Kleinen" ein Aergerniß um's andere geben, indem sie ihre naive Kindlichkeit schändlich mißbrauchen!

Tänze zu bewundern Gelegenheit hatte. Für uns sind aus diesem Kapitel nur folgende zwei Stellen von Interesse: „Wir hatten für die Tänzerinnen und Musikanten und für die zahlreichen uneingeladenen Gäste Thee machen lassen, während wir selbst zu unseren Spirituosen griffen, die wir von Honolulu mitgebracht, weil solche auf Hawaii verboten sind.“ *) Und: „Als der Tanz vorüber war, fieng draußen im Garten ein Rudel junger Männer an, vierstimmige Lieder vorzutragen, die sie von den Missionären gelernt hatten und die mir wieder ein glänzendes Zeugniß ablegten von der großen musikalischen Begabung der Polynesier. Sie hörten schließlich gar nicht auf zu singen, bis wir ihnen bedeuteten, daß es Zeit sei, schlafen zu gehen. So lange wir in Hilo waren, wiederholten sich jeden Abend diese Konzerte.“ Natürlich bestieg Herr Buchner auch den Kilauea, diesen größten der noch thätigen Vulkane der Erde, welcher durch das heldenmüthige Hinabsteigen Kapiolani's in den Krater und ihre Verhöhnung der Göttin Pele auch in der Missionsgeschichte berühmt ist. Hiervon weiß unser Reisender übrigens nichts; dagegen bemerkt er: „Ich begreife sehr wohl, wie noch heutzutage die Eingebornen der hawaiischen Inseln als echte Naturkinder an ihrer alten Göttin Pele, der Beherrscherin und Urheberin des Kraters, festhalten und ihr zuweilen, sie zu beschwichtigen, Opfer darbringen, indem sie Münzen und andere Kostbarkeiten oder auch

*) Vgl. S. 373: „Bier oder Schnaps gab es hier nicht, da diese Artikel im Hawaiischen Königreich überhaupt, ausgenommen in Honolulu, verboten sind. Hingegen besaß der halbchinesische Diener unseres Wirths eine Licenz zur Bereitung und Verabreichung von Awa (dasselbe wie Kawa), welche monatlich 25 Cents kostet. Und da wir nichts Besseres wußten, ließen wir uns am Abend Awa vorsetzen . . . Es stellten sich indessen bei vieren von uns sehr unangenehme Folgen (Erbrechen und Diarrhöe) ein, welche uns einen erheblichen Theil der Nachtruhe raubten.“ Mit der Bekämpfung der Trunkenheit wird in Hawaii wirklich Ernst gemacht. In dem Briefe eines christlichen Chinesen aus Hawaii an Miss. Lechler in Hongkong (China Mail Dez. 21, 1878) heißt's sogar: „Am Sonntag wird nicht gearbeitet, auch kaufen und verkaufen ist verboten. Uebertreter des Gesetzes werden bestraft. Branntwein ist auch verboten; selbst beim Abendmahl wird nicht Wein, sondern Zuckerwasser gebraucht (!): bloß in des weißen Mannes Kirche wird Wein gebraucht. Dies strenge Verbot wurde infolge davon erlassen, daß einige Eingeborne sich betrunken, einige Häuser angezündet und einige Menschen umgebracht hatten. Opium ist ebenfalls streng verboten und auf den heimlichen Handel damit ist eine schwere Geldstrafe gesetzt.“

Schweine und Ziegen in den feurigen Schlund werfen, trotz des Christenthums. Sind ja doch bei unseren Bauern ähnliche abergläubische Ueberbleibsel der Heidenzeit nach mehr als tausend Jahren noch zahlreich vorhanden." Leider nur zu wahr!

In einem abgelegenen Dorf sah der Reisende auch eine Schule, „in welcher die Kinder gerade ihr Morgengebet beteten" und in Hilo wurde er „einigen jungen Damen vorgestellt, die auf der Missionsschule englisch gelernt hatten und sich freuten, ihre Konversationskünste zeigen zu können." Erst im Verlauf des Gespräches merkten die Europäer, daß in dem betreffenden Haus ein Leichnam lag und daß die schauderhaften heidnischen Tänze, die vor demselben aufgeführt wurden und an welchen sich einige alte Weiber ergötzten, ein Stück der Todtenfeier ausmachten. Es wurde so arg, daß sie meinten, an einem Ort zu sein, „für welchen schüchterne Zurückhaltung nicht passe." „Da kam aber gleich wieder die hoheitsvolle sittliche Entrüstung, sobald wir uns die kleinsten Freiheiten erlaubten", und es stellte sich heraus, daß der anwesenden jüngeren Generation jener unzüchtige Tanz ebenso verhaßt war, als beliebt bei der älteren. „Wir hatten zwei Kulturstufen, die eine tiefe Kluft trennte, vor uns. Die Alten staken noch fest in ihrer alten Barbarei, die Jungen fühlten bereits europäisch. Daß beide Kulturstufen, anderwärts durch jahrhundertelange Zwischenstufen vermittelt, hier auf Einem Fleck neben einander vorkommen, war ein Anachronismus, der eben nur bei einer so rapiden Civilisirung möglich ist, wie die Hawaiier sie genossen. In einem Missionsbericht aus den zwanziger Jahren erinnere ich mich ein Gegenstück zu unserem Erlebniß gelesen zu haben. Als Kamehameha II. gestorben war, trauerte ganz Honolulu um ihn und zwar in folgender Weise. Beide Geschlechter enthielten sich wochenlang jeglicher Bekleidung. Einige hackten sich die Finger ab, andere schlugen sich die Vorderzähne aus. Tag und Nacht wurde Hula-Hula getanzt und — Unzucht getrieben." — Also hat die Mission doch nicht umsonst gearbeitet.

Was der Reisende sonst über seine Erlebnisse auf Hawaii zu erzählen hat, macht ihm selbst am meisten Schande. Neben einem solchen Europäer erscheinen auch die sittenlosesten Kanakas als arme unschuldige Kinder. Folgendes ist noch so ziemlich das harmloseste Stück dieser Art: „Der nächste Tag war unglückseliger Weise ein Sonntag, und unser sonst sehr liebenswürdiger Wirth in Kohala ent-

puppte sich als ein arger Mucker. Bats und ich hatten beschlossen, um jeden Preis nach Honolulu weiter zu gehen, und sollte es auch in unserem offenen Walboot sein. Wir kollidirten damit auf's Heftigste mit den herrschenden Sabbathgefühlen, und nichts wurde unterlassen, gegen unser Vorhaben zu intriguiren. Auch die drei anderen Gefährten waren dagegen, wohl mehr aus Furcht vor der See als aus wahrer Religiosität. Schließlich siegten wir aber doch, und gegen 65 Dollars und das Versprechen, Boot und Mannschaft von Honolulu mit der nächsten Gelegenheit wieder zurückzuschicken, übernahm es der Kapitän, uns beide nach Honolulu zu bringen. In Kohala war es unerträglich öde und feierlich. Den ganzen Morgen klimperte der blaße Backfisch des Hauses geistliche Melodien auf dem Klavier, während wir unten im Garten uns mit dem frommen Vater und unserer Bootsmannschaft herumdisputirten. Als wir bereits am Landungsplatz unten waren, um uns einzuschiffen, erhoben sich neue Schwierigkeiten. Wir wollten noch zwei Kalebassen Poi (Brei) für die Mannschaft mitnehmen. Aber heute war Sonntag und kein Mensch in Kohala getraute sich etwas zu verkaufen, und ohne den Poi erklärte die Mannschaft auf's Bestimmteste, nicht zu fahren. Zum Glück fanden wir doch noch einen Kanaka bereit, gegen das Fünffache des gewöhnlichen Preises den unumgänglichen Kleister heimlich zu liefern. Endlich stießen wir wirklich vom Lande und waren der peinlichen Ungewißheit ledig. Hinter uns die gottesfürchtige Sonntagslangeweile von Kohala zurücklassend, ruderten wir in das offene Wasser hinaus, wo uns bald ein günstiger Wind ergriff." Bald trat übrigens Windstille ein, „wie eine Strafe für die unzüchtigen Gespräche und Geberden des (eingeb.) Kapitäns, womit er uns zu unterhalten gesucht"; — warum nicht „wie eine Strafe" für die Sonntagsentheiligung von Seiten der beiden Europäer?! „Die Mannschaft hatte ihm jubelnd Beifall geklatscht, jetzt da sie wieder rudern mußten, legte sich ihre Heiterkeit . . . Schließlich fieng einer an, das Abendgebet vorzubeten und alle entblößten ihr Haupt und falteten die Hände und sahen nun so fromm und andächtig aus, als ob sie niemals unzüchtige Reden geführt hätten." Endlich wird bei einem Uferdorf gelandet. Die eingebornen Fischer sind sehr gastfreundlich und geben den Reisenden von ihren sehr wohlschmeckenden Backfischen. Und wie statten diese ihren Dank dafür ab? „Trotz des strengen königlichen Verbots ließen wir sie auch an

unserem Whisky (Schnaps) nippen, der den meisten noch neu zu sein schien und ein schauerlich wollüstiges Grinsen abzwang." — Scheußlich! — Auf der Weiterfahrt kam Sturm und Lebensgefahr. Endlich langte das Boot in Honolulu an, wo die abenteuerliche Seefahrt der beiden Europäer nun das Tagesgespräch wurde.

„Um auch den wichtigen Faktor der Religiosität, der in der Geschichte des Hawaiischen Inselvölkchens eine so große Rolle spielt, nicht zu vernachlässigen, besuchte ich eines Sonntags verschiedene Kirchen. Das Glockengebimmel hatte den ganzen Morgen nicht aufgehört und erinnerte sehr an erzkatholische Städtchen bei uns, nur daß es aus lauter Diskantstimmen zusammengesetzt und kein einziger tieferer Ton darunter zu hören war. Von nah und fern strömten Fußgänger, Reiter und Wagen zum Gottesdienst heran, und um alle Bäume vor den Kirchthüren waren Pferde gebunden. Vornehme hawaiische Damen wandelten, stolz das Haupt erhoben und mit unübertrefflicher Grandezza, in ihren schwarzen, taillelosen Talaren, schwarze Sonnenschirmchen in den elegant behandschuhten Händen, über die Straßen und hinter ihnen trugen Dienerinnen die großen Gebetbücher mit goldenem Kreuz. In helleren Gewändern und blumenbekränzt galoppirte die Landbevölkerung herein, Mädchen und Frauen alle rittlings im Sattel, nicht immer sehr graziös und ohne sich viel zu kümmern, ob die langen Hemden die feinen Stiefeletten und weißen Strümpfe bedeckten . . . Sie springen ziemlich ungenirt vom Pferde und begeben sich schwatzend von dannen, um Freunde zu begrüßen.

„In der Kawaiahao-Kirche hoffte ich nebst dem König auch die Königin zu sehen. Das versammelte Volk plauderte laut und fröhlich, da der Gottesdienst noch nicht begonnen hatte, und das anmuthige Spiel der Fächer, . . . wogte unruhig über die Menge. Man bot mir freundlich einen Platz in der Nähe der königlichen Loge an. Die Majestäten kamen jedoch heute nicht. Ich gieng nun in die katholische Kirche, in der ein Hochamt celebrirt wurde. Das Publikum dieser schien vorwiegend den ärmeren Klassen anzugehören, und nicht nur auf den Altären, sondern auch in den Gewändern herrschten die freudigeren Farben des Katholicimus. In der Kapelle des anglikanischen Bischofs sah ich fast nur Weiße. Eine Abtheilung Matrosen des englischen Kanonenbootes füllte die Hälfte des bescheidenen Raumes, der dafür eine um so größere Zahl von Ober-

und Unterpriestern entfaltete. Des ewig wechselnden Aufstehens und Niederknieens, das dieser Ritus erfordert, war ich bald müde und ich drückte mich wieder von dannen.

„Zum Schluß machte ich noch bei einer anderen frommen Gesellschaft Besuch, die ihr einfaches, schmuckloses Haus in der Nähe des Chinesenviertels hat. Es waren dort nur Eingeborne zu sehen. Ein presbyterianischer Reverend aus Amerika in schwarzem Frack und weißer Kravatte hielt eine hawaiische Predigt, dann sang die Gemeinde mit vollen und kräftigen Stimmen einen schönen Gesang, welcher mir wieder Zeugniß ablegte von der großen musikalischen Begabung dieser Kanakas. Nur die Weiber haben zuweilen etwas zu wilde, gellende Stimmen, gleich unseren süddeutschen Bäuerinnen.

„Wie allenthalben in der Südsee wird auch in Hawaii von den Kaufleuten den Missionären viel Schlimmes nachgesagt und behauptet, daß sie sehr geldgierig seien. In wiefern derartige Aeußerungen berechtigt waren, konnte ich bei der kurzen Dauer meines Aufenthaltes natürlich nicht beurtheilen. Auffallend war mir, daß dieselben sich stets nur auf Missionäre der verschiedenen anglo-amerikanischen Sekten bezogen, während über die katholischen, meist französischen Missionäre stets nur Lobeserhebungen ihrer Uneigennützigkeit zu hören waren. Diese Beobachtung drängte sich mir nicht bloß in Hawaii, sondern auch in Viti und Neuseeland auf. Die geringere Macht und infolge dessen vielleicht eine geringere Geschäftsbeeinträchtigung von Seiten des Katholicismus dürften zur Erklärung nicht ausreichen.“

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir als weiteren Erklärungsgrund die „freudigeren Farben“ des Katholicismus, insbesondere des französischen, hinzunehmen. Der englisch-amerikanische Puritanismus mit seiner „Sonntagslangeweile“, mit seinem Temperenz-Eifer, mit seinen Bibeln und Traktaten, mit seinem Bestreben, auch das äußere praktische Leben christlich zu beherrschen, ist gerade unseren deutschen Reisenden und Kolonisten ganz besonders verhaßt. Gewiß ist an dieser Art von Christenthum oft nicht alles, wie es sein soll: Aeußerlichkeit, geschäftsmäßiger Bekehrungseifer, vielleicht sogar eigentliche Heuchelei schleichen sich nur zu leicht dabei ein. Im Ganzen irren wir aber doch nicht, wenn wir jene Antipathie der Reisenden gerade gegen das protestantische Missionswesen daraus zu verstehen meinen, daß eben die Welt das Ihre lieb hat, während sie das haßt, was

von Gott ist. Aus dem Buchner'schen Reisewerk könnten wir außer dem bereits Angeführten noch eine ganze Reihe von Belegen hiefür beibringen. So heißt's einmal bei Neuseeland: „Diese Ursprünglichkeit der Sitten und diese klassische Nudität wirkt doppelt überraschend mitten in einem Lande, in welchem der bibelfromme und bis zum Unerträglichen anständige Brite Neunzehntel der Bevölkerung bildet.“ Ferner: „Der Titel ‚Wesleyan‘ hat in der Südsee denselben Beigeschmack, wie bei uns ‚Jesuit‘; gerade Tongatabu soll ein Hauptnest dieser englischen Hierokraten sein, wenn auch dem Namen nach der eingeborne König Georg über die Tonga-Inseln regiert.“ Ganz besonders schlecht ist Hr. Buchner aber auf den allerdings übertriebenen Bibelverbreitungseifer der Engländer und Amerikaner zu sprechen. In einer Schiffsbibliothek fand er „96 Bibeln, 54 Gebetbücher, 16 Abhandlungen über praktische und theoretische Frömmigkeit, 22 Selbstbiographieen von Pastoren und anderen Blaustrümpfen“ (!), die sämmtlich „einer Traktatgesellschaft entstammten und somit für die betreffende Schifffahrtsgesellschaft den unschätzbaren Vorzug besaßen, daß sie nichts kosteten.“ Noch spöttischer stimmt ihn eine ähnliche Entdeckung, die er in einem amerikanischen Eisenbahnwagen gemacht. „Die Leiter dieser Linie (Union Pacific),“ schreibt er, „scheinen mit großer Frömmigkeit begnadet zu sein. Denn in jedem Wagen liegt eine Bibel auf. Ich habe aber nie jemand darin lesen gesehn. Die Mucker befolgen die nämliche Politik, wie die Schneider und Quacksalber. Es bleibt doch immer ein Weniges hängen: auf diesem psychologischen Moment beruhen ebensowohl die überall herumgestreuten Traktätlein und Bibeln, als die überall an die Felsen geklekften Reklamen.“

Wie widerwärtig unserem Reisenden der englische Sonntag ist, haben wir schon wiederholt zu hören bekommen. Er geht hierin so weit, daß, als ihm in San-Francisco der „sabbathschänderische Lärm“ in den Straßen auffiel, er sein Befremden darüber sich nur dadurch erklären konnte, daß er selbst „durch längere Gewöhnung anglikanisch entartet“ gewesen sei! Sonst wäre ihm wohl der kalifornische Heidenspektakel am Sonntag ganz natürlich vorgekommen.

Man meine nun übrigens nicht, daß etwa deutsche Christen und deutsche Missionare mehr Gnade vor den Augen des Herrn Buchner finden. Nicht nur die pietistischen, sondern auch die kirchlichen, nicht nur die mit dem englisch-amerikanischen Wesen sympathisirenden,

sondern auch die im Interesse der Innerlichkeit gegen dasselbe protestirenden — sie werden alle in Einen Topf geworfen. Hören wir, was Hr. Buchner von den „vier deutschen protestantischen Missionären" zu sagen hat, mit welchen er auf einem Auswandererschiff die Reise von Hamburg nach Neuseeland machte und die theils für dies Land, theils für Australien bestimmt waren. Das Erste, was wir über dieselben erfahren, ist, daß Hr. Buchner in seiner Eigenschaft als Beamter der Auswanderungsgesellschaft ihnen den vorgeschriebenen Gottesdienst und die Schule übertrug, womit es aber nicht glänzend gegangen sei. „Sie bildeten unsere offizielle Staatskirche, und im Anfang kam alles einträchtig bei ihnen zum Sonntagsgebet zusammen. Auf einmal fiel es den skandinavischen Völkerschaften ein, daß sie ihren eigenen Gottesdienst in dänischer Sprache haben wollten. Sie wählten einen alten Mann aus ihrer Mitte zum Vorbeter und blieben weg. Dieses Beispiel wirkte ansteckend, und sofort wurden auch die katholischen Polen schismatisch und bildeten eine dritte Religionsgemeinde, so daß die Missionäre mit ihren salbungsvollen Worten nur noch auf ein sehr kleines Häuflein beschränkt waren . . . Nur bei Kindstaufen (fünf Mal) herrschte merkwürdiger Weise eine vollkommene Parität der Konfessionen . . . Die Missionare zogen ihren besten Ornat an, predigten und beteten fast eine Stunde lang, und die Schuljugend sang fromme Lieder dazwischen . . . Sie machten ihre Sache so schön und so erhebend, daß selbst die religiösen Vorurtheile der Polen nicht mehr Stand hielten und die polnischen Mütter sich steif und fest in den Kopf setzten, daß auch ihre Sprößlinge von den Missionären getauft werden sollten. Die Stammesgenossen remonstrirten zwar dagegen und machten Vorwürfe, während die gestrengen Diener des Herrn betheuerten, nur unter der Bedingung taufen zu können, daß dann die Kinder auch protestantisch werden müßten. Die Eitelkeit der Weiber überwand alle Bedenken und bekannte sich auf einmal zu den freiesten Grundsätzen, wohl unter dem geistlichen Vorbehalt, daß später der Katholicismus wieder in seine Rechte treten sollte."

Die nächste Erwähnung der Missionare ist nicht weniger komisch. Das Schiff passirte die Linie und die Matrosen machten nach althergebrachter Weise ihre rohen Spässe, wobei Namen und Alter derjenigen, die zum erstenmal an diesen neptunischen Ceremonien theilnahmen, in „ein dickes Buch, profaner Weise eine alte Bibel" (!)

eingeschrieben wurde. „Auch auf die frommen Missionäre hatten es die Matrosen abgesehen und wollten sie vor Neptun's Thron schleppen, aber sie schrieen so kläglich um Hilfe, daß der Kapitän sie zu retten eilte." Das Schönste ist aber folgendes Zeugniß, das Hr. Buchner den Missionaren im Zusammenhang mit einer Beschreibung seiner wissenschaftlichen Untersuchungen an Bord des Schiffes ausstellt: „Einen der Missionäre — so lautet dasselbe — hatte ich schon bei Madeira beauftragt(!), täglich dreimal die Stände der vier Thermometer . . . sowie die jeweilige Richtung des Windes zum Schiff zu notiren. Wenn ich auch hiebei die Entdeckung machen mußte, daß dieser protestantisch-orthodoxe Apostel des Glaubens gleich seinen drei Kollegen weniger ein Mann von Intelligenz und Bildung, als ein zum Predigen und Vorbeten und zum Fanatismus abgerichteter Bauernkerl war, so gelang es mir doch, nach einigen mühseligen Anleitungen ihm das Geheimniß des Thermometerablesens beizubringen."

Wenn man solche Schilderungen liest und bedenkt, daß das Meiste, was unser großes Publikum über die Mission zu hören bekommt, eben von dieser Art ist, so wundert man sich nicht mehr über die grenzenlose Unwissenheit und Voreingenommenheit, mit welcher in Deutschland Viele die Mission entweder ignoriren oder verachten.

Aus Guiana.

Von gewissen Mittelpunkten des Weltverkehrs abgesehen, ist wohl Guiana das bunteste Missionsgebiet: Indianer, Neger, Hindu's und Chinesen neben allerlei Arten von Europäern und Mischlingen sind hier der Gegenstand der suchenden und seligmachenden Christenliebe. Am längsten arbeitet auch hier, wie an so manchen anderen Plätzen, die Brüdergemeinde, namentlich an den Negern im holländischen Surinam. Schon am 21. Juli 1776 wurde in Paramaribo der erste Negersklave von einem Brüdermissionar getauft und am 21. Juli 1878 wurde ebendort das hundertjährige Jubel-Kirchweihfest der jetzt 2443 Abendmahlsgenossen, 1342 erwach-

sene Getaufte und 1617 Kinder zählenden Negergemeinde mit dankbarer Freude gefeiert. In den 100 Jahren waren hier 12,000 Taufen an Groß und Klein vollzogen, 7300 Personen zum h. Abendmahl zugelassen, 9411 christliche Brüder und Schwestern zu ihrer letzten Ruhestatt begleitet und seit der Sklavenbefreiung 462 bürgerlich getraute Paare kirchlich eingesegnet worden.

Was den inneren Stand dieser und der zahlreichen anderen Negergemeinden betrifft, so lauten die Berichte von den verschiedenen Plätzen sehr verschieden. Br. Raatz schreibt z. B. aus Berg en Dal (Febr. 1878): „Die Sonntage sind für mich und meine Pflegbefohlenen wahre Freudentage; ist ein Sonntag vorbei, so blicken wir schon mit wahrem Verlangen nach dem nächsten, und durch das verkündigte Wort hat der h. Geist seine Arbeit an den Seelen. Dies beweist nicht nur der sonntägliche Kirchenbesuch, welcher der Art ist, daß die Leute nicht Platz genug im Gotteshaus finden, sondern auch ihr Wandel untereinander." Er erzählt u. A. von einer wohl hundertjährigen Negerin, die ihm ihr großes Verlangen nach dem Daheimsein beim Herrn aussprach und dann auf seine Frage, ob und wie sie denn den Heiland unter den vielen Seligen im Himmel erkennen werde, antwortete: „Lehrer, an seinen Wunden erkenne ich Ihn." Bald darauf starb sie; wenige Tage hernach folgte ihr die Frau des Missionars, was wir hier erwähnen, um daran zu erinnern, daß auch in Guiana der Missionsdienst noch immer ein Opferdienst ist, in welchem nicht selten das eigene Leben dargebracht wird.

Ganz anders lautet dagegen ein Bericht von Br. Dahl aus Rust en Werk: „Der Materialismus," schreibt derselbe, „herrscht wie bei den Europäern, so auch bei unseren farbigen Brüdern, und trotz ihrer natürlichen Trägheit zeigt sich ein eifriges Streben, Geld zu verdienen und anzusammeln, und zwar nicht bloß in der Woche, sondern auch an den Sonntagen. Haben sie nach einigen Jahren das gewünschte Ziel erreicht, d. h. eine Summe Geldes beisammen, so wird dem lästigen Plantagendienst und der vielleicht ihnen noch lästigeren kirchlichen Aufsicht Valet gesagt, und der seit 1873 vollkommen freie Neger will durch eigenen Grundbesitz zeigen, daß er ein unabhängiger Mensch ist. Er kauft und baut sich also an, entweder in den Vorstädten von Paramaribo, die auf diese Weise in den letzten Jahren sehr angewachsen sind, oder auf einer verlassenen und zerstückelten Plantage in einer unbekannten Gegend des Landes,

den kirchlichen Einflüssen unerreichbar. Auf diese Weise sind 1877 aus meinem Distrikt 72 Personen weggezogen und 1878 noch 20—30.

„In dem Maß, als die Neger durch Fortziehen sich dem Plantagendienst entziehen, wird die Arbeiterbevölkerung durch Chinesen und indische Kulis ergänzt. Diese Asiaten sind aber leider für die göttliche Wahrheit sehr unzugänglich, woran nicht allein der Mangel der Sprache Schuld ist, sondern ein Bollwerk von Vorurtheilen scheint sie zu umgeben, das schwer zu beseitigen ist. Ein wunderbarer, herrlicher Weg Gottes wäre es, wenn diese Schaaren aus weiter Ferne und trostloser heidnischer Finsterniß heraus zu einem höheren Zweck kämen, als um auf den Zuckerfeldern und in den Zuckermühlen zu arbeiten: wenn Asien nach Amerika kommt, um von Europa, das um Afrika's willen nach Amerika gegangen ist, die Botschaft des Friedens zu erhalten! Einzelne hiesige Kulis sind schon für den Herrn gewonnen, im Jahr 1877 ist der Erstling dieser Fremdlinge getauft worden . . . und mehrere besuchen jetzt die Sonntagspredigt."

Aber das ist nicht alles: auch Chinesen sind in den letzten Jahren getauft worden, darunter ein Verbrecher im Gefängniß, dessen Geschichte wir kurz erzählen wollen.

Ein Chinese, Lyk-Wan, hatte mit zwei anderen einen Landsmann ermordet, der ihnen gegen Wucherzinsen Geld zum Spielen geborgt hatte und dafür nun ihren Wochenlohn an sich nahm und sie in völliger Abhängigkeit von sich hielt. Alle drei wurden zum Tode verurtheilt, die zwei Helfershelfer des Lyk-Wan aber zu 20-jähriger Zwangsarbeit begnadigt. Aufgefordert von der Behörde, machte Miss. Hasewinkel tägliche Besuche bei den Gefangenen. Lyk-Wan war der unzugänglichste, schließlich aber änderte sich sein Herzenszustand so, daß er dringend um die Taufe bat. Nach gründlicher Prüfung wurde er am Abend vor seinem Hinrichtungstag im Gefängniß getauft. Am nächsten Morgen sollte das Todesurtheil vollzogen werden, aber der Strick riß, und als man es mit einem neuen versuchte, löste sich der Knoten auf. Die Folge hievon war zuerst eine Aufschiebung der Hinrichtung und endlich die Begnadigung zu 20-jähriger Zwangsarbeit. Seither sind nun sieben Jahre vergangen, und Paulus — diesen Namen hatte der Mörder in der h. Taufe erhalten — hat sich so gut aufgeführt, daß ihm die Fesseln abgenommen und fünf Jahre an der Strafzeit abgelassen worden sind.

Die Brüder hoffen, daß bei weiterem Wohlverhalten ihm noch einmal fünf Jahre erlassen werden und er vielleicht dann seinen chinesischen Landsleuten in Guiana ein Prediger der ihm selbst widerfahrenen Barmherzigkeit werden könnte.

Viel großartiger ist freilich die englische Kuli-Mission in Britisch-Guiana, die theils von der Ausbreitungsgesellschaft, theils vom Bischof und einigen seiner Geistlichen getrieben wird. Diese Mission hat kürzlich etwas in dieser Weise noch nicht Dagewesenes erlebt, das wohl der Mittheilung werth ist. Am 1. Sept. vorigen Jahres, einem Sonntag, kamen in Leguan, einer der Inseln an der Mündung des Essequibo, gegen 700 Kulis von nah und fern zusammen und zwar in Begleitung ihrer Priester oder Religionslehrer, in der Absicht, eine wichtige Frage gemeinschaftlich zu verhandeln. Der englische Beamte, von einigen Polizisten gefolgt, begab sich zu den Leuten und als er erfuhr, daß es sich um eine Religionsfrage handle, machte er den Vorschlag, die Sache bis auf den nächsten Sonntag zu verschieben, wo er dann dafür sorgen werde, daß Miss. Hore, welcher ihnen gewiß guten Rath werde geben können, sich auch einstelle. Sie giengen darauf ein und begaben sich ruhig wieder nach Hause. Am 8. Sept. war Miss. Hore auf dem Platz; man hatte eine Plattform für ihn errichtet. Ungefähr 400 Hindus umstanden ihn, und mehrere Stunden lang hatte er auf ihre Fragen zu antworten und ihren Einwürfen zu begegnen. Und merkwürdig! obgleich nicht bloß Hindus sondern auch Muhammedaner und überdies zehn Priester unter der Menge waren, wurde schließlich der fast einmüthige Beschluß gefaßt, die im Lande herrschende Religion, d. h. das Christenthum anzunehmen, eine Kirche zu bauen und um einen christlichen Lehrer zu bitten! Eine einzige Stimme unter den Hunderten stimmte nicht bei und ein Gegenvorschlag, eine Art Mischmaschgemeinde zu gründen, wurde von allen ohne Weiteres abgewiesen. „Da stand ich," sagt Miss. Hore in einer Predigt, die er bald darauf zu Georgetown über Apostelgesch. 16, 9. 10 gehalten, „da stand ich unter den weitverzweigten Aesten eines Seidenbaumwollenbaums von diesen Hindus umgeben, durfte ihnen das Evangelium predigen und von ihnen allen auf jede meiner Fragen ein beistimmendes Ja vernehmen. Sie stimmten bei, daß Gott ein einiger Gott sei, daß Er heilig und gnädig sei, daß Er seine Geschöpfe liebe, daß die Menschen Sünder seien und vor allem, daß sie heute

aus dem Gehörten sich überzeugt hätten, daß alle diese Wahrheiten vom Christenthum und von keiner ihrer indischen Religionen gelehrt würden. Drei bis vier Stunden lang hörten sie mir mit gespannter Aufmerksamkeit zu und zum Schluß hörte ich mit tiefer Herzensbewegung, wie sie mir Wort für Wort das Vaterunser, dies Gebet für alle, nachsprachen u. s. w."

Am Tag nach der Versammlung stellte sich eine Deputation beim Missionar ein, um die Sache noch näher mit ihm zu besprechen. Dieselbe bestand aus „zwei Brahmanen, drei Ramanandis, einem Kabir, einem Weiragi, einem Muhammedaner und einem Narajana," lauter leitenden Persönlichkeiten. Am Sonntag darauf gieng er wieder nach Leguan und hatte eine Besprechung mit den Priestern der verschiedenen Sekten, von welchen einige noch unentschieden waren — da sie ja so gut wie nichts über das Christenthum wußten. Auf ihre Bitte wurde nun ein Katechist in Leguan stationirt, es fehlte aber an einer Wohnung, so daß er bloß besuchsweise dort bleiben konnte. Uebrigens sind einige Hindu-Christen in Leguan. Bei einem Gottesdienst am 14. Juli z. B. waren 71 Personen, freilich die Mehrzahl Heiden, und das Opfer betrug über acht Mark, ein Beweis, daß das Christenthum auf der Insel doch schon vor dieser Bewegung Fuß gefaßt hatte.

Was für Gedanken und Absichten derselben zu Grunde liegen, ist einstweilen schwer zu sagen. So fern von der indischen Heimat hat das angeerbte Heidenthum jedenfalls viel von seiner Macht über die Einzelnen verloren: sie fühlen sich in der Minorität, sie wünschen ihren christlichen Herren und Arbeitgebern, wohl auch den christlichen Beamten und Regenten näher zu kommen, sie haben dabei nichts zu verlieren, warum soll der Versuch nicht gemacht werden? Es scheint, daß dieser Zug zum Christenthum, welchen die Kulis in Leguan an den Tag gelegt haben, wesentlich gleicher Art mit den Motiven ist, welche in Indien selbst, namentlich in Tinneweli, so viele Tausende in die christliche Kirche oder wenigstens in die christliche Schule getrieben haben. Unter den englischen Geistlichen ist ein allgemeines Interesse für die indischen Kulis erwacht. Mehrere lernen Hindi oder eine andere indische Sprache. Bald hofft man auch aus Indien zwei Katechisten zu erhalten. Die sechs ersten aus jener Menge sind seither getauft worden.

Elsass und die Heidenmission.

Schlußbemerkung der Redaktion.

Gewiß sind unsere Leser mit Interesse der sachkundigen Geschichtsdarstellung und den, obschon kritischen doch so herzlich wohlmeinenden Bemerkungen des Herrn Verfassers gefolgt. Namentlich den elsäßischen Missionsfreunden wird daraus, wie wir hoffen, manche Ermuthigung und Anregung zu Theil geworden sein, wenn schon der Herr Verfasser an rügenden, zum Theil wohl zu scharfen Worten es nicht hat fehlen lassen. Wir haben dieselben nicht unterdrücken oder unterbrechen mögen, obgleich wir keineswegs mit allen Aufstellungen des Hrn. Verfassers einverstanden waren. Derselbe hat sich durch seine gründlichen Studien auf dem von ihm behandelten Gebiet jedenfalls das Recht erworben, seine Stimme theils tadelnd, theils warnend hören zu lassen. Wir haben deßwegen auch seine gegen uns selbst, d. h. gegen die Basler Mission gerichteten Vorwürfe ohne Einschränkung oder Widerspruch in unsere Blätter aufgenommen, in der festen Ueberzeugung, daß die Freunde unseres Werkes zu gut mit dem Geist und mit den Grundsätzen, nach welchen dasselbe geleitet wird, bekannt sind, als daß durch Rügen dieser Art irgendwie ihr Vertrauen zur Basler Mission erschüttert werden könnte. Sollten trotzdem die Aeußerungen auf Seite 273 f. über das Verhältniß der Missions-Gesellschaften zu den verschiedenartig ausgeprägten Comité's bei dem einen oder anderen Leser Bedenken oder Mißtrauen erregt haben, so erklären wir unumwunden, daß wir dieselben entfernt nicht als den richtigen Ausdruck für unsere Stellung und Anschauung gelten lassen können.

Wir halten dafür, daß man nicht scharf und bestimmt genug zu dem Worte stehen kann: „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich“; aber auch, daß das andere Wort desselben Herrn: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns“, seine volle Giltigkeit beansprucht. Beide Worte lassen sich ja niemals miteinander ausgleichen, wenn man nicht den Unterschied zwischen dem Mich und Uns zu würdigen versteht. Unsere Mission steht auf dem Einen, festen Grunde Christo und dem Glauben an die Versöhnung in seinem Blut, die man erfahren haben muß, um seinen Miterlösten das Heil in ihm

anbieten zu können. Von diesem Grunde sind wir nie gewichen und werden nie weichen, es wäre denn, daß damit die Basler Mission das Recht ihrer Existenz selbst verwirken wollte; hier gelten keine Compromisse, hier bekennen wir uns allezeit zu dem Herrn und zu den Brüdern in ihm. Zu den Kirchen aber, wie sie geschichtlich bestehen und vom Herrn in verschiedenem Maß als Segensanstalten legitimirt sind, halten wir, wie unsere Leute aus ihnen hervorgehen, auch die gebührende Stellung ein, die wir ihnen schulden. Wir sind weder über sie, noch über ihre einzelnen Glieder und Diener, weder vom Herrn, noch von Menschen zu Richtern berufen. Wo man uns ruft, daß wir das Missionsinteresse wecken oder stärken, da kommen wir mit Freuden (wollte Gott, daß wir noch mehr Leute dazu hätten!), um das Evangelium zu verkündigen und unserem Missionsberuf, den uns der Herr aus Gnaden anvertraut hat, zu genügen. Wir sehen auf die, die da hören, und umfassen sie mit der Liebe, die alle selig wissen und allen die Freude gönnen möchte, Antheil zu nehmen an der höchsten Aufgabe, die es für einen Menschen geben kann, selbst gerettet zu werden und zur Rettung Anderer die hilfreiche Hand zu bieten.

Missions-Zeitung.

Ostindien.

Der Bischof von Bombay und die amerikanischen Missionare im Maratha-Land haben eine Uebereinkunft getroffen, welche den bisherigen Mißhelligkeiten ein Ende machen und künftigen vorbeugen soll. Dieselbe besteht in einer Art Gebietstheilung. Die Amerikaner haben dort 11 Missionare, 2 Missionsdoktorinnen, 15 eingeborne Geistliche mit 23 Gemeinden und 1127 Kommunikanten. Im J. 1878 wurden 169 Erwachsene getauft. Das neue Predigerseminar und die Industrieschule in Satara gedeihen. — Der hochkirchl. Miss. Taylor dagegen hat seit März v. J. bis Nov. 1927 Personen getauft, die sonst, wie er sagt, katholisch geworden wären. Weitere 1500 stehen im Unterricht, meist Mahars und Mangs. Er hat 124 eingeb. Gehilfen, 50 Dorfschulen und ein Seminar in Ahmednagar.

— In Bombay hat sich eine Gräfin Blawatsky mit mehreren Gliedern einer amerikan. „theo-

sophischen Gesellschaft“ eingefunden, um näher mit dem „Arja Samadsch“ und mit den Geheimnissen des Hinduismus bekannt zu werden. Sie sind Spiritisten, fassen die Vedas und die ganze indische Religionsliteratur spiritistisch auf und hoffen, scheint's, neue Entdeckungen auf diesem Gebiet zu machen. Einige nüchterner denkende Hindus haben schon gegen diese Art von Bundesgenossenschaft protestirt, andere fühlen sich natürlich durch den Besuch aus Amerika geschmeichelt. — Der Gründer des Arja Samadsch, der bekannte Reformator Dajanand Saraswati, kam neulich auch nach Adschmir, wo seine beredten energischen Proteste gegen den Götzendienst, gegen die Kaste, gegen Kinderheirathen 2c., sowie seine Erklärungen über Abschnitte aus den Vedas großes Aufsehen erregten und eine nicht geringe religiöse Bewegung in die ganze Stadt brachten. Da er zugleich die Bibel und das Christenthum in seinen Vorträgen angriff, hielt Miss. Gray es für seine Pflicht, ihm entgegenzutreten. Eine öffentliche Disputation wurde veranstaltet. Der Pandit machte aber die Bedingung, daß jedes Wort, das er oder sein Gegner spreche, zu Protokoll genommen werden müsse, wie er denn auch seine Einwürfe gegen die Bibel alle aufgeschrieben hatte. Dadurch wurde die Verhandlung so verlangsamt, daß Miss. Gray unter Beistimmung der großen Zuhörerschaft verlangte, man solle doch frei reden und das Schreiben lassen, worauf der Pandit aber durchaus nicht eingieng. Miss. Gray berief daher eine Versammlung in die Missionskirche und widerlegte hier vor vielen Heiden und Muhammedanern die Angriffe des Hindu-Gelehrten.

— Im Dekhan, das von Rattenschwärmen so schwer heimgesucht war, trieben sich in der ersten Hälfte d. J. zahlreiche Räuberbanden herum. In Puna kam Brandstiftung vor. Gegen die Regierung in Bombay wurden revolutionäre Manifeste erlassen. Von einer wirklichen Revolution ist aber keine Rede. Die Landbevölkerung ist durch Noth und Armut vielfach zur Verzweiflung getrieben und einige böswillige Brahmanen benützen das für ihre Zwecke.

— Aus Kaschmir lauten die Nachrichten immer trauriger. Englisch-indische Beamte haben Allem aufgeboten, der Hungersnoth und kolossalen Sterblichkeit entgegenzuwirken; alle Anstrengungen sind aber an der Bestechlichkeit und Unfähigkeit der eingeb. Beamten gescheitert.

— „Vater“ Rivington, ein ritualistischer Missionar aus der Gesellschaft der „Cowley Fathers“ hat in Kalkutta die jungen gebildeten Heiden und Halbheiden dadurch gewonnen, daß er erklärt hat, die Vedas seien auch bis auf einen gewissen Grad inspirirt und die meisten Wahrheiten des Christenthums finden sich auch bei den Brahmaisten! Natürlich beruft er sich auf das Beispiel des Apostel Paulus, der ja auch allen alles geworden sei. Uebrigens hat er nichts erreicht, als eine in sehr

schmeichelhaften Ausdrücken seine Frömmigkeit, Gelehrsamkeit, Weitherzigkeit rühmende Zuschrift, in welcher er gebeten wird, in Kalkutta zu bleiben. Von Bekehrungen und Uebertritten ist keine Rede. Ohne Zweifel denken die jungen Hindus vielmehr, sie hätten den Missionar bekehrt.

— Ein Hindu hat neulich in einer Zeitung wieder auf die Kluft hingewiesen, welche in Indien zwischen den Engländern und den Eingebornen besteht und erstere zu größerer Rücksichtnahme, Höflichkeit ꝛc. gegen die letzteren ermahnt. Die „Indian Church Gazette“ ermahnt daher u. A. die englischen Kaplane, Umgang mit den Hindus zu pflegen, die Landessprache zu lernen u. s. w. — Das gleiche Blatt empfiehlt die Anwendung von Diakonissendiensten in der indischen Mission und spricht von der „Wiedereinführung dieses Ordens“; ferner räth es den eingeb. Christen, ihre Todten nicht in Särgen zu begraben, welche den meisten zu theuer sind, sondern etwa in leichten Korbgeflechten unter Blumen und Blättern.

— In Alwar Tinneweli, einem bedeutenden Sitz des Brahmanenthums, taufte Miss. Rivington Ende vorigen Jahres 23 Erwachsene und einige Kinder im Fluß. Früher hatte er in einem dortigen Tempel predigen dürfen, diesmal wurde es verboten; dafür geleitete man aber den Missionar und seine Begleiter in Procession zur Stadt hinein, wohl um ihn und seinen Gott wieder zu versöhnen. Bei einer Straßenpredigt flogen dann jedoch wieder Steine an seinem Kopf vorbei. Er trat überall in seiner (anglikanisch-priesterlichen) Amtstracht auf. Unter den Getauften waren zwei von hoher Kaste. Auf Veranlassung eines herbeigeeilten Kastengenossen verbanden sich 41 Familien, nichts mit den Bekehrten zu thun haben zu wollen. Sie müssen selbst für sich kochen, und auch hiezu will man ihnen weder Feuer noch Wasser, weder Reis noch sonst was verabreichen. Auch ihre Frauen haben sie verlassen. Seither haben auch zwei junge Brahmanen den Wunsch geäußert, getauft zu werden.

— In Nundial bei Karnul haben sich in den vier ersten Monaten dieses Jahres etwa 1200 Heiden der Londoner Mission angeschlossen.

— Aus Madura berichten die amerikanischen Missionare über das Jahr 1878 als ein rechtes Segensjahr. Sie haben jetzt 199 Gemeinden, 28 mehr als im Vorjahr, 3000 Familien mit 11,000 Personen, 2207 mehr als im Jahr 1877. 433 von diesen sind Erwachsene, die zu vollen Gemeindegliedern aufgenommen werden konnten. Die Zahl der Stationen ist 11, die der Missionare (11) und Missionsfrauen zusammen 26; 6 der letzteren werden von einer amerik. Frauen-Miss.-Ges. unterhalten. Ihre Thätigkeit erstreckt sich über ein Gebiet, das von 2 Mill. Heiden bewohnt ist. Es wird viel gereist und jeder Missionar predigt womöglich jeden Tag einmal den Heiden. Ganze Gemeinden können aufgewiesen

werden als direkte Frucht der Reisepredigt. In einem Dorf hat ein wohlhabender Mann von angesehener Kaste, der vor Jahren ein Gasthaus für Reisende als verdienstliches Werk gebaut hatte, dieses Gebäude der Mission als Kapelle zur Verfügung gestellt. Auf die Frage, ob er es zulassen werde, wenn Leute von allerlei Kasten hereinkommen, erwiderte er: „Alle, die getauft sind, gehören zu Einer Kaste.“ Trotz großer Armut, namentlich infolge der Hungersnoth, haben die Christen doch reichlich für Kirchen- und Missionszwecke beigesteuert. — Mehrere Missionsfreunde in Amerika haben aus Dankbarkeit für diesen erfreulichen Jahresbericht aus Madura größere Extra-Gaben in die Missionskasse fließen lassen.

— In Madras hat Miss. Slater viel Beifall mit seinen religiösen Vorträgen für gebildete Hindus gefunden. Mehrmals führten vornehme Heiden den Vorsitz in diesen Versammlungen. Ein heidnisches Blatt „The Hindu“ ist sehr bös darüber und meint: „Solch gedankenlose Handlungsweise von Seiten unsrer Landsleute kann von den Missionaren bloß so aufgefaßt werden, daß sie eine geheime Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenthums oder doch von der Irrthümlichkeit des Hinduismus darin erblicken.“ Allerdings.

— Aus Delhi berichten die hochkirchlichen Missionare einen Zuwachs von mehr als 400 Seelen pro 1878. Zwei neue Arbeiter, Carlyon und Blackett, haben die „Cambridge University Mission“ daselbst verstärkt.

— Unter den Gaben für die Hungernden in Südindien stehn auch 51 Pf. St. 18 Sh. verzeichnet, welche von den Norfolk-Insulanern beigesteuert und vom melanesischen Bischof Selwyn übersandt wurden! Diese Summe ist zu einer Stiftung für zwei Waisenkinder in „Sullivan's Garden Orphanage“ verwandt worden.

— Infolge eines auf die zahlreichen Uebertritte in Tinneweli bezüglichen Aufrufs hat die Ausbreitungsgesellschaft 9481 Pf. St. erhalten. Vom 1. Juli bis 31. Dec. v. J. haben sich weitere 4260 Personen in christlichen Unterricht begeben, was mit den bis zum 30. Juni Uebergetretenen 19,304 zusammen 23,564 Seelen ausmacht. Rückfälle sind bis jetzt sehr selten. Zur englisch-kirchlichen Mission sind überdies gegen 12,000 Heiden gekommen. Alle diese neuen Leute werden nach Kräften mit christlichen Lehrern versorgt. Am 9. März ordinirte Bischof Caldwell in Idijengudi zwei Europäer und 14 Eingeborene zu Geistlichen. Einer der Europäer und zwei Eingeborene gehörten zur englisch-kirchlichen Gesellschaft, die übrigen zur Ausbreitungsgesellschaft. Die Predigt wurde von Bischof Sargent gehalten; die beiden Bischöfe gehen also Hand in Hand — Gott sei Dank! Die Jesuiten, mit reichen Geldmitteln versehn, machen großartige Gegenanstrengungen. Die äußere Noth ist noch nicht vorüber. 1877 herrschte Hungersnoth, 1878 Theurung und davon erholt sich ein ohnehin armes Land

nicht so schnell. Glücklicherweise sind die 17,703 Pf. St., welche die Ausbreitungsgesellschaft für die Hungernden gesammelt hatte, noch nicht ganz aufgebraucht, obgleich 95,550 Personen bereits daraus unterstützt oder vom Hungertode gerettet wurden.

— Der neue Bischof von Lahor bemüht sich, eine Kathedrale zu bekommen, die der großen Stadt mit ihren Tempeln, Moscheen, Palästen, sowie der anglikanischen Kirche, die er zu repräsentiren hat, einigermaßen würdig ist. Bis jetzt hat er sich mit einem alten muhammedanischen Mausoleum begnügen müssen. Er schätzt die Baukosten für eine bescheidene Kathedrale auf 30,000 Pf. St., wovon 10,000 schon bereit liegen, während der Maharadscha von Kaschmir für 1000 Pf. St. Bauholz zu schenken versprochen hat.

— Am 22. Juli v. J. starb bei Mawelikara in Travankor der falsche Prophet Thommen, dessen Anhänger, die sog. Sechs-Jahr-Leute, die übrigens immer noch bei ihrem Irrthum verharren, ja zum Theil sich immer mehr verhärten. Doch scheint, da noch mehrere ihrer Anführer ebenfalls gestorben sind, der „Anfang des Endes" für sie eingetreten zu sein.

— Bei Balakor in Orissa haben 400 Hindus die Kaste gebrochen und sich einem baptistischen Missionar (Amer. Free Baptist Mission) namens Marshall angeschlossen. Manche fühlten sich längst zum Christenthum hingezogen, zweifelten aber, ob man sie „aufnehmen" würde. Erst als man sich persönlich mit den Einzelnen einließ und sie zum Uebertritt einlud, traten sie mit ihrem Wunsch hervor — ein Wink, daß Missionare es nicht bei der bloßen Predigt bewenden lassen dürfen.

Hinterindien.

Infolge einer Klag- und Bittschrift der Miss. Mc Gilvary und Dr. Cheek an den amerikan. Konsul Sickels hat der junge König von Siam im Sept. 1878 seinen Statthalter für die Laos-Gebiete Tschiengmai, Lakaun und Lampun bevollmächtigt, eine Proklamation zu erlassen, in welcher völlige Gewissens- und Religionsfreiheit verkündigt und ganz speciell noch der Uebertritt zum Christenthum erlaubt, die Verfolgung von Uebergetretenen oder Uebertretenden verboten wird. Niemand dürfe solche zu heidnischen Ceremonien, Festlichkeiten, Opfern, Sonntagsarbeit u. dgl. zwingen. Nur in Kriegs- oder anderen außerordentlich dringenden Fällen sollen sie an letzterer theilnehmen. So haben die früheren Verfolgungen doch eine gute Frucht getragen. — Im J. 1878 haben die presbyt. Missionare in Siam 37 neue Gemeindeglieder aufgenommen, zwei kleine neue Gemeinden organisirt, zwei Eingeborne zum Predigen bevollmächtigt, zwei andere in Unterricht genommen. Die Bekehrten trugen 400 Doll. bei. — Unter den Chinesen in Siam haben die amerik. Baptisten eine Mission. Beständig kommen neue Einwanderer aus China. Ein Viertel aller Bauern, drei Viertel der Kaufleute sind schon Chinesen.

Manche bringen eine ziemlich gute Kenntniß des Christenthums mit. — Ueberdies hat der König eine Erziehungsanstalt für seine und andere fürstliche Kinder gegründet und Miss. M'Farland zum Vorsteher berufen mit voller Freiheit, noch weitere christliche Lehrer anzustellen. Ein außerordentlicher Gesandter des Königs von Siam ist nach England geschickt worden, um einer aus drei vornehmen Männern bestehenden Gesandtschaft den Weg zu bereiten, welche der Königin Viktoria den Weißen-Elephanten-Orden als Dank für eine ihrem König im Nov. v. J. zu Theil gewordene englische Dekoration bringen soll.

Afrika.

Miss. Allsopp berichtet aus Edendale (siehe S. 191), daß 45 seiner Leute mit den Engländern in den Zulu-Krieg haben ziehen müssen, darunter einige Laienprediger und Klassenführer. Ende v. J. wurde die Station durch Besuche von Sir H. Bulwer und Sir B. Frere geehrt, die sich sehr befriedigt über die Schulen 2c. aussprachen. Letzterer stattete auch der im Januar zu Pietermaritzburg versammelten Distriktskonferenz der Wesleyaner einen Besuch ab, wobei er erklärte: obgleich ein Mitglied der Kirche von England, halte er es doch für seine Pflicht, der wesleyanischen Mission seine Sympathie auszusprechen. Was er in Natal und im Kafferland davon gesehn, habe ihm bewiesen, daß ihre Arbeit dem Lande zu großem Segen sei. Nachher lud er sämmtliche Missionare zu sich ein und sprach in aufmunternder und eingehender Weise über ihre verschiedenen Arbeitsfelder. Namentlich wünschte er, sie möchten bald auch das Transvaal-Gebiet in Angriff nehmen, was auch geschehen soll. Die Distriktskonferenz mußte sich plötzlich auflösen wegen beängstigender Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Tags darauf traf die Botschaft von der Niederlage bei Isandhlana ein. Die christlichen Soldaten halten regelmäßig ihre Andachten und Gottesdienste. Sowohl ihr schöner Gesang, als die feurigen Ansprachen ihrer Prediger, nicht minder aber auch ihre Tapferkeit erregen die Bewunderung der Europäer.

— Die Wesleyaner wollen von Sierra Leone aus eine Mission im Limba-Land anfangen, 25 Stunden landeinwärts. Die Eingebornen machen Baumwollzeuge, schmelzen Eisen 2c. Der König und seine Häuptlinge empfieng die Missionare gut. Das Klima soll viel besser sein als an der Küste.

— Die „American Missionary Association“ hat sich entschlossen, die von Hrn. Arthington ihr angebotenen 15,000 Dollars anzunehmen und eine Mission in der Gegend zwischen Abessinien und dem Viktoria-Nyanza zu gründen. Sie sucht jetzt noch 35,000 Doll. und 10 Missionare für dieses neue Unternehmen zusammenzubringen.

— Die Londoner Missionskarawane unter Miss. Dodgshun wurde bei Mukondoku in Ugogo von den Eingebornen mit Waffen

in der Hand bedroht und konnte sich nur durch eine schwere Steuer an Zeug ihrem Angriff entziehen. Was war die Ursache? — Das Kind des mitreisenden Händlers Broyon hatte im Lager sein Spielzeug, eine Gummipuppe, liegen lassen, und die Wilden, welche das Ding fanden, hielten es für ein Zaubermittel, wodurch man ihr Land ruiniren wolle! Um die Mörder des Miss. Penrose zu vermeiden, mußte die Karawane einen großen Umweg machen, und in Ikungu im Ukimbo Land hatte Miss. Dodgshun die traurige Pflicht, die Ueberreste des Reisenden Wautier von der belgischen Station zu bestatten. Treulosigkeit der Träger, Feindseligkeiten zwischen Mirambo und dem arabischen Gouverneur von Unjanjembe &c. machten viel Noth. Zuletzt bemächtigte sich Mirambo aller Vorräthe der Karawane, jedoch, wie es scheint, nicht in räuberischer Absicht. Im Januar 1879 war Dodgshun noch in Unjanjembe. Ende April ist Dr. Mullens, der Londoner Missionssekretär, mit zwei neuen Missionaren, Griffith und Southon, nach Sansibar abgegangen, und soll, wenn nöthig, selbst nach Udschidschi gehen, um über alles Weitere zu entscheiden und womöglich die beabsichtigte Gründung einer oder mehrerer Missionsstationen zu bewerkstelligen.

— Am 23. April fand in London die Verabschiedung der baptistischen Missionare Comber, Crudgington, Hartland und Beetley statt. Sie alle sind für die Congo-Mission bestimmt. Hr. Comber hat sich bereits durch seine gelungene Reise nach San Salvador und Makutah einen Namen gemacht und Stanleys Ausspruch, daß Europäer in jener Gegend nicht ohne Verlust an Menschenleben reisen könnten, durch die That widerlegt.

— Aus Blantyre kommen gute Nachrichten, nur wurden die Missionare durch nächtliche Diebstähle allarmirt. Einige Knaben sollen zu ihrer Ausbildung nach Lovedale geschickt werden. Einige Bibelabschnitte sind in die Jao-Sprache übersetzt worden. Eine schottische Handelsgesellschaft für diesen Theil Afrika's ist im Vorschlag. Die eingebornen Männer sind leider sehr unlustig zur Arbeit und immer geneigt zu Krieg und Sklavenjagden. Doch kann man für eine halbe Elle Kaliko Taglohn Arbeiter haben. Land ist ebenso billig.

Oceanien.

Miss. G. Brown schreibt aus Port Hunter, Duke-of-York's-Insel, Neubritannien, unter'm 21. Dec. 1878: „Das Missionsschiff John Wesley ist gerade hier. Es hat mir Briefe und Zeitungen gebracht, aus denen ich sehe, daß über unsere Handlungsweise im April v. J. sehr verschiedene Urtheile gefällt werden. Mich überrascht das nicht im Geringsten, auch kann ich die guten Leute nicht tadeln, welche der Meinung sind, daß wir Unrecht gethan haben. Aus der Ferne ist's unmöglich, unsere Lage richtig zu beurtheilen. Alles, was wir gethan haben, war einfache Nothwehr.

Ich konnte unmöglich still da sitzen und zusehen, wie die tapferen Leute, die mir hieher nachgefolgt waren, einer um den anderen ermordet wurden, und ebensowenig konnten wir die wenigen Weißen der Wuth jener Kannibalen preisgeben. Unsere Mission war nie so blühend und unser Einfluß auf die Eingebornen nie so groß, als eben jetzt. Ich bin wiederholt in den Dörfern gewesen, die damals am härtesten mitgenommen wurden, gehe ganz unbewaffnet umher und fühle mich ganz sicher. Die Leute warten begierig auf Lehrer. Wir haben etwa sechs kleine Kirchen fertig, von den Eingeborenen selbst ohne Kosten für die Mission erbaut. Vorigen Sonntag vor acht Tagen taufte ich fünf Eingeborne der Duke-of-York-Insel und zwei Neuseeländer, lauter junge Männer, die seit drei Jahren unter unsrer Aufsicht gewesen sind, sich als rechte Leute bewährt haben und schon lange mit den Ihrigen Hausandacht halten. Unser gegenwärtiges Wohlergehn ist dem Umstand zuzuschreiben, daß die öffentliche Meinung (der Eingeborenen) hier ganz auf unserer Seite ist. Alle sagen, daß wir recht gehandelt, und sie haben Respekt vor uns, weil wir so aufzutreten wagten. Sie sagen auch alle, daß wir sammt und sonders wären niedergemacht worden, wenn wir nicht so gehandelt hätten."

— Im Juli v. J. gelang es Kapt. Bray und den eingeb. Lehrern Haina und Teraoi, auf der mikronesischen Insel Tarawa zwei Parteien, die schon sieben Monate mit einander in Fehde gewesen waren und sich gegenseitig viel Schaden zugefügt hatten, zu versöhnen und Frieden zu stiften. Kapt. Bray ist der neue Befehlshaber des Missionsschiffes „Morgenstern". Am 26. Febr. 1879 kam dasselbe nach vollendeter Rundreise wieder in Honolulu an. Frau Sturges kehrt nach Amerika zurück, ihr Mann aber bleibt in Ponape.

— Am 9. Jan. kam der Londoner Missionsdampfer Ellangowan auf Thursday-Eiland in der Torres-Straße an und brachte einen englischen Jungen und einen Chinesen mit, die einzigen Ueberlebenden von sieben Personen, die seit einem halben Jahr an der Südküste von Neuguinea Handel getrieben und Gold gesucht hatten. Die fünf waren von den Eingebornen ermordet worden, welche zugleich ihre Absicht erklärt hatten, es mit allen anderen Weißen ebenso zu machen. — Der „Apologete" spricht von sechs christlichen Lehrern der Londoner M.-G., welche von den Eingebornen durch Vergiftung ihres Trinkwassers getödtet sein sollen und fügt hinzu, daß von 20 Personen, die im December v. J. auf dem „John Williams" nach Neuguinea kamen, schon drei Viertel ermordet worden seien.

Japan.

Nach langem Verzug ist die Bitte des amerik. Miss. Dr. Gordon um Erlaubniß zur Niederlassung in Kioto von der Regierung abgewiesen worden. Man darf sich hierüber nicht allzusehr

wundern, denn nach dem bestehenden Vertragsrecht ist alles, was in der Wohnung eines Ausländers geschieht, dem japanischen Gesetz entnommen. Erinnert man sich an den neulich vorgekommenen Fall, daß ein Engländer, der Opium geschmuggelt hatte, obgleich offenbar schuldig, von seinem Konsul freigesprochen wurde, während sein japanischer Helfershelfer, mit dem nach den Landesgesetzen verfahren wurde, zehn Jahr Gefängniß bekam, so wird man die Vorsicht der betreffenden Behörden begreifen. Uebrigens ist dem Miss. Learned seine Aufenthaltserlaubniß für Kioto auf fünf Jahre erneuert worden, so daß der Bestand des dortigen Missionsseminars gesichert ist.

— Miss. Atkinson und Dr. Berry haben neulich die Insel Kiusiu bereist. In Fukuoka wurden sie von 300 angesehenen Personen freundlich empfangen, doch glauben sie, die Zeit zur Gründung einer Station sei noch nicht gekommen.

— Die deutsch-reformirte Kirche der Ver. Staaten hat beschlossen, eine Mission in Japan anzufangen und zu diesem Zweck Pastor A. D. Gring mit Frau hinausgeschickt.

— Unter den Feinden des Evangeliums in Japan sind auch amerikanische Professoren der kaiserlichen Universität. Die Herren Morse und Fenelosa z. B. sollen sich ein Vergnügen daraus machen, ihre Schüler gegen das Christenthum einzunehmen, an welches kein Gebildeter mehr glaube 2c. Aus Amerika zurückgekehrte Japaner halten Vorträge über Darwins Entwickelungslehre im gleichen Geist. Ein schottischer Missionsarzt tritt aber mit Erfolg dagegen auf.

— Im J. 1875 besuchte Miss. Dr. Berry die Gefängnisse Japans und berichtete darüber an die Regierung. Jetzt hat er die Freude zu sehen, daß viele seiner Rathschläge befolgt werden.

Neuseeland.

Die „Times“ schreiben: „Im Oktober v. J. strandete das Schiff City of Auckland mit vielen Auswanderern an der Westküste der Nord-Insel. Passagiere und Mannschaft — alle wurden gerettet. Nichts kann die Freundlichkeit übertreffen, welche den Auswanderern von den Maoris erwiesen wurde. Unter ähnlichen Umständen ist's ja in civilisirten Ländern nichts Unerhörtes, daß die Küstenbewohner aus einem Schiffbruch für sich Nutzen zu ziehen suchen. Die Maoris haben es noch nicht so weit in der Civilisation gebracht. Ihre Gastfreundschaft war von ganz selbstloser Art. Sie haben damit einen neuen Beweis von ihrer natürlichen Neigung zu edlen, großherzigen Handlungen abgelegt.“ Also doch auch einmal etwas Gutes aus Neuseeland!

— Nach der Volkszählung vom März 1878 betrug die Bevölkerung von Neuseeland, die Maoris nicht mitgezählt, 414,412, darunter 4382 Chinesen, von welchen nur 8 weiblichen Geschlechts sind. Außerdem werden 1932 Halbblütige oder Mischlinge angegeben.

Allerlei.

Hr. T. M. Harvey, ein Kaufmann in Natal, hat der Wesleyanischen Mission 20,000 Pf. St. geschenkt.

— Die amerikanischen Baptisten hatten bis zum 1. Januar d. J. 6000 Dollars als Dankopfer für die Bekehrungen im Telugu-Lande zusammengelegt. Die „Missionary Review“ bemerkt aber dazu, daß die Barmanen in Einem Jahr mehr auf ihre „Goldene Pagode“ verwenden, als alle amerikanischen Baptisten zusammen für die Bekehrung der Welt!

— Dr. Hugh Miller, früher Arzt in Bombay, hat der schottischen Freikirche ein Vermächtniß von 400,000 M. hinterlassen, wovon die Zinsen für die Mission in Bombay gebraucht werden sollen.

— Der bekannte kalifornische Evangelist William Taylor hat von Juli 1878 bis April 1879 allein 27 „Missionare“ ausgesandt: 3 nach Indien, 2 nach Barma, 22 nach Südamerika, unter letzteren mehrere Deutsche. Er selbst lebt vom Ertrag seiner Bücher; für seine „Missionare“ ist er auf freiwillige Gaben angewiesen.

— Es wird erzählt, Lord Beaconsfield habe neulich einer Dame, welche von den Zulus als von „Wilden“ redete, geantwortet: „Wie können Sie Leute Wilde nennen, die unseren General geschlagen und unsern Bischof (Colenso) bekehrt haben?!“

— Die Bostoner Miss.-Ges. hat in den letzten Jahren einen Aufruf um den andern erlassen, weil die Beiträge der Missionsfreunde eben immer wieder hinter den nothwendigen Ausgaben zurückblieben und an neue Unternehmungen, zu welchen auf allen Seiten dringende Einladungen vorlagen, gar nicht zu denken war. Namentlich war wiederholt ausgesprochen worden, daß man eine halbe Million Dollars haben sollte — nicht um neue Missionen anzufangen, sondern zur Gründung von Predigerseminaren, Errichtung von Kirchen und zur Beschaffung einer christlichen Literatur auf den verschiedenen Missionsgebieten, also zur Konsolidirung und zum Ausbau des bereits Vorhandenen. Aber dieser Wunsch gieng nicht in Erfüllung. In den ersten Nummern des „Missionary Herald“ von diesem Jahre wurden sogar bedeutende Reduktionen und ein neues Deficit in Aussicht gestellt. Es war geradezu ermüdend, wie die gleiche Klage und die gleiche Bitte in allerlei Variationen immer wieder vorgebracht wurde. Der Verfasser der betreffenden Aufrufe muß das auch selbst gefühlt haben, wenigstens erklärte er, viel lieber Hallelujahs singen zu wollen: die Missionsfreunde möchten nur die erwünschten Summen senden, so würden die langweiligen Strafpredigten schon eingestellt und statt dessen Loblieder angestimmt werden. Man mußte fast lachen, wenn man dergleichen las. Aber siehe da! in der Mai-Nummer des genannten Blattes erklingt schon das versprochene Loblied. Ein reicher Junggeselle, Asa Otis, der sich seit Jahren lebhaft für die Mission interessirt und wiederholt größere Summen

gegeben hatte, ist am 10. März 1879 im Alter von 93 Jahren gestorben und hat der Bostoner Missionsgesellschaft den größten Theil seines Vermögens testamentarisch vermacht, so daß dieselbe in einigen Monaten nahezu eine Million Dollars ausgezahlt erhalten wird — die größte Stiftung, welche je für Missionszwecke gemacht worden ist! Wir freuen uns von Herzen über dieses fürstliche Geschenk und sind gewiß, daß der Herr auch uns in Deutschland und der Schweiz das Nöthige geben wird. — Gegenwärtig reist ein Sekretärr dieser Gesellschaft in Europa, um sich mit den verschiedenen Missionskommitteen in England, Deutschland, Paris ꝛc. und mit Männern wie Dr. Krapf u. A. über ein neues Unternehmen in Afrika zu besprechen.

Aus der katholischen Mission.

Nach einem Brief des Bischofs von Peking sind während der chines. Hungersnoth mehr als 10,000 sterbende Kinder getauft worden und jetzt noch 1500—2000 in den Waisenhäusern übrig. „In der Nacht vom Dreikönigsfest 1878 ertheilte ich die h. Firmung in einer großen Christengemeinde auf dem Lande. Die Heiden der Nachbarschaft, welche wußten, daß alles in der Kirche war, brachten ganze Körbe voll Kinder vor das Missionshaus. Als ich nach beendigter Ceremonie nach Hause zurückkehren wollte, war ich genöthigt über besagte Körbe zu steigen. Zu Ehren der h. drei Könige ließ ich diese armen kleinen Wesen aufnehmen . . . aber was geschah? Nach Verlauf von 4 Wochen schrieb mir der Missionär: ‚Ach, gnädigster Herr, schicken Sie mir Geld, ich habe ihrer 400!‘ Viele neue Kirchen und Kapellen sind den alten hinzugefügt worden. Im Jahr 1870 gab es deren 49, jetzt haben wir schon 164. Es sind zwar keine Dome, aber es sind doch Orte des Gebets, in welchen Gott verherrlicht wird. Ebenso vermehren sich die Schulen: im Jahr 1870 zählten wir deren nur 37 und heute gibt es 122, von denen 64 für Mädchen sind, — ein unverhoffter Fortschritt!“

Bücherschau.

Die Buschjäger oder die geprüfte Familie. Erlebnisse, Fahrten und Abenteuer, Natur- und Sittenschilderungen aus dem afrikanischen Jagd-, Reise- und Buschleben. Von Franz Otto. Zweite Auflage. Leipzig. Otto Spamer. 1877.

Den Kern des Buches bildet eine spannende, zum Theil auf Thatsachen beruhende Erzählung aus dem abenteuerlichen Leben einer

südafrikanischen Bauernfamilie. Doch ist dieselbe eigentlich nur als Köder benutzt, um auf unterhaltende Weise den jugendlichen Lesern allerlei Wissenswerthes aus der Natur- und Menschenwelt Südafrikas beizubringen. Ueberdies ist eine Einleitung vorangeschickt, welche auf 92 Seiten einen geographischen Ueberblick über ganz Afrika, dann eine Geschichte der neueren Entdeckungsreisen in Südafrika und eine Beschreibung der dortigen Völkerschaften bringt. Hoffentlich sind unsere jungen Leute weise genug, diesen Theil nicht zu überschlagen. Natürlich ist auch die Mission erwähnt, nicht immer in anerkennendem Ton, wenn es z. B. S. 49 heißt, daß „hier wie überall, wo es sich um rohes Volk handelt, die Anschauungen der Missionare und Laien meilenweit auseinander gehn", weil „durch die Brille des Missionars" die Eingebornen in viel zu vortheilhaftem Lichte erscheinen. Doch wird nicht geleugnet, daß „der Einfluß der Missionare wohlthätig zu ihrer Entwilderung beigetragen" hat. Ja, aus dem Leben der westafrikanischen Missionare Jansen und Wilson werden Episoden mitgetheilt, welche die Arbeit der „frommen Männer" in ganz idealem Lichte erscheinen lassen — unter ausdrücklicher Versicherung, daß die betreffenden Erzählungen nicht Erfindung sondern Wahrheit seien (S. 150).

Am eingehendsten und wohl auch zutreffendsten sind die Boers geschildert. Auch ihre Kämpfe mit den Zulus werden erwähnt, besonders ausführlich aber ihre Selbständigkeitskämpfe gegen die englische Kolonialregierung beschrieben. Für Knaben, die gern Jagd- und Indianergeschichten lesen, ist das Buch sehr geeignet. Unmoralisches findet sich durchaus nicht darin.

Der heilige Liudger, erster Bischof von Münster, Apostel der Friesen und Sachsen. Von Aug. Hüsing, Vikar zu Münster. Nebst zwei Tafeln Abbildungen. Münster, 1878. Theissing'sche Buchhandlung.

Obgleich der katholischen Ueberlieferung getreu bleibend, hat der Verfasser doch in kritischer Weise und jedenfalls mit großem Fleiß seine Quellen studirt und verarbeitet. Das so entworfene Lebensbild liest sich recht angenehm und würde wohl dem erbaulichen und erwecklichen Zweck, den der Verfasser im Auge gehabt hat, noch besser entsprechen, wenn nicht zahlreiche chronologische und archäologische Exkurse in den Text eingestreut wären.

Auf die Frage, wie es Liudger möglich war, in so kurzer Zeit die Dornen des Götzendienstes unter den Sachsen auszurotten und dies halsstarrige Volk zu Christo zu führen, wird geantwortet: „Die wirkende Ursache war zunächst sein enormer Seeleneifer. Sich selbst verleugnend, liebte er mit wahrhaft väterlicher Liebe alle, welche bedürftig waren. Unermüdlich war er in der Verkündigung des göttlichen Worts und in der Erziehung seiner Schüler. In Mimigernaford pflegte er von Zeit zu Zeit Reiche und Arme zu Tisch zu laden; auf seinen Missionsreisen wurden den Bittenden Almosen gereicht. Bei all' seiner Tugendfülle war er jedoch die demüthigste Einfachheit, welche das Erhabene zu verbergen suchte. Zudem suchte er durch einen hohen Gebetseifer Gottes Segen und Gnade auf seine apostolischen Arbeiten herabzuflehen. Großes Gewicht legte er auf die gewissenhafte Erfüllung der kirchlichen Tageszeiten; selbst auf Reisen war er bemüht, sogar zur Nachtzeit in gewohnter Weise zur bestimmten Stunde mit den Seinigen das kirchliche Officium zu singen, wobei er sich durch keine Unbequemlichkeit in seiner Andacht stören ließ. . . War das gemeinschaftliche Nachtgebet vollendet, so pflegte sich der Heilige noch längere Zeit dem Privatgebet zu widmen. Nach aufgehobener Mittagstafel suchte er mit den Seinigen einen stillen Ort auf, um eine fromme Lesung zu halten oder zu beten u. s. w."

Es würde den Missionsleuten der Neuzeit nicht schaden, wenn sie sich mehr mit diesen ihren alten Vorgängern, die in vielen Stücken auch Vorbilder sind, beschäftigen wollten.

Das 13. Kapitel hätten wir dem Verfasser gern geschenkt. Es erzählt bloß Wunder aus dem 12. und 13. Jahrhundert, die der Heilige also nach seinem Tode noch gewirkt haben soll. Interessant dagegen ist Kapitel 14, enthaltend eine Uebersetzung von Liudger's Leben des h. Gregor, seines Lehrers.

Das Christenthum Justin's des Märtyrers. Eine Untersuchung über die Anfänge der katholischen Glaubenslehre von Moritz von Engelhardt, Doktor und Professor der Theologie in Dorpat. Erlangen. Verlag von Andreas Deichert. 1878.

Hätte der Verfasser nicht schreiben sollen: „Das Heidenthum Justin's des Märtyrers"? — In fast erschöpfender und jedenfalls überzeugender Weise zeigt er ja, daß Justin nicht nur in seiner ge-

sammten Denk- und Lehrweise von den Aposteln und Propheten abweicht, sondern auch daß diese Abweichungen sämmtlich aus der religiös-sittlichen Weltanschauung zu erklären sind, welche zu jener Zeit Gemeingut des durch Philosophie gebildeten griechisch-römischen Heidenthums geworden war. Heidnisch ist sein Gottesbegriff, heidnisch seine Tugendlehre, heidnisch seine Vorstellung von Vergeltung, Gericht und Seligkeit. Ist sein Christenthum hienach nicht wirklich mit Aubé als popularisirte platonisch-stoische Moral, als in christliche Worte gekleidetes Heidenthum zu bezeichnen? Diese Fragen sind uns beim Lesen des ebenso gelehrten als fesselnden Buches wiederholt gekommen, aber wir freuen uns, daß dieselben vom Verfasser selbst entschieden verneint und die Christlichkeit jenes Justin'schen Christenthums zur Genüge erwiesen wird. Justin glaubte an Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen — das macht ihn, trotzdem daß „das Heidnische in den Tiefen seines Geistes und Sinnes wurzelte", zum Christen. Hierauf legt der Verfasser alles Gewicht. Für die Lehre ist's wohl auch das Entscheidende, für die Beurtheilung des ganzen Mannes muß es aber mit dem gleichen Nachdruck betont werden, daß er ein Christ war, weil er zur Kirche gehörte, weil er ein „Bruder" geworden, weil er mit der Welt gebrochen und die Schmach des Volkes Gottes zu theilen sich nicht geschämt hat. Bei Besprechung seines Verhältnisses zu den Häretikern heißt's denn auch: „Diese irrigen Anschauungen führen nirgends zu einem Bruch mit der Kirche." Das ist aber ein Punkt, den wir gern ausführlich erörtert gesehn hätten und der gerade im Zusammenhang mit der Frage nach den Ursprüngen der „katholischen Glaubenslehre" von hervorragender Bedeutung ist.

Ihren größten Werth hat diese gründliche Arbeit für uns als Beitrag zur Missionsgeschichte. „An Justin können wir besser als an irgend einem seiner Vorgänger und deutlicher als an irgend einem der spätern Kirchenväter betrachten, in welcher Weise sich die Umwandlung der Welt durch den christlichen Glauben anbahnt und mit welchen Hindernissen der Glaube zu kämpfen hat." „Justin ist Christ und Heide zugleich. Damit ist gemeint, daß er zwei Denkweisen, zwei Weltanschauungen, nach der Redeweise des Apostels zwei ‚Weisheiten' (1. Kor. 1, 21; 2, 6. 7) in seine Seele und in seinen Geist aufgenommen hat, von denen die eine ihm von Natur, von Geburt, von seiner Erziehung und seinem Bildungsgange

her anhaftete, die andere ihm von außen her, aus der christlichen Gemeinde zugekommen war, welche ihre Ueberzeugungen, Lehren und Anschauungen im letzten Grunde von den Aposteln, die Juden waren, und von Christo empfangen hatte. Die erste ist ihm in Fleisch und Blut übergegangen; er ist in ihr zu Hause, er denkt in derselben. Die andere hat er im Glauben an Christus als den Sohn Gottes und Erlöser der Welt grundsätzlich als die allein wahre anerkannt. Er will sich ihr im Ganzen und Einzelnen unbedingt anschließen; er spricht die Sprache, in der sie vorgetragen wird; er bekennt sich zur ‚Lehre Gottes'. Aber das Verhältniß, in dem die beiden ‚Weisheiten' zu einander stehen, ist ihm noch verschlossen ... Im Glauben an Christus ... hat er sich die göttliche Weisheit ... die religiös-sittliche Denkweise des Christen und die christliche Weltanschauung im Princip angeeignet. Damit ist aber seine heidnische Denkweise noch nicht überwunden ... Er hat die Vergebung der Sünden und lebt das Leben eines Wiedergeborenen, aber er weiß von der Rechtfertigung und von der Wiedergeburt nichts Zutreffendes zu sagen; das Verhältniß der Lebensgerechtigkeit zur Glaubensgerechtigkeit ist ihm verborgen." „Justin war Christ und Heide zugleich. Beides, sein Christenthum und sein Heidenthum, anerkennen, heißt ihn verstehen. Wer dem Märtyrer um seines Heidenthums willen das Christenthum abspricht oder um seines Christenthums willen das Heidnische seiner Denkweise auf einige nebensächliche Momente seiner ‚Theologie' beschränkt, verschließt sich den Einblick in den Umwandlungsproceß, in dem er und in dem die Welt begriffen war, seitdem Gott als Erlöser in sie eingetreten war, und seitdem in ihr ein jüdisches Volk mit seinen h. Schriften und eine christliche Gemeinde mit der apostolischen Lehre von Christo, dem Sohne Gottes, vorhanden waren."

Wie gut verstehen wir das alles nach den Erfahrungen, die auch in der heutigen Mission noch gemacht werden! Und wie tröstlich, wie Hoffnung- und Geduld-erweckend ist es andererseits eben für Missionsarbeiter, an dem Beispiel eines Justin sich zeigen zu lassen, wie der Sauerteig des Evangeliums gerade in den edelsten Geistern langsam aber sicher wirkt und wie die Vollendung auf keiner Stufe der Entwickelung im Einzelnen, sondern nur in dem Endresultat zu suchen ist, zu dessen Erreichung ein Bruder dem anderen und eine Generation der anderen die Hand reicht.

Den Theologen von Fach, und zwar nicht nur den Kirchenhistorikern, empfiehlt sich das Buch schon durch sein Thema wie nicht minder durch den Namen des Verfassers. Uns ist's darum zu thun, daß auch Missionsleute auf das gediegene Werk aufmerksam werden, das sich zu allgemeiner Verbreitung auch außerhalb der Gelehrtenwelt freilich mehr empfehlen würde, wenn es in Form einer Biographie oder einer Reihe von Vorträgen erschienen wäre. — Wir bedauern, das Buch noch nicht gekannt zu haben, als wir im Februarheft einiges über Hrn. Pfr. Buß' „nachapostolische und moderne Mission“ zu bemerken hatten.

Evangelischer Missionskalender. 1880. Basel. In Commission bei der Missionsbuchhandlung. Preis: 30 Pf. = 35 Cts. Durch die Sammlerinnen der Halbbatzen-Kollekte bezogen 20 Pf. = 25 Cts.

Dies geschmackvoll ausgestattete Büchlein enthält — außer dem eigentlichen Kalender, einem schönen Farbendruckbild und ein paar Holzschnitten — mehrere Originalgedichte und eine Reihe kleiner Artikel theils über das Missionswerk im Allgemeinen theils über Einzelheiten aus demselben: Die Größe des Missionsfelds; Das Missionskreuz; Die Fülle der Zeiten. Aus Indien: Das Christenthum siegt. Aus China: Doch etwas Neues unter der Sonne. Aus Afrika: Der wurmstichige Fetisch. Aus Amerika: Die letzten Heiden in York getauft. Von den Neuhebriden: Opfer für Gottes Wort; „Bis an das Ende der Erde“; Die Mission auf der Weltausstellung; Der beste Missionstraktat; Die beste Predigt; „Fahre fort, liebe Mutter“. Zu Geschenken für Alt und Jung, zur Anregung von Missionsinteresse auch in solchen Kreisen, die der Sache ferne stehen, und als Begleiter für Missionsfreunde und Missionsarbeiter dürfte dieser Kalender — soviel wir wissen der erste und einzige in seiner Art — in hohem Maße geeignet sein. Vielen werden die missionsgeschichtlichen Daten, welche dem Kalender fast für jeden Tag des Jahres beigegeben sind, von besonderem Interesse sein. Dieser Theil des Büchleins hat den Herausgebern auch die meiste Mühe gemacht. Für Berichtigungen und Ergänzungen werden dieselben daher — im Blick auf weitere Jahrgänge — sehr dankbar sein. Etwaige Mittheilungen dieser Art wolle man an das Sekretariat des Missionshauses oder an den Redakteur des Missionsmagazins in Calw richten. Der Preis

des steif broschirten Kalenders, der auch einige weiße Seiten für Notizen enthält, ist sehr billig.

Große Wandkarte der Provinz Kanton, gezeichnet von Missionar Lörcher in Lilong, auf präparirtem Baumwollstoff gedruckt von Wurster, Randegger und Comp. in Winterthur. Verlag der Missionsbuchhandlung in Basel.

Die China Mail sagt über dies einzigartige Werk: „Diese große und prächtig ausgeführte Karte ist wahrscheinlich das Beste, was ein Kartograph aus dem bis jetzt zur Verfügung stehenden Material über die Provinz Kanton herzustellen vermag. Gezeichnet im Maßstab von 1:586,000, gestochen und in Farben gedruckt, 6 Fuß lang, 5 Fuß breit, ist sie in zwei Gestalten, in Taschenformat für Reisende und als Wandkarte für Schulen und Bureaux zu haben. Obgleich ihrer Größe wegen etwas schwer zu handhaben, dürfte die Karte doch für Reisende vom größten Nutzen sein, weil das Gebirgs- und Flußsystem bis in's Einzelne sorgfältig darin dargestellt ist. . . . . Obgleich wissenschaftlich anfechtbar ist doch für praktische Zwecke, namentlich für den Gebrauch von Reisenden auch die gemischte Orthographie — so daß in den verschiedenen Sprachgebieten die betreffenden Ortsnamen je nach dem dort herrschenden Dialekt entweder in der Punti-, Hakka- oder Hoklo-Aussprache gegeben sind — die nützlichste, die gewählt werden konnte. Man wird sich erinnern, daß die Regierung von Hongkong 500 Dollars als Beitrag zur Herstellung dieser Karte gegeben hat, und man darf Herrn Lörcher Glück wünschen, daß er so guten Gebrauch von diesem Gelde gemacht hat. Die Basler Missionsgesellschaft hat aber noch eine viel größere Summe hierauf verwandt; der Preis von Fr. 30 oder 24 M. ist daher kein übertriebener. . . . .“





Regierungsgebäude in Kalkutta.

Ein Blick auf Indien.

Von Th. K.

(Fortsetzung.)

c. Die Unterthanen.

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß Engländer und Hindus trotz langer Bekanntschaft einander so fremd bleiben wie Oel und Wasser. Wer in Indien auch nur ein wenig sich umgesehen hat, der weiß, daß eine tiefe Kluft die Herrscher und die Beherrschten von einander trennt, eine Kluft, die seit dem Aufstand (1857) noch tiefer geworden und immer schwerer zu überbrücken ist. Jede größere Stadt legt davon Zeugniß ab schon dadurch, daß die europäischen Wohnungen in einem besonderen Quartier liegen, das von den Wohnstätten der Eingebornen ganz abgesondert ist. Bezeichnend ist es ferner, daß man in Bahnzügen fast niemals Europäer und Eingeborne in demselben Wagen beisammen findet. In Südindien, besonders Madras, scheint die Verschmelzung der beiden Nationen noch viel weiter zurück zu sein, als in Bombay und Kalkutta. Es ist sogar die Wahrnehmung gemacht worden, daß, je länger ein Distrikt unter englischer Verwaltung steht, desto mehr derselbe die Engländer hinwegwünscht, wohl darum, weil der traurige Zustand, in welchem die Eroberer das Land fanden, je länger je mehr von den Eingebornen vergessen wird und daher die Dankbarkeit für englische Wohlthaten nicht zu-, sondern abnimmt. In den Theilen der Madras-Präsidentschaft, die am längsten englisch sind, vermag die Bevölkerung, die von den Leiden ihrer Vorfahren kaum mehr eine Ahnung hat, an den Engländern nichts Gutes zu entdecken. Die Mehrzahl des gedankenlosen Volkes wünschte lieber von einheimischen, selbst schlechten Fürsten regiert zu sein, als von den unnachgibigen, unbestechlichen, aber auch ungemüthlichen Engländern.*)

*) Im „Deccan Star", einem von Hindus redigirten Sonntagsblatt, hieß es neulich: „Wir wünschen nicht, daß die Weißen mit uns umgehn, mit uns beten, mit uns essen. Die Weißen besitzen keine der Eigenschaften, die

Bei der Erklärung dieser Thatsachen reden wir nicht davon, welchen Anlaß zu Beschwerden die Engländer ihren Unterthanen etwa durch Regierungsmaßregeln geben, sondern davon, was beide Theile in ihrem persönlichen Verkehr für einander Abstoßendes und Beleidigendes haben. Die Engländer mögen, da sie die Herrscher sind, häufig ihrer bevorzugten Stellung nur allzusehr sich bewußt sein und ihre Ueberlegenheit in nicht immer taktvoller Weise den Eingebornen zu fühlen geben. Ein gebieterischer Ton der Stimme mag oft nöthig sein, um die Autorität aufrecht zu erhalten; aber es ist gewiß, daß die Herrscher sich zuweilen gar zu herrisch benehmen. Freilich sind sie sich ihrer höheren Stellung von Natur bewußt; aber müssen sie ihre Untergebenen dieselbe so deutlich empfinden lassen? Ein fortgeschrittener, in seinem Charakter unabhängiger Eingeborner behauptete einmal, die Engländer schienen ihm mit einer Miene über die Erde hinzuschreiten, als habe der allmächtige Gott selbst die Absicht, den ganzen Weltkreis englisch zu machen. Er mag wohl mit einigen jungen Civilbeamten zusammengetroffen sein, die kürzlich aus Europa gekommen waren. In neuerer Zeit ist es in diesem Punkte besser geworden.

---

zur Freundschaft oder vertraulichem Verkehr unentbehrlich sind." Eine gegenseitige Annäherung sei deßwegen durchaus nicht zu wünschen: „Ein Jahrhundert lang haben die Eingebornen Zeit gehabt, den Charakter des Weißen kennen zu lernen, und sie fangen jetzt an, ihn zu durchschauen, so daß er sie nicht länger hinter's Licht führen kann.... Warum soll man z. B. einen Richter oder Kollektor ehren? Als einfacher Sklave ihrer kaiserlichen Majestät ist er nichts als eine höhere Art von Taglöhner. Ihre kaiserliche Majestät verdient von uns, ihren treuen Unterthanen, geachtet zu werden; aber der Kollektor oder Gouverneur verdient das nicht. Hier in Indien freilich ist er ein Gouverneur, aber in England ist er zuweilen nichts weiter als ein Schreiner oder ein Schmied. Ein Schreiner in Indien hat keinen Anspruch auf unsere Verehrung, warum sollte ein anderer es? Bloß deßwegen, weil er aus England kommt!! Nein, gewiß nicht. Verehrung gebührt einer Person wegen ihrer guten Eigenschaften, nicht weil das Schicksal sie über uns zu herrschen gesetzt hat. Hindus hassen all' diesen Pomp &c." Ja, selbst ein christliches Blatt, der „Indian Christian Herald", stimmt ein wenig in diesen Ton ein: „Engländer — heißt's da — müssen sich nicht geberden, als wären sie der absolut richtige Maßstab für alles, was auf Erden gut, ehrbar und gebildet ist. Dies ist eine Untugend, die von den übrigen europäischen Völkern wieder und wieder gegeißelt worden ist. Wo solch eine maßlose Einbildung und Selbstüberschätzung sich findet, kann unmöglich auch nur die geringste Aussicht auf Verkehr mit den Eingebornen übrig bleiben."

Mancher Anstoß ist darauf zurückzuführen, daß die Engländer sich zu wenig die Mühe genommen haben, sich in die Eigenthümlichkeiten des indischen Geisteslebens liebend zu versenken. Sanskrit ist die einzige Quelle für Leben, Gesundheit und Kraft der jetzt gesprochenen indischen Sprachen und sozusagen die Brunnenstube für alle indischen Religionsansichten, Sitten und Gebräuche. Die letzteren muß man doch kennen, um ein Volk, seine Bedürfnisse, seine Fehler und Irrthümer zu verstehen. Ohne solche Kenntniß hat man keine Ehrfurcht vor dem vorhandenen Guten und Wahren, und man hat auch keine Handhabe zur Ausrottung des Schlechten und Falschen. Das Sanskritstudium wird aber von England vernachlässigt: Deutschland, Frankreich und selbst Rußland thun es dem Lande zuvor, das doch der natürliche Träger und Pfleger dieser Wissenschaft sein sollte. Je mehr man aber die Gedankenwelt, die Gefühle, die religiöse und intellektuelle Entwickelung, die Einseitigkeiten und selbst die Fehler Indiens kennen gelernt hat, desto weniger wird man versucht sein, es nach dem durchschnittlichen europäischen Maßstab zu beurtheilen. Eine Nation ist nicht verachtungswürdig, die so große Schätze der Literatur besitzt, die so viele selbstständige wissenschaftliche Entdeckungen gemacht hat, wie die indische. Sehr oft mag daher englischer Stolz auf englischer Unwissenheit beruhen.

Unzählige sociale und religiöse Schranken hindern ferner einen Verkehr, wie er sich bei Europäern von selbst versteht. Zuoberst steht die natürliche gegenseitige Antipathie zweier Völker von verschiedener Hautfarbe. Dann kommt der Kastengeist, von dessen befleckendem und trennenden Einfluß ja auch die englische Gesellschaft nicht frei ist, nur mit dem tiefgreifenden Unterschied, daß in Indien die Kaste gerade in der Religion ihre Wurzeln hat, während umgekehrt bei uns christlichen Europäern gerade die Religion, die Frömmigkeit, das stärkste Gegengewicht gegen den angeborenen Kastengeist darbietet. Ein Hindu kann aus religiöser Rücksicht auf seine Kaste sich nicht entschließen, mit einem Europäer von gleich hohem Rang zu essen oder Wasser zu trinken, das von ihm und seinen Bedienten berührt worden ist. Wir hingegen betrachten Tischgemeinschaft als ein wesentliches Stück des geselligen Verkehrs und empfinden eine Verweigerung derselben als persönliche Beleidigung. Bei einem Hindu hängt Essen und Trinken mit seiner Religion, genauer mit

seinen Reinigungsgesetzen, zusammen, so daß man sich über sein Fernbleiben von unsern Gastmählern nicht mehr wundern darf, als über sein Fernbleiben von unsern Gottesdiensten. Es ist für einen Europäer, der noch nie in Indien war, schwer, sich in die uns fremden Lebensgewohnheiten und die damit zusammenhängende Denkweise der Hindus hineinzuversetzen. Nicht nur der Geschmack in Kleidung, Musik, Vergnügungen u. s. w. ist von dem unsrigen verschieden, sondern auch bis zu einem gewissen Grade die Begriffe von Recht und Unrecht. Ein Hindu hält es für Unrecht, Thiere zu tödten, um sie zu essen, noch viel weniger zerstört er ein Leben zu seinem Vergnügen. Ein Asiate, sei es ein Hindu oder ein Muselmann, hält es für höchst unanständig, wenn eine Frau mit Männern, die nicht zu ihrer Verwandtschaft gehören, ungezwungen verkehrt oder gar mit ihnen tanzt. Fast in jeder Sitte des täglichen Lebens zeigt sich die Verschiedenheit. Ein Hindu entblößt z. B. seine Füße da, wo ein Europäer sein Haupt entblößt, und behält seinen Turban auf dem Kopf in Fällen, wo der Europäer den Hut zieht.

Es ist in der That für einen Europäer schwer, mit einem Hindu umzugehen, ohne ihn zu verletzen, und das ist eben das Traurige, daß diese Verschiedenheiten eine gegenseitige Entfremdung herbeiführen. Ein englischer Gelehrter kommt etwa nach Indien; es stellen sich einige Brahmanen ein, die ihn von früher her kennen, um ihm ihre Aufwartung zu machen. Eine Matte wird in einem leeren Zelte für sie ausgebreitet; sie treten ein ohne Schuhe, verbeugen sich ehrfurchtsvoll und setzen sich in einem Halbkreis. Der Engländer ergreift treuherzig die Hand eines ehrwürdigen alten Pandits (Gelehrten) und schüttelt sie; er denkt nicht daran, daß er den Hindu dadurch in nicht geringe Verlegenheit bringt, weil ihm die Berührung eines „englischen Barbaren“ beschwerliche Reinigungsceremonien auferlegt. Uebrigens sind die Gäste, wie immer, in ihrem Benehmen höchst liebenswürdig; stolpert der Fremde in der gelehrten Sanskritunterhaltung je einmal, so helfen sie ihm freundlichst wieder auf. Einige Stunden sind im Nu verplaudert, der Fremde denkt auf die feinste Sanskritformel, um das Ende der Unterhaltung herbeizuführen: er weiß nicht, daß Eingeborne nicht wagen, einen Besuch abzubrechen, wenn nicht der „Sahib“ gerade heraus redet und sagt: „Jetzt könnt ihr gehen.“ — Später bemerkte derselbe Gelehrte, daß einige bedeutende Pandits ihn stets in aller

Morgenfrühe zu besuchen pflegten. Den Grund dieser merkwürdigen Erscheinung fand er zufällig einmal heraus: sie wollten vor ihrem Morgenbade kommen, um nachher die feierlichen Abwaschungen zur Reinigung von der Befleckung, die sie sich durch Händedrücken und Reden mit einem Europäer zugezogen hatten, gleich mit jenem ohnedies nothwendigen Bade verbinden zu können.

Beiläufig gesagt, haben auch die Muhammedaner in Indien in der Regel keine Ehrfurcht vor Person, Sitten und Religion der Europäer. Sind sie weniger haßerfüllt, als gewöhnlich, so beschränken sie sich darauf, uns Kafir's zu nennen (Ungläubige, woher auch das Wort Kaffern kommt). Dies drückt jedoch noch lange nicht den Grad der Verachtung aus, den bigotte Muhammedaner in Indien gegen uns haben. Manche von ihnen speien, wenn sie das Haus eines hohen englischen Beamten verlassen, auf die Erde, und zwar nach Unterredungen, in denen die höflichsten Worte gewechselt worden waren.

In mancher Hinsicht sollten doch — nach dem Urtheile unseres englischen Gewährsmannes — die Engländer selbst rücksichtsvoller gegen indische Ueberzeugungen sein. Ein ernstdenkender Europäer, der in einem Theile Indiens lebt, wo indische Vorurtheile noch am kräftigsten herrschen, und wo das Tödten einer Kuh als verruchter Frevel betrachtet wird, sollte sich doch besinnen, ehe er Rindfleisch ißt, und an das Wort des Paulus denken: „Wenn die Speise meinen Bruder ärgert, so will ich nimmermehr Fleisch essen, damit ich nicht meinen Bruder ärgere.“ Ein englischer Kommissär ist in Rohtak von einem fanatischen Hindu ermordet worden: der Thäter hat bis zu dem Augenblick seiner Hinrichtung nichts mehr geredet als flüsternd das Wort, er sei vom Himmel berufen, die, welche Kühe tödten, aus der Welt zu schaffen. In Kaschmir, erzählte der Minister eines Maharadscha, sei auf das Tödten eines Ochsen lebenslängliches Gefängniß als Strafe gesetzt, und er selbst habe einen solchen Abscheu vor Rindfleisch, daß, wenn ihm die Wahl gelassen würde zwischen Rindfleisch und Tod, er den letzteren vorzöge, ohne zu zaudern! (?) Ein heiliger Brahmane soll sich entschlossen haben, mit der Gottheit so lange zu ringen, bis sie ihm die wahre Ursache der allgemeinen, damals herrschenden Theurung geoffenbart habe. Nachdem er 3 Tage und 3 Nächte gefastet und gebetet, erschien ihm ein himmlisches Wesen, trat im weißen Gewande vor ihn hin und

sagte ihm, daß alle Plagen der gegenwärtigen Zeit davon herrühren, daß Engländer und Muhammedaner durch Ochsenschlachten das Land unter einen Fluch gebracht hätten. — Man kann den Ekel, den Hindus vor Rindfleisch äußern, einigermaßen mit dem Abscheu vergleichen, den wir empfänden, wenn Chinesen gekochte Ratten mit Eßstäbchen vor unsern Augen verzehren würden! Der fromme Hindu wird aber durch den Anblick unseres Fleischgenusses viel tiefer empört, weil er von Jugend auf an den Glauben gewöhnt ist, das Fleisch der Thiere sei erfüllt von göttlicher Wesenheit.*)

Billigerweise kann man von den Europäern nicht verlangen, daß sie die für sie nothwendige Fleischnahrung aufgeben. Manche sehen es ja geradezu als ihre Aufgabe an, ihre Mißbilligung der absurden Vorurtheile des „schwachköpfigen Volkes“ recht offen an den Tag zu legen. Das Richtige wird sein, daß man gegen diejenigen Gebräuche, die wider die Natur und Menschlichkeit gehen, mit allen Mitteln einschreitet, dagegen die durch die Zeit geheiligten Gebräuche einzelner Distrikte, sofern sie mit religiösen Anschauungen eng zusammenhängen, möglichst schonend und rücksichtsvoll behandelt — eine Aufgabe, die freilich nicht immer leicht zu lösen ist.

Wie man sieht, werden auf beiden Seiten Fehler gemacht, und manches Hinderniß muß noch weggeräumt werden, bis beide Völker friedlich neben einander wohnen. Die Versöhnungsversuche von Seiten der Engländer werden freilich so lange wenig Erfolg haben, als die unübersteigliche Schranke, die das indische Familienleben abschließt, nicht durchbrochen ist, als die Hindus sich weigern, mit Europäern zu essen und zu trinken, und als die Frauen, Mütter und Töchter in Indien nicht in die Stellung gekommen sind, die ihnen im Familienkreis nach christlichen Begriffen gebührt.

Die letzten Jahre haben vielleicht den Proceß der Vereinigung um einen Schritt weiter geführt. England hat anläßlich der letzten indischen Hungersnoth bewiesen, daß es für die Wohlfahrt der ihm anvertrauten Länder treulich zu sorgen bestrebt sei. Die 10 Millionen Mark, die in wenigen Monaten zu Gunsten der Hungernden aufgebracht wurden, der hingebende Eifer, Muth und die Energie, welche

*) Im Miss.-Mag. 1875 S. 463 ist von einer christlich gefärbten Sekte in Indien berichtet, daß sie den Fleischgenuß für unberechtigt halte, nicht an und für sich, sondern weil alle Hindus daran Anstoß nehmen (mit Berufung auf das oben angeführte Wort des Paulus 1 Cor. 8, 13).

die Beamten, vom Vicekönig an bis zum letzten, bewiesen haben, um die Leiden des Volkes zu lindern — sie haben für immer den Vorwurf widerlegt, Großbritannien habe kein Herz für seine indischen Unterthanen und Mitmenschen. Viele Tausende sind nun doch genöthigt, ihre Vorurtheile, vielleicht ihre Furcht vor dem europäischen „Wolfe" fahren zu lassen und den gutgemeinten Bestrebungen der Engländer weniger spröde, als bisher, entgegen zu kommen; wie ja auch für viele durch die Hungersnoth jene unsichtbare Schranke niedergerissen worden ist, welche sie bisher vom Eintritt in die christliche Kirche zurückschreckte.

d. Ein deutsches Urtheil über das britisch-indische Reich.

Je mehr es in Deutschland Mode geworden ist, über die englische „Krämerpolitik" zu schimpfen und namentlich auch die wirklich wohlmeinende und höchst segensreiche Thätigkeit der britischen Regierung in Ostindien mit spießbürgerlicher Beschränktheit zu verkleinern und zu verdächtigen, desto mehr hat es uns gefreut, daß neulich ein so allgemein geachteter Gelehrter wie Dr. Döllinger in seinem Vortrag über „Garcin de Tassy *) und Indien" einen schönen Beitrag zur Ehrenrettung der Engländer wie zur besseren Würdigung der indischen Verhältnisse geliefert hat. Es sei uns gestattet, aus jenem Vortrag einige Hauptsachen hervorzuheben:

„Das britisch-indische Reich ist ein so außerordentliches Phänomen, es steht so einzig und unvergleichlich da in der Weltgeschichte, daß es den Betrachter immer wieder zum Staunen und zum Nachdenken anregt, über die Mittel und Wege, wie dieser Wunderbau zu Stande gekommen, zu solcher Kraft und Festigkeit gelangt sei." Dr. Döllinger wirft nun einen vergleichenden Blick auf die Ge-

*) Geb. zu Marseille 25. Januar 1794, Professor in Paris, berühmt durch seine Geschichte der hindostanischen Literatur und durch seine Jahresberichte über indische Sprache, Literatur und Leben (seit 1850), hat „50 Jahre lang unverdrossen in Wort und Schrift für die Verbreitung orientalischer Sprach- und Literaturkenntniß, für die Vermittlung des Orients mit dem Occident gewirkt; zahlreiche Schüler sind aus seinem Hörsaal in alle Welt ausgegangen, deren viele jetzt in England und besonders in Indien leben und wirken." Garcin, auch in religiöser Beziehung ein ernster und gewissenhafter Mann, frei von französischem Nationalstolz und Gelehrtendünkel, hat immer ein besonderes Interesse für die evangelische Mission gehabt und in seinen Jahresberichten oft die segensreiche Wirksamkeit derselben hervorgehoben.

schichte dieses Riesenreiches, dessen 240 Millionen Einwohner von einer Kaiserin-Königin regiert werden, die auf einem tausende von Meilen entfernten Eilande wohnt, und das in einer Weise, welche alle ähnlichen Leistungen des römischen Reiches, des Chalifats und anderer Regierungen weit in den Schatten stellt und sich zur Herrschaft der Spanier über unterworfene Völker ungefähr so verhält „wie das Reich des Ormuzd zu dem des Ahriman.“ Anfangs sei zwar die englische Macht in Indien ohne die englische Sittlichkeit aufgetreten, dies sei aber anders geworden, namentlich seit Beendigung des großen Militäraufstands im J. 1859, als Indien ein Bestandtheil und Besitz der englischen Krone wurde. Dann fährt Dr. Döllinger fort:

„Nirgends wohl gibt es einen Staat, dem in den letzten zwanzig Jahren eine solche Fülle wohlthätiger Reformen und neuer Schöpfungen in allen Zweigen der Verwaltung zu Theil geworden wäre. Erst nach jahrelangen Anstrengungen ist es der Regierung gelungen, den über Indien verbreiteten Geheimbund religiöser Mörder, der Thags, zu zerstören, welche im Dienste der Göttin Durga die Reisenden erdrosselten und mit der Beute sich bereicherten. Die mühevolle Untersuchung und Aufspürung erforderte über 30 Jahre, und erst in jüngster Zeit hat der Prinz von Wales einige dieser gräßlichen Menschen sich vorführen lassen, wobei einer sich rühmte, 67 mit eigener Hand ermordet zu haben. Die Regierung duldet auch nicht mehr, daß der Gott Dschagannath die Menschen zermalme, die sich unter die Räder seines Riesenwagens werfen. Noch vor kurzem wurden von einzelnen nicht-brahmanischen Stämmen Menschenopfer in Menge geschlachtet; die Dörfer, in denen dies geschah, pflegten sich Männer, Frauen und Kinder, die sogen. Merias, dazu zu erkaufen. Britischen Offizieren ist das schwierige Geschäft gelungen, die Herausgabe der Merias und das Unterlassen solcher Opfer durchzusetzen, theils durch Zwang und nach Unterdrückung eines deßhalb ausgebrochenen Aufstandes, theils durch gütliche Unterhandlungen. Ein einziger Offizier, Major Campbell, vermochte in 18 Jahren 1500 dem Opfertode schon bestimmte Menschen zu retten. Nur der ausdauerndsten Wachsamkeit und Energie der britischen Behörden ist es dann möglich geworden, die weit verbreiteten Mädchenmorde und die Witwen-Verbrennungen abzuschaffen. Dieses Verbot der Satis, und das Gesetz, das den Witwen eine zweite Ehe gestattet, ward

als Eingriff in das brahmanische Religionswesen gedeutet und zu den Anlässen gerechnet, welche den Sipahi-Aufstand von 1857 hervorriefen; denn das Menschenleben steht für den Hindu tief im Werth unter dem einer Kuh; er würde eher zehn Menschen tödten, als eine Kuh verletzen, und in einer Hungersnoth eher Menschenfleisch als Rindfleisch essen.

„Daß dem Indier so manche Anordnung der englischen Regierung mißfällt und seinem krankhaften Religionsgefühl Anstoß gibt, ist freilich nicht zu vermeiden. Dahin gehören die Pocken-Impfung, die gerichtlichen Eide, das Gesetz, welches dem zu einer anderen Religion Uebertretenden sein Erbschaftsrecht sichert, welches er bis dahin zugleich mit der Ausstoßung aus der Kaste verlor. Als die Regierung eine Bodenvermessung vornehmen ließ, sah das Volk darin eine Erfindung, das ganze Land mit einem Zauberbanne zu belegen. Die Nothwendigkeit, für den höheren Verwaltungsdienst eine Prüfung in England zu bestehen, ist nahezu eine Ausschließung für den Brahmanisten, dem schon eine Meerfahrt und das Leben in einem von Göttern und Heiligthümern entblößten Land als Sünde erscheint.

„Vor 60 Jahren fürchteten sich noch die anglo-indischen Regenten, mehr für das Volk zu thun, als ihm Ruhe und Sicherheit zu gewähren. An Volkserziehung durch Staatseinrichtungen und aus Staatsmitteln wurde noch nicht gedacht. Aber vorzüglich seit der Besiegung des Aufruhrs haben die Lenker der britischen und indischen Geschicke klarer als früher erkannt: daß es der providentielle Beruf Englands ist, nicht bloß, wie ehedem die Römer, regere imperio populos, sondern sie zu erziehen, sie sittlich und geistig zu einem höheren, menschenwürdigeren Dasein emporzuheben. Indien hat nicht etwa, wie der gemeine Wahn sich einbildet, für England ein unmittelbares finanzielles Interesse, es gibt nichts von seinen Einkünften an die Metropole ab; nur die allerdings beträchtliche Summe von 15 Millionen Pfund für Pensionen an ehemalige indische Beamte und Offiziere und für Verzinsung des Eisenbahn-Anlehens fließt alljährlich nach England. Vielmehr wird in finanzieller Beziehung das Reich der Halbinsel für England eine drückende Verlegenheit werden, denn die langen Kriege, der Sipahi-Aufruhr, die periodische Hungersnoth und nun die dringend gewordenen öffentlichen Bauten, Verkehrsmittel und neuen Institute haben Indien

Regierungssystem eingeschränkt sind. Eine andere große Schwierigkeit liegt in der Stellung der Centralregierung zu den einheimischen Dynastien und Lehensstaaten.

„Was indeß trotz aller dieser Hindernisse bis jetzt zu Stande gekommen, ist bewunderswürdig, und Garcin, der es Jahr für Jahr verzeichnet hat, hält mit seinem Lobe nicht zurück. Indem die Regierung das Unterrichtswesen nach englischem Vorbilde organisirte, indem sie Preßfreiheit gewährte und die Anstellung im Civildienste von Erlernung der englischen Sprache und einer zu bestehenden Prüfung abhängig machte, erweckte sie Indien aus einem tausendjährigen Schlummer; Garcin führt den Ausspruch eines indischen Autors an: von jetzt an sei Indien nicht mehr das finstere Land, wie es zu heißen verdiente, sondern das leuchtende Land. Das Licht ist allerdings vorerst nur ein erborgtes. Aber die Thatsachen reden doch laut, und der Eintritt eines großen allgemeinen Umschwungs ist, wenn auch großentheils nur Anfänge vorliegen, nicht zu verkennen.

„Uns Deutschen ist auch ein Antheil, und nicht der geringste, an dem großen Werke der Europäisirung Asiens zugewiesen. . . Als die Orientalen in Schaaren im alten Rom sich niederließen, sagte Juvenal, der syrische Orontes habe sich in die Tiber ergossen: möge man künftig sagen können, daß Rhein und Elbe, daß Donau, Isar und Spree sich in den Ganges und Indus ergossen hätten; ich meine, daß deutsche Wissenschaft, deutsche Literatur den ihr gebührenden Antheil an der Erleuchtung, der geistigen und sittlichen Regeneration des großen indischen Volkes erlangt haben. Bis jetzt sind es fast nur englische Werke, welche die Hindus für sich übertrugen; möge die Zeit nicht allzu ferne sein, wo auch deutsche Geisteserzeugnisse von indischen Brahmanen gelesen und gewürdigt werden, und möge dann ihre Auswahl nicht Giftpflanzen, sondern die edlen, nahrhaften und heilkräftigen Gewächse unseres Literatur-Gartens treffen!“ *)

*) Wir kennen einen „indischen Brahmanen“, der deutsche Werke, wie die „Heilige Geschichte“ von Kurtz u. v. A. in die Sprache seines Volkes übersetzt hat. Vielleicht würde Dr. Döllinger staunen, wenn er wüßte, wieviel der edelsten Geistesschätze Deutschlands durch die evang. Mission bereits den Hindus theils direkt durch Deutsche, theils indirekt durch mehr oder weniger mit deutscher Theologie bekannte Schotten und Engländer ist zugänglich gemacht worden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mission in den Augen der Welt.

7. Eine possierliche Geschichte.

In den Londoner „Times" vom 19. April d. J. war ein Auszug aus einer südafrikanischen Zeitung mitgetheilt, worin angeblich das Schicksal des ersten Missionars, welcher an den Zulus einen Bekehrungsversuch gemacht, in recht possierlicher Weise geschildert wurde. Schon fünf Tage später war die gleiche Geschichte auch in die Spalten der Augsb. Allg. Zeitung übergegangen, und in dieser letzteren Fassung wollen wir sie hier wiederholen:

„Aus dem Zulu-Lande wird in den „Uitenhage Times" folgende Geschichte von dem Schicksal eines Missionärs bei den Zulus erzählt, angeblich nach Berichten eines Augenzeugen: Vor einigen Jahren gieng ein Missionär nach des Königs Kraal in der Absicht, ihn und sein Volk zum Christenthum zu bekehren. Der König willigte ein, ihn am Sonntag zu hören und berief sein Volk und zwei seiner besten Regimenter zusammen, um zu hören, welche Botschaft ihnen von den weißen Leuten gebracht werde. Der Missionär hielt eine kurze, aber elegante Predigt, in welcher er seinen andächtigen Hörern den Himmel möglichst glänzend und die Hölle möglichst schwarz ausmalte. Er sagte ihnen: wenn sie ein gutes Leben führten, nicht stehlen, immer die Wahrheit reden und vor allem nur Ein Weib haben würden, dann würden sie nach dem Tode in die glücklichen Jagdgefilde versetzt werden, wo sie nie ihr Wild verfehlen würden, wo überhaupt eitel Freude und Wohlsein in einem ewigen Leben ihrer warte; würden sie aber ein sündiges Leben führen und thun, was er ihnen eben gerathen hatte nicht zu thun, dann würden sie in ein ungeheures Feuer geworfen werden, so groß, daß es in wenigen Augenblicken die ganze Zulu-Nation verzehren würde, und wäre sie so zahlreich wie Heuschrecken. Der Häuptling und sein Volk hörten aufmerksam dem Missionär zu, und als er geendet hatte, bat ihn der König, mit ihm zu essen. Während des Essens bemerkte er, daß Leute aus allen Richtungen Holz herbeischleppten und auf einem Haufen zusammenschichteten. Dem Missionär ward es unbehaglich; die Sache sah unheildrohend aus, und der Zulu, der die Geschichte erzählte, sagte: der Missionär habe zu essen aufgehört

und nur große Quantitäten Milch getrunken, als wolle er sich kühlen. Schließlich, als das Essen zu Ende war, drehte sich der König scharf nach dem schlotternden Missionär um und sagte: ‚Was war das, was du eben redetest: das große Zulu-Volk in ein großes Feuer zu werfen, nachdem es gestorben? Komm, ich will dir zeigen, was die Zulus für Leute sind; du kennst sie nicht, wie ich sehe.‘ Er führte ihn zu dem großen Scheiterhaufen, der mittlerweile ungeheure Proportionen angenommen hatte, und ließ das Holz ringsum anzünden. Als die Glut hoch aufflammte und starke Hitze ringsum verbreitete, befahl der König den beiden Regimentern, die der Predigt zugehört hatten, sich auf den brennenden Scheiterhaufen zu stürzen und ihn auszulöschen. Nackt, wie sie waren, stürzten sich die Krieger auf die brennende Masse und rissen die Scheite auseinander, nicht eher ruhend, als bis kaum eine Spur des Feuers mehr übrig war. Der König sagte dann zu dem Missionär: ‚Du hast das gesehn. Das ist es, was wir mit deiner Hölle machen werden. Die Zulus werden nicht mit eurem Feuer spielen und du thätest besser daran, dich aus diesem Lande fortzuscheren, sonst werde ich ein kleines Feuer für dich zum Auslöschen anzünden lassen.‘ Der Missionär befolgte den Wink schleunigst.“

Unsere Leser werden beistimmen, daß dies in der That eine sehr amüsante Geschichte ist, die sich auch auf der Bühne gar nicht übel ausnehmen würde. Wer wollte es dem Londoner oder auch dem Augsburger Weltblatt verargen, daß es so interessante Neuigkeiten seinem Publikum nicht vorenthält? Nur Eins will uns dabei nicht recht einleuchten: sonst ist es die löbliche Sitte und zugleich der Ruhm solcher Blätter, jede Nachricht, die sie mittheilen, nach ihrer Quelle zu prüfen und mit dem, was man sonst über die Sache weiß, gewissenhaft zu vergleichen, um so ihren Lesern immer nur möglichst Zuverlässiges und Vollständiges zu bieten. Handelt es sich aber um die Mission, so wird jede Verleumdung, jede noch so alberne Erfindung für baare Münze genommen. Und das ist eine Ungerechtigkeit, gegen die wir im Namen der Wahrheit protestiren müssen.

Jener Bericht der südafrikanischen Zeitung trägt den Beweis seiner Unzuverlässigkeit in sich selbst. Er soll von einem Augenzeugen herrühren, wobei Jedermann an einen europäischen Augenzeugen denkt; hintennach liest man aber von einem „Zulu, der die Geschichte erzählte“. Ferner soll das Ganze „vor einigen Jahren“ geschehen sein,

und doch ist kein einziger Name genannt, nicht einmal der des Königs. Unwillkürlich denkt man Ketschwajo, der Vielgenannte, sei gemeint. Zu seinem Charakter paßt die Geschichte auch ganz gut, und das eben ist es, was ihr den Schein der Glaubwürdigkeit verleiht.

Nun hat aber der erste Missionar im Zulu-Land — abgesehn von Kapt. Gardiner, der 1834 das Land bereiste — schon im J. 1837, also unter König Dingaan, gewirkt. Es war der englisch-kirchliche Miss. F. Owen*); und wenn jener Geschichte überhaupt irgend welche Thatsache zu Grunde liegt, so muß es das schnelle Ende sein, das durch den grausamen Tyrannen Dingaan seiner Thätigkeit gesetzt wurde. Am 16. August 1837 hatte derselbe seine erste Audienz beim Zulu-König. Wie ein Blutmensch sah dieser zwar nicht aus, den Despoten aber sah man ihm sofort an. Seine Diener harrten seiner Befehle und führten dann dieselben aus, wie wenn Leben und Tod davon abhienge. „Geh," sagte er zu einem, „nach Umkunkinlovu und sei wieder hier, bevor der Speichel in meiner Hand getrocknet ist!" — und wie ein Pfeil flog der Betreffende davon. Am 20. August — es war gerade Sonntag — hielt Miss. Owen seine erste Predigt vor dem König. Dieser saß auf einem Stuhl in seinem Isigorthlo, d. h. dem besonders umzäunten Theil der Residenzstadt Nobamba, wo seine und seiner Weiber Hütten standen. Seine Frauen saßen um ihn auf dem Boden. Nun fieng die Predigt an. Wir könnten den Gedankengang derselben aus einem Brief Owen's hier wiedergeben. Es ist aber nicht nöthig. Als die Auferstehung Christi erwähnt wurde, gieng ein ungläubiges Lächeln über des Königs Gesicht. Dann kam die Rede auf die Himmelfahrt und auf die Wiederkunft des Herrn zum Gericht, auf seinen letzten Befehl an die Jünger, auf ihre Thätigkeit, die Entstehung des N. Testaments, des Buches, das er, der Missionar, jetzt in seiner Hand halte. Seine Landsleute hätten ihn geschickt, um auch die Zulus in diesem Buche zu unterrichten. Wer die Lehren desselben annehme und darnach lebe, der werde selig werden, wer aber nicht glaube und nicht nach diesem Buche lebe, der werde in die Hölle geworfen, d. h. an einen Ort unauslöschlichen Feuers. Hier unterbrach der König den Redner und fragte, was die Hölle sei. Miss. Owen theilte nun mit, was sich im N. Testament hierüber findet. Dann fragte der König, wo

*) S. „Journey to the Zulu Country" von Kapt. A. Gardiner, „Church Miss. Record" für 1837 u. 1838 und „The Record" vom 7. Mai d. J.

die Hölle sei, worauf der Missionar erwiderte, das sei in der Bibel nicht gesagt, sondern nur versichert, daß es einen solchen Ort gebe, und daß die Gottlosen beim jüngsten Gericht dahinein geworfen werden sollten. Nun mußte das Gericht näher beschrieben werden, und als die Auferweckung der Todten erwähnt wurde, folgte wieder ein Schwall von Fragen: wie das möglich sei, wo die Auferstandenen alle stehen würden, ob sie die gleichen Leiber haben würden wie jetzt, ob man einander sehen und einander erkennen werde oder nicht u. s. w. Endlich aber erklärte der König: „Warum denn die Todten nicht jetzt schon auferstehn, so daß man sie sehen könne?!“

In den folgenden Monaten durfte Miss. Owen regelmäßig predigen und Unterricht ertheilen. Der König selbst wurde sein Schüler. Aber so gieng es nicht lange fort. Es war wieder ein Sonntag, der 26. November, als Miss. Owen sich anschickte, zum König zu gehn und zu predigen. Da erschien ein Abgesandter desselben und berichtete: „Der König sei sehr unzufrieden; er habe erwartet, die Lehrer würden ihn in allen Dingen unterrichten, nun beschränkten sie ihren Unterricht aber auf einige Sachen nach ihrer eigenen Willkür und gerade das, was er am meisten zu lernen verlange (die Anfertigung von Feuerwaffen), das lehrten sie nicht. Immerhin möge der Missionar diesmal noch kommen und Gottes Wort predigen, aber das solle dann auch das letztemal sein: die Kinder dürften auch ferner an Sonntagen bei ihm lernen, aber das sei alles, was er noch erlaube.“ In Begleitung Dr. Wilson's gieng nun der Missionar vor den König. Mehrere seiner Diener saßen um ihn, die Männer aus der Stadt hockten in einiger Entfernung ebenfalls auf dem Boden, eben im Begriff, ihr Frühstück — aus Bier bestehend — zu sich zu nehmen. Der König war sehr böse; er schimpfte über die Weißen und sagte, Owen sei nicht besser als die anderen; einmal habe er ihn gebeten, ihm einen Kugelgießer zu leihen, aber vergeblich u. s. w.; er sei beleidigt, er sehe, daß man ihm die Feuerwaffen nicht gönne u. s. w.

Endlich erklärte Miss. Owen, es sei heute Sonntag, und hierauf erhielt er Erlaubniß, zum Volke zu reden. Auf des Königs Befehl mußten alle Häuptlinge nun mäuschenstill sein. Er selbst saß weit weg vom Prediger, und kaum hatte dieser angefangen, so hieß es, er solle lauter sprechen. Dies that nun Miss. Owen so gut er konnte und nahm alle Kraft zusammen, ein unmißverstehbares Zeugniß

von Jesu Christo und der Vergebung in Seinem Blute abzulegen. Das Wort vom Blut aber wollte niemand hören. Bis hieher war alles still geblieben; kaum aber hatte der Missionar das Blut Jesu Christi und die Abwaschung der Sünden erwähnt, als ein wahres Gebell und Gekeif entstand. Zwei Stunden lang regnete es Widersprüche, Fragen, Herausforderungen. Der König und seine Häuptlinge trieben es am ärgsten. Niemand aber wollte den Missionar, wenn er zu antworten suchte, auch nur recht zu Wort kommen lassen, und endlich hieß es geradezu: „Hinweg! es ist alles eine Lüge."

Das war Miss. Owen's letzte Predigt an die Zulus. Doch trat er noch keineswegs den Rückzug an. Was ihn hiezu nöthigte, war erst die schreckliche Greuelthat, welche am 6. Febr. 1838 vom verrätherischen König am Bauernführer Retief und 70 seiner Leute verübt wurde. Tagelang bewirthete er zuerst die nichts Schlimmes Ahnenden in seiner Hauptstadt Umkunkinlovu. Ein Freundschaftsvertrag wurde abgeschlossen. Am letzten Tage, als schon zur Abreise gesattelt war, lud der König seine Gäste noch zu einem Abschiedstrunke ein. Mit Zurücklassung ihrer Waffen setzten sich die Bauern noch einmal zum Kafferbier vor den König, als dieser auf einmal den Ruf erschallen ließ: „Schlagt die Zauberer todt!" Ein furchtbarer Kampf begann; aber nur zu bald waren sämmtliche Boers niedergemacht. Dann wurde auch ihr Lager sammt der übrigen Mannschaft überfallen und 600 Personen — Mann und Weib, Jung und Alt — hingeschlachtet. Am Morgen jenes blutigen Tages noch sandte der König einen Boten an Miss. Owen: er solle sich nicht fürchten, der König werde heute seine Gäste niedermachen! Man denke sich die Bestürzung des Missionars, als er diese Botschaft vernahm. Sollte er sein Leben daransetzen und noch einen Versuch machen, die unglücklichen Bauern zu warnen? Ach, es war zu spät. „Da schlachten sie schon die Boers" — rief eine Stimme, und richtig, auf dem gegenüberliegenden Hügel sah Miss. Owen die Metzelei bereits in vollem Gange. Eben erst waren zwei von den armen Opfern bei ihm gewesen und hatten gesagt, Dingaan sei „gut".

Jetzt war es natürlich auch mit der Mission zu Ende. Missionar Owen war froh, als er nach manchen Fährlichkeiten mit den Seinigen wieder glücklich nach Port Natal gelangt war. Das sind die Thatsachen über den Anfang und das Ende des ersten Missionsunternehmens bei den Zulus. Wie aus ihnen jene freilich

viel lustigere Geschichte entstanden ist, das mögen diejenigen untersuchen, welche sich besser als wir auf Sagenbildung und Romantik verstehn.

---

8. Mißverständniß oder Böswilligkeit?

In der Januarnummer des Jahrgangs 1876 brachte das Ev. Missions-Magazin einen kurzen Ueberblick über „die religiösen Bewegungen der Gegenwart". Derselbe hatte hauptsächlich den Zweck, an einigen Beispielen zu zeigen, daß in unseren Tagen der Kampf zwischen Lüge und Wahrheit heftiger als je entbrannt sei, und zwar in Folge der neueren Missionsbestrebungen, durch welche die schlafende Heidenwelt in überraschender Weise aufgeweckt und zum Widerspruch gegen das Christenthum gereizt worden sei. Beigefügt war dann noch eine Aufforderung, in diesem Geisterkampfe nicht zu ermatten, sondern freudig dem gewissen Siege entgegenzugehn. Uns war dabei vor allem der Gedanke vorgeschwebt, daß es keinen stärkeren Beweis für die großartigen Erfolge des christlichen Missionswerkes gebe, als eben jene heidnischen Gegenbestrebungen. Diesen Gedanken auszuführen, hielten wir für völlig überflüssig; und was die positiven Resultate unsrer Arbeit betrifft, so handelt von ihnen ja jedes Heft unseres Blattes.

Nicht wenig erstaunt waren wir daher, bald nach dem Erscheinen jenes Artikels in einer Stettiner Zeitung einen kleinen Beitrag „Zur Geschichte des Missionswesens" von „Anton Jonas" zu finden, in welchem gerade der entgegengesetzte Schluß aus den von uns gemachten Mittheilungen gezogen war und der folgendermaßen lautete:

„Zur Geschichte des Missionswesens.

„Ueber die christlichen Missionen in den großen Reichen Asiens und Afrika's kommt wenig(!) Kunde in's Publikum; die Mittheilungen an den Missionsfesten bezwecken mehr die Hervorhebung einzelner Thatsachen behufs Erbauung, als geschichtliche Belehrung. Um so interessanter möchten vielleicht Mittheilungen aus dem Januarheft des „Baseler Missions-Magazins" sein, in welchem der erste Aufsatz, „die religiösen Bewegungen der Gegenwart" überschrieben, in

dem aufmerksamen Leser über das angebliche Vordringen des Christenthums nur allzu berechtigte Zweifel erweckt.

„Fast überall, wo das Christenthum durch die Mission große Erfolge errungen hat, sind es rohe Naturvölker gewesen, welche nichts Anderes aufzugeben und gegen das Evangelium einzutauschen hatten; ganz anders ist es dagegen, wo die christliche Mission mit alten, mehr oder weniger philosophisch entwickelten Religionen in Berührung gekommen ist, wie in China, Indien und andererseits in den vom Islam beherrschten Gegenden. Hier hat das Christenthum nur die Wirkung gehabt, diese Völker in ihren Glaubensweisen und religiösen Sitten noch mehr zu befestigen. In Indien werden gegenwärtig von den gebildeten Hindus die eifrigsten Versuche gemacht, den alten Brahmanismus und Buddhismus (?) gegen die Angriffe der christlichen Kirche uneinnehmbar zu machen. Es herrscht dort eine ungewöhnliche Rührigkeit und Betriebsamkeit in Sachen der Religion; Flugschriften und Zeitschriften, religiöse Vorträge und Straßenpredigten mahnen, den alten Glauben festzuhalten; die von Hindus selbst errichteten Druckerpressen entwickeln eine in Europa kaum übertroffene Fruchtbarkeit. Die Reichen geben ihre Gelder zu heiligen Zwecken, fromme Frauen stiften Legate für Göttertempel. Bei den noch wenig entwickelten Bergbewohnern Indiens wirken die Missionäre des Brahmanismus und „wenn dieser Hinduisirungsproceß hier einmal gelungen ist, so ist es gewiß, daß das Christenthum so gut wie zu spät gekommen sein wird.“ Aehnlich ist es in China. Da fangen die Schüler und Nachfolger des Confucius mit neuem Eifer an, errichten Predigthallen und wenden sich an das Volk. Hospitäler und wohlthätige Anstalten werden gegründet, Alles, um den christlichen Missionseinrichtungen Konkurrenz zu machen und das Christenthum mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen. Und selbst in Japan rafft sich der von China eingeführte Buddhismus von frischem auf. Dazu kommt, daß die Chinesen und Japanesen ihre Religion überall mitnehmen, wo sie sich theils als lernbegierige Reisende, theils als fleißige Handwerker aufhalten. In Kalifornien, Australien, Polynesien setzt sich mit chinesischen Sitten ostasiatisches Heidenthum fest und breitet sich aus. Das alles sind Beweise dafür, daß es mit dem chinesischen, wie indischen Religionsleben noch nicht so ganz aus ist, wie man zuweilen denkt. In noch viel höherem Maße ist dies beim Muhammedanismus der Fall. . . . Der Mis-

sionssinn unter den verknöcherten Parsis, den alten Anhängern der Zoroaster-Religion, ist sonderbarer Weise durch unsern Landsmann, den Professor Max Müller in Oxford, angeregt.

„Diese Rührigkeit der Heiden ist nach dem Berichterstatter hauptsächlich durch die Verkündung des Christenthums hervorgerufen, wie es in diesem Jahrhundert durch Pietisten, Herrnhuter und Methodisten in jene Gegenden gebracht wurde. Von wirklicher Ausbreitung des Christenthums weiß der Verfasser nichts zu berichten; ja er schließt mit dem Bedauern, daß das jetzige heranwachsende Geschlecht den Eifer für's Missionswesen verloren habe. „Viele schlafen", sagt er, „und haben den Geschmack an Selbstverleugnung, Hingabe und anderen christlichen, ja selbst altheidnischen Tugenden verloren." „Anton Jonas."

Offenbar gehört der Herr „Anton Jonas" zu demjenigen „Publikum", in welches nur „wenig Kunde über die christlichen Missionen" dringt. Sonst hätte er unseren Artikel, vielleicht der erste — hoffentlich nicht der letzte — den er gelesen, nicht so völlig mißverstehen und verdrehen können. So wenig wir es damals — vor drei Jahren — für nöthig hielten, ihm zu antworten, so wenig scheint uns auch jetzt noch eine Erwiderung am Platz. Wir sind auf diese Sache nur deßhalb zurückgekommen, um unseren Lesern an einem weiteren Beispiel zu zeigen, wie lächerlich die Mission, mag sie nun von „religiösen Bewegungen" oder von „Bekehrungen" reden, mag sie sich selbst rühmen oder demüthig nur ihr Zurückbleiben hinter der großen Aufgabe bekennen, — wie lächerlich sie in den Augen der Welt sich ausnimmt und wie wir deßhalb auch heute noch auf alle wahren Missionsleute anwenden dürfen, was Matth. 5, 11. 12 geschrieben steht.

Missions-Zeitung.

Die evangelische Missions-Gesellschaft von Paris

hat am 1. Mai d. J. ihre jährliche Generalversammlung gehalten. Den Vorsitz führte Dr. G. Monod, den Jahresbericht gab Pastor Bögner von Straßburg, welcher dem im Dienste der afri-

kanischen Mission ergrauten Direktor Casalis zur Hilfe beigegeben worden ist. Derselbe soll nächstens, um sich auf dem Arbeitsfelde der Pariser zu orientiren, die südafrikanischen Stationen derselben besuchen. Auf Tahiti freuen sich die Brüder namentlich des Schulwesens, sowie der Verfügung, daß die Erziehung der künftigen Königin einem von ihnen anvertraut werden soll. Am Senegal arbeitet der eingeborne Miss. Taylor, welcher im vorigen Jahr durch seinen Besuch in Europa so viele Theilnahme für die noch in den ersten Anfängen befindliche Mission in Senegambien geweckt hat, unter mancherlei Beschwerden und mit wenig in die Augen fallendem Erfolg. In Südafrika hat natürlich der Zulukrieg die Evangelisationsarbeit nicht gefördert, vielmehr zeigen sich schon jetzt nachtheilige Folgen für das geistliche Leben der Gemeinden, und die Pariser wünschen für Christen und Heiden nichts sehnlicher als das baldige Ende des Krieges. Von der Gährung, in welcher sich die Kaffern befinden, sind auch die Betschuanen berührt. Doch ist es bei den Bassutos ruhig geblieben, ausgenommen die Revolte des Häuptlings Morosi und seiner Leute, der Baputis, die man aber eben so gut zu den Kaffern als zu den Bassutos rechnen kann. Erfreulich ist es, daß die eingebornen Gehilfen immer werthvollere Dienste leisten, sowie daß das Unterrichtswesen auf allen Stufen in einer schönen Entwickelung begriffen ist.

Die Einnahmen betrugen 238,870 Fr., die Ausgaben 237,887 Fr., so daß ein kleiner Ueberschuß vorhanden wäre, wenn nicht immer noch ein Deficit von 55,850 Fr. auf der Gesellschaft lastete. (Inzwischen sind 31,334 Fr. zur Deckung aufgebracht worden.)

Es wird zum Theil vom finanziellen Stand der Gesellschaft abhängen, ob die Bassutogemeinden in Verbindung mit der heimatlichen Gesellschaft einen kräftigen Vorstoß in's Innere des dunkeln Welttheils machen werden, indem sie die so einladenden Resultate einer Untersuchungsreise Coillards mit der Gründung einer Station an den Ufern des Zambesi beantworten. Wir finden nämlich diesen muthigen Missionar in Livingstone's Fußstapfen am Zambesi. Schon früher (Miss.-Mag. 1878, S. 380. 382) haben wir berichtet, wie er mit seinen Bassutobegleitern zuerst den von den Matebelen beherrschten Banyais (nördl. vom Limpopo) das Evangelium bringen wollte, daselbst aber von dem Tyrannen Lo Bengula schmählich abgewiesen wurde. Damals kehrte er nach Schoschong zurück. Später reiste er wieder nordwärts bis an das rechte Ufer des Zambesi und war äußerst wohlthuend berührt durch die freundlichen Erinnerungen, welche die Eingeborenen dort Dr. Livingstone bewahrt haben. Der eine rühmte sich dieses Dienstes, der andere eines anderen, den er dem frommen Reisenden geleistet habe, und alle waren seines Lobes voll. So hat Livingstone an manchen Orten indirekt der Mission die

Bahn bereitet. Noch viel erfreulicher und merkwürdiger aber war für Coillard die Entdeckung, daß sich ein gerade für die Missionsarbeit der Bassutokirche wunderbar zubereitetes Gebiet zu erschließen scheint unter den Barotsis, auf dem linken Ufer des Zambesi, nordwestlich vom Reich der Matebelen. Vor Jahren waren dorthin Bassutos ausgewandert und hatten dort, Makololos genannt, die umwohnenden Stämme unterjocht, ihnen ihre Sitten und Sprache gebracht. Mit der Zeit erhoben sich zwar die Barotsis als herrschender Stamm, die Bassuto-Makololos wurden ausgerottet, aber ihre das Blutbad überlebenden Weiber und Kinder blieben unangetastet, die Sprache und Sitte der einstigen Bezwinger wurde von den Barotsis beibehalten und auch bei anderen unterjochten Stämmen bildet die Bassutosprache noch das Mittel der Verständigung. Als Miss. Coillard am Zambesi diese Leute kennen lernte, glaubte er sich plötzlich wie in's Lessuto zurückversetzt, und durch die freundliche Aufnahme, welche ihm und seinen Leuten zu Theil wurde, verstärkte sich noch der Eindruck, daß die göttliche Vorsehung hier auf wunderbaren Wegen ein Arbeitsfeld für die junge Bassutokirche zubereitet habe. „Das Vertrauen wächst schnell unter Leuten, die einander verstehen können. So würden denn, wenn je dieses Arbeitsfeld das unsrige würde, alle unsere Bücher, Einrichtungen, Arbeiter dieser Mission ebenso dienen können wie der im Lessuto. Das ist ein unberechenbarer Vortheil." An Schwierigkeiten wird es freilich auch hier nicht fehlen, als da sind Vielweiberei, Sklaverei, mörderisches Klima. Schon Livingstone lernte das kennen. Zu Zeiten ist das ganze Thal überschwemmt, dann zieht man einige Monate auf die umliegenden Höhen. „Aber wenn ich bedenke, daß Gott sich einst nach seiner Vorsehung der heidnischen Bassutos bedient hat, um diese Stämme zu unterwerfen, sie ihre Gebräuche und namentlich ihre Sprache zu lehren, so kann ich mich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß er sie damals dafür vorbereitete, daß später Bassutochristen kämen, ihnen das Evangelium zu bringen und so das Werk zu vollenden." Wir sind begierig, was nun geschehen wird und wünschen von Herzen, daß es den vereinigten Bemühungen der Bassutokirche und der heimatlichen Missionsgemeinde gelingen möchte, der Kette von Missionsunternehmungen, welche von allen Seiten dem Herzen des ungeheuren Welttheils zusteuern, ein neues, wichtiges Glied einzufügen.

(Mitgetheilt von Hr. Pfr. Braun.)

Aus der katholischen Mission.

Msgr. Elloy schreibt über die Samoa-Inseln (35,000 Einwohner): „Der Protestantismus war uns auch auf diesem Archipel zuvorgekommen und er ist noch vorherrschend; indessen haben wir doch manche Seelen dem Irrthum entreißen können (etwa 5000 Katholiken, 15 steinerne Kirchen und Kapellen, 10 Noth-

kirchen aus Holz, 5 steinerne Kirchen im Bau, 15 Priester)." In Betreff der Bürgerkriege auf Samoa: „In diesem unglücklichen Lande sind es stets europ. Spekulanten, welche Zwietracht erregen, damit sie Gelegenheit haben, den Eingeborenen die Ländereien gegen Flinten und Kanonen abzukaufen. Auf diese Weise kommen die armen Insulaner um ihren Besitz." Daß Katholiken es nicht verschmähen auch von Protestanten zu lernen, beweist folgende Stelle: „Bei unserer Ankunft staunten wir über die große Menge von **Katechisten**, welche die protestantischen Prediger verwenden, theils um sich die Wege bereiten zu lassen, theils um sie an solchen Orten zu ersetzen, an welche sie selbst nie kommen. Bei unsrer kleinen Zahl, die in gar keinem Verhältniß steht zu den vielen Inseln und Distrikten, in welchen wir doch dem Irrthum entgegentreten müssen, kamen wir zu der Ueberzeugnng, daß auch wir uns der Katechisten bedienen müßten." So wurde denn in Apia ein kathol. Katechisten-Seminar gegründet. „Nach Ablauf des dreijährigen Studiums stellen sich die Katechisten dem Bischof oder seinem Stellvertreter. Man gibt ihnen dann ein Stück Tuch zur Kleidung für sie und ihre Familie, denn wir schicken nur verheirathete Männer als Katechisten aus. Außer diesem Stoff erhalten sie noch einen schönen Rosenkranz und ein großes kupfernes Krucifix; letzteres tragen sie offen und es dient ihnen als Unterscheidungszeichen.

„Darauf wird den Katechisten der Ort bezeichnet wo sie ihre Mission ausüben sollen. Bisweilen hören sie den Namen einer Insel, die weit entfernt ist; da geschieht es wohl, daß Thränen fließen. Schickt man sie nicht gleichsam in die Verbannung? Mit den Thränen des jungen Mannes vereinigen sich wohl die Wehklagen und Bitten der Familie, die ihn ängstlich sich so weit entfernen sieht. Aber bald sammelt sich der Katechist wieder und er ist der erste, der zum Bischof spricht: ‚Lassen sie sich nicht erweichen, ich bin dorthin beordert, dorthin werde ich gehen und nirgendwo anders, sonst fürchte ich den Segen Gottes von mir abzuwenden.‘ Dieses Volk hat eine angeborene Hochachtung vor allem, was es Tofiga nennt, d. h. vor dem gegebenen Auftrag. Liegt ein Vater im Sterben, so haucht er seinen Sohn an und spricht: ‚Folge mir in meinem Amte nach und empfange alle Klugheit, die erforderlich ist.‘ Die Samoaner meinen nun, und zwar mit Recht, daß es in der übernatürlichen Ordnung sich ähnlich verhalte, wie in der natürlichen, und daß es auch in der übernatürlichen Ordnung eine Vollmacht gibt, die weiter geleitet werden muß. Aber nur derjenige, der diese Vollmacht besitzt, kann sie einem andern übertragen, und er überträgt sie an den, der ihm gefällt, und wie es ihm beliebt; und wer sie empfängt, hat sie einfach entgegenzunehmen. Er muß thun, was man ihm aufträgt, und sich an den Ort begeben, der ihm angewiesen ist. Im Grunde ist diese Idee ja die Grundlage der Apostolicität der Kirche. Unsere Kate-

chisten und selbst unsere weniger unterrichteten Gläubigen verstehen dieses Argument sehr wohl gegen die Protestanten anzuwenden, indem sie ihnen vorwerfen, sie hätten nicht die Tofiga, d. h. sie hätten keine Sendung von den Aposteln und den Nachfolgern des h. Petrus erhalten u. s. w."

— Ein katholischer Priester, der unter den Ka-khyens in Hinterindien arbeitet, hat sich von diesen überreden lassen, ihnen zu einem Vorrath von Schießpulver zu verhelfen, worüber die Barmanen, gegen welche die Kakhyens sich im Aufstand befinden, so böse sind, daß den Priestern von Bhamo aus nun das Tragen von Waffen fast ganz verboten ist. Ihnen ist das um so empfindlicher, da sie sich bisher durch die Jagd einen großen Theil ihres Lebensunterhaltes verschafften. (Bapt. Miss. Mag.)

Aus Tschanda, Central-Indien, schreibt ein anglikanischer Hochkirchler (Mission Life, 1879 S. 136): „Die Katholiken treiben in dieser Gegend sehr wenig Mission und manche Leute würden sie für kaum besser als die Heiden halten. . Sie leben einfach, halten gute Zucht, haben große Gemeinden. Aber es ist sehr zu bedauern, daß sie so umfangreichen Gebrauch von Körperstrafen machen, sowohl bei Frauen als auch bei Männern, und das selbst in der Beichte. Sie scheinen auch die Stelle der Gurus einnehmen zu wollen, welche früher von den Leuten angebetet zu werden pflegten. Sie lassen sich die Füße küssen, eine Sitte, an die wir nie auch nur denken würden. Kein protestantischer Missionar wendet Körperstrafen an, außer bei Kindern, und doch halten einige eine gute Disciplin aufrecht. Ein katholischer Priester fand zwei eingeborene Soldaten vor seiner Kirchenthür, welche ihre Steuer nicht gezahlt hatten. Er nahm sie vor und prügelte sie durch. Sie leisteten ihm keinen Widerstand, beklagten sich aber beim Regimentsoberst und dieser brachte die Sache vor den kommandirenden General. Der General ließ nun den Priester kommen, dieser aber erklärte, er werde auch in Zukunft so handeln, was der General auch sagen möge, worauf letzterer ihm ankündigte, daß wenn etwas Aehnliches wieder vorkomme, kein Soldat mehr die Kirche werde betreten dürfen. Ich habe auch eine Geschichte von einer Frau gehört, welche ernstlich nach der Absolution verlangte, sich aber weigerte in einer gewissen besonders erniedrigenden Weise eine Tracht Schläge auszuhalten. Guru-Anbetung ist natürlich ein Hauptstück des indischen Aberglaubens, und so lange man diesem Vorschub leistet und die Leute nicht lehrt, vom Geistlichen aufzuschauen zu Dem, den er repräsentirt, können sie unmöglich richtige Vorstellungen von Gott haben." Weiter erzählt dieser Korrespondent, daß man auf den Außenseiten der katholischen Missionshäuser, Klöster, Schulen 2c. Lotterien und dergl. angekündigt sehe, daß eigentliche Missionsarbeit gar nicht getrieben werde u. s. w. „Etwas Erfahrung scheint zu lehren, daß der Romanismus eben die Reli-

gion von solchen Völkern ist, welche gewohnt sind mit starker Hand regiert zu werden."

— Im Ev. Luth. Miss.-Blatt schildert Missionar Kabis unter der Aufschrift: „Ein Tag im römischen Lager" das Treiben der indischen Katholiken in Valangani, einem ihrer Wallfahrtsorte. Der Aberglaube, der Heidenlärm, die Unwissenheit der Priester und vieles Andere, was ihm hier entgegentrat, gereichen dem indischen Katholicismus wenig zur Ehre. Das Lächerlichste, was Miss. Kabis bei dieser Gelegenheit mittheilt, ist aber folgender Beweis, den ein römisch-tamulisches Blatt in Madras dafür beibringt, daß kein lutherischer Ketzer selig werden könne, wenigstens im Tamil-Land: „Die Taufe auf den wahren, dreieinigen Gott ist die alleinige Thür zum Himmel. In der tamulischen Sprache nun giebt es für ‚Vater' und ‚Sohn' wirklich gleichwerthige Wörter, nämlich pitā und kumāren, aber für den ‚h. Geist' haben die römischen Theologen kein gleichbedeutendes tamulisches Wort finden können und haben darum der tamulischen Taufformel das ursprüngliche (?lateinische!) spiritus sanctus einverleibt. Darum ist keine Taufe kräftig, die nicht geschieht auf pitā, kumāren und spiritus sanctus. Nun taufen aber die lutherischen Ketzer auf pitā, kumāren und statt spiritus sanctus auf parisuttā āvi, ein Wort, das nur heiliger Hauch, Athem oder Rauch bedeutet, also nicht auf den rechten dreieinigen Gott. Folglich kann kein Lutheraner in den Himmel kommen."

— Wie geschickt man über die Anerkennung evang. Missionserfolge hinüberkommt zeigt folgende Stelle aus den „Jahrbüchern" 1879, II, S. 47: Die Betschuana-Rasse „ist schon halb civilisirt, und die protestantischen Prediger haben sich bereits seit längerer Zeit in dieser Gegend niedergelassen. Hier wohnten lange Jahre der berühmte Afrikareisende Livingstone und sein Schwager (Schwiegervater) Moffat."

— Das apostolische Vikariat Mangalur, das früher in den Händen von Karmelitern war, ist jetzt den Jesuiten anvertraut. Am 15. Jan. d. J. schreibt P. Otto Ehrle von dort u. A.: „Sobald mehrere Patres das Englische verstehen — bis jetzt sind wir deren nur vier — soll auch eine höhere Schule eröffnet werden, um für die englische Universitäts- und Beamtenkarrière vorzubereiten; bis jetzt müssen etwa 100 katholische Schüler die Regierungsschulen besuchen. Glücklicherweise besitzen die Protestanten hier keine höhere Anstalt; die Baseler Missionäre haben hier nur eine große Buchhandlung und Buchdruckerei, einen Kaufladen mit europäischen Waaren, eine Weberei u. s. w., und im Inneren des Landes Kaffeeplantagen. Trotz der Vortheile, welche sie ihren Konvertiten bieten, finden sie deren doch nur wenige, und diese nur aus den niederen Kasten, während die Katholiken größtentheils der Brahmanenkaste angehören. Daher wollen letztere auch von den Protestanten nicht viel wissen, und ich glaube nicht, daß einer der Katholiken

sich ihnen bisher angeschlossen hat. Unsere Christen freuten sich ungemein, daß die Baseler Missionäre so ungeheure Angst vor der Ankunft der Jesuiten hatten; vor denen — so warnten sie unsere Christen — müsse man sich hüten, wie vor dem T..... und auf der Straße ihnen sorgfältig ausweichen. Die Warnung hat zu nichts gedient, als die armen Baseler lächerlich zu machen." (!)

China.

Der erste Jahresbericht des von Miss. Dr. Dudgeon gegründeten Opium-Asyls in Peking erzählt von 78 Opiumrauchern, die geheilt entlassen wurden und von 200 anderen, die zwar nicht in die Anstalt aufgenommen, aber behandelt wurden. 94,739 Anti-Opium-Pillen wurden auswärts verkauft für 165 Dollars, während im Asyl selbst 20,090 Pillen verbraucht wurden, durchschnittlich 257 pro Kopf. 937 war das Maximum, 32 das Minimum, was ein Patient brauchte. Die Patienten selbst steuerten freiwillig 4—5 Dollars bei. Das Asyl befindet sich in einem von Dr. Dudgeon gekauften Buddhistentempel und zählt gegenwärtig 12 Insassen. Viele Tempel nämlich sind verlassen, und die Chinesen wagen es nicht, dieselben zu kaufen und für gewöhnliche Zwecke zu gebrauchen. Macht aber ein Ausländer so guten Gebrauch davon wie Dr. Dudgeon, so sind auch die Abergläubischen es zufrieden; ja, nichts empfiehlt die Mission mehr in den Augen der Chinesen, als solche mit ihren eigenen Begriffen von Tugend und mit den Edikten des Kaisers übereinstimmende Wohlthätigkeitsanstalten. Die englische Anti-Opium-Gesellschaft sollte sich das merken.

— Der von Miss. Dr. Edkins redigirte „Monthly Educator" findet allgemeine Anerkennung. Sogar der gegenwärtige chinesische Gesandte für England und Frankreich, Marquis Tseng, hat einen Artikel für dies Blatt geschrieben. Dr. Dudgeon hat medicinische Studien über die Hungersnoth in Schansi, über die Wirkung des Opiums auf niedere Thiere u. s. w. darin veröffentlicht. Er theilt u. A. mit, daß die in ganz China vielbegehrten Anti-Opium-Pulver (nach Prof. Billequin's Analyse) nichts sind als 4 Theile Stärkmehl und 1 Theil Opiumpräparat. Weil sie weiß aussehen, meinen die von Chemie nichts verstehenden Chinesen, es sei kein Opium darin, und viele bilden sich ein, sie seien durch diese Schwindel-Medicin von ihrem Laster geheilt, während sie doch nur aus Opiumrauchern Opiumesser geworden sind. Bisher waren die Pulver zollfrei und haben ohne Zweifel den Fabrikanten und Verkäufern viel Gewinn gebracht! Jetzt wird wohl eingeschritten werden.

— Einem Amtmann in Schansi ist die Wahl gestellt worden, seinen Kopf zu verlieren, oder binnen Jahresfrist 4000 Taels von ihm unterschlagener Hungergelder auszuzahlen. Ein reicher, aber dem Bankerott entgegengehender

chinesischer Kaufmann hatte eine große Summe für die Hungernden gezeichnet, bezahlte dieselbe oder einen Theil derselben aber erst, als er vom betreffenden Mandarin durch Schläge und Drohungen hiezu gezwungen wurde.

— Die chinesische Traktat-Gesellschaft hat einen Preis ausgeschrieben für den besten Traktat gegen die Geomantie (fungshui). Chinesische Literaten bewerben sich darum.

— Die ärztliche Missions-Gesellschaft in China hat ihre 40. Jahresversammlung zu Kanton abgehalten. Im Spital und dessen Filialen wurden im Jahre 1878 zusammen 40,251 Patienten behandelt, 2000 mehr als im Vorjahr. An einigen Orten hatte die Zahl der Hilfesuchenden in Folge der gegenwärtigen christenfeindlichen Stimmung bedeutend abgenommen, an anderen aber noch mehr zugenommen. Mit der Austheilung der Arznei wird immer die Predigt verbunden. Drei Personen konnten getauft werden.

— Die englisch-presbyterianische Mission in Amoy hat ihr altes Missionsboot mit einem kleinen Dampfer vertauscht. Die Mittel dazu gab das Legat eines Hrn. „Stephen Thompson", welchen Namen nun auch das Schifflein trägt.

Chinesen im Ausland.

In Melbourne haben drei Chinesen eine Schrift: „Die Chinesen-Frage in Australien" herausgegeben, worin sie gegen die schlechte Behandlung ihrer Landsleute und namentlich gegen die Versuche zur Verdrängung derselben aus Australien (und Kalifornien) protestiren, meist mit guten Gründen. Nur irren sie, wenn sie meinen, sie verlangten bloße Gegenseitigkeit, indem sie für die Chinesen das Recht der völlig freien Niederlassung, des Grundbesitzes, Gewerbebetriebs u. s. w. fordern; denn alles das wird den Ausländern in China ja keineswegs zugestanden, sondern nur die Erlaubniß, an gewissen Plätzen wohnen und Handel treiben, im Innern ungehindert reisen zu dürfen. Am Schluß der Broschüre heißt es: „Tsze Kung, ein Schüler des Konfucius, fragte diesen einmal, ob er ihm nicht ein Wort sagen könne, das für's ganze Leben als Richtschnur zu gebrauchen sei. Der Meister antwortete: Ist nicht Gegenseitigkeit solch ein Wort? wobei er dasselbe meinte, was Euer großer Religionslehrer gesagt hat: ‚Alles, was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen.' Auf dieser Gegenseitigkeit bestehen wir. Wenn ihr dieselbe verleugnet, wenn ihr Macht für Recht erklärt und behauptet, die Verträge seien das Papier nicht werth, auf welches sie geschrieben sind, ... wenn ihr Willkür, Gewalt, Haß und Neid vor Gerechtigkeit gehen laßt, so werdet ihr vielleicht euren Zweck erreichen .... aber euer guter Name unter den Nationen der Erde wird unwiederbringlich geschändet und eure Flagge, bisher das Palladium der Freiheit, wird zum Sinnbild der Falsch-

heit und des Verraths werden, zum Sinnbild europäischer Selbstsucht und Gemeinheit im Gegensatz zu asiatischer Aufrichtigkeit und Treue, zum Sinnbild einer Handlungsweise, welche keine Sophisterei in Einklang mit den Vorschriften eurer Religion, mit den Gesetzen eurer Moral, mit dem Geist eurer Gesetzgebung, mit der Politik eurer einsichtsvollsten Staatsmänner, mit der Stimme des Gewissens und mit dem ganzen Charakter und den Ueberlieferungen des britischen Volkes zu bringen vermag.“ Wir danken Hrn. Pastor Egen in Albury für Mittheilung dieser interessanten Schrift.

— Auf Hawaii sind allein in der zweiten Hälfte des v. J. im Hafen von Honolulu 2500 Chinesen gelandet, und ihre Gesammtzahl, welche 1872 kaum 2000 betrug, beläuft sich jetzt auf 6000. Das hängt theilweise damit zusammen, daß in Kalifornien der Chinesenhaß in den letzten Jahren viele Einwanderer abgeschreckt hat: 1876 landeten in San Francisco 22,781 Chinesen, das Jahr darauf 9438 und letztes Jahr nur 6675. Auf Tahiti und den Gesellschaftsinseln hat die französische Regierung Maßregeln zur Beschränkung der chinesischen Einwanderung ergriffen; in Peru dagegen wird dieselbe sehr begünstigt. — Meist hält man die schrankenlose Einwanderung von Chinesen in ein Land für eine große Gefahr. In Singapur leben aber 100,000 Chinesen neben bloß 5000 aus allen anderen Nationen — ohne Nachtheil. — Auf Java leben gegen 16,000 Chinesen. — In Singapur hat Missionar Gomes einen jungen Chinesen getauft, der im dortigen Armenspital krank lag und das N. Testament studirte. Er war früher als Bedienter bei einer christlichen Dame gewesen. Der von ihr ausgestreute Same war nach mehreren Jahren aufgegangen.

Japan.

Im J. 1875 durfte der amerikanische Miss. Dr. Berry alle Gefängnisse visitiren und der Regierung einen ausführlichen Bericht sammt Reformvorschlägen einreichen. Unter letzteren nahm die Einführung des Christenthums als eines Besserungsmittels eine Hauptstelle ein. Trotzdem wurde der ganze Bericht auf Regierungskosten gedruckt und an alle Gefängnisse geschickt. Neulich hatte er Gelegenheit, in einem Gefängniß in Okajama die guten Früchte seiner damaligen Bemühungen mit Augen zu sehen. Mit zwei anderen Missionaren, Cary und Pettee, hatte er um die Erlaubniß gebeten, sich in Okajama niederlassen zu dürfen. Zu seiner Freude war der Gouverneur höchst zuvorkommend, machte den Missionaren zwei Besuche in ihrem Hotel und führte sie bei dieser Gelegenheit auch in das Distriktsgefängniß. Alles war in schönster Ordnung. Die Gefangenen waren gut gekleidet und gehörig beschäftigt mit Herstellung von Strohhütten, Stühlen u. A. Auch der Gesundheitszustand war gegen früher ein

überaus günstiger. Der Gefängnißwärter sagte, er habe Dr. Berry's Buch gelesen und darnach gehandelt; deßwegen stehe alles so gut. Das war natürlich eine herrliche Empfehlung für die Missionare. Seither hat denn auch Dr. Berry Erlaubniß erhalten, sich mit seiner Familie in Okajama niederzulassen. Aber das ist nicht die Hauptsache: Mehrere Vorsteher von Gefängnissen haben in Tokio um Vollmacht zur Anstellung christlicher Lehrer gebeten. An einem anderen Ort beschäftigte ein Christ mehrere politische Gefangene und ließ ihnen zuweilen durch einen Missionar das Evangelium predigen. Als er dann wegen schlechter Geschäfte keine Arbeiter mehr brauchte, waren die Gefangenen so betrübt darüber, daß sie nun die Gelegenheit zum Hören des Evangeliums verlieren sollten, daß einige von ihnen, die wohlhabende Männer waren, ihrem Arbeitgeber Geld liehen, damit er sie ferner bei sich beschäftigen könne und sie nicht irgend wo anders arbeiten müßten. Jetzt ist aus jener Provinz eine dringende Bitte um Sendung christlicher Lehrer gekommen! — Im Gefängniß in Otsu waren mehrere Gefangene erweckt worden durch christliche Bücher. Als ein Feuer ausbrach, flohen sie nicht, sondern halfen löschen. Der Hauptmann unter ihnen wurde hierauf freigelassen und hält jetzt in Otsu eine Schule, in welcher die Bibel gelehrt und Sonntags gepredigt wird. Für die übrigen Gefangenen ließen die Beamten noch mehr christliche Schriften kommen.

— Missionar Davidson erzählt, daß vielen Heiden die christlichen Lehren so unwahrscheinlich vorkommen, daß es ihnen gar nicht einfällt zu glauben, daß die Missionare aus Ueberzeugung predigen. Sie bewundern nur das Geschick, mit welchem dieselben sich bemühen, eine werthlose Waare als echt und gut anzupreisen. Zugleich erkennen solche Zweifler die guten Früchte der christlichen Religion meist rückhaltlos an. Daß unter solchen Umständen Bekehrungen in unserem Sinn nur höchst selten vorkommen werden, läßt sich denken. Da muß gelehrt und mit der biblischen Geschichte ein guter Grund gelegt werden, sonst führt alles erweckliche Reden nur zu Mißverständnissen.

Todesfälle.

Am 3. Jan. Alex. Morton in Alt-Kalabar.

— Am 5. Jan. Dr. E. R. Beadle in Philadelphia, 1838 bis 1842 in Syrien stationirt.

— Am 19. Jan. G. Heath, nach 28-jähriger Thätigkeit in Westindien.

— Am 22. Jan. C. Reuther in Kangra nach 36-jähriger Arbeit in Indien.

— Am 6. Febr. Alexander Stronach, 78 Jahre alt, nach 40-jähriger Missionsthätigkeit.

— Am 8. Febr. Miss. E. R. Slack in Jamaika.

— Am 20. Febr. Frau James Chalmers in Sydney, zuerst 10 Jahre in Rarotonga, die

letzten Jahre in Neuguinea thätig, „eine der größten Heldinnen auf dem Missionsfeld".

— Am 19. März Frl. Jones in Baltimore, 1845—62 in China.

— Am 5. April David Scott in New-York, eben aus Persien zurückgekehrt.

— Am 16. Mai General Alexander, beinahe 30 Jahre lang Kommittee-Mitglied der englisch-kirchlichen Miss.-Ges., früher in Indien.

— Am 5. Juni Sam. Hasell, Sekretär der englisch-kirchl. Miss.-Ges., s. Z. mit Rebmann, Kölle und Hinderer im Missionshaus zu Islington, darnach 16 Jahre in Bengalen.

— Am 13. Juni Dr. J. A. Crawford, 88 Jahre alt, großer Missionsfreund in England, gab s. Z. die Anregung zur Gründung des protestantischen Kollegiums in Malta.

— Am 24. Juni Dr. Th. S. Williamson, 80 Jahre alt, 46 Jahre lang unter den Indianern Nordamerikas thätig.

— Am 26. Juni starb in London Lord John Lawrence im Alter von 69 Jahren. Von 1863 bis 1869 war derselbe Vicekönig von Indien gewesen.

— In Arkansas wurden zwei Prediger, Namens Todd, leibliche Brüder, die unter den Negern arbeiten sollten, von einem maskirten Pöbelhaufen überfallen und durch Schüsse tödtlich verwundet. Beide sind gestorben.

Bücherschau.

David Livingstone, der Missionär. Entdeckungsreisen im Süden und Innern des afrikanischen Kontinents 1840—1873. Nach D. Livingstone's Werken und hinterlassenen Aufzeichnungen bearbeitet von Richard Oberländer. Leipzig. Otto Spamer. 1879.

Dies Buch, das nun schon fünf Auflagen erlebt hat, ist seines großen Gegenstandes wohl würdig. Es bietet eigentlich noch mehr, als der Titel verspricht, da an vielen Stellen Livingstone's Schilderungen von Land und Leuten aus anderen Quellen ergänzt sind. Wir empfehlen dasselbe auch solchen, die aus Missionsschriften längst mit Livingstone bekannt sind; vor allem aber wünschen wir, daß dasselbe von unserer Jugend fleißig gelesen werden möchte. Etwas Erhebenderes, Begeisternderes gibt es nicht, als das Leben dieses selbstlosesten aller Entdeckungsreisenden, der sich nie geschämt hat,

ein „Missionär“ zu heißen. Es gereicht dem Oberländer'schen Werke nur zur Ehre, daß es ihm geflissentlich diesen Namen gelassen hat.

Von der Mission selbst, wie überhaupt von religiösen Dingen, wird überall mit Achtung und nicht ohne Verständniß geredet, wenn gleich die Phraseologie keine fromme ist. Auch da, wo Mißbilligung ausgesprochen oder Mißerfolge erzählt werden, geschieht es in durchaus würdiger, unparteiischer Weise. Folgende Stellen charakterisiren nach dieser Seite das ganze Buch: „Ein neues religiöses Leben wurde in ihm (dem jungen L.) wach, und er faßte den Entschluß, sein Leben der Linderung menschlichen Elends zu widmen und Missionär zu werden.“ „Im Verfolg seines Strebens fiel ihm ungesucht der Ruhmeskranz eines glücklichen Länderentdeckers zu. Denn es ist ja der Missionär ein Reisender schon von Beruf; das erste Wort der Aufforderung des Heilands an ihn ist: Gehet — und Livingstone ist wacker gegangen und so weit als selten Einer. Aber so viel ihm auch immer das Missionswerk als nächster Zweck am Herzen lag, so wenig würde auf ihn die Vorstellung passen, die man sich gewöhnlich von einem Missionär macht, indem man sich ihn denkt als ‚einen Mann, der mit der Bibel unter'm Arm herumgeht.‘ Nach seiner ausgesprochenen Ueberzeugung gehört zu einer erfolgreichen Heidenmission weit mehr . . .“ „Die reine werkthätige Menschenliebe ist der Schlüssel oft auch zum Herzen des Wilden.“

Die Bilder sind gut, der Druck sehr schön und korrekt (nur einmal steht Itala für Ilala und öfters Weller für Waller).

Schriften der englisch-bischöflichen Society for the propagation of the Gospel in Foreign Parts.

Wir waren bisher der irrigen Meinung, die altehrwürdige Ausbreitungsgesellschaft verschmähe es, für ihre Sache durch Traktate, Flugblätter, Bilder und ähnliche moderne Hilfsmittel Freunde zu werben. Eine freundliche Sendung ihres inzwischen verstorbenen Sekretärs hat uns vom Gegentheil überzeugt. Die uns zugekommenen Schriften tragen zwar alle den etwas steif-offiziellen Charakter, den man an der Ausbreitungsgesellschaft gewohnt ist, trotzdem aber müssen wir ihnen das Zeugniß geben, daß sie sich durch praktische und übersichtliche Behandlung des Gegenstandes vor vielen anderen Missionstraktaten auszeichnen. Durchweg ist der Zweck verfolgt, die Leser mit den Arbeitsgebieten, der Verfassung, den Erfolgen, Vorzügen

und Bedürfnissen der Gesellschaft vertraut zu machen. Da ist z. B. ein Summary Account, ferner ein Short Account, dann ein Origin and Objects of the Society, alle mit statistischen Notizen, zur unentgeltlichen Vertheilung bestimmt; ebenso ein Wiederabdruck des ersten Jahresberichts der Gesellschaft (1704), Bishop Wilson's Appeal vom Jahre 1741 und ein Traktat: „Gründe, warum jedes Glied der Kirche von England, arm wie reich, zur Ausbreitungsgesellschaft beitragen sollte"; ferner Predigten verschiedener Bischöfe über Missionstexte, Aufrufe, gelegentliche Mittheilungen, z. B. über die „Ernte" in Tinneweli, die „Bewegung" in Ahmednagar u. s. w. Besonders gut aber hat uns der Companion to Annual Report of S. P. G. und der Colonial Church Almanach gefallen. Der erstere enthält 7 Karten und eine alphabetische Liste sämmtlicher überseeischen Bisthümer, die in den letzten zwei Jahrhunderten im Zusammenhang mit der Kirche von England entstanden sind, sowie sehr eingehende statistische Nachrichten über die betreffenden Länder und Missionen; der letztere ist ein Kalender mit geschichtlichen Gedenktagen, Notizen über Missionskollekten, Versammlungen 2c., enthält auch eine Liste der Bisthümer und mehrere Missionsgebete.

David Brainerd. Ein Lebensbild aus der Indianermission, dem Christenvolk vorgestellt von Christoph Fr. Eppler. Basel. Verlag von C. F. Spittler.

Dieses schon vor 28 Jahren erschienene Buch wird jetzt zu sehr herabgesetztem Preis (25 Pf.) abgegeben. Es ist keineswegs veraltet, sondern immer noch höchst lesenswerth. Wer es noch nicht gelesen hat oder es noch nicht besitzt, der greife nur zu. Die Ueberschriften der 9 Kapitel mögen zur Kennzeichnung des Inhalts dienen: 1. Brainerd's Jugend und Bekehrungskampf. 2. Brainerd's äußere und innere Zubereitung zum Predigtamt und zum Missionsdienst insonderheit. 3. Brainerd's Leben bis zu seiner Sendung unter die Indianer. 4. Erstes Arbeitsjahr unter den Indianern zu Kaunaumeek in New-York. 5. Ein Jahr der Geduldsarbeit. 6. Ein reiches Erntejahr unter den Indianern. 7. Brainerd's letzte unmittelbare Missionsthätigkeit. 8. Der Leidenswochen Segensfrucht. 9. Brainerd's letzte Lebenstage und seliger Heimgang. Ein kurzer Anhang handelt dann noch vom „traurigen Loos der Indianer Nordamerika's".



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 3. 1879.

Inhalt:

Blindenschulen in Syrien.

Im Orient gibt's viel mehr Blinde als bei uns. In Syrien allein zählt man ihrer 2000. Vielen Reisenden ist der Anblick dieser Armen schon zu Herzen gegangen; aber wer hat etwas für sie gethan? Nun, im J. 1866 besuchte ein Hr. Mott in Begleitung des jüngst entschlafenen Missionars David Fenn die herrlichen Ruinen von Baalbek. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm — dem selbst Augenleidenden — ein ganz verwahrlostes blindes Mädchen zugeführt, und von Stund an war er entschlossen, etwas für die Blinden in Syrien zu thun. Zunächst ließ er das Evangelium Johannis auf Arabisch in erhabener Blindenschrift herstellen; und als das geschehen war, eröffnete er im Februar 1868 in Gegenwart mehrerer Freunde die erste Blindenschule in Beirut.

Unter den ersten Schülern, welche man aufnahm, befand sich ein junger Druse, stockblind an Seele und Leib. Aber kaum hatten seine Finger die ersten Worte im Buche des Lebens herausbuchstabirt, so gieng auch schon ein neues Licht in seinem Herzen auf. Bald war er unzertrennlich von seinem Evangelium; selbst bei Nacht hatte er es unter seinem Kopfkissen, um, so oft er nicht schlafen konnte, darin zu lesen. Eine Kerze oder Lampenlicht hatte er ja dazu nicht

nöthig. Später lernte er auch Englisch. Auf die Frage, ob er nicht sehr unglücklich sei, sagte er einmal: ja, er sei es gewesen, aber nun nicht mehr; Jesus Christus sei der Erste, den er sehen werde, denn im Himmel würden ja seine Augen aufgethan werden. Eilf Jahre sind seitdem verflossen, er ist getauft worden und thut jetzt in den Bergen bei Beirut unter den Drusen nicht nur als Lehrer anderer Blinden, sondern auch als Missionar unter den Sehenden eine gesegnete Arbeit. Andere Schüler und Schülerinnen machen sich jetzt in Damaskus,* in Tyrus, im Libanon auf ähnliche Weise nützlich. Am letzten Osterfest wurden mehrere in die evangelische Gemeinde zu Beirut aufgenommen, andere in die Gemeinde zu Zachleh, etwas früher drei andere zu Hasbeja.

Der merkwürdigste Fall ist aber der eines gewissen Mannes mit Namen Abu Selim. Derselbe hatte ein hübsches Vermögen besessen, hatte aber, als im J. 1860 die Drusen so schrecklich unter den Christen wütheten, nicht nur all' seinen Besitz, sondern auch sein Augenlicht verloren. Eine Tochter von ihm wurde in die Missionsanstalt aufgenommen, ihn selbst wollte man bewegen, in der Blindenschule sich einen angenehmen Zeitvertreib zu verschaffen. Er war aber zu stolz, um, wie er sich ausdrückte, neben Betkelkindern zu sitzen. Die Blinden, welche ja meist sehr arm sind, bekommen nämlich täglich eine Mahlzeit und von Zeit zu Zeit auch ein Kleidungsstück in der Schule. Das schreckte ihn wohl ab. Indessen wurde in der Mädchenanstalt fleißig für den armen Mann gebetet, und siehe da, er stellte sich ein. Und kaum hatte er seine Finger als Augen zu brauchen gelernt, so gieng es ihm wie jenem jungen Drusen: das Wort Gottes wurde seine Freude und Wonne. Er nahm es mit nach Hause und las Abends den herbeiströmenden Nachbarn und Bekannten daraus vor. Anfangs staunten sie nur über das Wunder, daß Einer in den Fingern Augen habe und damit lesen könne, allmählich aber lauschten sie auch auf den Inhalt des Gelesenen. Ja, schließlich bildete sich ein Kreis von über 70 Personen, welche, so angeregt, das Bibellesen gemeinschaftlich und einzeln zu treiben anfiengen. Unter ihnen befand sich der griechische Bischof von Tyrus und Sidon. Er war ergriffen von der Wahrheit und ließ sich mit dem Erzbischof von Canterbury in einen Briefwechsel über eine etwaige Reformation seiner Kirche ein. Weiter aber brachten es Abu Selim selbst, ein Bruder von ihm und mehrere

andere, die förmlich zur evangelichsen Kirche übertraten. Einer davon gab später ein Grundstück her, auf das man ein einfaches Kirchlein bauen konnte, in welchem nun allsonntäglich gepredigt wird; Abu Selim aber ist als Evangelist in Beirut angestellt. Er besucht das Krankenhaus und Gefängniß, die Kasernen und Schulen, liest den Leuten das Evangelium vor und redet mit Vornehm und Gering von dem Einen, was noth ist.

Als der Kaiser von Brasilien neulich mit seiner Gemahlin den Orient bereiste, kam er auch in die syrischen Blindenschulen. Beide waren erstaunt über die Fertigkeit, mit welcher die Kinder lasen, wie sie auf einer Karte von Palästina die verschiedenen Ortschaften bezeichnen und dazu die betreffenden biblischen Geschichten erzählen konnten. Auch der liebliche Gesang, die hübschen Handarbeiten, das freundliche Aussehn der Blinden machte den günstigsten Eindruck auf sie. Sie schenkten 20 Goldstücke, und es heißt, daß sie nach ihrer Rückkehr für die Blinden in Brasilien etwas Aehnliches angefangen haben, wie das, was sie im fernen Syrien gesehn.

Das Gleichniss vom verlornen Sohn in China.

Eines Tages begegnete Dr. Russell, der englische Missionsbischof von Nord-China, einem riesengroßen, wohl siebenzigjährigen Mann, der aber völlig taub zu sein schien. Alles Reden, ja Schreien war umsonst. Endlich legte der Bischof ihm ein Neues Testament vor und fragte durch eine Geberde, ob er lesen könne. „Welches Buch sollte ich nicht lesen können?“ erwiderte der Alte, „ich bin ja die Hälfte meiner Tage lang ein Lehrer und seither ein Arzt gewesen; ich kann jedes Buch lesen.“ Nun schlug der Bischof ihm die Geschichte vom verlornen Sohn auf mit der Bitte, dieselbe laut zu lesen. Das that der Chinese, machte aber beständig seine eigenen Bemerkungen dazu, etwa in folgender Weise.

„Ein Mensch hatte zwei Söhne — ah, das ist gerade mein Fall — und der jüngste unter ihnen sprach zum Vater: gib mir, Vater, das Theil der Güter, das mir gehört — aber das ist sonder-

bar, das ist ja genau, wie mein jüngster Sohn es gemacht hat. — Und er theilte ihnen das Gut, und nicht lange darnach sammelte der jüngste Sohn alles zusammen und zog ferne über Land, und daselbst brachte er sein Gut um mit Prassen." Hier legte er das Buch aus der Hand, sah den Missionar an und sagte: „Das ist ja meine Geschichte; eben so hat mein jüngster Sohn, der Spitzbube, es gemacht: er ist hingegangen und hat alles, was ich ihm gegeben, mit Opiumrauchen verschwendet. Ach, warum habt Ihr Ausländer uns das gräßliche Gift gebracht, welches so viel Jammer und Elend unter uns anrichtet!" „Wir verdienen Schläge dafür", sagte der Bischof, „aber lies nur weiter in der Geschichte." Der Mann las ruhig weiter, bis er an die Worte kam: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehn . . ." Hier hielt er abermals inne und bat einen der Umstehenden, er möchte doch gehen und seinen armen Sohn herbeirufen, damit er auch die Geschichte mit anhöre. Aber der Bote kam bloß mit der Nachricht wieder, der junge Mann könne nicht kommen, er sei gerade im Opiumrausch. „O, sagte der Alte nun wieder, den Bischof mit Thränen in den Augen anblickend, warum habt Ihr Ausländer uns dies Opium gebracht, das mit Millionen anderen nun auch meinen Sohn zu Grunde gerichtet hat?" Einen kläglicheren und zugleich beschämenderen Anblick hatte der Bischof in China noch nicht gehabt. Was blieb ihm übrig, als zu bekennen: „Ja, wir verdienen Schläge, wir haben keine Entschuldigung. Aber bitte lies weiter."

Nun las der Alte weiter. Mit Bewegung las er die Beschreibung von der Rückkehr des Sohnes und von dem freundlichen Empfang, den sein Vater ihm bereitete. „Ja, so würde ich es auch machen, meinte er, wenn mein armer Sohn nur umkehren wollte; ich würde ihn gewiß nicht so zerlumpt lassen, wie er jetzt ist, ich würde ihm wieder ordentliche Kleider geben und für seinen Unterhalt sorgen." Als er aber an den Ring kam, da rief der Chinese aus: „Nein, das thäte ich nicht, das wäre zu viel des Guten, mit Kleidung und Nahrung dürfte der Spitzbube wohl genug haben!" Dann las er das Gleichniß bis zu Ende, und der Bischof bemühte sich, ihm den eigentlichen Sinn desselben zu erklären.

Einige Monate später war es dem Vater gelungen, seinen verlorenen Sohn nach Ningpo zu bringen, wo er von dem amerikanischen Missionsarzt Dr. Barchet in Behandlung genommen und

glücklich von seinem Laster kurirt wurde, so weit das durch äußere Mittel überhaupt möglich ist. Bischof Russell aber hofft, daß beide, Vater und Sohn, noch zur Erkenntniß des rechten Arztes und durch diesen zur wahren Befreiung von aller Sünde gelangen werden. Das walte Gott!

Ein aufgefischtes Neues Testament.

Die evangelische Mission in Japan ist jetzt gerade 20 Jahre alt. Das heißt, im Jahre 1859 kamen die ersten amerikanischen Missionare in's Land. Sie konnten aber nicht viel mehr thun, als die Sprache lernen, in japanischen Schulen englischen Unterricht ertheilen und gelegentlich mit einzelnen Personen über ihr Seelenheil reden. Eine öffentliche und umfangreichere Missionsthätigkeit ist erst seit dem Jahre 1872 möglich, und auch heute noch dürfen die Missionare nicht so frei im Lande herumreisen, Stationen anlegen oder auch nur wohnen, wie z. B. in Indien oder selbst in China. Die Bibel aber kann ungehindert verbreitet werden. Bisher geschah das fast nur in chinesischer Sprache. Seit Jahren sind aber auch schon einige Evangelien und andere Bibeltheile in's Japanische übersetzt worden; in diesem Jahr soll das ganze N. Testament fertig werden, und am Alten wird von einer Uebersetzungs-Kommission fleißig gearbeitet.

Das erste N. Testament aber, welches die Veranlassung zur Bekehrung eines Japaners wurde, war kein japanisches, nicht einmal ein chinesisches, sondern ein englisches. Eines Tages gieng ein vornehmer und zugleich gelehrter Japaner am Meerbusen von Jeddo spazieren. Eben hatte ein englisches oder amerikanisches Schiff den nahen Hafen verlassen. Die Augen des Spaziergängers schauten in der Richtung des davoneilenden Schiffes auf die See hinaus. Mit einemmal gewahren sie einen kleinen Gegenstand, der auf dem Wasser schwimmt. Ein Diener muß denselben herbeischaffen. Es ist ein Buch, aber ein Buch, das der vornehme Herr nicht lesen kann. Also wendet er sich an einige holländische Kaufleute und er-

fährt von diesen, daß, was er im Seewasser gefunden, ein englisches Religionsbuch — das Neue Testament — sei, welches von vielen für das wahre Wort Gottes gehalten werde. Zum Glück konnten sie ihm weiter sagen, daß dies Buch auch in chinesischer Sprache existire und in Schanghai zu haben sei. Von hier ließ nun der wißbegierige Mann ein Exemplar kommen und widmete sich fortan mit Eifer dem Studium desselben, ja noch 5 oder 6 andere Herren, die am Hofe desselben Fürsten eine Stellung hatten, nahmen an diesem Studium Theil. Monatelang gieng es so fort. Das Licht fieng an in seinem Herzen aufzugehn, und zwar in der Person des Herrn Jesu. Dieser schönste unter den Menschenkindern, wie er in den Evangelien uns abgemalt ist, gewann seine Seele. „So etwas hatte ich noch nie gesehn, gehört, gelesen oder geträumt,“ sagte er später.

Indessen war Missionar Verbeck in Nagasaki im Südwesten von Japan angekommen. Kaum hatte unser Freund von dem amerikanischen Religionslehrer gehört, so sandte er einen Dolmetscher mit einer ganzen Reihe von Fragen an ihn ab, obgleich es bis Nagasaki sehr weit war. Die gewünschte Auskunft wurde ertheilt, und endlich kam der Missionar selbst, fand in dem Fragesteller und zwei seiner Freunde wahrhaft heilsbedürftige Seelen und ertheilte ihnen mit Freuden die heilige Taufe. So viel man weiß, waren das die Erstlinge der evangelischen Kirche in Japan.

Opfer für Gottes Wort.*)

Zu den schwärzesten Flecken der Erde gehören die von Wilden bewohnten Inseln der Neuhebriden-Gruppe in der Südsee. Dort ist der berühmte Missionar John Williams als Märtyrer erschlagen worden, ihm nach haben mehrere andere ein gleiches Schicksal gehabt. Dort hat aber nicht nur heidnische Rohheit ihren höchsten Grad erreicht; auch die Gemeinheit sogenannter Christen hat dort ihre ganze Schändlichkeit an den Tag gelegt: zuerst

*) Abgedruckt aus dem „Evangelischen Missionskalender“ auf das Jahr 1880. In Commission bei der Missionsbuchhandlung in Basel.

kamen Sandelholzhändler hin, die das arme Volk betrogen, mißhandelten und aussaugten, dann kamen Menschenfänger hin, die ganze Inseln entvölkerten, um ihre Einwohner an anderen Orten als Sklaven, wenn auch nicht unter diesem Namen, zu verkaufen; und neuerdings haben Branntweinhändler angefangen, die Reste der Bevölkerung durch den berauschenden Giftbecher vollends zu Grunde zu richten.

Unter solchen Umständen — sollte man meinen — sei es der Mission unmöglich, etwas auszurichten. Dem Glauben aber, der in Geduld und Selbstverleugnung immer weiter arbeitet und weiter hofft, auch wo keine Hoffnung zu sein scheint, dem sind alle Dinge möglich. Denn wo Glaube, da Gott, und wo Gott, da hat's keine Noth.

Bei der letzten großen Missionskonferenz in London (Oktober 1878) war auch ein Missionar, namens Inglis, ein Presbyterianer, der Jahre lang auf diesen Inseln gearbeitet. Und was konnte er von ihnen berichten? Im Jahre 1848 wurde die presbyterianische Mission angefangen, nachdem die Londoner Gesellschaft ein wenig vorgearbeitet hatte. Jetzt sind 12 Missionare auf dem Platz, und 3000 Eingeborne, darunter 800 Abendmahlsgenossen, sind bekehrt und getauft. 23 eingeborene Aelteste, 30 Diakone und beinahe 100 Lehrer theilen sich mit den Missionaren in die Arbeit. Ein Missionsschiff fährt unangefochten von Insel zu Insel, und das Werk schreitet zusehends voran. Ach, wenn jene Menschenfänger nicht gewesen und wenn verheerende Krankheiten, Masern, Keuchhusten, Diphteritis nicht 2000 Christen weggerafft hätten, so wären die kleinen Gemeinden jetzt wohl noch einmal so groß!

Eine bedeutende Schwierigkeit, welche die Missionare zu überwinden haben, ist die Mannigfaltigkeit der Sprachen auf diesen Inseln. Neun derselben hat man so ziemlich bemeistert, aber mindestens eben so viele sind noch übrig, die bis jetzt kein Europäer gelernt hat, in welchen also auch noch keine Bibel und kein christliches Buch vorhanden ist. Um so erfreulicher ist's nun aber, daß die Bibeltheile, welche in 8 Sprachen schon vorhanden sind, von den Eingebornen mit großer Begierde gelesen werden. In einer dieser Sprachen, auf der Insel Aneitjum, ist sogar die ganze Bibel übersetzt, freilich noch nicht fertig gedruckt. Jener Miss. Inglis ist eben in England, um die Vollendung dieses Druckes zu besorgen. Das Neue Testament war aber schon vor 16 Jahren fertig. Und wie haben die Christen von Aneitjum dasselbe aufgenommen? So

froh und so dankbar, daß sie jetzt, obgleich ihre Zahl auf 1400 Seelen zusammengeschmolzen ist, folgende Opfer gebracht haben, um in den Besitz auch des Alten Testaments zu gelangen:

Für die drei ersten Bücher Mose haben sie 2000 Mark an die Britische Bibelgesellschaft gezahlt, für die Psalmenübersetzung 2400 Mark! Rechnet man dazu die 9600 Mark, welche sie für's Neue Testament geopfert, so sind es zusammen 14,000 Mark! Aber das ist noch nicht alles: für die Herstellung der noch ausstehenden Theile des Alten Testaments haben sie noch einmal 14,000 Mark zusammengelegt und ihrem Missionar nach England mitgegeben. Das Geld liegt sicher in der Bank und wird der Britischen Bibelgesellschaft ausgezahlt werden, sobald diese die fertigen Bibeln in der Sprache von Aneitjum zu liefern im Stande ist.

Wäre Miss. Inglis nicht ein ehrlicher Mann, wir würden die ganze Geschichte für eine Fabel halten. Wo ist unter uns eine Gemeinde von 1400 Mitgliedern, deren jedes im Laufe von ein paar Jahren 20 Mark zur Anschaffung des Bibelbuches für sich und für andere hergegeben hat? Wir lassen uns ja unsere Bibeln fast umsonst von den Bibelgesellschaften schenken! Jene Christen in Aneitjum haben es anders gemacht. Und das sind Leute, die vor 20 Jahren noch Wilde waren, Leute, die auch heute noch leider gar viel Heidnisches an sich haben. Aber sie wissen auch, was Gottes Wort werth ist, und sie lassen sich's etwas kosten, dasselbe zu erhalten und zu lernen. Wenn's nur bei uns allen so weit wäre!

Aus Brasilien.

Im illustrirten Monatsblatt „Aus allen Welttheilen" erzählt ein Herr A. Wäldler aus seinem Hauslehrerleben in Brasilien folgende Episode:

„Für den Unterricht im Lesen und in der Grammatik, sowie auch für den Geographie- und Geschichts-Unterricht waren gute Bücher und Atlanten vorhanden; nur für den Religionsunterricht stand mir weiter nichts zu Gebote, als eine portugiesische Bibelübersetzung, die mein Eigenthum war. Da ich nun gar Prote-

stant und meine Zöglinge Katholiken waren, so konnte ich unmöglich den Religionsunterricht beginnen, ohne zuvor mit den Eltern Rücksprache genommen zu haben. Zu diesem Zweck begab ich mich in das Herrenhaus. Herr Lourenço und seine Gattin saßen patriarchalisch in ihren Lehnsesseln und ließen sich von Rosa mit einem großen Pfauenfederwedel die Fliegen vom Gesicht abhalten, während Afra (wie Rosa Sklavin) beschäftigt war, ihren Gebietern den chimarão zu serviren. ‚Ich möchte Sie sprechen‘, hub ich an. ‚Está bom,‘ antwortete Herr L. und stand auf, um mir höchst eigenhändig einen Stuhl heranzurücken. Dann gebot er Afra, mir einen chimarão zu reichen, den ich gern annahm. Ich kam mir dabei vor, wie einer, dem in einer Versammlung von Häuptlingen die Friedenspfeife dargeboten wird. Nachdem ich einige Züge gethan, begann ich von der Nothwendigkeit des Religionsunterrichts zu sprechen und erklärte mich bereit, denselben zu ertheilen, wenn man keinen Anstoß daran nähme, daß ich Protestant sei. Ein ernster Schatten glitt über Herrn L.'s Gesicht. ‚Sie sind also ein Jude?‘ rief er aus. Donna Fausta ließ vor Schrecken beinahe die Cuya fallen und ein Stoßseufzer entrang sich ihrer Brust. ‚Nein,‘ entgegnete ich, ‚Sie sind falsch unterrichtet. Wir Protestanten sind keine Juden, sondern Christen, so gut wie die Katholiken.‘ ‚So,‘ sagte Herr L., ‚glauben Sie denn auch an Gott und an die Heiligen?‘ ‚Gewiß,‘ antwortete ich, ‚glauben wir an einen dreieinigen Gott, wie Sie; aber dieser ist uns als Heiliger genug, andere Heilige haben und brauchen wir nicht!‘ ‚Está bom,‘ rief Herr L. freudevoll aus und blickte mich an, als ob er eine große Entdeckung gemacht hätte, ‚dann unterrichten Sie meine Kinder getrost in der protestantischen Religion; ich kenne mich mit den vielen Heiligen, die wir haben, auch nicht aus.‘

„Heiter gestimmt ob solcher Antwort, kehrte ich in meine Schulhütte zurück, schlug die Bibel auf und begann meinen Zöglingen daraus vorzulesen und das Gelesene zu erläutern. Dieser Religionsunterricht trug gute Früchte, und ich konnte bald bemerken, daß meine Worte zündend in die Herzen meiner Zöglinge fielen. Nur Pedro verhielt sich kühl. Das leidige Moralpredigen, welches der Religionsunterricht über ihn verhängte, war ihm ein Greuel. José und Luiz aber rühmten ihren Eltern, was sie von mir gehört und machten diese wahrhaft begierig, auch den Inhalt der Bibel kennen zu lernen. Herr L. bat mich also, nach dem Abendessen die

Bibel vorzulesen, was ich gern that. So fand ich ein geeignetes Mittel, um den unleidlichen Gesprächen über Pferde, Ochsen und Sklaven ein Ende zu machen. Mein Auditorium war im Ganzen recht aufmerksam, und besonders die Vorlesung der Bergpredigt mußte mehrfach wiederholt werden."

Wir wissen weder über den deutschen Hauslehrer in Brasilien, noch über seine Zöglinge oder deren Eltern etwas Weiteres. Gefreut aber hat es uns, daß jener nicht ohne ein Bibelbuch in das ferne katholische Land ausgezogen und daß diese sich so gern mit dem Inhalt desselben bekannt machen ließen. Gott hat der Wege viel, und wenn es wahr ist, daß Sein Wort dem Samen gleicht, so dürfen wir uns über jedes neue Ausstreuen desselben — auch wenn dasselbe nur zufällig oder bloß zur Unterhaltung, aus Langerweile und dergl. geschieht — von Herzen freuen.

Aus Italien.*)

Aus Aosta schreibt ein Herr E. Girardone: „An einem Samstag Morgen trat ein Mann von etwa 40 Jahren mit einem Sack auf der Schulter bei mir ein. Er kam aus S. Nikola, 5 Stunden von Aosta entfernt, und ich merkte bald, daß ich es mit einem Mann zu thun hatte, der viel mehr Kenntnisse und Bildung besaß, als sein Aeußeres vermuthen ließ. Aber wie erstaunte ich erst, als er im Lauf der Unterredung den Sack aufthat und aus demselben eine ganze Menge eigener Manuskripte hervorzog, die er mir zur Beurtheilung vorlegte! Es waren lauter Auszüge aus der h. Schrift, zur Erläuterung und Erweisung der evangelischen Wahrheit. Diese Arbeit hatte ihn Jahre lang bei Tag und Nacht beschäftigt; er wünschte durch sie sich der christlichen Wahrheit ganz und völlig zu bemächtigen, da er immer fürchtete, es könnte ihm in Folge der Umtriebe seiner Frau, die nicht Eines Sinnes mit ihm ist, die Bibel einmal weggenommen werden. Ich kann unmöglich alles erzählen, was ich mit dem Mann geredet hatte; ich füge nur

*) Abgedruckt aus den „Nachrichten über die Ausbreitung des Evangeliums in Italien", welche wir hiemit unseren Lesern empfehlen.

noch bei, daß es Abends 6 Uhr war, als er mich verließ, nachdem wir noch mit einander gebetet. Mit Thränen in den Augen sagte er beim Gehen: Das war der schönste Tag meines Lebens! — Zwei Tage später stand er schon wieder da und brachte einige andere Manuskripte, die er am Samstag vergessen hatte. Diesmal dauerte unsre Unterredung von Abends 8 Uhr bis 4 Uhr Morgens. Er erzählte von den Schwierigkeiten, die ihm sein Priester in den Weg legte, erklärte aber auch, daß er entschlossen sei, bei der erkannten biblischen Wahrheit zu bleiben. Und wie war denn dieser Mann zum Lesen des göttlichen Worts gekommen? Vor zwanzig Jahren mußte sein Vater, der Schultheiß in S. Nikola war, in amtlichen Angelegenheiten nach Turin reisen. Die Neugierde trieb ihn in die dortige evangelische Kirche und beim Herausgehen bemerkte er eine Frau, welche Bibeln verkaufte. Er nahm eine derselben zur Hand, blätterte ein wenig darin, las etliche Verse und kaufte sie dann. Nach Hause gekommen las er sie genau und gründlich und versammelte bald einige Freunde in seiner Wohnung, die an der Bibel eine ebenso große Freude hatten wie er selbst. Der Priester als er davon hörte, setzte Alles in Bewegung, um dieses Bibellesen zu hintertreiben, aber vergeblich. Er forderte den Schultheißen auf, das „verderbliche Buch" in's Feuer zu werfen. Der aber erwiderte: „Sie sagen, dieses Buch richte Unheil an. Zeigen Sie mir eine einzige Stelle, aus der Sie diese Behauptung beweisen können, so will ich Ihnen das Buch ausliefern, ja es vor Ihren Augen in's Feuer werfen." — „Ich kann Ihnen im Augenblick die gefährlichen Stellen nicht angeben," war die Antwort, „aber wenden Sie sich an den Priester G., der kann's!" „Ei, ei," erwiderte der Schultheiß, Sie sollen mein Lehrer sein und wissen selber nichts? Dann können Sie auch in der Erklärung des Evangeliums nicht mein Vertrauensmann sein, denn Sie lesen es ja nicht. So will ich denn mein Buch behalten und es fernerhin selber lesen." Von da an hatte der Mann Ruhe. Sein Sohn erbte die Bibel, und mit ihr das Verlangen, sie zu lesen und zu verstehen. Die Manuskripte, die er brachte, bewiesen, mit welchem Eifer er Gottes Wort studirt hatte."

„Eine solche Bibel ist überhaupt ein merkwürdiger Missionar. Unweit Aosta liegt Brissogne, wo ebenfalls die Bibel in einigen Familien Eingang gefunden hat. Nun erzählt uns Herr Girardone

von einem Mädchen, dem sein Vater die Weisung gab, seine Bibel immer mit in die Schule zu nehmen. Die Lehrerin wollte dies nicht dulden und sagte dem Kind, die Bibel sei ein von der Kirche verbotenes Buch und müsse deßhalb zu Hause gelassen werden. Natürlich erzählte die Tochter diese Aeußerung ihrem Vater, der darauf erwiderte: „Dieses Buch hat mir eitel Gutes gethan und wird auch dir Gutes thun, deßhalb kann ich der Lehrerin in diesem Fall ihren Willen nicht thun. Du wirst also fernerhin deine Bibel wie bisher mit zur Schule nehmen, und wenn deine Lehrerin wieder etwas darüber sagt, so sag du ihr nur, ich wolle selbst mit ihr darüber reden." Tags darauf kam richtig wieder das Verbot, und das Kind richtete getreulich aus, was sein Vater ihm aufgetragen hatte. Im Zorn trennte nun die Lehrerin das „ungehorsame Kind" von den andern, damit diese nicht auch angesteckt würden, und setzte das Mädchen besonders. Einmal aber begab sich's, das die Bibel in Folge einer Vergeßlichkeit des Kindes in der Schule liegen blieb. Die Neugierde trieb die Lehrerin, die Gelegenheit zu benützen und den Inhalt des ketzerischen Buchs kennen zu lernen. Welchen Eindruck das Lesen auf sie machte, ist nicht bekannt geworden, aber das ist gewiß, daß gleich am folgenden Tag das Kind wieder an seinen gewohnten Platz inmitten der andern gesetzt wurde. Noch mehr: die Lehrerin kaufte sich die Bibel selbst und liest sie nun mit dem Mädchen gemeinsam.

„So geht denn auch der Bibelwagen, begleitet von Kolporteuren und Predigern, noch immer segnend und gesegnet seines Weges durch die Provinzen Italiens, und während man seine Reise anfangs auf den Norden beschränkte, aus Furcht, den fanatischeren Süden allzusehr durch seine Erscheinung aufzuregen, ist er im Lauf des Winters nun schon durch Toskana in die römischen Provinzen und selbst bis in's Neapolitanische vorgedrungen. Man hat berechnet, daß im Lauf eines halben Jahres wohl 30,000 Personen durch den Dienst des Bibelwagens zum Lesen und Hören des göttlichen Wortes gebracht worden seien." Leider wird nur das gute Werk der Bibelverbreitung in Italien, wie anderwärts, nicht selten durch den unverständigen Eifer mancher Engländer beeinträchtigt, welche Massen von heiligen Schriften unentgeltlich unter die Unwissenden werfen und dadurch oft mehr schaden als nützen.

Bibelzeitung.

Vor vielen Jahren gelang es einem katholischen Priester aus Kanada in Clinton County, im Staat New-York, eine Anzahl französischer Bibeln und Testamente ihren Besitzern zu nehmen und zu verbrennen. Beim letzten Jahrestag der Clinton County Bibelgesellschaft erzählte der Berichterstatter, er habe neulich den Ort besucht, wo das geschehen, und habe zu beiden Seiten der katholischen Kirche französische Familien gefunden, die ihn baten, sie in die Zahl der Protestanten aufzunehmen, da sie nichts mehr mit der katholischen Kirche zu thun hätten. Diese selbst ist verlassen, ohne Priester und ohne Gottesdienst.

— Am 8. Mai feierte die Amerikanische Bibelgesellschaft ihr 63. Jahresfest. Die Einnahme betrug 462,274 Dollars, darunter 203,460 Dollars für verkaufte Bücher, im Ganzen 15,320 Dollars mehr als im Vorjahr. Im Jahre 1878 wurde die türkische Bibel vollendet und theils mit arabischen, theils mit armenischen Lettern gedruckt. Auf Anordnung der türkischen Regierung darf kein Exemplar dieser Bibel verkauft werden, das nicht den Stempel des Unterrichtsministeriums trägt, ein Umstand, der natürlich der Verbreitung nur förderlich ist. Außerdem wurde eine revidirte Ausgabe des Zulu N. Testaments gedruckt, einige Bücher des A. Testaments in der Mpongwe-, die Apostelgeschichte in der Muskoki- und einige Theile des A. Testaments in der Dakota-Sprache gedruckt. Damit ist die ganze Bibel in der Dakota-Sprache, welche von 50,000 Indianern gesprochen wird, vollendet. In mehreren Sprachen wurden überdies einzelne Bibeltheile gedruckt. Im Ganzen wurden im vorigen Jahr 1,187,854 heilige Schriften abgesetzt, in den 63 Jahren seit Gründung der Gesellschaft 36,052,169 Exemplare. 117 Kolporteure sind angestellt. 445,034 Familien wurden von ihnen und anderen Angestellten besucht, 52,862 arme Familien mit Bibeln versehen, ebenso 27,029 einzelne Personen und 703 Sonntagsschulen. Ueberdies wurden 356 Blindenbibeln abgegeben, in den letzten 37 Jahren zusammen 11,592 Blindenbibeln. In Zukunft werden sämmtliche Bibelausgaben der Amerikanischen Bibelgesellschaft, die sich bekanntlich durch schönen Druck und gutes

Papier auszeichnen, auch im Buchhandel, nicht nur in den Niederlagen der Gesellschaft, zu haben sein.

— Der Straßburger Rabbiner Gerstenkraut war im November 1877 beauftragt worden, eine Widerlegung des Christenthums zu schreiben. Er folgte dem ihm gegebenen Rath, zuvor doch das Neue Testament zu lesen, wurde von der Wahrheit desselben überzeugt und ließ sich kürzlich in der St. Lukaskirche zu Edinburg taufen.

— Am 17. Juni d. J. wohnte der deutsche Kaiser der Feier des 25-jährigen Jubiläums des sogen. Dom-Kandidatenstifts in Berlin bei und sagte bei dieser Gelegenheit zu den Versammelten: „Wenn etwas im Leben dem Treiben der jetzigen Welt einen Halt geben kann, so ist es der allgemeine Grund, welcher in Jesu Christo gelegt ist. Lassen Sie sich daher nicht irre machen durch die Strömung, welche durch die Welt, besonders in jetzigen Tagen, hindurchgeht. Schließen Sie sich nicht der großen Menge derer an, welche die Bibel entweder ganz als alleinige Quelle der Wahrheit außer Acht lassen, oder sie wenigstens nach ihrem Sinn fälschlich ausdeuten. Sie wissen alle, daß ich aus voller freier Ueberzeugung der positiven Union angehöre, welche mein seliger Vater gestiftet. Der Grund und Fels, an dem ich und wir alle uns halten müssen, ist der unverfälschte Glaube, wie ihn die **Bibel** uns lehrt. Es gibt ja viele, welche nicht ganz denselben Weg einschlagen. Jeder handelt ja nach bestem Wissen und Gewissen und richtet darnach sein Thun, Handeln und Wollen ein. Ich achte, ehre und dulde sie; aber wer auch in diesen Bund eintreten will — er wird jederzeit mit offenen Armen empfangen werden . . . Möge Ihnen allen der heutige Tag dazu gesegnet sein, die Erkenntniß Gottes und seines eingebornen Sohnes Jesu Christi als die einzige Quelle wahren Heils in Ihnen zu fördern. Es kann ja ein jeder handeln, wie sein Gewissen ihm sagt, aber alle müssen doch aufbauen auf dem Einen Grund: der Bibel und des Evangeliums. Wenn das nur geschieht, so werden Sie alle eine gesegnete öffentliche Wirksamkeit entfalten können, ein jeder nach seiner Art."

— Ein englisch-kirchlicher Missionar aus dem Pandschab hat während des afghanischen Krieges als Feld-Kaplan fungirt und bei dieser Gelegenheit viele persische und afghanische N. Testamente vertheilen können. Er hofft, daß mit Hilfe der Straßen und Festungen,

welche nun von den Engländern gebaut werden, die Mission sich in Afghanistan wird festsetzen und in Kandahar, Kabul, Herat u. s. w. das angefangene Werk weiter verfolgt werden können.

— Evangelical Christendom: „Die Missionsarbeit, die vorig. Jahr in Paris gethan wurde, trägt Frucht in Rußland. Fürst Galitzin, ein junger russischer Edelmann, der durch's Lesen einer ihm auf der Weltausstellung gegebenen Bibel bekehrt wurde, beabsichtigt 30 Bibel-Kiosks (kleine, tragbare Buden) zu bauen und 7 Bibelwagen auszurüsten. Er hat einen Engländer angestellt, der während der Pariser Ausstellung mit Traktat-Verbreitung beschäftigt war, um einige dieser Wagen zu begleiten, und er selbst will sieben Monate lang auch mitreisen, um das Werk in Ansehen zu bringen.“ Falls diese Nachricht begründet ist, wünschen wir nur, der junge Fürst möchte nicht in jenen englischen blinden Eifer verfallen, welcher meint, wunder was für große Dinge ausgerichtet zu haben, wenn nur wieder eine Masse von h. Schriften irgendwie „verbreitet“, vielleicht aber auch verschleudert worden sind. Nur in besonderen Fällen sollten die Bücher unentgeltlich hergegeben werden.

Bücherschau.

64. Jahresbericht der Preußischen Haupt-Bibel-Gesellschaft über das Jahr 1878.

Dieser Jahresbericht enthält sehr viel Interessantes und Lehrreiches, u. A. einen Vortrag, welchen der englische Bibel-Sekretär Reed bei der letzten allgemeinen Missionskonferenz in London gehalten hat und zwar über das Thema: „Das Werk der Bibelverbreitung über die ganze Welt.“ Leider sind einige sinnstörende Fehler in dieser Uebersetzung stehen geblieben, z. B. S. 9, Zeile 17 v. o. „Vermögens“ statt Unvermögens und Z. 5 v. u. „Fastenwesen“ statt Kastenwesen. Der Vortrag selbst aber ist sehr beachtenswerth. Für diesmal können wir nur den Schluß desselben mittheilen, welcher folgende 3 Fragen zur Erwägung vorschlägt: „1) Ist beim Missionswerk die Wichtigkeit der Bibel genugsam erkannt worden? Wenn die Bibel die große Wichtigkeit hat, die wir ihr zugeschrieben haben, sollte sie dann nicht viel

beständiger unsern Kirchengemeinschaften vor Augen gestellt werden? 2) Ist wohl anzunehmen, daß die Arbeit der Bibelgesellschaften darunter leidet, daß sie meistentheils nicht mit einer bestimmten Denomination in Verbindung steht? Ist es nicht vielmehr eine erfreuliche Thatsache, daß sich dabei christliche Leute verschiedener Denominationen zusammenfinden, um sich zu einem so edlen Zwecke zu vereinigen, ohne ihre persönlichen Ansichten aufzugeben? 3) Man bedenke, wie viel noch zu thun bleibt, und wie dringend die Nothwendigkeit einer größeren Unterstützung ist. Man denke an die Uebersetzungen, die in vielen Sprachen gemacht werden müssen, wie z. B. in denen Central-Afrika's und Neu-Guinea's, in welchen gegenwärtig noch kein Theil des Wortes Gottes zu finden ist. Man denke an die kaum angefangenen Uebersetzungen, die noch vollendet werden müssen, an die zahllosen Revisionen, die für frühere Uebersetzungen nothwendig sind, und wie Vieles am Ende noch seitens eingeborner Prediger ganz umgearbeitet werden muß. Man denke an die Jahre, die es in Anspruch nehmen wird, um die heilige Schrift in einen vollen und natürlichen Umlauf zu bringen unter den Millionen Indiens und China's, und wie dann das Werk der Verbreitung in jeder Generation wird wiederholt werden müssen.

„Welche unendliche Aussicht? Das Gebäude der Erkenntniß der Herrlichkeit Gottes in dem Angesichte Seines Sohnes Jesu Christi steigt langsam empor. Möge uns Glaube und Geduld gegeben werden, damit wir einige Steine legen, und sie gut legen! Der Thurm, der einstmals in der Ebene Sinear erbaut wurde, hatte zur Folge die Theilung und Verwirrung der Sprachen, aber das, was wir aufzurichten suchen, ist ein Gegenstück zu Babel. Hier sollen Leute verschiedener Sprachen in der Annahme eines Evangeliums vereinigt und dazu gebracht werden, wie die Stimme vieler Wasser ein harmonisches Lied zu singen Dem, der als König aller Könige das Lamm Gottes ist, das die Sünden der Welt trägt."

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (R. Reinhardt) in Basel.



Die Heidenmission auf der siebenten Generalversammlung der Ev. Allianz.

In der Woche vom 31. August bis zum 7. September wurde in Basel die siebente Generalversammlung der Evangelischen Allianz unter großer Betheiligung von nah und fern gehalten. Wohl noch mehr als früher stand im Vordergrund der verschiedenen zur Berathung kommenden Gegenstände die evangelische Mission, und zwar nicht nur die Heidenmission, sondern auch die Mission unter Israel, die Evangelisation Frankreichs, Spaniens, Italiens und Griechenlands, die Arbeiten zur Belebung der morgenländischen Kirchen u. s. f. An dieser Stelle übergehen wir aber all die letztgenannten Zweige des Einen großen Gotteswerkes und theilen unseren Lesern nur über die Heidenmission und auch über diese nur das Wichtigste aus den gehaltenen Reden und gepflogenen Berathungen mit.

Der eigentliche Missionstag der Ev. Allianz war der Freitag. Am Vormittag trug der Judenmissionar de le Roi ein sehr werthvolles Referat über die „Aufgabe der Mission unter Israel" vor; ihm folgte Professor Dr. Christlieb mit seinem großartigen Ueberblick über den jetzigen Stand der Heidenmission, und dann die Herren Arthur aus London, Barde aus Genf und Dr. Murray-Mitchell aus Edinburg mit kürzeren Ansprachen über den gleichen Gegenstand, worauf noch ein Antrag des Prof. Christlieb über den Opiumhandel berathen und angenommen wurde. Am Nachmittag fand dann eine Konferenz zur Besprechung einiger brennender Missionsfragen in Betreff der Konkurrenz unter den einzelnen Missionen, des Lepsius'schen Alphabets und der indischen Unsitte der Kinderverlobungen statt, wobei Inspektor Schott einige von seinem Amts-

vorgänger Inspektor Josenhans aufgestellte Thesen näher begründete und der Versammlung zur Beschlußnahme vorlegte. Kürzere Reden wurden hiebei noch von Missionsdirektor Dr. Wangemann, Inspektor Dr. Fabri, Oberst von Büren, Pfarrer Dr. Appia und Professor Dr. Geß gehalten. Zum Schluß theilte Professor Dr. Riggenbach den Brief eines englischen Freundes mit, in welchem derselbe u. A. der Versammlung die Wichtigkeit und den reichen Segen der ärztlichen Missionsthätigkeit ans Herz legte.

Wir bedauern, daß unser Raum uns nicht gestattet, ausführlicher über all diese interessanten Reden und Debatten zu berichten, verweisen aber unsere Leser im Voraus auf den bald erscheinenden Gesammtbericht über die diesmalige Generalversammlung der Ev. Allianz. Einstweilen müssen wir uns darauf beschränken, einen Auszug aus der Rede des Hrn. Professor Christlieb und das Referat des Hrn. Inspektor Schott sammt den zugehörigen Thesen hier mitzutheilen.

---

1. „Der gegenwärtige Stand der evangelischen Heidenmission“ von Prof. Christlieb.

Immer unabsehbarer nach äußerem Umfang wie nach inneren Arbeitsmethoden und Anfassungsweisen unter allen möglichen Kultur- und Naturvölkern, immer schwerer meßbar in ihren Wirkungen und Früchten, in ihren Sauerteigseinflüssen auf Glauben und Leben der Heiden, wie in ihren Rückwirkungen auf die Heimat, dehnt sich in unserem Jahrhundert die evangelische Heidenmission vor unseren Blicken aus. Vielen ist vieles Einzelne genau bekannt, manche überblicken größere Gebiete des Ganzen, aber wohl keiner hat sämmtliche Fäden in sicherer Hand. Deßwegen kann eine Uebersicht über das ganze Missionswesen der Gegenwart, eine solche Weltüberschau, immer nur annähernd Richtiges und Vollständiges geben.

a) Einst und Jetzt.

Schon ihr äußerer Umfang zeigt, daß wir in einem Jahrhundert der Missionsarbeit leben, wie die christliche Kirche noch keines sah. Das Zeitalter der Weltmission bricht an. Einige mehr fabrikmäßige und daher nicht sehr tief wurzelnde holländische Missionen auf Ceylon und den Molukken, mühsam unter ewigen

Kriegswirren ihr Dasein fristende Missionen einzelner Amerikaner und der Brüdergemeinde unter den Rothhäuten, vielversprechende, aber unter der Ungunst der Aufklärungszeit allmählich erlahmende Arbeiten in einigen wenigen Gegenden Ostindiens durch die hallisch-dänische Mission, mit schwankendem Eifer fortgeführte norwegisch-schwedische Missionsanstrengungen unter den heidnischen Lappen, fortblühende Missionen der Brüdergemeinde und einiger Wesleyaner in Westindien und Surinam, einige spärliche Lichtlein des Evangeliums in dem eisstarrenden Grönland und Labrador, winzige, bald wieder unterdrückte Missionsanfänge der Brüdergemeinde im Kapland — das waren trotz mancher heroischen Leistungen im Einzelnen die im Allgemeinen doch sehr bescheidenen Resultate der evangelischen Heidenmission bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts.

Und jetzt? Mit der Wende des Jahrhunderts ist die Inselwelt des Stillen Oceans dem Evangelium erschlossen und von England und Amerika aus, besonders aber durch eingeborne Kräfte nach und nach so in Angriff genommen, daß ganze Inselgruppen, ja das gesammte malaiische Polynesien heute so gut wie christianisirt ist und in Melanesien und Mikronesien mit jedem Jahr das Missionsgebiet sich erweitert; die Thore Britisch-Ostindiens Schritt für Schritt im Lauf des Jahrhunderts weiter geöffnet, dies große Kaiserreich vom Kap Comorin bis in den Himalaja hinauf, wo das Evangelium an die Pforten von Tibet pocht, mit Hunderten evangelischer Missionsstationen übersät, dichter als das Missionsnetz, das gegen Ende des ersten Jahrhunderts das römische Reich umschlang; die größten und manche kleinere Inseln des indischen Archipels, Sumatra, Java, Borneo, Celebes und jetzt auch Neuguinea von der evangelischen Mission theils an Außenpunkten, theils schon tief ins Innere hinein besetzt; Barma, zum Theil auch Siam, dem Evangelium weit aufgethan; das gewaltigste und volkreichste aller Heidenländer, China, zu immer weiterer Erschließung seiner Thore gezwungen, von einzelnen Bahnbrechern bis gegen Tibet und Barma hin durchzogen und die Hälfte seiner Provinzen von Hongkong und Kanton bis hinauf nach Peking, ob auch erst in sehr dünner Kette, doch schon an vielen Hauptpunkten besetzt und seine überflutende Bevölkerung auch in anderen Ländern, in Australien und Amerika, von der protestantischen Mission erfaßt; Japan in seinem Reformenhunger auch der christlichen Predigt Eingang gewährend, von ameri-

kanischen und englischen Missionaren rasch betreten und heute schon einige Dutzend organisirter evangelischer Gemeinden aufweisend; Neuseeland dem Vordringen des Evangeliums und freilich noch mehr der europäischen Kolonisten sich nicht länger erwehrend, selbst die Eingebornen Australiens an einigen Punkten vom Evangelium gehoben; in den Ländern des Islam vom Balkan bis nach Bagdad und von Aegypten bis nach Persien an den wichtigsten Orten durch theologische und medicinische Missionare neue Evangelisationsmittelpunkte für Christen und Muhammedaner gegründet, auch der Ursitz des Evangeliums, Palästina, von Bethlehem bis Tripoli und zu den Nordabhängen des Libanon mit einem Netz protestantischer Schulen und auch einiger kleiner Gemeinden überzogen; Afrika vom Westen, Süden und Osten her immer energischer in Angriff genommen, der Westen, vom Senegal bis zum Gabun, ja neuestens bis zum Congo von Großbritannien, Basel, Bremen und Amerika aus längs der Küste mit Stationen besetzt; Südafrika, an der Spitze evangelisirt durch eine Reihe deutscher, holländischer, englischer, schottischer und französischer Gesellschaften, und auf beiden Flügeln, wie in der Mitte, die protestantische Mission,* ob auch zeitweise durch beklagenswerthe Kriege gehemmt, immer weiter nach Norden vordringend, links bis über die Walfischbai in's Herero- und Ovamboland, rechts ins Zululand bis zur Delagoa-Bai, in der Mitte bis zu den Betschuanen und Basutos; im Osten über Madagaskar die Sonne des Evangeliums nach langem Sturm so hell aufleuchtend, daß sie nie wieder wird verschwinden können, einzelne Vorposten längs der Küste von Sansibar und den Nil hinauf bis nach Abessinien, vor allem aber auf den Bahnen, die der große Schotte (Livingstone) gebrochen, so gewaltige Vorstöße der schottischen, englischen und nun bald auch der amerikanischen Mission und Civilisation bis ins Herz des schwarzen Welttheils zu den großen centralafrikanischen Seen, daß sie bereits die Eifersucht Roms zur Nachfolge anstachelten; in Amerika die ungeheuren Flächen der Hudsonsbai-Länder von Kanada bis über das Felsengebirge hinüber an den Stillen Ocean von anglikanischen und wesleyanischen Sendboten in hartem Wettstreit mit den römisch-katholischen nicht bloß durchzogen, sondern durch rasch aufblühende Indianermissionen weithin dem Evangelium sich öffnend; in den Vereinigten Staaten Hunderttausende befreiter Neger in evangelischen Gemeinden gesammelt, auch von den Resten der vielen In-

dianerstämme wenigstens etliche durch die Evangelisationsarbeit verschiedener Kirchen neue Hoffnung für die Zukunft erweckend; in Centralamerika und Westindien, soweit es unter protestantischen Mutterländern, das Netz der evangelischen Missionen von Eiland zu Eiland weiter geschlungen, auch auf dem Festland in Honduras, auf der Moskitoküste, in Britisch- und Niederländisch-Guiana immer festeren Fuß fassend; endlich auch die Länder an und vor der Südspitze des Kontinents, Falkland, Feuerland, Patagonien vom ersten Schimmer des Evangeliums angeleuchtet durch die südamerikanische Missionsgesellschaft, und allerneuestens deren Boten auch ins Herz dieses Welttheils, ins Flußgebiet des Amazonenstroms, zu den Indianern Brasiliens vordringend: — fürwahr, schon die flüchtigste Weltumschau zeigt den heutigen Umfang der evangelischen Heidenmission als schlechthin ökumenisch, die Evangelisationsbestrebungen unseres Zeitalters als begonnene Weltmission!

Mit dem unendlich erweiterten äußeren Umfang geht Hand in Hand die Verstärkung der Hebel des Werks in der Heimat, das Wachsthum des Missionssinns, der Missionsgesellschaften und ihrer geistigen und materiellen Kräfte. Die Zeiten sind vorüber, als vor etwa 90 Jahren dem Baptistenprediger Carey bei seinem Antrag, die Heidenmissionspflicht der Kirche zu diskutiren, von jener verblüfften Pastoralkonferenz kurzweg Schweigen mit solchen Albernheiten geboten wurde, oder als die schottische Generalsynode vor etlichen 80 Jahren bei ihrer ersten Debatte über die Mission einen ähnlichen Antrag für schwärmerisch und lächerlich, ja für gefährlich und revolutionär erklärte und der alte Dr. John Erskine, die zitternde Hand auf die Bibel legend, den Missionsbefehl und die Missionsverheißungen der Schrift wie Donnerschläge unter die erschütterte Versammlung schleudern mußte, oder als ein deutscher Professor der Theologie (1798) die Entstehung eines Missionsvereins in Ostfriesland sich daraus erklärte, daß eben in jenen Winkel die deutsche Bildung noch nicht vorgedrungen sei. Jetzt muß auch die Wissenschaft von der Mission Notiz nehmen und selbst die politische Tagespresse, wenigstens Englands und Amerika's, schon aus Gründen der Klugheit, wenn auch nicht immer der Billigkeit, mit Anerkennung von ihr reden. Aus den zu Ende des vorigen Jahrhunderts bestehenden 7 evangelischen Missionsgesellschaften sind jetzt 70 geworden: in Großbritannien 27, in Amerika 18, in Deutschland

und Basel zusammen 10, in Holland 9, in Skandinavien, Dänemark und Finnland 5, in Frankreich 1, im Waadtland 1, und dazu kommen noch Tochtergesellschaften in Hawaii, Madagaskar, Südafrika, Indien und sogar eine Großtochter der Bostoner Gesellschaft auf Ponape im Karolinen-Archipel, die bereits selbständig missioniren. Damals gab es etwa 170 Missionare, heute 2500, wozu wenigstens 23,000 eingeborne Hilfsarbeiter und gegen 1000 eingeborne ordinirte Prediger kommen. Damals befanden sich vielleicht 50,000 bekehrte Heiden in Pflege der evangelischen Mission, jetzt 1,650,000,*) und zeigt das Jahr 1878 allein einen Zuwachs, der größer ist als die Gesammtzahl der Uebergetretenen zu Anfang des Jahrhunderts, d. h. ca. 60,000 Seelen. Vor 80 Jahren betrugen die Gesammtbeiträge zur evangelischen Heidenmission noch lange nicht 1 Million Mark, heute ist die jährliche Gesammteinnahme auf 24—25 Millionen Mark (etwa das 5-fache der gesammten römisch-katholischen Propaganda) gestiegen, wovon auf Großbritannien etwa 14, auf Amerika 7, auf Deutschland und die Schweiz 2—3 Millionen kommen. Vor 80 Jahren mag die Zahl aller evangelischen Missionsschulen 70 nicht überstiegen haben: heute beträgt sie 12,000 mit über 400,000 Zöglingen. Zu Anfang unseres Jahrhunderts existirte die h. Schrift in etlichen 50 Uebersetzungen und war wohl in nicht mehr als 5 Millionen Exemplaren verbreitet; seit der Gründung der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft (1804) sind in mindestens 226 Sprachen und Mundarten neue Uebersetzungen erschienen, nämlich der ganzen h. Schrift in 55, des N. Testaments in 84, einzelner Theile in 87 Sprachen, und beträgt seitdem die Gesammtverbreitung der Schrift und Schrifttheile etwa 148 Millionen Exemplare. Davon ist die große Mehrzahl durch den Dienst evangelischer Missionare zu Stande gekommen, die seit etwa 70 Jahren nicht weniger als 60—70 literaturlose Sprachen zu Schriftsprachen erhoben haben.

Zu dem allen kommt der unmeßbar tiefe und weite moralische Einfluß des Evangeliums, wie er sich heute schon in der Regeneration ganzer heidnischer Stämme, ja hie und da in dem

*) 310,000 in Westindien, 40—50,000 in Westafrika, 180,000 in Südafrika, 260,000 in Madagaskar, 4—500,000 in Vorder- und Hinterindien, 90,000 im indischen Archipel, 45,000 in China, 270,000 in der Südsee u. s. f.

deutlich begonnenen Umwandlungsprozeß des ganzen socialen Lebens mit seinen tausendjährigen Greueln und Unsitten zu gesitteteren Formen des menschlichen Daseins, in dem allmähligen Wiederaufdämmern des wahren Begriffs von Menschenwürde und Selbstachtung, dieser Grundbedingung aller echten Kultur, aus vielhundertjähriger Nacht heidnischer Selbstwegwerfung zeigt und Ehe, Familie, Erziehung und bürgerliche Ordnung unwiderstehlich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt tiefer erfaßt und erneuert. Noch vor 20—30 Jahren konnte man Zweifel erheben, ob das Evangelium auch die allerverkommensten Heiden noch hebend und heilend anfassen und ihnen ein Geruch des Lebens zum Leben werden könne: heute haben wir die köstliche, glaubenstärkende Gewißheit, daß auch die allerversunkensten Heiden — weil sie eben doch Menschen sind — bei dem Schall des Evangeliums noch aufhorchen und daran glauben lernen, den unumstößlichen Beweis, daß kein Stamm geistlich zu todt für Neubelebung durch die gute Botschaft, keine Sprache zu barbarisch für Uebersetzung der Bibel, kein heidnisches Individuum zu thierisch verkommen ist, daß nicht eine neue Kreatur in Christo aus ihm werden könnte, daß also unser Herr und Meister vor aller Welt sich als den Weg, die Wahrheit und das Leben in ökumenischem Umfang erweist und keinen unmöglichen Auftrag gab, als Er so schrankenlos alles, alles menschliche Elend umfassend befahl: gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur.

In der That, meine Brüder! wir müssen im Blick auf dieses jetzt nach Umfang und Wirkungen unabsehbar gewordene evangelische Missionswerk es jenem Vorkämpfer desselben in Süddeutschland, Dr. Barth, voll demüthigen Dankes gegen Gott heute mehr als je nachsprechen:

Wo wir's kaum gewagt zu hoffen,
Stehn nun weit die Thüren offen,
Mühsam folgt der schwache Tritt
Deinem raschen Siegesschritt!

Aber das ermuthigende Bild hat auch seine bedenkliche Kehrseite. Wir freuen uns, daß es fast auf allen Küsten und Inseln zu dämmern, ja oft zu tagen beginnt. Aber wir dürfen auch nicht verschweigen, daß auf den meisten unserer Missionsgebiete und gerade unter den größten und gebildetsten Heidenvölkern trotz schöner partieller Fortschritte im Großen und Ganzen mehr als vielversprechende

Anfänge bis heute nicht gemacht sind und von verständigen Beobachtern auch gar nicht erwartet werden konnten. Dazu scheint heute auf vielen Gebieten die Missionsaufgabe noch schwieriger als früher zu werden. Wohl sind überall die ersten Anfänge besonders schwer und es ist darum eigentlich mehr als ein Anfang gemacht, wenn ein Anfang gemacht ist: es ist eine Grundlage gelegt von oft unberechenbarer Tragweite und Tragfähigkeit. Aber andrerseits — wie manche Mission, die vor Jahrzehnten vielversprechend begann, läßt heute nur noch Hoffnung auf Rettung eines kleinen Restes des betreffenden Volksstammes! Das plötzliche und oft so brutale Vordringen weißer Ansiedler, Goldgräber, Branntwein- und anderer Händler zerrüttet, zersprengt und entsittlicht die kaum gesammelten Gemeinden und stachelt das Rassengefühl bis zu einem fast unbesiegbaren Haß gegen jedes weiße Gesicht, sei es auch das eines Missionars. Man denke nur an Südafrika, Australien, Neuseeland und die Indianer Nordamerika's. Eine Riesenburg wie den Hinduismus zu untergraben, ist an sich schon schwer genug; wie aber, wenn neuerdings gebildete Hindus dem christlichen Prediger mit Berufung auf Hegel, Strauß, Renan entgegentreten, wenn zum alten Aberglauben auch noch christlicher Unglaube hinzukommt, wenn die lernbegierige heidnische Jugend z. B. auch in Japan von naturalistischen Professoren unterrichtet wird und das Heidenthum bloß dem völligen Indifferentismus und Nihilismus Platz macht?

Das Bollwerk des Islam ist noch lange nicht einmal cernirt, geschweige denn erstürmt worden; wie aber, wenn der falsche Prophet noch einmal seinen Eroberungszug durch die Welt macht? wenn das Evangelium z. B. in Afrika und im indischen Archipel heute an manches vom Islam verschlossene Thor pocht, das vor Jahrzehnten noch weit offen gestanden wäre? Und wo kann heute die evangelische Mission einen bedeutenderen Schritt vorwärts thun, ohne daß sich ihr die römische sofort an die Fersen heftet?

Und wie vollends, wenn die hauptsächlichsten Schatten am Missionshimmel nicht so sehr in allerlei Erscheinungen auf gegnerischem Gebiet, als vielmehr in den Zuständen der Mutterkirchen selbst zu suchen sind? Jene tiefe Begeisterung der Gründungszeit unserer älteren Missionsgesellschaften, als z. B. im September 1795 ehrwürdige, ergraute Geistliche aus der englischen Staatskirche und den Dissenters in jener Kapelle der Lady Huntingdon sich weinend

in die Arme sanken und über die Schranken der Denomination hinüber sich die Hände reichten zur Gründung der Londoner Missions-Gesellschaft, jene freudige Opferwilligkeit, da z. B. noch bei der Abordnungsfeier der 4 ersten Barmer Missionare (1829) die Opferteller nicht bloß mit Gold, sondern auch mit goldenen Ketten, Uhren, Ringen und Schmucksachen aller Art sich füllten — wo ist sie hin?! Seit einigen Jahren sind bei vielen Gesellschaften die Deficits chronisch geworden, ja hie und da hat man sich genöthigt gesehn, die Einschränkungs- und Abzugsfrage auf die Tagesordnung zu setzen, und — was das Schlimmste ist — in den Missionsbetrieb schleicht sich die Routine ein, der Eifer wird Rhetorik, die Betheiligung an der Missionssache sinkt zur Gewohnheits-, um nicht zu sagen zu einer Geschäftssache herab, und viele, die den Schein der Missionsfreundschaft haben, verleugnen doch ihre Kraft.

Man mag noch so hoffnungsvoll in die Zukunft blicken; mir steht soviel fest, daß bei nüchterner Vergleichung des Einst und Jetzt doch keineswegs alle Momente zu Gunsten des Jetzt ausfallen, daß wir aber nur um so mehr Gott Dank schulden, wenn Er in mancher Hinsicht nicht durch uns, sondern trotz uns, trotz der Lauheit und Weltförmigkeit des heutigen Christengeschlechts so gewaltige Fortschritte Seines Werkes uns schauen läßt.

b) Missionsagentien der Mutterkirchen.

Gegenüber der römischen Einheit steht die Kirche des Evangeliums auch in ihrer Missionsthätigkeit in bunter Vielgetheiltheit vor uns. Aber diese ist kein zu beklagendes Uebel, sondern ein positiver Segen für unsere Sache. Die Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse und Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Arbeitsfelder erfordert auch eine Mannigfaltigkeit von Missionsmethoden, ja von Kultus- und Verfassungsformen, wie die katholische Kirche sie nicht zur Verfügung hat. Wohl haben unsere Lehrdifferenzen auch für die Mission ihre ernsten Nachtheile. Aber in der Regel treten sie doch dem Heidenthum gegenüber gar sehr in den Hintergrund, wo nicht in Vergessenheit. „In einem Lande, wo die Leute noch Kühe anbeten, macht man sich", um mit Macaulay zu reden, „nicht viel aus den Unterschieden, welche Christen von Christen trennen"; da bleibt die unitas in necessariis maßgebend für alle unsere Sendboten.

Vergleichen wir die einzelnen evangelischen Kirchen und Länder in Bezug auf ihre Missionsleistungen, so steht Großbritannien allen anderen voran und hier wiederum werden die großen Staatskirchen von den kleineren Frei-Kirchen erheblich übertroffen, besonders in Schottland, wie denn auch in Deutschland die Brüdergemeinde alle Staats- und Landeskirchen weit überflügelt und die gar kein Staatskirchenthum kennenden Vereinigten Staaten vielleicht die regste kirchliche Missionsthätigkeit aufzuweisen haben. In keinem Land der Welt erhält die Mission so große Schenkungen und Vermächtnisse wie in Nordamerika, und auch die Durchschnittsvertheilung ergibt hier ein sehr günstiges Verhältniß, obschon immer noch hunderte von Gemeinden auch hier vorhanden sind, die gar nichts für die Mission thun.

Die deutsch-lutherische Kirche, einst die Bannerträgerin des Evangeliums in der Heidenwelt, ist seit 80 Jahren von ihren reformirten Schwestern weit überflügelt worden und ist zu ihrer erneuten Missionsthätigkeit meist von jenen erst wieder angeregt worden. Nehmen wir zu der Berliner, Leipziger, Goßner'schen, Hermannsburger, Brecklumer auch noch die 5 nordischen lutherischen Gesellschaften und die Mission der lutherischen Generalsynode in den Vereinigten Staaten hinzu, so bleibt es eine merkwürdige Thatsache, daß heute nur 11 lutherische Missionsgesellschaften, darunter die Hälfte noch ganz klein, mit zusammen nur etwa 200 ordinirten Missionaren, einer Zahl von 55 reformirten mit gegen 2000 ordinirten Missionaren gegenüberstehn, während 4 mehr unirte, die Brüdergemeinde, die Basler, Barmer und Bremer mit zusammen 350 Missionaren zwischen beiden die Mitte halten. Es erreichen also heute alle lutherischen Missionsgesellschaften zusammen noch nicht die Eine englisch-kirchliche an Zahl der Arbeiter (207) und an Einnahme (etwa 1,200,000 M. gegen 3,800,000).

Ja, alle deutschen und schweizerischen Missionen zusammen erreichen mit ihren sämmtlichen Einnahmen noch nicht die Höhe einer einzigen der drei größten englischen Gesellschaften. Man kann allerlei Triftiges zur Erklärung und theilweisen Entschuldigung dieses Mißverhältnisses sagen, aber es kommt mir dabei doch immer wieder jenes Wort in den Sinn, das ich einst von einem Fremden hörte: „ein Deutscher, sagte er, bedarf immer einer dreifachen Bekehrung, zuerst des Herzens, wie alle Menschen, dann aber auch des Kopfes,

weil der bei ihm besonders voll von allerlei Zweifeln ist, und endlich auch noch — des Geldbeutels!" Nicht als ob wir von Natur weniger mittheilsam wären als andere oder unsere Börsen mit stärkerem Verschlusse ausgestattet wären; aber zum Geben für rein kirchliche Zwecke sind wir eben innerhalb der Staatskirchen zu wenig erzogen worden und das anderwärts mit so ungeheurer Virtuosität betriebene, regelmäßige, systematische Sammeln vieler, auch winziger Beiträge von wenig Bemittelten hat sich bei der weit verbreiteten Furcht vor Gesetzeschristenthum und Methodismus noch wenig unter uns eingebürgert, leider auch nicht die so heilsame Selbstzucht des freiwilligen aber regelmäßigen Zurücklegens einer bestimmten Quote der Einnahmen für christliche Zwecke und zwar im Moment der Einnahme selbst, worin, wie ich Grund habe zu glauben, in technischer Beziehung das Geheimniß der größeren Opferwilligkeit der Länder englischer Zunge ganz besonders beruht.

Es gibt übrigens kein protestantisches Land, in welchem das Missionsinteresse so ungleich auf die einzelnen Gebiete sich vertheilte, wie in Deutschland; wo ist aber auch ein Land, wo die Mission mit so viel hartnäckigem Widerstand und Vorurtheilen in der öffentlichen Meinung besonders der Gebildeten, mit so viel Verleumdungen in der (von Juden beherrschten) Presse, mit so viel Unwissenheit und Geringschätzung bei einflußreichen Gelehrten noch immer zu kämpfen hätte, wie bei uns?! Wie wenige Professoren — selbst der Theologie — haben den Muth, die Schmach, die diesem Werke besonders oben auf den kühlen Höhen der Wissenschaft noch anklebt, um des Herrn Jesu und seines h. Testaments willen auf sich zu nehmen? Kein Wunder daher, wenn von unseren Universitäten fast nie ein Kandidat der Theologie — geschweige denn der Medicin — in den Missionsdienst eintritt, und wenn unsere kleinen studentischen Missionsvereine meist nur mühsam ihr Dasein fristen. Und wie lässig zeigt sich immer noch ein großer Theil unsrer Geistlichen! Woher die große Ungleichheit im Missionsinteresse der Gemeinden oft einer und derselben Provinz? Ich antworte: hauptsächlich vom ungleichen Verhalten der Geistlichen. Lebt der Hirte selbst nicht in der Mission, ist ihm das Halten von Missionsstunden eine Last, beraubt er sich selbst der Glaubensstärkung, welche er aus dem Lesen der Missionsberichte haben könnte — dann bleibt auch seine Gemeinde kalt und gleichgültig und die Zustände treten ein, wie sie heute schon

vielfach vorliegen: das Werk draußen breitet sich aus, die Bedürfnisse und Ansprüche der Gesellschaften wachsen, ihre Einnahmen aber bleiben kaum auf der alten Höhe, nehmen da und dort schon ab und die Deficits werden permanent!

Es ist nicht recht, wenn die Geistlichen hauptsächlich von den Gesellschaften die Weckung und Pflege des Missionsinteresses erwarten. Dies ist und bleibt wesentlich die Aufgabe der Heimatkirche selbst und ihrer Diener. Laßt uns, liebe Freunde! die Gesellschaften von dieser Sorge etwas freier machen, damit sie um so mehr alle Zeit und Kraft auf ihr Werk unter den Heiden verwenden können. An Geld fehlt es nicht, wohl aber an Verständniß und Liebe für die Mission. Wie viele Millionen werden doch alljährlich für berauschende Getränke, für Luxus und allerlei Narrentheidinge ausgegeben!

Noch vieles könnte im Blick auf unsere Heimatkirchen gesagt werden; lassen Sie mich das Wichtigste in einige praktische Winke zusammenfassen:

1) Die Mission soll allerdings immer mehr eine sich von selbst verstehende Sache der ganzen Gemeinde werden; man erwarte aber ja nicht, daß alle Namenchristen daran theilnehmen. Wer selbst noch nicht bekehrt ist, der ist mehr Objekt als Subjekt der Mission. Nicht die Welt, sondern die gläubige Gemeinde ist zum Missionswerk berufen. Wer hier mitthun will, der schließe sich erst ihrem inneren Glaubensleben an.

2) Auf unseren Universitäten sollte der Missionssinn noch weit mehr geweckt werden, zumal in der theologischen Jugend.

3) Auch in der sonntäglichen Predigt und dem Religionsunterricht sollte die Mission etwas mehr Bürgerrecht bekommen. Die Reichspredigt muß den Grund zum Reichs- d. h. zum Missionssinn legen, Reichsnachrichten ihn pflegen und fördern.

4) In einzelnen Theilen Deutschlands ist größere Koncentration auf Unterstützung Einer bestimmten Mission wünschenswerth. Es ist Thatsache, daß diejenigen Gemeinden, die ihr Interesse Einer bestimmten Mission zuwenden, die eifrigsten sind.

5) Neben größerer Verbreitung von Missionsschriften wäre es sehr förderlich, wenn einzelne Gemeinden oder reichere Missionsfreunde je den Unterhalt einer Station oder doch die Kosten der Ausbildung eines Missionars auf sich nehmen wollten. Eine solche

Specialisirung des Missionsinteresses würde auch zur Verstärkung desselben beitragen.

6) Ferner ist es hohe Zeit, manchen Missionskreisen die Meinung zu nehmen, die sich vielfach mit Zähigkeit forterbt, als könnte man jeden frommen, wenn auch unbegabten Jüngling zum Missionsdienst brauchen. Die Mission braucht geradezu das Beste, was die christliche Jünglingswelt bietet. Lieber wenige aber ganz tüchtige Missionare, als viele halbtüchtige.

7) Ist gleich die Entstehung neuer Missionsanstalten einerseits erfreulich, so bleibt doch der Wunsch berechtigt, daß die Missionskräfte sich nicht weiter zersplittern möchten. Je kleiner eine Gesellschaft, desto kostspieliger meist ihre Arbeit. Warum neue, wenn viele alte Gesellschaften Mühe haben, ihr Werk in vollem Umfang weiterzuführen?

Was nun die verschiedenen Missionsmethoden betrifft, so ist schon in der Heranbildung der Missionare ein großer Unterschied: bei uns gehen die meisten Missionsarbeiter aus besonderen Seminaren hervor, in England, Schottland und Amerika kommen sie meist von den Universitäten her. Damit hängt der andere Unterschied einer bald freieren, bald viel straffer die Zügel anziehenden Beaufsichtigung und Leitung der Missionare zusammen. Mancher amerikanische Missionar würde es in der Zucht z. B. unsrer l. Basler nicht gar lange aushalten, aber gewiß auch mancher schwäbische Missionar in amerikanischer Freiheit etwas verwildern. Ich möchte hier vor einseitiger Kritik warnen. Eine gesunde Mitte ist wohl auch hier das Richtige. Was die Ausgaben betrifft, so arbeiten die Deutschen am billigsten. Aber ich möchte davor warnen, daß man die Sparsamkeit nicht zu weit treibe, am Ende auf Kosten der Gesundheit und Arbeitsfreudigkeit der Missionare. Je weniger übrigens die deutschen Missionen etwas äußerlich Lockendes haben, desto anerkennenswerther ist der Umstand, daß der Zudrang von Jünglingen zu unseren Missionshäusern noch immer so groß ist.

Was die Frage betrifft, ob man auf Einzelbekehrung oder auf die Christianisirung ganzer Völker hinarbeiten soll, so sind alle praktischen Arbeiter an der Hand der Erfahrung längst darüber einig geworden, daß es sich hier nicht um ein Entweder — Oder, sondern um Eins nach dem Andern handelt. Dennoch fehlt es nicht an immer neuen Vorschlägen zu anderen entweder mehr apostolisch sein

sollenden oder aber weniger strenggläubigen Arbeitsweisen, die theils aus der Studirstube geboren werden, theils aus schwärmerischer Einseitigkeit hervorgehn. Möchten die Missionsreformer (z. B. Buß, Langhans) doch endlich von Worten zu Thaten übergehn und ihre Pläne der Feuerprobe der praktischen Ausführung unterziehen! Dies wäre der einfachste Weg unserer — oder aber ihrer eigenen Widerlegung. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß z. B. unsere bisherige Missionserziehung nicht verbesserungsbedürftig sei. Es ist wahr, daß wir nicht nur mehr, sondern namentlich auch fähigere und gebildetere Missionare brauchen, besonders für die heidnischen Kulturvölker, und selbstverleugnungsvollere Männer, deren Wandel noch besser predigt als ihr Mund. Vor allen seien die Missionare selbst an die Pflicht ihrer eigenen Weiterbildung, jedenfalls in ethisch-religiöser Selbstzucht, erinnert. Wie mancher muß mit dem edlen H. Martyn sich gestehen, er habe zu viel Zeit dem öffentlichen Wirken und zu wenig der Privatgemeinschaft mit Gott gewidmet. Und zum Schluß eine Frage: Warum haben wir denn in den deutschen Missionen noch keine Missionsärzte und noch keine medicinische Missions-Gesellschaft wie die Engländer und Amerikaner? Wir haben wohl Missionare, die zugleich ein wenig Medikaster sind und nothgedrungen sein müssen, aber wo finden wir Mediciner, die zugleich ein wenig Theologaster sind? d. h. das Zeug hätten zu einem Evangelisten, obgleich ja das Evangelium seiner innersten Natur nach gar viel Verwandtes mit einer Arznei hat? Ach, bei dem heutigen Zustand unserer medicinischen Fakultäten kann kein Missionsgedanke sich aufringen, ohne den tödtlichsten Spott zu erwecken; unter ihren Meistern und Jüngern herrscht überwiegend der Aberglaube einer naturalistischen Weltanschauung, für die das Christenthum ein völlig überwundener Standpunkt ist. Sie folgen einem Darwin in allem eher als in seiner Sympathie für die Mission, in der er neulich der südamerikanischen Missions-Gesellschaft einen Beitrag von 100 Mark sandte. Und dennoch bleibe ich dabei: unsere deutschen Missionskräfte müssen nach dieser Seite in Bälde ergänzt werden! Und damit die Missionsfreundinnen in diesem Spiegel auch etwas zu sehn bekommen, so seien sie freundlich erinnert an die große Stütze, die ihre Schwestern in England und Amerika nicht bloß durch Handarbeit, sondern durch selbständige Aussendung von Frauen und Jungfrauen dem Missions-

werk schufen. Es gibt bereits eine ganze Reihe solcher Frauen-Missionsgesellschaften.

c. Die Arbeit unter den Heiden.

In diesem Abschnitt seines Vortrags schilderte Professor Christlieb eingehender die eigentliche Missionsarbeit unter den Kulturvölkern einer- und unter den wilden Völkern andrerseits. Die ihm zugemessene Zeit war viel zu kurz, als daß er seinen mit größter Sorgfalt namentlich aus den Berichten der letzten allgemeinen Missionskonferenz in London, aber auch aus vielen anderen Quellen zusammengetragenen und mit zahlreichen missionswissenschaftlichen Winken gewürzten Aufsatz ganz hätte vortragen können. Was er in der großen Versammlung übergehen mußte, hatte er aber später die Güte im Missionshaus, insbesondere zum Besten der Zöglinge, ausführlich mitzutheilen. Hier waren auch die praktischen Erfahrungsresultate besonders am Platz, welche er als Frucht seiner Beschäftigung mit der Missionsgeschichte am Schluß dieses Abschnitts zusammengestellt hatte und die wir kurz wiedergeben wollen.

1) Einem schlechthin fremden Volk gegenüber bleibt die erste Aufgabe des Missionars immer die, allmählich sein Vertrauen zu gewinnen; und wie wird diese Aufgabe erschwert durch das Vorhandensein schlechter weißer Subjekte, sogen. Christen! Da gilt es für den Missionar, die Heiden fühlen zu lassen, daß er gekommen zu geben, nicht zu nehmen, ihr Elend zu lindern, nicht aus ihrer Unwissenheit Kapital zu schlagen. Und dazu braucht es Thaten, nicht bloß Worte, nicht periodische Geschenke, auf daß man nicht „Reischristen“ erziehe, sondern ein Leben voll Güte und Menschenfreundlichkeit, sich gleichbleibend in christlicher Erbarmung und Sanftmuth. Den Missionaren kann nicht nachdrücklich genug eingeschärft werden, daß gerade beim Wort des Lebens das eigene Leben von diesem Wort am wenigsten getrennt werden kann, wenn die Predigt Frucht bringen soll. Missionar Hughes sagt: „Junge Missionare laufen oft in ihrem Eifer von Dorf zu Dorf, um Zeugniß abzulegen und kommen dann heim im befriedigenden Gefühl, ihre Mission erfüllt zu haben. Aber wirksame Missionsarbeit braucht weit mehr als das: beständige Beweise herzlicher Liebe.“ Ein Stück solcher Thatpredigt ist auch die ärztliche Mission. Daher ihre schönen Erfolge überall.

2) Nicht umsonst erinnert Livingstone daran, daß Höflichkeit und gute Manieren selbst den rohesten Stämmen gegenüber gar viel werth seien. Gerade seine Kulturüberlegenheit wird oft eine Gefahr für den Missionar, die Eingebornen zu sehr von oben herab zu behandeln. Das thut niemals gut. (An dieser Stelle protestirte Prof. Christlieb in den schärfsten Ausdrücken gegen das kriegerische Auftreten des auch von uns öfter erwähnten Missionars Brown in Neubritannien).

3) Was den Unterricht selbst betrifft, so erweist sich der Lehrgang des Meisters, der kein künstliches und bis in's Detail ausgeführtes System, aber in vielen fruchtbaren Samenkörnern doch etwas Ganzes in die Jünger pflanzte, aus dem dann unter den zeitigenden Einflüssen des h. Geistes der ganze Baum apostolischer Heilserkenntniß sich entwickeln konnte, immer mehr als die richtige Methode, zumal bei noch rohen Völkern. Die fast allgemeine Klage über Mangel an innerem Erstarken der Neugetauften hängt häufig mit der Praxis zu rascher Taufe nach nur flüchtigem Vorbereitungsunterricht zusammen.

4) Daß es für den Fortgang einer Mission höchst erschwerend wirkt, wenn die Missionare zu oft wechseln, weil Gastrollendienste für einige Jahre meist nicht viel nützen, wird jetzt immer allgemeiner anerkannt. Fast alle Gesellschaften machen daher auch die baldige Erlernung der Landessprache dem Missionar zur Pflicht. Die Predigt durch Dolmetscher hat nur zweifelhaften Werth, auch wenn diese nicht immer solche Schnitzer machen, wie unlängst der eines schottischen Missionars am Njassa-See, der John Knox frischweg mit „Johann der Ochse" übersetzte. Eine allzurasche Uebersetzung der ganzen Bibel in eine noch ungedruckte Sprache hat auch ihr Mißliches. Man begnüge sich für den Anfang mit den Hauptstücken.

5) Mit Recht geht überall Predigt und Schulunterricht Hand in Hand. Man mache aber die Heidenschule nicht zu früh zu einer Pflanzstätte für eingeborne Missionsarbeiter. Erst muß man durch Predigt und schlichten Unterricht einen Grundstock tüchtiger, lebendiger Gemeindeglieder schaffen; ist ein solcher da, dann kann höhere Bildung mit christlichem Sinn sich leichter vereinen, wie sie der eingeborne Lehrer und Prediger haben soll. Es ist von nachhaltig traurigen Folgen, wenn Leute, die geistliche Handwerker und nicht selbst lebendig sind, grundlegende Arbeit thun sollen.

6) Man sei nicht vorschnell in Uebertragung der äußeren Kultur, um die Heiden und Heidenchristen nicht physisch und moralisch zu ruiniren. Aeußere Dinge soll der Missionar überhaupt nur soweit in Angriff nehmen, als sie mit dem geistlichen Leben in Zusammenhang stehn. Gewöhnung an Kulturgenüsse und Bedürfnisse, die nicht wie bei uns aus einer langen Kulturentwickelung erwachsen und daher tragbarer Besitz sind, sondern plötzlich von außen auf ein unvorbereitetes Volk übertragen werden, wirkt geradezu zerstörend. Damit hängt die Pflicht zusammen, selbst bei den rohesten Völkern durch die Christianisirung nicht ihre Entnationalisirung einzuleiten. Sonst tritt ein Substanzverlust in der Volkskraft ein, der nie wieder gut gemacht werden kann. Bloß das, was „mit der einfachsten Form christlichen Lehrens und Lebens offenbar unverträglich ist", muß nach Patteson bekämpft werden. Besonders von englischen Missionaren in Indien ist hier viel gefehlt worden. Aber man studire die Eigenart des Volkes und vertraue, daß das Evangelium fähig ist, auch einen weichlichen, schlaffen Volkscharakter zu kräftigen. Das Lebenswasser des Worts ist auch eisenhaltig. Namentlich sollen die eingebornen Missionsarbeiter nicht europäisirt werden. Dies steigert nicht nur ihre Ansprüche, sondern setzt sie in ein falsches Verhältniß zu ihren Landsleuten.

7) Die eingebornen Gemeinden müssen von Anfang an zur Selbsterhaltung erzogen werden, ihre Kapellen, Pfarrhäuser und Schulen selbst bauen und in Stand halten, ihre Lehrer und Prediger aus eigenen Mitteln besolden und dann auch zur Selbstverwaltung und Selbstregierung heranreifen. Hierin sind wir Deutschen noch weit zurück. Unsere Missionare werden zu oft Pastoren der farbigen Gemeinden. Aber das ganze Arbeitspersonal muß beständig auf die Heidengemeinde den Eindruck machen, daß es sich nie festsetzen, sondern immer vorwärts streben, weiter missioniren will. Nur so wird auch den Gemeinden der Missionssinn eingehaucht und erhalten. Denn Selbstunterhalt, Selbstregierung, Selbsterweiterung — das muß immer das Ziel bleiben, auf welches die Missionare hinarbeiten müssen, um auf diese Weise sich nach und nach selbst entbehrlich zu machen. Das wird denn auch der heimatlichen Missionskasse die so wünschenswerthe Entlastung bringen.

d) Einige Aufgaben, Wünsche und Ziele für die nächste Zukunft.

Der heutige Stand des Missionswerks beweist, daß seine Träger allerdings schon viel gelernt und noch mehr zu lernen haben.

Die Missionsfreunde in der Heimat seien vor allem daran erinnert, daß dies Werk das größte und schwerste auf Erden ist. Wenn in Missionsfragen einst sogar ein Paulus und Barnabas scharf aneinander kamen, so wollen wir uns nicht wundern, wenn heute auch unter Gläubigen die Ansichten, Mittel, Wege und Methoden der Arbeit oft weit auseinandergehn, und daß man es nie allen recht machen kann. Mancher liebe Missionsfreund hat mit seinen wohlmeinenden Einfällen den Missionsleitern schon die Arbeit erschwert. Neue Experimente muß man meist theuer bezahlen, und wie oft stammen solche einfach aus der Ungeduld, die das alte Wort vergißt: Deus habet suas horas et moras. Man fördert die Missionssache am besten, wenn man in der Heimat für sie wirkt, z. B. durch Beeinflussung der Lokalpresse, durch Halten von Missionsvorträgen, durch Gründung von Hilfsvereinen &c.

Ich schweige von der großen Aufgabe der Ausbildung einer Missionswissenschaft; sie ist noch ganz im Stadium der Vorbereitung. Aber die praktische Theologie sollte sich der Ausbildung der Keryktik (Homiletik im weitesten Sinne) noch ganz anders annehmen, als bisher. Möchten doch alle Missionsgesellschaften die Hauptgrundsätze ihrer Arbeitsmethode zusammenstellen und veröffentlichen.

Was die Missionsgesellschaften betrifft, so zwingen mich mancherlei Beobachtungen zunächst zu dem Wunsche, sie möchten doch mehr von einander lernen. Manche wissen kaum etwas von einander; daher auch das nicht immer ganz nachbarliche Verhältniß zwischen den verschiedenen Gesellschaften. Vollends die Gesellschaften verschiedener Länder und Kirchenparteien nehmen oft viel zu wenig Notiz von einander. Wie erstaunlich wenig kümmern sich z. B. englische und amerikanische Missionszeitschriften um die Leistungen der deutschen Mission, und welche Schnitzer der Unwissenheit begehen sie hie und da in ihren größeren Werken. Wenigstens die Leiter und Sekretäre aller Gesellschaften sollten sich doch eine Universalkenntniß des heutigen Missionswerks verschaffen! Anfänge zum Bessern sind

die großen Missionskonferenzen in New-York, Liverpool, London, Allahabad, Schanghai u. s. w., auch kann ich lobend erwähnen, daß 4 der größeren Londoner Gesellschaften allmonatlich dort eine brüderliche Vereinigung zum Gebet und Gedankenaustausch haben. Dadurch wird viel Streit vermieden oder gleich in der Wurzel erstickt. Aehnliche Konferenzen finden monatlich in Madras, Kalkutta u. s. w. im Segen statt.

Sodann glaube ich im Sinne vieler zu sprechen, wenn ich an einige methodistische Missionsgesellschaften eine Bitte richte. Ich habe sie einst in New-York gebeten, sie möchten ihre Evangelisten und Prediger, die sie in evangelische Lande senden, doch ja an Orte dirigiren, in denen das lautere Evangelium nicht gepredigt wird, d. h. die bestehende Kirche ihre Schuldigkeit nicht thut. Daran knüpfe ich heute eine zweite: sie möchten doch zwischen Mission in Heidenlanden und Evangelisation in Christenländern in ihren Jahresberichten und Zeitschriften einen strengen Unterschied machen. Es muß doch die Deutschen oder Norweger 2c. schmerzen, wenn sie anscheinend auf eine Stufe mit den Zulus und Papuas gestellt werden.

Ferner leuchtet es ein, wie wünschenswerth eine gleichmäßigere Behandlung der nicht vom kirchlichen Bekenntniß abhängigen Fragen, z. B. der Kaste, der Sklaverei, der Polygamie und womöglich auch der Taufpraxis wäre. Wenigstens erstrebe man doch eine friedlichere Vertheilung der Arbeitsgebiete und verständige sich in nachbarlich freundschaftlicher Weise über das Grundgesetz der Missionshöflichkeit, in den Wirkungskreis einer anderen Gesellschaft sich nicht einzudrängen. Je mehr die verschiedenen Gesellschaften ihre Partikularinteressen als ein Stück Selbstsucht verleugnen, desto gesegneter werden sie in Erfüllung der gemeinsamen Aufgabe sein, die darin besteht, das Evangelium zu predigen. Jede Kirchengemeinschaft und jede Missionsgesellschaft hat ja doch nicht nur ihre besonderen Gaben, sondern auch ihre eigenthümlichen Schranken und Schwächen. Man vergleiche sich doch weniger mit anderen Gesellschaften, sondern suche lieber das Verhältniß herauszufinden, in welchem die eigenen Gaben zu den Eigenthümlichkeiten und Bedürfnissen des betreffenden Heidenvolkes stehen und suche diesen vor allem gerecht zu werden, nicht irgend welcher heimatlichen Partei zu gefallen. Gerade von diesem Gesichtspunkt aus zeigt sich ja die Vielgetheiltheit der evangelischen Kirche als ein Segen. Jede Abtheilung der-

selben suche sich das Arbeitsfeld heraus, für welches sie am meisten begabt ist und daher am meisten Beruf hat. Dann werden die vielerlei Gaben und Kräfte unsrer verschiedenen Kirchen ohne Vermischung, aber in brüderlicher Zusammengliederung zu einer Reichsarmee, wahrhaft ökumenische Weltmission zu treiben im Stande sein. Aber hiezu bedarf es — und dies bleibt eine Hauptforderung für die Zukunft — etwas mehr Qualität als Quantität beim Aussenden der Missionare. Einige wenige geistgesalbte, opferwillige Leute mit freiem, umsichtigem Blick und festem Willen schaffen mehr als viele halbtüchtige. Die werden auch als Männer von einigermaßen apostolischem Typus Weisheit und Takt genug haben, die Eigenart des Volkes soweit zu respektiren, daß sie von vornherein nur festsetzen, was schlechthin nothwendig, im Uebrigen aber Raum lassen für später sich bildende heidenchristliche Volkskirchen mit allerlei berechtigten Eigenthümlichkeiten, die in ihrer Weise mit beitragen zur Verherrlichung des Einen hochgelobten Hauptes der Kirche.

Ja, unser Jahrhundert ist Gott sei Dank ein Missionsjahrhundert. Aber welche Verantwortung ruht eben deßwegen auf den Heimatkirchen! Und wie wenig entsprechen immer noch unsere Leistungen der Größe der Aufgabe! Und doch, wie sehr bedürfen wir in diesen Tagen des wachsenden Unglaubens und Fleischesdienstes gerade der Mission, dieses verkörperten Muthes der Kirche, dieses Beweises ihres Glaubens und ihrer Hoffnung. Sie ist die beste Apologie des Christenthums, ja sie ist auch berufen, manche Frage zu lösen, an der unser politisches Zeitleben da und dort krankt. Wer löst heute die Indianer-Frage in Amerika? Das Evangelium und die Mission! Was wird die orientalische Frage am gründlichsten lösen? Das Evangelium und die Mission, der Geist Christi, d. h. der Geist dienender, rettender, neubelebender Liebe!

Die Zeit eilt. Die Weltmissionsperiode, in deren Anfang wir eingetreten, wird die letzte sein. Je näher dem Ende, desto rascher wird die Entwicklung sein. Vielleicht wird es bald offenbar werden, daß die langsame und mühsame Unterminirarbeit der Hauptburgen des Heidenthums plötzlich seinen Fall herbeiführt. Ohne im Geringsten den Zeitpunkt bestimmen zu wollen, dürfen wir doch getrost es aussprechen: bald wird eine Ernte anbrechen, die alles bisher Gesehene weit übersteigen wird. Noch ausgeharrt eine Zeit lang, und der volle Tag bricht an; schon fliehen die Schatten und die Morgen-

röthe steigt herauf. Und darum rufen wir es in festem Vertrauen uns zum Troste zu und betend hinaus in die Heidenwelt: **Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir! Ja, der Geist und die Braut sprechen: komm! Und wer es höret, der spreche: komm! Amen, ja, komm, Herr Jesu!**

---

2. Referat des Herrn Inspektor Schott

über die von seinem Vorgänger Herrn Inspektor Josenhans aufgestellten Thesen.

Es ist mir der Auftrag geworden, die Thesen für die heutige Besprechung zu vertreten, welche mein Amtsvorgänger, der indessen vom Amt ausgeschieden ist, in Uebereinstimmung mit der Kommittee unserer Missionsgesellschaft vorgelegt hat. Dieselben sind darnach angethan, bloß akademische Erörterungen zu vermeiden und praktische Fragen zu besprechen, womöglich ein greifbares Resultat derselben zu erzielen. In diesem Sinne trete ich auch in dieselben ein; ich bitte aber die geehrte Versammlung um Nachsicht, hauptsächlich sofern mir der gebührende Reichthum an Erfahrung im Einzelnen noch abgeht; doch ist dadurch, was zunächst die erste These betrifft, auch die Bürgschaft verstärkt, daß sie mit persönlichen oder lokalen Empfindlichkeiten nichts zu thun haben will. Zur Förderung der Sache des Reiches Gottes sind wir auch hier versammelt, um seinen Segen bitten wir auch jetzt für dieses unser Zusammensein.

A. These I lautet:

„Da die verschiedenen protestantischen Missionsgesellschaften thatsächlich bis in die neueste Zeit immer auf's neue in dem Fall sind, Eingriffe in ihre Arbeitsgebiete von Seiten der Missionare anderer protestantischer Missionsgesellschaften abwehren oder erleiden zu müssen und auch der Fall vorkommt, daß mehrere protestantische Gesellschaften auf ein so enges Arbeitsfeld zusammengedrängt sind, daß keine von ihnen frei sich bewegen und ihre Kraft entfalten kann, erscheint es wünschenswerth, daß die Versammlung der Evang. Allianz nicht bloß ausspreche, wie sehr es nach ihrer Ueberzeugung verfehlt ist,

wenn Missionsstationen und einzelne Missionare sich Konkurrenz machen, sondern auch **über Mittel und Wege berathe, wie diesen Uebelständen abgeholfen werden könne.**"

Ich bin weder berechtigt noch gewillt, hier an dieser Stätte die „schwarze Wäsche" der protestantischen Missionsgesellschaften auszukramen. Daß es eine solche gibt, brauchen wir nicht zu leugnen, denn wir fehlen und sündigen alle manchfaltig, und es ist gewiß gut, wenn wir, die wir in der Missionsarbeit oder -Leitung stehen, uns darunter demüthigen, um Vergebung bitten und die Aufforderug zur Wachsamkeit auch in der angeregten Beziehung dankbar annehmen. Aber das Eingehen auf einzelne Fälle würde gewiß nur statt der gehofften Stärkung in der Einigkeit, wenigstens für den Augenblick, vielleicht für längere Zeit, Bitterkeit oder Streit hervorrufen, und zwar darum, weil die verschiedenen Gesellschaften und ihre Arbeiter mehr oder weniger verschiedene Maximen der Praxis verfolgen, wie solche in den kirchlichen und nationalen, sowie in individuellen Unterschieden begründet sind, wobei der Standpunkt, den der Eine ausspricht und vertritt, nicht alsobald vom Andern ganz erkannt, verstanden und bis in seine Konsequenzen rückwärts und vorwärts verfolgt werden kann. Das ist ja eben auch eine Ursache davon, warum nicht nur unter den Missionsgesellschaften, sondern auch in den verschiedenen Kirchenkreisen, aus denen sie hervorgewachsen sind, der Glaubenssatz von der Einheit der Kirche, den wir alle getrost festhalten und von dessen Wahrheit und Realität wir Gott sei Dank Beweise genug haben, auch in dieser Woche und heute einen Thatbeweis vor uns haben, doch der äußeren Erscheinung nach durch Kampf und Streit oder doch durch Mißverständnisse und Auseinandersetzungen hindurch sich vollzieht. Eine Einheit im katholischen Sinne ist ja doch nur etwas Todtes und eine Illusion. Wir Protestanten wollen nicht vergessen, daß unsre Einheit, so real sie ist, doch hienieden Glaubenssache bleibt, eben daher aber auch mit Bewußtsein und ernstlichem Wollen angestrebt werden muß und daß jede Hinweisung auf diese heilige Pflicht dankbar zu ergreifen ist. Dies ist ja eben auch der Gedanke der Allianz, daß wir einander anerkennen und uns die Hand reichen in dem Sinne, daß wir jedem seine eigenartige Kirche, Organisation und Thätigkeit belassen. Wer mit seiner Wirksamkeit über Andere, die er doch als Brüder aner-

kennt, rücksichtslos hinwegschreitet, der hat nicht nur den Boden der Allianz verlassen, wenn er sie auch für seine Zwecke benutzt, sondern selbst wenn er der freiesten Ausprägung des protestantischen Kirchenbegriffs zu huldigen scheint, dennoch sich dem katholischen Dogma von der alleinseligmachenden Kirche in die Arme geworfen. Indem ich nun gemäß der ersten These an die geehrte Versammlung die Bitte richte, sie möge es aussprechen, wie sehr es nach ihrer Ueberzeugung verfehlt ist, wenn Missionsstationen und einzelne Missionare, und ich füge noch bei, auch daheim Missionsgesellschaften einander Konkurrenz machen, so wird es genügen, diese Bitte, die sich an jedem Gewissen von selbst legitimirt, mit wenigen Worten zu begründen. Der Apostel Paulus besaß gewiß das Zeug, um Anderen Konkurrenz zu machen und hätte sich dabei auf seine unmittelbare Berufung, der Missionar der Heiden zu werden, beziehen können; ja er hatte wirklich Röm. 15, 20 einen Ehrgeiz in seiner Thätigkeit. Aber sein Ehrgeiz bestand darin, da zu predigen, wo Christi Namen noch nicht genannt war, um nicht auf fremden Grund zu bauen. Er hätte sich geschämt, so sehr er den Ruhm eines tüchtigen Arbeiters suchte, in eine fremde Arbeit hineinzusitzen, aus der er um so leichter hätte Ruhm ziehen können, 2 Kor. 10, 15. 16. Er hatte seinen festen Kanon oder seine Methode, aber eben darum wollte er nicht in ein mit anderer Methode bearbeitetes Gebiet eindringen, ob er wohl sah, daß es überaus bequem ist, oder wie man beschönigend sagen könnte, ein gerade für ihn zubereitetes Feld gewesen wäre, V. 16. Er hat da, wo es sich um Vertheilung des Arbeitsfeldes handelte, Gal. 2, 9, eine reinliche Sonderung verlangt und eingehalten, und lieber noch die Arbeit Anderer mit Beiträgen aus seinem Missionsgebiet unterstützt, ohne Reciprocität zu fordern. Andererseits hat derselbe Apostel das unberufene Eindringen in christlicher Geduld getragen, Phil. 1, 15—19, und sich noch darüber freuen können, aber eben in dieser sanften Art eine Missionsthätigkeit, die Streit sucht oder hervorruft und nicht lauter ist, auf's allerschärfste verdammt. Statt uns also in oberflächlicher und halbwahrer Weise eine Berufung auf das freie Wehen des Geistes vorhalten zu lassen, thun wir besser, die Gefahren der unrichtigen Missionspraxis uns selbst vorzuhalten:

1) Die Konkurrenz ruft in denen, die sie als L e i t e r pflegen, statt des heiligen Wetteifers im Glauben und in guten Werken, ein

menschliches Machen, fleischliche Vielgeschäftigkeit, geheimen oder offenen Neid und Groll hervor, verführt zu unlauteren und lieblosen Mitteln und Wegen des Betriebs, und säet und erntet darum Unsegen und göttliche Strafe.

2) Die Konkurrenz zerstört in dem heimatlichen Quellengebiet der Mission die Einheit der Gläubigen, befördert die ohnedies so beklagenswerthe Zerrissenheit der christlichen Kreise, macht die Missionsfreunde aus willigen und pflichtgetreuen Gebern zu unwilligen Zahlern oder zu vielumworbenen Gönnern, nährt darum die Trägheit oder die Eitelkeit und säet und erntet darum auch hier Unsegen und göttliche Strafe.

3) Die Konkurrenz draußen auf dem Arbeitsfeld schädigt auf's empfindlichste

a. die Missionare selbst, von denen die Einen ihr Amt mit Seufzen thun, was niemandem gut ist, die Andern mit Haß und Schadenfreude, was ihr inneres Leben ruinirt; sie entzieht beiden den auf dem Kampfplatz doppelt nöthigen Trost der brüderlichen Liebe;

b. die Gemeinden, indem sie deren Gewissen gänzlich verwirrt, weil sie die aus der christlichen Heimat herübergetragenen Mißverhältnisse nicht kennen noch verstehen, und ihnen erlaubt, sich den Forderungen der seelsorgerlichen Einwirkung, allermeist der so nöthigen Kirchenzucht auf geschickte Weise zu entziehen;

c. die Einwirkung auf die Heiden, welchen die christliche Einheit und die Lauterkeit der Bekehrungsversuche zum Gespött wird. So säet und erntet sie auch hier und überall Unsegen und göttliche Strafe.

Um nun auf die Mittel und Wege hinzuweisen, wie solchen Uebelständen abgeholfen werden solle, lege ich folgende Sätze zur Beherzigung vor:

1) Die Missionsleitungen haben nicht nur, wenn sie vor der Wahl stehen, welches Arbeitsfeld sie angreifen sollen, sondern auch dann, wenn sie Aufforderungen und Bitten zu Besetzung eines Arbeitsfeldes erhalten, jede noch so lockende Versuchung abzuweisen, wenn der Eingriff in das Gebiet einer anderen Gesellschaft droht. Die Erde und die Ernte ist ja groß, der Arbeiter sind wenige, das gilt auch heute noch, und darum ist es Sünde, aus irgend welchen anderen Motiven der leichteren Arbeit, der eingeleiteten Verbindungen,

der hiezu zur Verfügung gestellten Gelder u. s. w. die apostolische Regel zu vernachlässigen.

2) Die Missionsleitungen haben ihre Arbeiter nicht nur im Allgemeinen dahin zu instruiren, sondern in jedem einzelnen Fall, der ihnen vorgelegt wird, zu verpflichten, wenn von dem Plan der Besetzung eines Gebietes die Rede ist, ausdrücklich ihre Pflicht der Besetzung auch durch den Nachweis zu motiviren, daß das Feld von anderen noch nicht besetzt ist und nicht in deren Umkreis fällt.

3) Wo die Gebiete einander berühren oder nachgerade in einander übergreifen, da gilt es, daß die betreffenden Gesellschaften durch ihre Kommitteen mit einander in Korrespondenz treten, um theils nach geographischen, ethnographischen und linguistischen Gesichtspunkten, theils nach dem geschichtlichen Gang, welcher der älteren und noch fortdauernden Besetzung ein Vorrecht zuerkennt, billige Vereinbarungen zu treffen. Hiezu ist aber nöthig, daß die Missionsgesellschaften als am gleichen Werk des Herrn arbeitend, schon ehe Kollisionen in Sicht sind, überhaupt brüderlichen Austausch und Gemeinschaft anbieten und pflegen, wozu Konferenzen der Missionsgesellschaften unter einander ein gutes Mittel sind. Ich benutze diese Gelegenheit, die Missionsgesellschaften unter Hinweis auf die apostolische Praxis auf die Pflege nicht nur eines schriftlichen Austausches ihrer Berichte, sondern häufigere persönliche Besuche und größere oder kleinere Gesellschaftskonferenzen hinzuweisen.

4) Wo es bereits zu Gegensätzen oder Reibungen gekommen ist, soll nach Matth. 18, 15 ff. weder ein unausgesprochener Groll behalten, noch mit versteckten oder offenen Klagen oder mit einseitigen Darstellungen, mit denen man der anderen Gesellschaft zuvorkommt, an die Oeffentlichkeit getreten werden, sondern zuerst und mit Ernst die heilige Christenpflicht des offenen Vorhalts von Gesellschaft zu Gesellschaft geübt werden, nicht aber sollen die Arbeiter draußen streiten dürfen, um nicht ihre süße Predigt des Evangeliums durch eine bittere Stimmung zu verderben.

Der Herr schenke uns allen die Gnade, daß wir mit Seiner heiligen Reichssache nicht unsere eigenen Pläne, unseren Eigenwillen und unseren Ehrgeiz vermischen, sondern uns als Diener neben anderen Dienern ansehen, die der unverdienten Gnade gewürdigt sind, als Werkzeuge den Boden zu seinem Kommen in der Völkerwelt zu bereiten.

B. These II lautet:

„Da im Jahr 1863 die »Church Miss. Society«, die »Wesleyan Miss. Society« in London, die »Société des Missions Evangéliques« in Paris, die »London Miss. Society«, die „Brüdermission", die „Rhein. Missionsgesellschaft" in Barmen, die „Evangelische Missionsgesellschaft" zu Basel, der »American Board of Commissioners for Foreign Missions« in Boston sich vereinigt haben, das *Standard Alphabet for reducing unwritten languages and foreign graphic systems to an uniform orthography in European letters by C. R. Lepsius, Dr. phil. and D. D.* in ihren Missionen einzuführen und dieses Alphabet wirklich in den verschiedenen afrikanischen Missionen großen Segen gestiftet hat, dasselbe aber bei den Missionaren der verschiedenen Gesellschaften in China in Vergessenheit gerathen zu sein scheint — während es doch gerade für China unerläßlich ist, daß in den Missionsschulen und Missionsgemeinden die heilige Schrift und die nöthigen Erbauungsbücher in Einer romanisirten Schrift lesen gelernt und gelesen werden, wenn die Christen aus den Heiden alle ohne Unterschied, auch diejenigen, welche das Zeichensystem nicht gelernt haben und nicht mehr sich aneignen können, im Schriftwort gegründete Christen werden sollen — so stellen wir die Frage, ob es nicht im Interesse der Mission liege, die verschiedenen Missionsgesellschaften an die frühere Uebereinkunft zu erinnern und sie zu bitten, daß sie daran denken mögen, ihren Christengemeinden in China eine christliche Literatur im Dialekt und Lepsius'schen Alphabet darzubieten."

Hiebei habe ich die Bemerkung vorauszuschicken, daß die Abmachungen der genannten Missionsgesellschaften nur von der Darstellung bisher ungeschriebener Sprachen, zumeist afrikanischer, in einheitlich romanisirter Schrift nach dem System Lepsius reden, während China schon längst seine Zeichenschrift hat, die geschrieben und gedruckt wird, sowie daß die Mehrzahl dieser Missionsgesellschaften in dieser Frage auf ihre Missionare keinen Zwang auszuüben, sondern nur ihnen das Lepsiusalphabet anzuempfehlen versprochen hat. Aus diesem Grunde stellt auch die These nur eine Anfrage, beziehungsweise Bitte in Betreff der christlichen Literatur

für China. Bei dieser ausschließlich chinesischen Frage handelt es sich um folgende Punkte:

1) Die chinesische Zeichenschrift wird in ganz China trotz der totalen Verschiedenheit der Dialekte gelesen und verstanden. Wenn an diesem ungeheuren Reich mit seinen vielen Millionen von Einwohnern nur durch mündliche Predigt des Evangeliums missionirt werden müßte, so wäre das Ziel der Mission in unendliche Ferne gerückt; durch die Bibel und andere christliche Literatur in Zeichenschrift aber ist ein Missionar vorhanden, dem ganz China offen steht, während die Bücher in romanisirter Schrift nur den beschränkten Leserkreis eines einzelnen Dialektes haben.

2) Durch die Zeichenschrift bleiben auch die chinesischen Christen in literarischem Zusammenhang mit ihren Volksgenossen, und je höher gerade in China die wie immer geartete literarische Bildung angeschlagen wird, um so weniger darf durch Entziehung der Zeichenschrift den chinesischen Christen der Einfluß auf ihre heidnischen Landsleute verkümmert werden.

3) Dagegen ist aber nun die Zeichenschrift an sich schon so künstlich und ihre Erlernung so zeitraubend, daß sie den christlichen Schulen einen guten Theil ihrer Schulzeit wegnimmt, der auf Besseres verwendet werden könnte, und daß auch dann, wenn man sie als Unterrichtsmedium für das materiale Wissen nur benutzt, sie mit ihrem bloß formalen Zweck den Wissensstoff selbst überwuchert und erdrückt. Geht ja doch bei Vielen das ganze Leben in der bloß formalen Arbeit des Lesen- und Schreibenlernens auf, womit die Aufgabe der Christen, ein Bibelvolk zu werden, insbesondere die Möglichkeit der individuellen und gemeinschaftlichen Erbauung daheim und in den Familien durch geläufiges Bibellesen, vielfach erschwert und unmöglich gemacht ist. Ein noch viel größerer Uebelstand aber ist, daß das Studium des Chinesen weit mehr noch in Anspruch genommen ist durch das Erlernen des klassischen Styls, dessen maßlose und sinnlose Tyrannei viel zu der Hohlheit und Aufgeblasenheit des chinesischen Charakters beiträgt. Es muß also von der Mission als festes Ziel im Auge behalten werden, die Herrschaft dieses Styls zu brechen, und das geschieht am radikalsten durch die romanisirte Schrift.

4) Ja, wenn wir Hoffnung hätten, daß der Mandarinendialekt, der in 14 von den 18 Provinzen China's gesprochen werden soll,

und dessen Styl sich vom Bücherstyl wesentlich unterscheidet, herrschend werden könnte, so könnte man denken, daß das Christenthum, wenn es einmal denselben genügend durchdrungen hat, auch die chinesische Literatur und die Zeichenschrift auf eine einfachere Form zurückführen werde. Diese Hoffnung aber ist darum in so weite Ferne gerückt, weil mit dem Bücherstyl das ganze nationale, sociale, literarische, politische und religiöse Leben Chinas verwachsen ist; die Mission muß also die romanisirte Schrift als eine Bundesgenossin in diesem Kampfe mit den heidnischen Mächten ins Feld führen.

Für jetzt steht die Sache so, daß die Einen die romanisirte Schrift zwar angefangen, aber wieder aufgegeben haben, Andere beides, romanisirte Schrift und Zeichensystem, nebeneinander herführen und darunter seufzen. Ich bitte die kompetenten Freunde, durch Austausch ihrer Erfahrungen dieser schwierigen Frage Licht und Luft zuzuführen.

Ich gebe mich der Hoffnung hin, daß jetzt oder später die Ueberzeugung sich Bahn brechen wird, die geistliche Befreiung China's sei von der Schriftfrage unzertrennlich, wobei es von dem Gang der Evangelisirung nach dem Rath Gottes abhängen wird, ob diese Befreiung durch die einfachere Alphabetschrift eingeleitet wird, oder sie im Gefolge hat, oder auch ob die chinesische Zeichenschrift sich in eine Sylbenschrift verwandeln läßt, welche den Vortheil der verhältnißmäßigen Einfachheit mit dem der Kontinuität des bisherigen literarischen Lebens verbände.

C. These III lautet:

„Da es unzweifelhaft ist, daß eine Ehe, welche im Kindesalter geschlossen und noch nicht vollzogen worden ist, nach christlichen Grundsätzen eine vor der Heimführung zum Christenthum übergetretene Tochter nicht verpflichtet, sich für immer an einen heidnischen Mann zu binden, ja das Christenthum die Vollziehung einer solchen Ehe geradezu für unsittlich erklärt, wenn der Mann in der Zeit zwischen der Schließung jener ersten Ehe und der Vollziehung derselben eine zweite polygamistische Ehe eingegangen hat und in derselben fortleben will, so wird der Antrag gestellt:

Die Ev. Allianz wolle beschließen, sämmtliche in Ostindien arbeitenden Missions-Gesellschaften mögen aufgefordert werden, einen gemeinsamen Schritt bei der gesetzgebenden Behörde Ostindiens zu thun zur Beseitigung derjenigen ehegesetzlichen Bestimmungen, welche die Nichtigkeits-Erklärung und Aufhebung einer solchen Ehe, wie sie oben beschrieben worden ist, hindern."

Diese These ist ein aus unseren Erfahrungen in Ostindien hervorgegangener Nothschrei. Eine Gesetzesschwierigkeit der peinlichsten Art ist im Laufe der Jahre immer wieder und wieder in Ostindien in unsrer Mission und auch in anderen zu Tage getreten. Junge Mädchen von 7—12 Jahren haben nach indischem Brauch eine Art Hochzeit durchgemacht und sind gemäß dem in Indien geltenden Recht als rechtmäßige Ehefrauen anerkannt. Aber nicht die Ehegatten, sondern die Eltern und Verwandten sind die natürlichen und wirklichen Beschützer und Versorger derselben. Wenn nun solche Kinder mit oder ohne ihre Eltern sich an unsre Gemeinden anschließen, so bleibt der Anspruch ihrer Gatten an sie, wenn er auch eine Zeitlang nicht erhoben wird, dennoch in voller Rechtskräftigkeit bestehen und kann jederzeit geltend gemacht werden, so daß diese Mädchen, wenn sie jahrelang christlich unterwiesen und erzogen sind, dem traurigen Loos ausgesetzt sind, von ihren heidnischen Ehemännern reklamirt zu werden, und so nicht etwa blos eine ihnen widerwillige gemischte Ehe vollziehen zu müssen, sondern weil sie durch ihren Anschluß an uns die Kaste verloren haben, von den Männern nicht als Frauen, sondern als Konkubinen behandelt zu werden. Treten diese Mädchen in das heirathsfähige Alter ein, so weiß jeder Kundige, wie nothwendig ihre Verheirathung ist. Allein der heidnische Ehemann, wenn er auch bisher gar nicht nach dem Mädchen gefragt und seither eine andere Frau genommen hat, gibt gerade jetzt seine Ansprüche am wenigsten auf, und so ist eine Scheidung nicht auszuwirken, und diese Mädchen müssen also entweder in ledigem Stande hingehalten und so allen sittlichen Gefahren ausgesetzt werden, oder als Konkubinen einem heidnischen Mann in eine polygamistische Ehe als Opfer hingeworfen werden. Und es ist schrecklich zu sagen, englische Gerichtshöfe nicht nur in erster, sondern auch in zweiter Instanz sind im Stande, solche Christenmädchen als Konkubinen einem

heidnischen Manne zuzusprechen. Die Versuche, auf gerichtlichem Weg eine Scheidung zu erzwingen, sind bis jetzt nicht gelungen. Wir haben in manchen Fällen die Taufe verschoben, oft zu großem Schmerz solcher Kinder, nur um die Schwierigkeiten nicht zu vermehren, oder in vergeblicher Hoffnung einer gütlichen Lösung, ob etwa der heidnische Ehegatte, sei es auch gegen Bezahlung unsererseits, in eine Aufgabe seiner Ansprüche willige. Ja, es kommt vor, daß heidnische Verwandte bei einem Besuch ein christliches Mädchen zur Heirathsceremonie zwingen, nur um ihr das Christwerden unmöglich zu machen, und sie haben nun das Gesetz für sich. So ist das Christenthum durch die Gesetzgebung gegenüber dem Heidenthum beeinträchtigt. Was hilft es, wenn man, um das Gesetz zu umgehen, ein solches Mädchen flüchtet und anderwärts ohne weiteres verheirathet? Auf die Dauer kann ein solches Verfahren nicht unangefochten bleiben und muß unter Umständen die noch viel peinlicheren Gesetzesverhandlungen wegen Bigamie nach sich ziehen.

Wie ist es möglich, daß ein Reich, dessen Haupt doch ein christliches ist, eine solche allem Christenthum, ja allem Naturrecht Hohn sprechende Institution dulden kann? Denn schon nach dem Naturrecht ist eine solche Ehe nichtig, da sie weder vollzogen noch beim Eheschluß vollziehbar ist. Wie kann man die christlichen Grundsätze vom Verbot der Scheidung und Annullirung einer Ehe anwenden auf solche Ehen, die nicht nur nach der Natur noch keine sind, sondern auch als polygamistische schnurstracks dem christlichen Princip widersprechen? Wie kann man ein auf dem Zwangsweg zu Stande gekommenes Versprechen eines Unmündigen für rechtsgiltig erklären, abgesehen davon, daß dieser versprechende Theil durch seinen Uebertritt zum Christenthum in der Anschauung des heidnischen Theils, der die Einhaltung des Versprechens fordert, todt geworden ist, also auch rechtlich für ihn nicht mehr existirt? Wie kann man vollends eine Scheidung anerkennen, wenn der Mann das Mädchen freigibt; dagegen das Mädchen dem Manne zusprechen und zum Vollzug der Ehe zwingen, wenn er sie nicht freigibt, also das Scheidungsrecht in die bodenlose Willkür eines heidnischen Mannes legen? Es ist Pflicht aller Missionsgesellschaften, diese Schmach, so viel an ihnen ist, von dem christlichen Namen einer Regierung, unter deren Scepter die Mission ein so großes Feld mit so reichem Erfolg zu bebauen gewürdigt ist, abwaschen zu helfen, und indem ich daher

bitte, den Antrag der These anzunehmen, formulire ich ihn näher dahin:

1) die Allianz wolle irgend einen der hier anwesenden Missionsleiter bitten, die in Ostindien arbeitenden Missionsgesellschaften zu einem gemeinsamen Schritt in der angeregten Richtung bei den zuständigen ostindischen Behörden aufzufordern, und zwar

2) sie wolle, um die Sache nicht zu erschweren, sondern zu erleichtern, eine der englischen Gesellschaften bitten, die Sache in die Hand zu nehmen.

---

3. Praktische Resultate.

Folgende Anträge wurden von der siebenten Generalversammlung der Ev. Allianz angenommen:

a) Der von Prof. Christlieb, Hrn. Arthur und Hrn. Necker gestellte in Betreff des Opiumhandels:

„Die siebente allgemeine Versammlung der evangelischen Allianz in Basel spricht — aus Veranlassung der Berichte über den gegenwärtigen Stand der evangelischen Heidenmission — ihre volle Sympathie mit den Bestrebungen zur Unterdrückung des Opiumhandels aus, und unterstützt den Protest gegen dessen Fortdauer, wie er mit wachsendem Nachdruck in den letzten Jahren von vielen englischen Brüdern verschiedener Denominationen, ja von der Repräsentation ganzer englischer Kirchenkörper erhoben wurde. Sie erklärt mit ihnen diesen althergebrachten Handel auch in seiner jetzigen legalen Form für ein schreiendes Unrecht gegen China, für ein die Ehre des Christennamens tief schädigendes Aergerniß in der Christen- und Heidenwelt und insbesondere für ein schweres Hinderniß des christlichen Missionswerks. Sie erachtet eine Aenderung der bisherigen englischen Opiumpolitik für dringend geboten im allgemein christlichen Interesse, und beauftragt ihre Vorsitzenden, dies zur Kenntniß des Staatssekretärs für Indien zu bringen.“

b) In Betreff der Konkurrenz verschiedener Missionsgesellschaften untereinander:

„Die Ev. Allianz erklärt, wie sehr es nach ihrer Ueberzeugung verfehlt ist, wenn Missionsgesellschaften, Stationen und einzelne Missionare anders als brüderlich sich gegen einander verhalten und sie

bittet die Kommittee der Ev. Allianz, zur Erreichung dieses Zieles die geeigneten Schritte zu thun, d. h. diese Thesen und ihre Begründung den verschiedenen Missionskommitteen zuzusenden und sie zu bitten, dem Allianzkommittee darauf zu antworten."

c) In Betreff des Lepsius'schen Alphabets:

„Unter Enthaltung jedes inhaltlichen Urtheils über die behandelte Frage sollen die heute gepflogenen Verhandlungen den verschiedenen Missionsgesellschaften mitgetheilt werden und sollen sie gebeten werden, diese Frage des Lepsius-Alphabets besonders (aber nicht nur) für China in freundliche Erwägung zu ziehen."

d) In Betreff der indischen Kinderheirathen wurde der von Inspektor Schott gestellte Antrag im oben schon gegebenen Wortlaut einstimmig angenommen.

Die Mission in den Augen der Welt.

9. Eine Segelfahrt um die Welt.

Merkwürdige Leute, diese Engländer! Da ist ein reicher Mann. Er hat eine gebildete Frau, ein paar prächtige Kinder, hat Geld, Zeit und Gesundheit. Was thut er, sich und den Seinen auf angenehme und zugleich nützliche Weise die Langeweile zu vertreiben, vielleicht auch um seinen Söhnen für ihr künftiges Leben unauslöschliche Eindrücke, werthvolle Bekanntschaften und Kenntnisse, wichtige Beziehungen und tüchtige Eigenschaften mitzugeben? Er rüstet ein eigenes herrliches Schiff aus, stellt Offiziere, Matrosen, Bediente und wer weiß wen sonst noch an, nimmt alles was zur Unterhaltung und Belehrung nur gedacht werden kann, darunter eine Bibliothek von vielen hundert Bänden, mit sich und macht theils dampfend theils segelnd — eine Reise um die Welt. Das ist nun freilich heutzutage keine so ernste und gefahrvolle Sache mehr, hat doch neulich der amerikanische Konsul in Alexandrien in 65 Tagen glücklich die Runde um die Erde gemacht. Herr Brassey aber ist nicht den

Spuren der Weltbummler gefolgt, sondern hat sich seinen Weg selbst vorgezeichnet, unabhängig von Dampfschiffs- und Eisenbahngesellschaften. Von England ist er in seinem „Sunbeam“ (Sonnenstrahl) zuerst nach Madeira, Teneriffa und auf die Kap Verdischen Inseln gegangen, dann von Palma quer hinüber über den Atlantischen Ocean nach Rio de Janeiro, dann nach Punta Arenas und durch die Magelhaensstraße in den Stillen Ocean hinein nach Chili, Santiago und Valparaiso, von Valparaiso nach Tahiti, von Tahiti nach Hawaii, von Hawaii nach Japan, nach Kanton, nach Singapur, Ceylon, Aden, Suez und durchs Mittelländische Meer endlich wieder heimwärts. Und Frau Brassey? Nun, sie amüsirt sich vortrefflich, verschlingt ein Buch um's andere, läßt sich in den Mastkorb hinaufziehen, kämpft männlich gegen Sturmeswellen wie gegen Feuersgefahr, erzeigt sich armen Schiffbrüchigen als rettender Engel, geht in allerlei Häfen an's Land, besteigt Berge, sucht Fremde und Bekannte auf, läßt sich alle nur erdenklichen Sehenswürdigkeiten zeigen, macht große Einkäufe, legt herrliche Sammlungen an und findet bei dem allen noch Muße, ein ausführliches Tagebuch zu schreiben, das natürlich nach ihrer Rückkehr in die Heimat gedruckt wird. In den Jahren 1876 und 1877 wurde die Reise ausgeführt, 1879 ist ihr Reisewerk auch in deutscher Uebersetzung erschienen.*)

Von der Mission hat die gewandte Verfasserin leider nicht viel gesehen, führte ihr Weg sie doch zum Theil nach katholischen Ländern, wo von evangelischer Mission überhaupt nur wenig zu merken ist. Auch ist's ihr garnicht besonders darum zu thun gewesen. Eine specielle Missionsfreundin scheint sie jedenfalls nicht zu sein. Doch hat sie überall für alles die Augen offen gehabt. So konnten ihr auch der Einfluß und die Erfolge der evangelischen Mission in den verschiedenen von ihr betretenen Ländern nicht verborgen bleiben, und es ist der Mühe werth zusammenzustellen, was sie darüber zu sagen hat.

Die erste Mission, welche sie in ihrem Buche erwähnt, ist die unter den elenden, verrufenen Bewohnern von Feuerland an der Südspitze Amerika's, doch hat sie keine der Stationen besucht. Sie sagt daher, was sie gehört oder gelesen hat; doch ihr Zeugniß ist wahr: „Bischof Stirling von den Falklandsinseln hat während

*) Siehe die Bücherschau in dieser Nummer.

der letzten zwölf Jahre die Eingebornen häufig besucht und ungemein viel für sie gethan, wobei er für seine eigene Person den größten Gefahren und Schwierigkeiten Trotz geboten und eine fast übermenschliche Festigkeit und Ausdauer an den Tag gelegt hat." Auch ihr Bericht über die Feuerländer selbst ist interessant: „Als wir English Reach, wo schon so viele Schiffe ihren Untergang gefunden, erreicht hatten, schoß plötzlich aus dem Barbara-Kanal ein Kanoe hervor, dessen Insassen durch die lautesten Zurufe und wildesten Gestikulationen unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken suchten; besonders that sich hierin ein Mann hervor, welcher ein Fell mit solcher Lebhaftigkeit über dem Kopfe schwang, daß das Boot durch's Ungestüm seiner Bewegungen fast zum Umschlagen gebracht wurde. Das gebrechliche Fahrzeug bestand, wie sich bei genauerer Besichtigung herausstellte, nur aus rohen, durch Thiersehnen mit einander verbundenen Planken, und die eine der drei Personen mußte beständig Wasser schöpfen, um es nur flott zu erhalten. Wir warfen ihnen ein Tau zu, das Canoe legte an, und immer dringender wiederholte sich der Ruf: »Tobaco, galleta!« (Zwieback). Nachdem wir ihnen das Gewünschte gegeben und dagegen die Felle erhalten hatten, mit welchen sie uns seither Zeichen gemacht, nahmen die beiden Männer ihre aus 8—10 Seeotterfellen zusammengesetzten Mäntel ab und reichten uns diese mit der Bitte um ein weiteres Quantum Tabak. Wir gaben ihnen denselben nebst einigen Messern und Schnüren Glasperlen, und schließlich entäußerte sich auch die Frau, dem Beispiele der Männer folgend, ihres einzigen Kleidungsstückes, sowie der beiden aus Rinde gefertigten Töpfe und erhielt dafür noch etwas Tabak, Perlen und kleine Spiegel. In den Zügen der Frau wie auch des jüngsten der beiden Männer drückte sich das Entzücken in ganz unverkennbarer Weise aus, als sie, vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben, bunte Glasperlen und Spiegel in den Händen hielten: sie jauchzten laut, plapperten in ihren unartikulirten (?) Tönen lustig darauf los und waren nur mit Mühe zum Loslassen des Taues zu bewegen. Alle sahen gesund und wohlgenährt aus und waren, obschon keineswegs hübsch, doch durchaus nicht abstoßend in ihrem Aeußeren, das Gesicht der Frau hatte sogar, wenn sie lächelte, einen ganz angenehmen Ausdruck. Der Boden des Canoes war ganz mit Zweigen bedeckt, und die zwischen denselben zerstreute Asche ließ erkennen, daß sie erst kurz zuvor ein Feuer in ihrem leichten Boote

gehabt. Die Ruder bestanden bloß aus gespaltenen Baumästen, an deren einem Ende breitere Holzstücke mit Hilfe von Sehnen festgebunden waren. Die Felle, welche wir von den Wilden erstanden hatten, waren von vorzüglicher Qualität, und jedes einzelne derselben wurde später in England auf 80—100 M. geschätzt."

In der Südsee war die erste Insel, welche besucht wurde, das zur Paumotu-Gruppe gehörige Koralleneiland Hao. Aus Vorsicht gieng man stark bewaffnet an's Land. Die Eingebornen aber, offenbar von Tahiti her bis auf einen gewissen Grad civilisirt, wenn auch noch nicht christianisirt, erwiesen sich so friedfertig und gastfreundlich als nur möglich. „In ihrem Wesen lag so viel Freundlichkeit, Anmuth und Würde, daß sie manchem civilisirten Volke hätten zum Vorbild dienen können." So groß jedoch die Zahl der sich herzudrängenden Männer, Weiber und Kinder war, so ließ sich doch kein einziges junges Mädchen unter denselben entdecken; ohne Zweifel waren sie beim Anblick des herannahenden Schiffes hinweggeschickt oder in Sicherheit gebracht worden; Frau Brassey sagt nicht warum; aber der für uns Weiße ebenso beschämende als für diese Insulaner ehrende Grund liegt nur allzusehr auf der Hand. Auch lebte ein weißer Mann auf der Insel; er ließ sich jedoch nicht blicken, und Frau Brassey meint, es werde wohl eine jener Persönlichkeiten gewesen sein, deren so oft in Schilderungen aus der Südsee erwähnt wird: gewöhnlich irgend ein englischer oder amerikanischer Thunichtgut, welcher die Begegnung mit Landsleuten möglichst meidet, dagegen Handelsgeschäfte zwischen der Schiffsmannschaft und den Eingebornen sehr geschickt und mit gehörigem Nutzen für sich zu vermitteln versteht.

Die nächste Insel, welche besucht wurde, war Maitia (Inseln im Winde). Hier blieb den meisten Insulanern der Zweck des Besuches völlig unverständlich. »No sell brandy?« (verkauft ihr keinen Branntwein?) fragten sie. „Nein!" »No stealy men?« (stehlet ihr keine Menschen?) „Nein!" »No do what then?« (was treibt ihr denn?) Welchen Blick lassen diese Fragen in den Jammer der Südsee, in die Schuld der Weißen und in die Schwierigkeiten thun, mit welchen die Mission zu kämpfen hat!

Hier traf der „Sunbeam" mit einem kleinen Schooner zusammen. „Dieses Schiff brachte einige der Inselbewohner von Tahiti oder anderen Orten zurück, wohin sie zum Besuch oder um Arbeit zu

erhalten, sich begeben hatten. Die Freude des Wiedersehens bot in einzelnen Fällen einen wirklich ergreifenden Anblick; so saßen z. B. zwei Frauen, sich dicht umschlungen haltend und mit thränenüberströmten Gesichtern fast eine Viertelstunde beisammen, ohne sich zu rühren. Der Kapitän des Schooners, welcher des Französischen mächtig war, plauderte ganz munter mit uns, hütete sich aber wohl, zu dicht an unser Schiff zu kommen, und lehnte die Einladung, uns an Bord zu begleiten, rundweg ab. Augenscheinlich traute er uns und unseren Absichten nicht und fürchtete, wir möchten ihn und seine Mannschaft entführen, ein Mißtrauen, welches durch die abscheuliche Behandlung, wie solche die friedfertigen, gutmüthigen Insulaner häufig von Weißen erdulden müssen, leider nur zu sehr berechtigt ist. Wenn man die Fälle der Ermordung von Schiffs- oder Bootsmannschaften genau untersuchen wollte, so würden sich dieselben wahrscheinlich meist als Handlungen der Rache und Wiedervergeltung herausstellen, denn in grausamster Weise werden die wehrlosen Wilden von gewissenlosen Abenteurern und Kaufleuten mißhandelt, ausgeplündert und erschlagen. Diese aber, welche keinen Unterschied zu machen verstehen, lassen dann die Guten mit den Bösen leiden, und Leute, wie Kapt. Goodenough und Bischof Patteson mußten für die Sünden Anderer — eigener Landsleute vielleicht — büßen."

In Tahiti gefiel es der Reisegesellschaft über die Maßen wohl. „Die Schönheit und Lieblichkeit Tahiti's ist über alle Beschreibung erhaben; Worte vermögen nicht, den zauberischen Reiz der Landschaft, die zu vollendeter Harmonie sich vereinigende Farbenpracht der Blumen und Früchte wiederzugeben: das Ganze ist wie ein zur Wirklichkeit gewordenes Feenmärchen." Zugleich zeugte hier alles von den segensreichen Wirkungen des Christenthums, obgleich Frau Brassey denselben durchaus nicht nachspürte. Gelegentlich erfährt sie, daß die allgemeine Strafe für Trunkenheit darin bestehe, daß der Schuldige einen Theil der seiner Wohnung zunächstgelegenen Straße kehren oder ausbessern muß. In der Lebensweise, im Umgang mit Fremden, im Handelsverkehr, überall merkte man, daß man es mit Christen zu thun habe. Bei einem großen Gastmahl, *)

*) „Alle zur Zeit in Tahiti anwesenden Glieder der königlichen Familie waren uns zu Ehren eingeladen worden. Alle waren in die Landestracht gekleidet und trugen Blumengewinde um Kopf und Nacken, auch die Dienst-

das den Brasseys gegeben wurde, fehlte das christliche Tischgebet nicht. Auch von den Kirchen und Gottesdiensten bekamen sie etwas zu sehen. An einem Sonntag landeten sie dicht bei einer Kirche im Schatten eines prachtvollen Hibiscus, dessen gelbe Blüten, vom Winde herabgeweht, die klare Wasserfläche bedeckten, und wandten sich sogleich dem bereits wohlgefüllten Gotteshause zu. „Die Thüren und Fenster waren geöffnet, und viele hatten auf den Stufen, sowie dem vor der Kirche gelegenen Rasenplatz sich niedergelassen und lauschten aufmerksam der in der Landessprache gehaltenen Predigt. Einige in der vordersten Reihe sitzende ältere Frauen und Männer machten sich sogar Aufzeichnungen; sie gehörten, wie ich später erfuhr, zu der Bibelklasse (Stunde) und setzen ihren Stolz darein, in ihren nach dem Gottesdienst abgehaltenen Versammlungen die ganze Rede wiederholen zu können. Die Bemühungen der Geistlichen scheinen hier demnach erfolgreich zu sein... Nach beendigtem Gottesdienst wurde noch die Taufe zweier Babies vollzogen, deren weiße, mit Falbeln reich verzierte Mullkleider wenigstens sechs Fuß am Boden nachschleppten und deren Spitzenhäubchen mit blauen

boten, unsere eigenen mit inbegriffen, waren ebenso geschmückt. Am Ufer eines über Felsen dahinrauschenden Baches hatte man eine Halle errichtet. Zwei Reihen Bananenbäume waren durch Bambusstäbe mit einander verbunden und über diese hatte man Matten aus Kokosblättern gebreitet. Rings um dieses grüne Dach, über welches von beiden Seiten die Bananenblätter sich neigten, und auch zwischen den grünen Pfeilern, waren Gewinde aus den braunen und gelben Blättern der Theve angebracht, und der Boden der Halle war mit den schönsten schwarz und weiß geränderten Matten belegt. Breite grüne Pisangblätter vertraten die Stelle des Tischtuchs, und die aus zusammengenähten Blättern gebildeten Schüsseln und Körbe enthielten alle möglichen Arten hier heimischer Leckerbissen: Austern, Hummern, Wurrali, Bachkrebse, geschmorte junge Hühner, gekochte Spanferkel, Pisang, Brotfrucht, Melonen, Bananen, Apfelsinen und Stachelbeeren. Vor jedem Gast stand eine halbe Kokosnußschale mit frischem Wasser, eine andere mit Kokosnußschnittchen, eine dritte Schale mit frischem Wasser und eine vierte mit Milch, zwei Bambusstäbchen, ein Körbchen mit Poi (Brei), eine halbe Brotfrucht und ein Päckchen grüner Blätter, welche man nach jedem Gericht wechselte. Nachdem wir rings auf dem Boden Platz genommen, wurde zuerst in der Landessprache eine Anrede gehalten und dann ein Gebet gesprochen, worauf die Mahlzeit ihren Anfang nahm u. s. w." (S. das schöne Bild, welches wir mit Erlaubniß der Verleger als Illustrationsprobe aus dem Brassey'schen Buche in diese Nummer aufgenommen haben).

und rothen Schleifen verziert waren (tout comme chez nous!). Eine mit großer Andacht gesungene Hymne bildete den Schluß der Tauffeierlichkeit, an welche sich die Austheilung des Abendmahles schloß. Bei demselben vertrat Kokosnußmilch die Stelle des Weins und Brotfrucht diejenige des Brotes, ein Gebrauch, der allgemein eingeführt worden ist, seit man bei Benutzung wirklichen Weines die Erfahrung machte, daß der Becher schon von den ersten zwei oder drei (?) Kommunikanten bis zur Neige geleert wurde."

In Hawaii gefiel es den Reisenden nicht minder. Das Tagebuch unserer liebenswürdigen Berichterstatterin handelt aber fast nur von allerlei Vergnügungen, kleinen Abenteuern und Naturschönheiten. Ueber das auf diesen Inseln zur Herrschaft gelangte Christenthum verlautet kaum ein Wörtlein, obgleich natürlich aus allen Schilderungen deutlich zu erkennen ist, daß man sich hier auf christlichem Boden befindet. Nur einmal müssen die Missionare sich eine kleine Zurechtweisung gefallen lassen. „Die Polynesier, sagt Frau Brassey, besitzen eine ganz besondere Liebe für Blumen: dieselben sind ihnen zum Leben so nöthig (?) wie die Luft, welche sie athmen; und die Missionäre begehen meiner Meinung nach einen großen Fehler, indem sie eine so unschuldige Neigung zu unterdrücken streben." Vielleicht paßt übrigens auf den Charakter der meisten dieser leichtlebigen hawaiischen Christen, was Frau Brassey in anderem Zusammenhang über die Insel Hawaii sagt: „Sie ist ganz mit Lava bedeckt, und an vielen Stellen ist dieselbe noch so frisch, daß nur eine ganz dünne Erdschicht über ihr lagert. Bei der Vortrefflichkeit dieses Bodens gedeihen nun allerdings die Pflanzen eine Zeit lang in üppiger Fülle, sobald die Wurzeln aber eine gewisse Tiefe erreicht haben und mit der Lava in Berührung kommen, gehen sie ein." Ueberall ein heiteres, empfängliches Wesen, viel äußerer Anstand, dazu allerlei christliche Sitte, Gesang, Kirchengehen und dergl., in der Tiefe des Herzens aber doch noch eine unüberwundene Neigung zu unbändigem Genuß, Unkeuschheit und Leichtsinn — das schimmert auch durch die harmlose Darstellung der englischen Lady hindurch. Man darf daher keine übertriebene Gesetzlichkeit darin sehen, wenn die Missionare selbst ein so unschuldiges Vergnügen, wie den vielen Blumenschmuck dieser Leutlein, nicht ohne Mißtrauen betrachten.

Noch weniger Ausbeute hat uns der Theil des Buches gewährt, welcher von Japan, China, Ceylon, Aegypten u. s. w. han-

delt. Bemerkenswerth ist nur die Notiz, daß der Abt eines von den Brasseys besuchten japanischen Klosters mehreren Engländern gegenüber geäußert haben soll: Der Buddhismus ebne nur den Weg für eine höhere Art der Gottesverehrung — für's Christenthum! „Von den Lippen eines Buddhistenpriesters klingt ein solches Bekenntniß jedenfalls eigenthümlich.“ Interessant ist ferner zu hören, daß der Besuch der buddhistischen Tempel in Japan abnehme, so daß viele derselben geschlossen werden müßten und daß es bereits Unternehmungslustige gebe, welche die schönen Tempelglocken aufkaufen und nach England schicken, wo man aus dem Metall Geld prägt. Ueber die Fortschritte des Christenthums in Japan aber erfahren wir nichts.

Wer wähnt, die Mission habe schon genug gethan, in aller Welt seien Missionare zu finden und am Ende wäre es besser, sich etwas einzuschränken — der möge aus diesem Buche lernen, daß man mit offenen Augen und ohne Feindschaft gegen das Christenthum eine Reise um die Erde machen kann ohne — soviel Frau Brassey erkennen läßt — auch nur einen einzigen Missionar zu erblicken und auch ohne einen sehr imponirenden Eindruck von dem zu erhalten, was bisher ausgerichtet worden.

An wie viel Küsten, Inseln und ganzen Ländern ist doch der „Sunbeam“ vorbeigesegelt, wo noch keine Kirchenglocke die Bewohner zum Gottesdienst ruft, wo bis jetzt der Europäer höchstens als Schiffbrüchiger oder als Handelsmann, wenn es hoch kommt, als Entdeckungsreisender bekannt geworden, wo noch keine unserer Missionsgesellschaften eine Station hat, und wo doch auch unsterbliche, erlösungsbedürftige Menschenseelen ihr Dasein fristen — ohne Gott und ohne Hoffnung. Freilich es sind Ausnahmen da, besonders in der Südsee. Aber vergleicht man mit diesen Inselchen die großen Kontinente von Südamerika und Ostasien, so muß man bekennen: es muß noch viel geschehen, bis eine vorüberfahrende Schiffsgesellschaft und eine aufmerksam beobachtende Schriftstellerin auch nur daran erinnert werden: in diesem Lande wird ja Mission getrieben; Christenthum und Heidenthum liegen hier im Kampf gegen einander u. s. w. Die Zeit ist also noch immer nicht gekommen, wo wir uns rühmen dürfen, wirklich in alle Welt gegangen zu sein

und das Evangelium aller Kreatur verkündigt zu haben. Das geht aus dem bedeutungsvollen Schweigen des vorliegenden Buches nur allzudeutlich hervor.

Missions-Zeitung.

Afrika.

Zwischen der Rheinischen und der Londoner Mission handelt es sich gegenwärtig darum, welche von beiden das durch Missionar Hepburn 1877 unter den Batauanen am Ngami-See eingeleitete Werk fortführen soll. Der Genannte schreibt hierüber an den Rheinischen Miss. Schröder und fügt hinzu: „Die Batauanen scheinen mir der Schlüssel zu den Makoba und anderen großen, nördlich gelegenen Stämmen zu sein. Miss. Coillard von der Pariser Mission hat sich gerade jetzt in Begleitung seiner Frau und Nichte mit zwei eingeb. Missionaren auf den Weg gemacht nach dem Zambesi, um die Errichtung einer neuen Mission am nördlichen Ufer dieses Flußes zu versuchen und womöglich in der Richtung des Bangweolo-Sees vorzubringen. Sollte ihm das gelingen, und ich habe kaum einen Zweifel daran, so würde die Niassa-Mission der schottischen Kirche und die Bangweolo-Mission der französischen Kirche, vorausgesetzt daß sie darauf eingehe, mit der Ngami-Mission von der Rheinischen Miss.-Ges. eine Kette von Stationen bilden, die sich quer durch Afrika erstreckt von der Ost- bis zur Westküste, Grund genug um sogar das Herz eines Luther, Calvin und Knox zu entzücken, ja man möchte fast sagen, Grund genug um sie aus ihren Gräbern zurückzurufen, damit sie selbst die Leitung dieser Missionen übernähmen!"

— Der Bischof von Sierra Leone hat im Anfang dies. Jahres Lagos und das Joruba-Land besucht und 563 Personen konfirmirt. In Ibo wurde eine neue Kirche eingeweiht. Das Missionsschiff „Henry Venn" wäre am 3. April im Niger fast untergegangen: es stieß auf versunkene Baumstämme und trug mehrere große Löcher davon, konnte aber noch gerettet werden, zunächst auf eine Sandbank, wo aber die Eingebornen drohende Mienen machten, dann an einen sichern Ort bei der Nun-Mündung.

— In Bonny am Niger (S. Jahrgang 1876 SS. 305 und 467; 1877, S. 172 und 1878, S. 186) hat die Verfolgung der Christensklaven endlich ein Ende genommen. Die Häuptlinge sehen ein, daß sie gegen das Christenthum machtlos sind und lassen ihre Sklaven wieder beten und in

die Kirche gehn. Am 5. April ist einer der Verfolger „Kapitän Hart“ gestorben, nachdem er auf seinem Todbett den Befehl zur Zerstörung all seiner Götzen gegeben, weil diese ihm ja trotz all seines Eiferns um sie doch nicht geholfen. Seine Leute haben diesen Befehl treulich ausgeführt. Am Ostersonntag wurden sogar 8 Personen in Bonny getauft; und — was besonders erfreulich ist — der im September vorigen Jahres aus England zurückgekehrte König Georg Pepple bekennt sich offen zu den Christen, besucht regelmäßig die Missionskirche, läßt Bibeln an die Christen austheilen u. s. w. Im vorigen Jahr war er schwer krank gewesen, der Arzt hatte zu einer Luftveränderung gerathen. Dies war die Veranlassung zur Reise nach Europa. In London war der schwarze König vielfach gefeiert worden, hatte eine Unterhaltung mit dem Prinzen von Wales gehabt und den Lord Mayor von London zu seinem speciellen Freund und Patron gewonnen. Die Missionsleute waren natürlich auch in Verbindung mit ihm getreten. Das alles scheint ihm gut gethan zu haben. Leider stößt er aber bei seinen Häuptlingen auf große Schwierigkeiten. Wegen der von ihm eingeführten oder begünstigten Neuerungen haben sie sogar eine Art Revolte gegen ihn angefangen. Hoffentlich bleibt er fest. — Sehr anerkennenswerth ist die Freigebigkeit, mit welcher die Christen in Bonny zur Wiederherstellung der ziemlich in Verfall gerathenen Missionskirche (St. Stephan) beigetragen haben. Am 25. Juni vorigen Jahres stellte Archidiakonus Crowther ihnen die Sache folgendermaßen vor: „Die Missionsgesellschaft hat uns ein gutes, schmackhaftes Gericht gesandt, ja sie hat auch eine große, schöne Schüssel umsonst dazu geliefert. Wir haben reichlich davon genossen und das Gericht gutbefunden für Leib und Seele; nun muß die Schüssel aber gewaschen und geputzt werden. Wer soll das thun? Doch gewiß nicht die Missionsgesellschaft?! Wenn ein Freund dem anderen ein Boot geschenkt und dasselbe noch dazu mit Rudern, mit Mannschaft 2c. ausgestattet hat und der andere hat dasselbe Jahre lang benutzt, bis es einen neuen Anstrich und einige Reparaturen nöthig hat — ist's dann in der Ordnung daß der Besitzer sein Boot jenem Freunde schickt, damit er es renovire? Gewiß nicht! Nun, so wollen auch wir die Kirche, welche uns von der Missionsgesellschaft gebaut worden ist, aus eigenen Mitteln repariren. Ich will keine Antwort auf meine Fragen; laßet nur eure Beiträge reden.“ Und die Beiträge haben geredet. Die St. Stephansgemeinde, d. h. die meist aus Sklaven bestehende eigentliche Missionsgemeinde in Bonny gab über 250 M., voran ein 9-jähriger Sklavenbub, der 2 Manillas (40 bis 50 Pfennig) brachte; die vornehmeren schwarzen Christen aus Sierra Leone, Lagos, Fernando Po u. s. w., welche des Handels wegen in Bonny leben, gaben 430 M., König Georg über 210

M. und seine Schwester Florence 63 M. So konnte die Kirche nett reparirt und mit einer Gallerie versehn werden.

— In Newala am Rowuma-Fluß hat Bischof Steere eine neue Station gegründet. Missionar H. Clarke ist der Vorsteher derselben; 50 befreite, zum Theil in Sansibar ein wenig gebildete Sklaven bilden den Grundstock. Ein Arzt und ein anderer Laiengehilfe haben sich dem Bischof, der immer über Mangel an Arbeitern und Geld klagt, neulich angetragen.

— In Peelton, Kafferland, ist für die dortige Londoner Missions-Mädchenanstalt ein neues schönes Gebäude errichtet, das den Namen „Shaftesbury-Hall" trägt. Die Schulmädchen haben im vorigen Jahr 60 M. für die Mission in Innerafrika beigetragen.

— Am 27. Mai kamen Dr. Mullens und die Missionare Griffith und Southon in Sansibar an. Am 10. Juli ist Dr. Mullens auf dem Weg nach Udschidschi gestorben, — ein schwerer Verlust!

— Beim letzten Hermannsburger Missionsfest sagte Pastor Harms: „Unsere Mission im Betschuanenland ist in erfreulicher Weise weiter gekommen. In Afrika sind im vorigen Jahr gegen 700 Heiden getauft, so daß die Gesammtzahl der getauften Heiden dort sich auf 5000 beläuft. . . Jetzt ist der Krieg ausgebrochen. Von 13 Stationen weiß ich, daß sie zerstört sind."

— Madagaskar. Am 25. März d. J. ist in Madagaskar die allgemeine Wehrpflicht und zugleich allgemeiner Schulzwang eingeführt worden. Es ist ein großer Fortschritt, daß nun der Soldatenstand nicht mehr eine Art lebenslängliche Sklaverei sein wird, aus welcher nur Reiche sich loskaufen konnten, sondern alle ohne Unterschied dienen müssen und zwar nur 5 Jahre lang. Geistliche und Kranke sind ausgenommen. Früher wurden mit Vorliebe die jungen Leute aus den Schulen zu Rekruten gemacht, namentlich zur Zeit Radamas I., und das hat bis in die neueste Zeit nachgewirkt, indem manche von den Schulen fern blieben aus Furcht, auf diesem Wege zu Soldaten gemacht zu werden. Jetzt sind die Schulen ausdrücklich vor solcher Aushebung geschützt. Es beginnt damit eine neue Aera für das Schulwesen.

— In der Provinz Iboina sind drei neue Lehrer aus der Normalschule der Hauptstadt angestellt worden. Früher wollte niemand in diesen Winkel der Insel sich senden lassen. Die Schule in Modschanga zählte im Januar d. J. 203 Schüler: 135 befreite Negersklaven, 59 Madagassen und 9 Sakalawas.

— Aus der Sklavenkolonie Freretown berichtet Miss. Streeter, daß von den 400 Befreiten nun 32 Personen — Kinder nicht mitgezählt — haben getauft werden können.

— Am 14. Februar kamen die englisch-kirchlichen Miss. Stokes und Copplestone mit ihrer Karawane glücklich in Kagei am Viktoria-Nyanza an. Fünf katholische Priester, die einen Monat vor ihnen den gleichen Weg ge-

macht, waren von ihren Trägern verlassen worden und um einen Theil ihres Gepäcks gekommen. Die andere Karawane der englisch-kirchlichen M.-G., welche auf dem Nil-Weg reiste, ist im Februar in Mruli, 7 Tagereisen von König Mtesa's Residenz, glücklich angekommen, mit Miss. Wilson und Mackay zusammengetroffen und von dem auf sie wartenden König einstweilen willkommen geheißen.

Amerika.

Für die Indianer thut niemand mehr als die bischöfliche Kirche. Sie verwendet jährlich ungefähr 40,000 Dollars auf die Oneidas, Sioux, Tschippewäs, Dakotas und Schoschones. Ein Bischof, 10 weiße und 10 indianische Geistliche, 16 eingeborene Katechisten und Lehrer, sowie 15 Gehilfinnen, zusammen 52 Arbeiter, stehn in diesem Missionswerk, die meisten (42) unter den Dakotas.

— Unter den Dakotas haben überdies die Presbyterianer 11 Gemeinden mit 800 Mitgliedern, theils unter der Bostoner Missions-Gesellschaft, theils unter der presbyterianischen. Erstere hat v. J. auch eine kongregationalistische Gemeinde gegründet. Auch die Methodisten arbeiten dort. Durch diese Konkurrenz wird das Werk gehindert. Die ersten Missionare, zugleich die Dakota-Bibelübersetzer, waren übrigens Presbyterianer. Die von den Eingeborenen selbst gegründete Dakota-Missions-Gesellschaft hat im v. J. 217 Dollars aufgebracht und einen Missionar, Renville, an den Cheyenne-Fluß zu den Taonwan-Indianern geschickt, während ein zweiter, Eastman, eine vorläufige Untersuchungsreise nach Devil's Lake machte und offene Thüren fand.

— Der „Minnesota Missionary" berichtet: Medway-gano-nint, der Oberhäuptling der Tschippewäs am Rothen See, hat sich kürzlich bekehrt und ist auf der Missionsstation St. Antipas getauft worden. Schon als Heide war er ehrlich, treu und fleißig. Sein Uebertritt wird nicht ohne Einfluß bleiben. Schon vor seiner Taufe pflegte er — da man keine Kirchenglocke und keine Uhren hatte — immer vor dem Gottesdienst von Wigwam zu Wigwam zu gehn und die Leute in die Kirche zu treiben. Im Januar wurde auch der zweite Häuptling, namens Leading Feather, getauft.

— Auf der dänischen Insel St. Croix haben die Brüdermissionare in Friedensthal, Friedensberg und Friedensfeld — so heißen ihre drei Stationen — in Folge des Aufstands recht unfriedliche Zeiten gehabt. 51 Plantagen wurden verwüstet, zahllose Gebäude in Brand gesteckt. Leider waren auch einige ihrer Christen in die Verschwörung verwickelt. „Diese Leute scheinen nur wenig christliche Charakterfestigkeit zu besitzen; manche meinen, daß, wenn sie nur ihre Kirchensteuer zahlen, nichts weiter von ihnen erwartet werden dürfe." Einer erwiderte noch auf dem Sterbebett, als der Missionar ihn fragte,

Bücherschau.

Eine Segelfahrt um die Welt an Bord der Yacht „Sunbeam“ in eilf Monaten ausgeführt und geschildert von **Mrs. A. Brassey.** Frei übersetzt nach der achten Auflage des Originals von A. Helms. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn. 1879.

Dr. Fabri hat neulich in seiner bekannten Brochüre „Bedarf Deutschland der Kolonien?“ den Wunsch ausgesprochen, wir möchten „überseeischer“ werden. Wenn Bücher und Bilder dazu helfen können, so gewiß das vorliegende Werk mit seinen 9 prächtigen Tonbildern, 104 hübschen Textillustrationen und 1 großen Karte. Wie begierig dasselbe in England aufgenommen wurde, sieht man daraus, daß es dort schon durch so viele Auflagen gegangen ist. Frau Brassey schreibt interessant — nicht weil sie sich große Mühe gibt oder besonders schriftstellerisch begabt ist, sondern einfach weil sie so viel zu sagen hat, und das mit wenigen schlichten Worten so treuherzig und ungekünstelt thut, daß man meinen könnte, es sei eine deutsche Hausfrau, die so schreibt. Der Uebersetzer hat freilich auch das Seine hiezu beigetragen, und die Verleger haben offenbar weder Kosten noch Mühe gespart, das Buch so anziehend als möglich zu machen. Möchte es auf recht vielen Geburtstags- und Weihnachtstischen seinen Platz finden. Wir haben solcher Bücher in Deutschland noch lange nicht zu viel. Wohlthuend berührt auch der fast tadellose Druck. Die einzigen Fehler, denen wir begegnet sind, (Korallenrissen statt -riffen S. 198; Ikawura statt Iwakura S. 297; Jeddo statt Jedda S. 401) können ebensogut Schreibfehler sein. Was den Inhalt betrifft, so bemerken wir nur, daß die Stellen, welche von der Mission handeln, und die wir in dieser Nummer abgedruckt haben, keinen Begriff von der Mannigfaltigkeit desselben geben. Anstößiges, was z. B. nicht auch ein junges Mädchen lesen dürfte, findet sich nirgends. Es ist überall die vollendete Lady, welche beobachtet und erzählt. Auch übertriebene Reise- oder Abenteuerlust, wie alles Ungesunde ist ihr fremd. Mit Dank gegen Gott, der sie auf der weiten Fahrt so gnädig beschützt, erkennt sie vielmehr am Schluß ihrer Reise, daß es zu Hause doch am schönsten ist.

[illegible]



Trauermusik beim Begräbniß Kakalambulas.

Ein Blick auf Indien.

Von Th. K.

(Fortsetzung.)

2. Das Heidenthum in Indien.

Indien kann sich gegen seine christlichen Eroberer rühmen, es besitze eine Kultur, die schon alt war, als in Europa noch tiefste Barbarei herrschte; es kann stolz sein auf die Feinheit und den Reichthum seiner heiligen Sprache, auf die Vollkommenheit seiner Schrift, auf den Umfang seiner Literatur, auf das merkwürdige Gesetzbuch des Manu, auf die großartigen Heldengedichte Ramajana und Mahabharata. Es besitzt überdies sechs scharfsinnig ausgedachte philosophische Systeme, es hat die Wissenschaften der Grammatik, Arithmetik, Astronomie, Logik selbständig angebaut und wirkliche Fortschritte in Künsten und Wissenschaften aufzuweisen.

Es ist daher natürlich, daß die Hindus auf ihren geistigen Besitz gar stolz sind. Die Chinesen heißen uns Europäer fremde Teufel und uncivilisirte Barbaren; die Hindus sagen dafür Mlentschas, was aber so ziemlich dasselbe bedeutet. Ursprünglich eine verächtliche Bezeichnung für diejenigen, welche das heilige Sanskrit nicht verstanden, wird dies Wort jetzt allgemein von gebildeten Hindus auf Europäer angewandt. Brahmanen der alten Schule aber verachten die Engländer so gründlich, als nur die alten Arier wilde, nichtarische Völkerschaften verachtet haben. Es ist für einen Europäer schwer, den Grad des Stolzes sich vorzustellen, den ein Hindu auf Grund seiner Civilisation uns gegenüber im Herzen trägt. Denn alles an derselben gilt ihm für göttlich: Das ABC ist keine menschliche Erfindung, sondern verdankt sein Dasein unmittelbarer göttlicher Eingebung. Die künstlichen Schriftzeichen des Sanskritalphabets kommen, wie schon ihr Name besagt (Schrift der „Götterstadt"), direkt von

den Göttern, und so ist alles, was zur Bildung eines Hindu gehört, von der Gottheit überwacht. Unsere europäischen Schulgrammatiken hält man nicht für unverbesserlich; der Hindu hält seinen Panini, die Quelle aller anderen Grammatiken, für das Höchste, was man in der Sprachwissenschaft leisten kann; Panini selbst soll ein gottbegeisterter Weiser gewesen sein, der sein Werk nicht im Schweiß seines Angesichts nach mühsamem Studium zu Stande brachte, sondern der es als Inspirirter nur niederzuschreiben brauchte. Das Sanskrit selbst ist nicht etwa infolge langer geschichtlicher Entwickelung das geworden, was es ist; der Hindu ist darauf stolz, daß es fix und fertig von der Göttin Sarasvati hergekommen sei. Ueber seine heilige Literatur hat der fromme Hindu ungeheuerliche Vorstellungen: den Rigveda hat der Ewige selbst wie seinen Athem aus sich hervorgehen lassen; außerdem wird jedes der übrigen Schastras oder heiligen Schriften direkt einem Gotte zugeschrieben oder doch als mehr oder weniger unter specieller göttlicher Leitung entstanden gedacht. Dem weisen Manu z. B. ist sein Gesetzbuch vom Brahma selbst geoffenbart worden.

Ferner sind alle socialen Einrichtungen zugleich auch heilige, religiöse Institutionen. Das Gefühl der Kaste z. B. erfüllt das ganze Wesen eines Hindu; er glaubt, daß Gott die Menschen in verschiedenen Kasten geschaffen habe, wie die verschiedenen Arten der Thiere. Im Rigveda ist gesagt, die Brahmanen seien der wirkliche Mund Brahma's, die Krieger seine wirklichen Arme u. s. w. So ist es begreiflich, daß der Hindu seine Kaste betrachtet, wie seinen Gott; und merkwürdiger Weise: je niedriger die Kaste ist, desto mehr scheinen ihre Glieder die Beobachtung der Kastenvorschriften als wesentlichen Theil der Religion und Sittlichkeit anzusehen. Es gibt keine größere Sünde für einen Hindu, als das Brechen der Kaste.

Die Ehe ist mit der Kaste genau verbunden, sie ist sozusagen ein Sakrament. Jeder Mann steht, sobald er alt genug ist, unter der unbedingten, religiösen Verpflichtung, eine Frau zu haben; die entsprechende Pflicht gilt für das weibliche Geschlecht. Nicht zu heirathen oder nicht innerhalb der Kaste sich zu verheirathen, ist mit seltenen Ausnahmen eine Sünde, die schwere Strafen im künftigen Leben nach sich zieht. Mann und Frau können nie getrennt werden, selbst durch den Tod nicht.

Weiterhin ist das Essen und Trinken des Hindu unter gött-

liches Gesetz gestellt. Ein Hindu verabscheut denjenigen als ein gottloses Wesen, der sich unbeschränkte Freiheit des Essens und Trinkens erlaubt. Nicht allein die Reinheit des Blutes, sondern auch die religiöse Reinheit hängt ab von der Reinheit der Nahrung. In höherem Grade als die Juden sehen die Hindus den Unterschied zwischen erlaubter und unerlaubter Nahrung als göttliche Ordnung an. Keine höhere Kaste will mit einer niederern und selbst eine niedere Kaste will nicht mit Christen essen. Endlich sind auch Leichenfeierlichkeiten in Indien heilige, religiöse Akte — kurz das ganze Leben eines Hindu von der Wiege bis zum Grabe ist umgeben und durchzogen von religiöser Sitte.

Wo solche feste Formen das Leben beherrschen und wo so viel geistige und besonders religiöse Entwicklung zu bemerken ist, kann man mit Recht von einem civilisirten Volk reden. Aber diese Entwicklung fand ja wesentlich vor vielen Jahrhunderten statt; wie ist's denn aber mit der gegenwärtigen sittlichen Lage des Volkes bestellt?

Der Geschichtsschreiber Mill schildert den sittlichen Zustand Indiens ungefähr folgendermaßen: Die höheren Kasten sind allgemein verdorben, jeder Betrügerei und Schändlichkeit fähig; sie verachten die unter ihnen stehenden, und noch mehr: sie tödten dieselben mit geringerem Bedenken, als wir etwa einen Vogel. Die niederen Kasten sind lasterhaft und weit unter das Thier herabgewürdigt. Der Hindu im allgemeinen entbehrt jedes sittlichen und religiösen Grundsatzes, er ist hinterlistig, betrügerisch, schmeichlerisch, falsch, meineidig, zur Verstellung geneigt, er vollbringt Schändlichkeiten mit kaltem Blute, ist geizig, streitsüchtig gefühllos gegen die Leiden Anderer, ungastlich, feig, ohne kindliche, elterliche und eheliche Liebe.

Unstreitig ist nun mit solchen Worten der Charakter der Hindus zu schwarz gemalt. Bessere Beobachter rühmen an dem Hindu Höflichkeit, Mäßigkeit, kindlichen Gehorsam, Ehrerbietung gegen Aeltere und Bessere, Unterwürfigkeit gegen Vorgesetzte, Lehrer und geistliche Berather, Zärtlichkeit gegen Thiere, Duldung Andersdenkender u. s. w. Mancher wohlhabende Hindu fühlt auch den Trieb, seinen Nebenmenschen Gutes zu erweisen; davon zeugen die unterirdischen Brunnen, die man hie und da angelegt findet und die eben solche fromme Stiftungen sind, wie bei uns etwa Hospitäler.

Aber im ganzen ist der sittliche und intellektuelle Stand bei den Massen des Volkes ein sehr niedriger. Der gewöhnliche Hindu



Trauermusik beim Begräbniß Katalambulas.

den diese Uebel natürlich nur noch vermehrt. Ein indisches Volk gibt es kaum mehr: es gibt nur noch eine Unzahl von Kasten, Sippen und Familien, deren jede gegen alle anderen sich abschließt und deßwegen — immer nur vom eigenen Kapital zehrend — an Leib und Geist je länger je mehr dahinsiechen und verarmen muß.

Schon äußerlich ist das indische Haus so gegen die Außenwelt verschlossen, daß die frische Himmelsluft und das Licht des Tages keinen freien Zugang haben. Schwächliche Kinder werden hier von unwissenden, abergläubischen Müttern in einer vergifteten Atmosphäre aufgezogen, nicht aber wirklich erzogen, daher der gegenwärtige beklagenswerthe Zustand des indischen Volkes!

Wie schwierig es übrigens ist, eine zutreffende Sittenschilderung der englischen Unterthanen in Indien zu geben, geht schon daraus hervor, daß die letzteren sich aus allen Hauptrassen der Erde zusammensetzen. Die kaukasische Rasse ist vertreten durch Arier (die Brahmanen und Radschputen) und durch Semiten (obwohl wenig arabisches Blut in den indischen Muhammedanern fließt), die mongolische und vielleicht sogar die Negerrasse in einigen einheimischen Bergstämmen. Alle Rassen sind mehr oder weniger vermischt, aber es finden sich unter der Bevölkerung solche Unterschiede, wie zwischen Griechen, Römern, Deutschen, Slaven, Kelten, Finnen und Lappen.

Und wie die Hauptrassen und Sprachfamilien der Menschheit in Indien ihre Vertretung finden, so auch die vier Hauptreligionen: der Brahmanismus, der Buddhismus, der Islam und das Christenthum, und diese vier wiederum in allen möglichen Abstufungen, Schattirungen und Entwickelungsphasen.

Was die statistischen Erhebungen betrifft, so sind von den 240 oder 241 Millionen Indiens etwa 185 Millionen dem Namen nach Brahmanisten, beinahe 41 Millionen sind Muhammedaner (so daß England die größte muhammedanische Macht der Welt ist, sofern es über mehr Moslems herrscht, als der Nachfolger der Kalifen selber), etwa 3 Millionen sind Buddhisten inklusive die Dschains (380,000) — eine kleine Zahl, wenn man bedenkt, daß es im Ganzen 500 Millionen Buddhisten gibt. Die übrigen 11 Millionen vertheilen sich auf die anderen Religionsgemeinschaften (Parsis, Juden, Katholiken, syrische Christen, Protestanten 2c.

Was nun zunächst den Brahmanismus betrifft, so hat derselbe zwei Seiten: eine philosophische und eine populäre. Der phi-

erbt schon von seinen Eltern einen krankhaften Appetit nach geistigen Reizmitteln, ungesunde Neigungen und Gedanken — und dazu eine schwächliche Leibesbeschaffenheit. Woher, muß man fragen, kommen diese Uebel? Die nächstliegende Ursache derselben ist nicht in der indischen Religion, sondern in den socialen Verhältnissen zu suchen, besonders im Kastensystem. Dieses ist ja jetzt allerdings ein Bestandtheil der Religion, aber der ursprünglichsten Form der indischen Religion gehörte es nicht an. Man kann nur sagen, daß die Religion nicht so viel Kraft gehabt habe, das sociale Leben vor solchen Schäden zu bewahren und nicht so viel Gesundheit, derartige an ihrem eigenen Leibe sich bildende Krankheitsprocesse zu überwinden, in Folge dessen hat sie selbst unter den Wirkungen dieser socialen Schäden zu leiden gehabt und ist zu dem geworden, was sie jetzt ist.

Die Kasteneinrichtung ist kein unbedingtes Uebel, im Gegentheil: sie hat Indien manchen guten Dienst gethan. Jede Kaste war für sich so zu sagen eine Polizei, die die Kastenglieder im Zaum hielt und vor allerlei Ausschreitungen bewahrte. Aber diese Vortheile werden weit überwogen durch die schweren Nachtheile für den leiblichen, geistigen und sittlichen Zustand des Hinduvolkes. In dreifacher Beziehung hat die Kaste schädlich gewirkt: 1. indem sie frühe Heirathen zu einer religiösen Pflicht machte; 2. indem sie „Endogamie" veranlaßte, d. h. die Kasten und sogar die Unterabtheilungen derselben zwang, bloß innerhalb des nächsten Verwandtenkreises zu heirathen; 3. indem sie das Familienleben durch eine unübersteigliche Mauer gegen außen abschloß. Das Uebel der frühen Heirathen ist bekannt. In den höheren Klassen der indischen Schulen sind oft die Hälfte der Schüler Väter. Die Hauptsorge der Eltern um ihre Kinder ist nicht die, sie gut zu erziehen, sondern sie frühe zu verheirathen. Wenn Mädchen von 12 Jahren Mütter und Knaben von 16 Jahren Väter sind, so kann man keine leibliche und geistige Kraft erwarten weder bei den Eltern, noch bei den Kindern. Kinder von Kindern werden ihr Leben lang Kinder bleiben. Sie mögen vielleicht früh reif in ihrem Verstande sein, aber sie sind unfähig, männliche Tugenden zu entwickeln. Dazu kommt, daß die allgemeine Sitte der frühen Heirathen die Bevölkerung in einer Weise vermehrt, die den Engländern in Zeiten der Dürre und Hungersnoth große Schwierigkeiten bereitet. Durch die Unsitte der Endogamie und der hie und da ebenfalls vorkommenden Polygamie wer-

den diese Uebel natürlich nur noch vermehrt. Ein indisches Volk gibt es kaum mehr: es gibt nur noch eine Unzahl von Kasten, Sippen und Familien, deren jede gegen alle anderen sich abschließt und deßwegen — immer nur vom eigenen Kapital zehrend — an Leib und Geist je länger je mehr dahinsiechen und verarmen muß.

Schon äußerlich ist das indische Haus so gegen die Außenwelt verschlossen, daß die frische Himmelsluft und das Licht des Tages keinen freien Zugang haben. Schwächliche Kinder werden hier von unwissenden, abergläubischen Müttern in einer vergifteten Atmosphäre aufgezogen, nicht aber wirklich erzogen, daher der gegenwärtige beklagenswerthe Zustand des indischen Volkes!

Wie schwierig es übrigens ist, eine zutreffende Sittenschilderung der englischen Unterthanen in Indien zu geben, geht schon daraus hervor, daß die letzteren sich aus allen Hauptrassen der Erde zusammensetzen. Die kaukasische Rasse ist vertreten durch Arier (die Brahmanen und Radschputen) und durch Semiten (obwohl wenig arabisches Blut in den indischen Muhammedanern fließt), die mongolische und vielleicht sogar die Negerrasse in einigen einheimischen Bergstämmen. Alle Rassen sind mehr oder weniger vermischt, aber es finden sich unter der Bevölkerung solche Unterschiede, wie zwischen Griechen, Römern, Deutschen, Slaven, Kelten, Finnen und Lappen.

Und wie die Hauptrassen und Sprachfamilien der Menschheit in Indien ihre Vertretung finden, so auch die vier Hauptreligionen: der Brahmanismus, der Buddhismus, der Islam und das Christenthum, und diese vier wiederum in allen möglichen Abstufungen, Schattirungen und Entwickelungsphasen.

Was die statistischen Erhebungen betrifft, so sind von den 240 oder 241 Millionen Indiens etwa 185 Millionen dem Namen nach Brahmanisten, beinahe 41 Millionen sind Muhammedaner (so daß England die größte muhammedanische Macht der Welt ist, sofern es über mehr Moslems herrscht, als der Nachfolger der Kalifen selber), etwa 3 Millionen sind Buddhisten inklusive die Dschains (380,000) — eine kleine Zahl, wenn man bedenkt, daß es im Ganzen 500 Millionen Buddhisten gibt. Die übrigen 11 Millionen vertheilen sich auf die anderen Religionsgemeinschaften (Parsis, Juden, Katholiken, syrische Christen, Protestanten &c.

Was nun zunächst den Brahmanismus betrifft, so hat derselbe zwei Seiten: eine philosophische und eine populäre. Der phi-

losophische Brahmanismus ist sehr einfach; sein Grundsatz lautet: „Es gibt nur ein Seiendes, kein zweites.“ Nichts besteht als das durch sich selbst bestehende Brahm, und alles, was besteht, ist Gott. Du, er und ich sind Gott. Wir wissen nicht, daß wir Gott sind, weil Gott eine Zeit lang nichts von sich selbst wissen will. Wenn die Zeit der Unwissenheit aufhört, verschwinden alle persönlichen Unterschiede und dies völlige Eins-sein tritt ein. — Der populäre Brahmanismus ist Abgötterei. Er setzt sich mit der Philosophie so auseinander, daß er sagt, alle Dinge, Steine, Pflanzen, Thiere, Menschen, Götter, Dämonen, alles sei ein „Ausfluß“ aus Brahm, wie ein Tropfen aus dem Ocean. Die Menschen sind in bestimmten Abtheilungen aus der Weltseele herausgeflossen, so daß sie ihre Kaste nicht ändern können, die Geister der Menschen können — je nachdem ihre Handlungen es verdienen, in Steine, Pflanzen und Thiere eingehen oder aber zu Göttern werden. Die Götter sind persönliche Ausflüsse aus dem höchsten Wesen. Es findet sich auch die Idee der Fleischwerdung: Vischnu, der Welterhalter, nimmt verschiedene Gestalten an, um die Welt von der Herrschaft böser Dämonen zu befreien. Das Ziel des Brahmanismus ist einfach das, daß Götter, Menschen, Thiere, Pflanzen, Steine und alles, was auf Erden ist, wieder zurückkehre in die Urquelle, das unpersönliche Brahm.

Der Buddhismus ist entstanden in der großen religiös so bewegten Zeit (um's Jahr 500 v. Chr.), die in verschiedenen Ländern Männer wie Pythagoras, Zoroaster, Buddha, Confucius hervorgebracht hat. Buddha hat durchaus praktisch gewirkt; sein philosophisches System ist nur scheinbar dem brahmanischen (wie der Atheismus dem Pantheismus) entgegengesetzt. Aber er machte es sich zur Aufgabe, die Kaste zu entfernen, die Priesterherrschaft abzuschaffen, allgemeine Barmherzigkeit und Liebe zu predigen und das Aufgeben des eigenen Ich als das einzige Mittel anzupreisen, durch das man aller Leiden des Lebens ledig und aus dem ewigen Kreislauf des Geboren- und Wiedergeborenwerdens befreit werde. Buddha selbst ist, nachdem er Millionen von Geburten durchgemacht und der Welt die Wahrheit verkündigt hat, gestorben und existirt jetzt nicht mehr; er kann daher nicht angebetet werden, wie er sich selbst auch nicht für einen Gott ausgab, sondern nur als das Vorbild eines vollendeten Asceten. Sein Name ist Gegenstand des frommen Andenkens, über seinen Reliquien, z. B. über einem seiner vermeint-

lichen Zähne und Haare, hat man Tempel erbaut. Der Buddhismus hat keinen Gott; des Menschen Thun ist seine Vorsehung: eine böse That verfolgt ihn durch 100,000 Geburten, ebenso die gute. An Stelle des Gebets treten einige kurze Formeln, deren Wiederholung naturnothwendig die größten Folgen für das jenseitige Leben mit sich bringt. An Stelle des Priesterthums hat der Buddhismus Tausende von Mönchen und Büßern. Das endliche Ziel für jeden Menschen ist, ähnlich wie im Brahmanismus: Aufhören der persönlichen Sonderexistenz: Nirwana.

Der Islam ist beinahe so einfach, wie die philosophische Form des Brahmanismus: ein starrer Monotheismus. Dem Willen Gottes sich unterwerfen — das ist Islam. Sein Ziel ist ein irdisch gedachtes Paradies; wer dies Ziel nicht erreicht, kommt in eine der 7 Höllen, deren dritte für Christen bestimmt ist.

Interessant ist es zu vergleichen, welche verschiedenen Heilswege die genannten Religionen vorschreiben. Um das Paradies der Moslems zu erlangen, muß man an Muhammeds Sendung glauben, sich in Gottes Willen ergeben, beten, fasten, Almosen geben, wallfahren, und immer wieder Koranverse hersagen. An einigen Stellen behauptet freilich der Koran, daß man nicht durch menschliches Verdienst, sondern allein durch Gottes Gnade in's Paradies komme, also sind jüdische und christliche Sätze nebeneinander und ohne Vermittlung stehen geblieben. Muhammed selbst macht nicht den Anspruch, für das religiöse Leben seiner Anhänger irgend etwas zu sein, weder ein Stellvertreter und Mittler, noch eine Quelle des Lebens; auch war sein Wandel nicht rein. — Der Brahmanismus will sein Ziel erreichen durch den Glauben an einen Gott. Nur löst sich diese Gottheit bei genauerer Betrachtung in eine bloße geistige Substanz auf. Gott wird hier allerdings Mensch und läßt sich herab, um den Menschen zu helfen — und in Wirklichkeit ist ja die Verehrung Krischna's (einer Inkarnation Vischnu's) auch für Viele in Indien eine Quelle religiösen Lebens geworden. (Siehe das Büchlein: „Fromme Heiden." Missionsbuchhandlung, Basel). Aber ein lebendiges Verhältniß zwischen Gott und Mensch kommt nicht zu Stande, weil der Mensch dazu bestimmt ist, im Brahm unterzugehen. — Der Buddhismus endlich will sein Ziel erreichen durch Ertödtung des eigenen Ich und durch Enthaltung von Thätigkeit. Buddha selber kann, weil er nicht mehr existirt, keine Quelle des

Lebens für seine Anhänger sein; wozu auch eine Quelle des Lebens, wenn es des Menschen Aufgabe ist, ausgeblasen zu werden wie ein Licht!

Vom eigentlichen Brahmanismus kann man weiter noch unterscheiden den Hinduismus als eine Entartung des ersteren. Er ist das verwickelte System von polytheistischen Lehren und Kastenregeln, das allmählich entstanden ist durch Vermischung des Brahmanismus mit dem Buddhismus einerseits und mit den einheimischen rohen Volksreligionen andrerseits. Der Hinduismus vertheidigt ganz offen den Götzendienst, d. h. den Dienst vor den Götzenbildern. Jeder Brahmane gibt zu, daß die Masse des gedankenlosen Volkes den Götzenbildern selbst Verehrung erweise; dies sei eben, sagt er, eine Anbequemung an die Anschauungen des unmündigen Volkes, das Wahre sei aber die Anbetung im Herzen und im Geiste. Nach dem Ausspruch eines der Ihren sind die Hindus „so entfernt davon, Bilder für Götter zu halten, daß sie vielmehr nicht einmal an das Dasein der Materie glauben!" *)

Der Hinduismus ist ein unregelmäßig angelegtes Gebäude, an dem nicht Ein Baumeister, sondern eine Reihe solcher gebaut haben. Das beweist schon die große Zahl der heilig gehaltenen Schriften, die mit dem Rigveda (geschrieben etwa zu derselben Zeit, wie die

*) Was sophistische Hindus für Anstrengungen machen, ihren Götzendienst zu entschuldigen, zeigt folgendes Schreiben eines „Aria" im „Star": „Wenn man den Allerhöchsten durch 3 Buchstaben GOD darstellen kann, so sehen wir nicht ein, warum die Anwendung eines Bildes oder Naturgegenstandes für den gleichen Zweck etwas Auffälliges haben soll. Wie „God" nichts ist als eine willkürlich aus Linien zusammengesetzte Figur, welche jeden, der zu lesen versteht, zwingt, bei ihrem Anblick den Namen Gottes auszusprechen, so haben auch die Bilder und symbolischen Darstellungen Gottes an und für sich keinerlei Werth, wohl aber sind sie im Stande, die Eingeweihten an Gott zu erinnern. Wenn die Alten ausriefen: ‚O Agni, beschirm uns!' so ist damit so wenig gesagt, daß sie damit das Feuer anbeteten als damit, daß wir beim Lesen der entsprechenden Schriftzeichen ‚O Gott, beschirm uns' sprechen, gesagt ist, daß wir Papier und Druckerschwärze anbeten! So wenig jemand ein Buchstabenanbeter ist, wenn er das Wort „Gott" ausspricht, so wenig dürfen wir die alten Arier des Götzendienstes beschuldigen, wenn sie den Allerhöchsten Agni (Feuer) nannten und ihn unter dem Bilde des Feuers verehrten, u. s. w." Wir haben selten etwas gelesen, was bei großem Schein der Tiefe oberflächlicher wäre als diese modern-heidnische Ausrede. Sie zeigt recht die Unhaltbarkeit des indischen Heidenthums.

Bücher Mosis) beginnen und sich durch eine Zeit von 2500 Jahren hinziehen. Dieses sonderbare Gebäude mit seinen vielen Anhängseln, seinen Verzierungen und seinem Flickwerk scheint jeden Augenblick in Trümmer fallen zu wollen und besitzt doch noch eine merkwürdige Festigkeit; denn es ist gestützt durch das Brahmanenthum und die Kaste. Nur durch den Grundsatz fortwährender Duldung und Empfänglichkeit hat diese Religion so viele Jahrhunderte hindurch ihr Dasein gefristet. Sie hat ihre Thore allen geöffnet, die kommen wollten, und sie thut es immer noch, unter der Bedingung, daß die geistige Hoheitsstellung der Brahmanen anerkannt und gewisse die Nahrungsmittel, Eheschließung u. s. w. betreffende Kastenregeln anerkannt werden. So hat sie z. B. viel von dem Fetischismus der schwarzen Ureinwohner Indiens angenommen; sie hat sich den Gewohnheiten einheimischer Stämme angeschlossen und sich die Anbetung von Fischen, Schlangen, Ebern, Felsen und Bäumen gefallen lassen. Dravidische, vielleicht sogar christliche Bestandtheile sind in dieselbe eingedrungen. Vor allem hat sie beinahe den ganzen Buddhismus, abgesehen von seiner Gottesleugnung und Kastenlosigkeit, in sich aufgenommen.

Mit dem Buddhismus sind oben zusammengenommen worden die Dschains, welche jetzt noch allein die rein buddhistischen Lehren in Indien vertreten. Ihre Lehre kann aber noch weniger als der Buddhismus eine Religion genannt werden. Sie soll unabhängig vom Buddhismus und früher als dieser entstanden sein. Eine Menge von Kaufleuten im westlichen Indien sind Dschains. Wenn ein solcher sich religiöse Verdienste zu erwerben sucht, so baut er entweder einen neuen Tempel für ein Bild eines oder aller 24 Dschains-Heiligen, oder ein Hospital für kranke Thiere. Keiner denkt daran, das Werk seines Vorgängers wieder herzustellen, und hätte es sein eigener Vater gebaut. In Palitana sind hunderte von neuen Tempeln neben alten, zerfallenden. Die Dschains treiben — im Zusammenhang mit ihrer Lehre von der Seelenwanderung — die Ehrfurcht vor dem Thierleben, selbst vor dem der kleinsten Infusorien, auf's Aeußerste. Ihre einzige Anbetung aber gilt menschlicher Vollkommenheit.

In Südindien sind Brahmanismus und Hinduismus noch deutlicher ausgeprägt, weil es dem muhammedanischen Einflusse nicht so ausgesetzt war, wie Nordindien. Südindien ist sogar religiöser als

Nordindien, sofern es drei große Sekten aufweist, die eine Belebung des alten Glaubens in neuer Form zum Zwecke hatten. Der Kern des südindischen Hinduismus ist die Verehrung Vischnu's und Siva's. Auch die Lingaiten sind Siva-Anbeter; nur verachten sie die Kasteneinrichtung.

Südindien ist ferner der Hauptsitz des Glaubens an Geister (Bhuten). Die Dravider und Arier mögen bei ihrem Vorrücken wilde Ureinwohner im Süden getroffen haben, deren Aussehen ihnen dämonisch vorkam; und es mochte ihnen allmählich Südindien als der Hauptwohnsitz der Dämonen erscheinen. Es ist ein allgemeiner Glaube in Südindien, daß jeder böse Mensch durch seinen Tod die Dämonenschaaren um ein Glied vermehre. Seine Schlechtigkeit nimmt nun die bestimmte Form eines bösen Geistes an. Der Gott Siva wird mit diesen dämonischen Mächten in bestimmte Beziehung gesetzt durch seine grausame Gattin Kali. In Südindien werden auch mehr, als in Nordindien, etwaige Landplagen, wie Trockenheit und Mehlthau, auf dämonische Mächte zurückgeführt. Wenn im Gebirge auf beschwerlichem, am Abgrund hinführendem Pfade das Pferd des Europäers stürzt, so sagt der Eingeborne, die Gegend sei von Geistern unsicher gemacht und es hätte Ganesa zuerst sollen versöhnt werden. Dieser Gott, der Sohn Siva's, wird wohl hauptsächlich darum so hoch verehrt, weil man glaubt, er habe Macht über das Wirken böser Geister. Der höchste Gott nämlich, oder der Weltgeist, ist zu vollkommen und gut gedacht, als daß er irgend jemand Schaden zufügen sollte und versöhnt zu werden brauchte. Man besänftigt den Zorn der bösen Geister durch kleine Opfer, besonders durch Darbringung von Dingen, die den Verstorbenen zu Lebzeiten werth gewesen. Wenn z. B. ein Europäer, der für seine Nachbarschaft ein Schrecken war, stirbt, so legen ihm die Eingebornen Branntwein und Cigarren auf's Grab, in der Meinung, seine Seele schwebe mit allerlei bösen Absichten ruhelos um diese Stätte. Dieselbe Ehre wurde auch einem Europäer erwiesen, der — ein großer Jagdliebhaber — die Umgegend von Tigern gesäubert hatte.

Den bösen Geistern stehen gute gegenüber, die nur recht günstig gestimmt zu werden brauchen, um die Einwohner vor allem Unglück zu schützen. Jedes Dorf beinahe hat einen solchen Schutzengel, oder wie man sie oft heißt, „Mutter.“ Es ist merkwürdig, daß man diesen Schutzgeistern nachsagt, sie hätten besondere Freude daran,

auf Rossen die Gegend zu durchschweifen. Daher trifft man häufig Bilder roh geformter Rosse aus Terracotta in Südindien, die von Bauern auf freiem Felde aufgestellt worden sind, oft in Folge von Gelübden bei dauernder Trockenheit.

Es versteht sich eigentlich von selbst, daß in solchen Gegenden, die dem Dämonenglauben unterworfen sind, gewisse Leute sich ein Geschäft daraus machen, Teufel auszutreiben. Ferner werden sogenannte Teufelstänze aufgeführt von Leuten mit bemaltem Gesicht oder in fürchterlicher Maske und entsprechendem Kostüm, die sich durch wilde Geberden in eine Art Raserei hineinsteigern. In diesem Zustand, glaubt man, sind sie von einem wirklichen bösen Geiste besessen und haben dann die Gabe des Hellsehens und der prophetischen Vorausverkündigung. Es scheint auch der Glaube zu herrschen, daß man, wenn Pocken, Cholera oder sonst eine Krankheit wüthen, besondere Maßregeln ergreifen müsse, um die Urheber dieser Plagen, gewisse böse Geister, in solche Teufelstänzer fahren zu lassen und so unschädlich zu machen. So sah Williams in Ceylon einen außerordentlichen Teufelstanz, bei dem die 3 ausübenden Personen 3 besondere Arten des Typhus vorstellen sollten!

Man sieht, das indische Religionsleben ist ein furchtbares Durcheinander, eine Wildniß, in welcher auch der Kundigste noch sich leicht verirren kann. Wir dürfen uns daher nicht wundern, überall auf Widersprüche zu stoßen, die scheinbar unversöhnlich einander gegenüber- und doch friedlich neben einander fortbestehn. So kommt es, daß der milde Hindu, welcher lieber sein eigenes Leben läßt, als das eines Stiers oder einer Kuh zerstört, bei gewissen Gelegenheiten doch wieder an blutigen Opfern seine Freude hat. Bei einigen Stämmen kommen oder kamen ja sogar Menschenopfer vor.

Ein Basler Traktat schildert die Menschenopfer unter den Khunden in Orissa. Anläßlich eines solchen Opfers brachte da die Einwohnerschaft eines Dorfes mehrere Tage in rauschender Lustbarkeit zu, dann brachte sie das Opfer dar. Floß das erste Blut zur Erde, so rief man: „Wir haben dich um Geld erkauft, keine Sünde bleibt mehr auf uns.“ In der Stadt Saugor wurden unter der Herrschaft der Mahratten bis zum Jahr 1800 Menschenopfer dargebracht. Dann schaffte ein menschenfreundlicher eingeborner Gouverneur dieselben ab. Als später die Familie dieses Wohlthäters der Hindus in Unglück gerieth, brachte ein gelehrter Brahmane sie

wieder von dieser Neuerung ab. Es sei keine Sünde, sagte er, wenn man den Göttern keine Menschenopfer darbringe, denen noch nie welche dargebracht worden seien; Götter aber, die bereits an solche Opfer gewöhnt seien, strafen ein Land, wenn man ihnen dieselben entziehe. Uebrigens kommen Menschenopfer noch jetzt vereinzelt vor. (S. Miss.-Mag. 1879 S. 52.) Unter der rein arischen Rasse waren Menschenopfer ohne Zweifel selten, dagegen sind Thieropfer bei ihnen allgemein geworden. Der Sinn des Opfers scheint bei ihnen zuerst der gewesen zu sein, daß die Gottheit mit Nahrung versehen werden sollte. Götter und Menschen sollten zusammen ein Fest feiern. Dann fühlte man das Bedürfniß, eine Schuld auf dem Wege der Stellvertretung zu sühnen. Einigen Göttern, die nach Menschenblut dürsten sollten, gab man an dessen Stelle Thierblut. Der Buddhismus hat das rasche Verschwinden der Thieropfer mit sich gebracht. Gegenwärtig sind sie selten.

In anderer Hinsicht aber hat die Religion in Indien genug Menschenleben gekostet. Frauen, die kinderlos waren, thaten den Göttern Gelübde und versprachen immer mehr, bis sie schließlich dem Siwa ihr Erstgebornes, falls es ein Knabe sein sollte, weihten. Wurde dann ein Sohn geboren, so ließen sie ihn bis zum Jünglingsalter heranwachsen; dann wurde ihm das Gelübde mitgetheilt zugleich mit der Aufforderung, es auszuführen. Der Jüngling hält es für Pflicht, seiner Mutter zu folgen und betrachtet sich von dem Augenblicke an als Gottgeweihten. Ohne jemand etwas zu sagen, nimmt er das Kleid eines Pilgers, besucht alle Tempel, die dem Gotte in verschiedenen Theilen Indiens geweiht sind und an dem jährlich stattfindenden Feste auf den Mahadevahügeln stürzt er sich von einer Höhe herab, um zerschmettert unten gefunden zu werden. Fühlt er sich noch nicht stark genug zu dem schweren Schritte, so bringt er noch ein oder zwei Jahre auf beschwerlicher Wallfahrt zu. Auch die Verbrennung der Witwen ist eine Art Opfer. Man findet in Indien hie und da Denkmäler über der Asche solcher Witwen errichtet, und dieselben werden noch jetzt vom Volke mit der größten Ehrfurcht betrachtet. Uebrigens liest man von Zeit zu Zeit, daß heute noch Witwenverbrennungen vorkommen. (Miss.-Mag. 1877 S. 175.) Schrecklich ist es, solchen Feuertod sich vorzustellen; schrecklicher aber, wenn man hört, daß manche aus Furcht vor dieser Todesart sich lebendig begraben ließen.

Allgemein bekannt sind ferner die Götzenfeste, bei denen gewaltige Götzenwagen von einer Menge Volks in Bewegung gesetzt werden und hie und da Menschen sich freiwillig unter die Räder legen. Besonders zu Puri in Orissa wird der Wagen des Dschagannath (Vischnu) gezogen, aber man findet in Südindien beinahe an jeder größeren Vischnu-Pagode einen solchen Wagen. Die Fälle von religiösem Selbstmord bei diesen Gelegenheiten sind wohl immer selten gewesen; dagegen ist's ja unvermeidlich, daß beim Gedränge von Zehntausenden einzelne von den Rädern überfahren werden. In den wenigen Fällen, in denen ein Selbstmord vorliegt, ist er ausgeführt von Menschen, die sich auf diese Weise vom Jammer ihres Daseins befreien wollten.

Dagegen kam es früher häufig vor, daß Hindus sich lebendig begraben ließen, theils um ihren Leiden ein Ende zu machen, theils um in den Ruf eines Heiligen zu kommen. Man glaubte nämlich, daß ein solcher Heiliger, der sich ganz von der Welt und ihren Freuden zurückziehe und sich lebendig begraben lasse, nicht todt sei, sondern Jahrhunderte lang in einer Art Verzückung liege. Gräber solcher Heiligen sind dann Wallfahrtsstätten geworden, die von Tausenden besucht werden. In neuerer Zeit sind noch 2 Fälle von Samadh — wie man diesen Weg zur Heiligkeit nennt — vorgekommen. Bauersleute im Gudscheratlande entdeckten vor einiger Zeit in der Nähe ihres Dorfes Männer, die in einen hohlen Bambusstab, der in die Erde reichte, Milch schütteten. Das Bambusrohr sollte einen begrabenen Mann mit Luft und Nahrung versehen. Als das Grab aber geöffnet wurde, war der Mann schon todt. Ein anderer Fall wurde von einem Kollektor in Gudscherat entdeckt. Ein Mann in guten Verhältnissen, der den Ruf besonderer Heiligkeit zu erlangen begehrte, that nach langem Fasten und Beten endlich den Entschluß kund, sich lebendig begraben zu lassen. Am festgesetzten Tage verkündigte er den versammelten Dorfbewohnern, er wolle nur einer göttlichen Offenbarung Folge leisten, die von ihm eine sechswöchentliche Enthaltung von allen weltlichen Dingen verlange. Er legte dann sorgfältig 20 Gerstenkörner in ein Gefäß voll Erde und erklärte seinen Zuhörern, diese Körner bedeuten sein Leben. Seien sie nach 6 Wochen hervorgewachsen, so möchte man ihn aus dem Grabe ziehen und als Heiligen verehren. Andernfalls sei er als gestorben zu betrachten. Dann verabschiedete er sich feierlich

von der Welt und stieg hinab, um alsbald mit einer Schicht von Brettern bedeckt zu werden. Zwei Stunden nachher schritt die Polizei in Gestalt des Kollektors ein, zog den Mann lebend hervor und konstatirte den ganzen Thatbestand. Das Grab war ein Loch, in den Fußboden eines Hauses eingelassen, so daß die Wand des Zimmers eine Seite des Grabes bildete. Der Kollektor stieg selbst hinein, um es genau zu untersuchen; es war etwa drei Fuß tief, man konnte ziemlich bequem darin sitzen. An der einen Seite des Grabes war ein hölzernes Brett von der Breite eines Fußes eingefügt, das als Fallthüre diente, durch die man mit dem daneben liegenden Zimmer in Verbindung treten konnte. So war für Nahrung und Luft gesorgt. Die entsprechende Stelle des äußeren Raumes war durch eine Reihe irdener Krüge verdeckt. Das Grab selbst war, als im innersten Theile des Hauses liegend, äußerst dunkel und für die Zuschauer nicht genau sichtbar. Es war ein fein ausgeführter Betrug! Und doch sollte er ein Menschenleben kosten. Der Heilige, den die Polizei gerettet hatte, starb am anderen Morgen — wie es sich herausstellte, an einem Herzübel: die Aufregung und das vorausgegangene Fasten hatte seine schwache Konstitution nicht ausgehalten. Das Volk aber glaubte, er sei nicht todt, sondern liege in der Samadh-Verzückung; denn seine Glieder waren wiewohl kalt, doch nicht steif geworden!

Außer dieser Art von Samadh kam der Tod durch Ertränkung früher häufig vor. Bischof Heber († 1826) berichtet, daß Schaaren von Pilgern jährlich nach Benares gekommen seien, um ihrem Leben im Ganges ein Ende zu machen und so ihr Heil zu sichern. Sie kauften sich zwei große irdene Geschirre und banden sie sich um den Leib. Dann giengen sie in's Wasser, getragen von den leeren Gefäßen. Allmählich füllten sich dann die Gefäße mit Wasser und so sanken die Armen unter — in die Ewigkeit! Manche suchten übrigens diesen Tod auch aus Lebensüberdruß.

Viele Selbstmorde werden überdies aus rein weltlichen Gründen begangen, entweder um Ehre und Ruf bei der Menge zu ernten, oder aus bloßer Rachsucht! Wenn z. B. ein Gläubiger eine Schuld eintreiben will, so setzt er sich, wenn ihm keine anderen Mittel zur Verfügung stehen, vor des Schuldners Thüre und beginnt zu fasten. Stirbt er in Folge des Fastens, so hat der Schuldner die Strafe dafür zu tragen; war der Gläubiger ein Brahmane, so hat sein

Widersacher die furchtbare Schuld des Brahmanenmordes auf sich geladen!

Gehen wir nun über zu den schmerzloseren Seiten der indischen Religion. Von dem alten gottesdienstlichen Ceremoniell, wie es in den Veden vorgeschrieben ist, kann man heutzutage wenig mehr wahrnehmen. Es werden auch keine gottesdienstlichen Versammlungen in Tempeln abgehalten. Die Priester haben für die Götzenbilder zu sorgen, sie zu schmücken und zu baden, ihnen Verehrung mit Lichteranzünden und Musik, gewöhnlich Morgens und Abends, darzubringen. Den Göttern (in Wirklichkeit den Priestern) werden Opfer von Blumen, Getreide, Früchten u. dergl. von ihren Verehrern dargebracht. Gemeinsames Gebet, wie bei uns, findet nicht statt.

Die Mehrzahl des Volkes läßt ihren abergläubischen Gottesdienst darin aufgehen, daß sie den Zorn böser Geister durch Opfer abzuwenden sucht und Lokalgöttern ihre Verehrung darbringt, die vor bösen Geistern sollen bewahren können und die hauptsächlich in rohen Bildern, Steinen und Bäumen gegenwärtig gedacht werden. An die Stelle gemeinsamen Gottesdienstes tritt dem Hindu die große Aufmerksamkeit, die er auf seine privaten religiösen Gebräuche wendet, besonders auf die Vollziehung häuslicher Ceremonien bei Anlaß von Geburten, Heirathen, Todesfällen u. s. w. Er läßt sich dabei leiten von Brahmanen, die mit dem Tempeldienst nichts zu schaffen haben. All' diese Gebräuche sind verschieden je nach der Kaste.

Verweilen wir z. B. einen Augenblick bei den Ceremonien zu Ehren eines Verstorbenen. Es genügt dem Hindu nicht, seine Todten zu verbrennen, sondern er ist um des Heiles der Verstorbenen willen verpflichtet, noch besondere Todtenfeierlichkeiten vorzunehmen. Man glaubt nämlich, daß die Seele des Todten, umkleidet mit einem feinen, vom gewöhnlichen verschiedenen Körper, unruhig umherschwebe. Wird nun ein feierliches Leichenbegängniß vollzogen, so besänftigt man dadurch nicht nur den unsteten Geist, sondern man verschafft ihm dadurch auch einen angemessenen Leib, der, zwischen dem groben und feinen in der Mitte liegend, menschlicher Empfindungen der Freude und des Schmerzes fähig ist. Man hilft dadurch dem Geiste nach in seinem Fortschritt in der jenseitigen Welt, damit er zu neuen Geburten und zu endlicher Befreiung gelange. Zu diesem Zwecke werden Kugeln aus Mehl dargebracht; die erste nach dem Tode dargebrachte soll die Grundlage des neuen Leibes bilden; jede weitere

ihm ein weiteres Stück desselben verschaffen, bis zuletzt durch eine zehnte Kugel das Haupt entsteht. Dann wird der Verstorbene als eine Art Gottheit verehrt und somit gewissermaßen Ahnendienst getrieben. Solche Ceremonien sind sehr umständlich, sie kosten viel Zeit und Geld. Der Maharadscha von Kaschmir hat vor einigen Jahren den Brahmanen, die eine von ihm veranstaltete Leichenfeier leiteten, 30,000 M. bezahlt.

Besonders werthvoll ist eine Leichenfeier, die an heiligem Ort, z. B. in Benares, und zwar in der Nähe eines kleinen Weihers mit stinkendem Wasser vollzogen wird, der darum besonders heilig ist, weil er aus Vischnu's Schweiß entstanden sein soll! Tausende von Pilgern suchen ihn auf, steigen die zu ihm führenden Stufen hinunter und tauchen mit der größten Feierlichkeit ihren ganzen Leib in's Wasser, alles unter der Aufsicht von Brahmanen. Nachher wird den Steinbildern des Vischnu und Siva durch Berührung mit der Stirn Verehrung gebracht. Die Pilger sind natürlich nach dem Bade viel schmutziger, als zuvor, aber innen sollen sie nun rein und ihre Sünde abgewaschen sein für Zeit und Ewigkeit! Ebenfalls in Benares ist ein „Teich der Erkenntniß,“ beinahe eben so heilig, wie der vorige. Sein Wasser beleidigt den Geruchssinn entsetzlich, weil man alle hineingeworfene Opfer an Blumen und Reis darin verfaulen läßt. Ein Europäer kann dort nicht verweilen, aber ein Brahmane steht den ganzen Tag dort und schöpft Wasser aus und gibt es den Pilgern, die damit ihr Gesicht waschen oder es mit der größten Ehrfurcht trinken. Das Wasser soll von Siva's Wesen selbst durchdrungen sein.

Natürlich finden die Brahmanen bei alle dem ihre Rechnung. Am Schlusse gewisser Ceremonien lassen sie sich geradezu füttern. Der Gläubige muß sie mit Kuchen, Butter, Zuckerwerk, Gemüse, Milch u. dergl. versorgen, und der dienstthuende Brahmane pflegt diese Speisen meist mit solcher Gier zu verschlingen, als hätte er seit lange seinen Appetit dazu aufgespart.

Zum Schluß einige Worte über das indische Gebetsleben, und zwar über eine Seite desselben, die den Hindus, Muhammedanern und Katholiken gemeinsam ist: nämlich die „Rosenkränze“. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Indien das Vaterland der Rosenkränze, und es gab solche wohl schon lange vor dem Eintritt des Christenthums in die Welt. Der fromme Hindu gebraucht aber seinen Ro-

senkranz nicht nur zur Berechnung seiner Gebete, sondern auch um bloße Wiederholungen göttlicher Namen zu zählen. Stundenlang kann sich ein Hindu damit beschäftigen, Götternamen herzusagen. In Benares sah Williams einen Mann an der Thüre eines Tempels mit einem Rosenkranze sitzen und vor sich her sagen: Ram, Ram, Ram. Im späteren Verlaufe des Tages saß der Mann immer noch in der gleichen Stellung und murmelte nun beständig Sita-Ram (Sita ist die Frau Rams). Ohne Zweifel betete er den ganzen Tag abwechselnd diese zwei Namen. Vischnu hat seine 1000, Siva seine 1008 Namen, während die Muhammedaner dem Allah bloß 99 Namen geben. Die Vischnuverehrer haben Rosenkränze mit 108 glatten Kügelchen, die Sivaverehrer solche mit 32 oder 34 rauhen Kügelchen. Es gibt Vischnuverehrer, die Morgens und Abends 108 Mal an der Hand ihres Rosenkranzes die Namen beten: Swami Narayan, Swami Narayan u. s. w. Brahmanen höherer Kaste brauchen ihre Rosenkränze dazu, die Wiederholung eines gewissen Vedaverses zu zählen. Schon der Klang dieser Vedaworte soll für sie eine Quelle unerschöpflichen geistlichen Segens sein. Dreitausendmal wiederholt macht sie aber dieser Spruch frei von der schwersten Sünde.

Auch Buddhisten haben ihre Rosenkränze; dieselben bestehen aus 108 Kügelchen und dienen dazu, die Wiederholung der Worte: »om mani padme hum« zu zählen. Man kann sich meist gemüthlich mit einem betenden Buddhisten unterhalten; denn sein Gebet besteht oft nur darin, daß er Metallcylinder, auf denen das buddhistische Gebet eingravirt ist, nach einer bestimmten Richtung hin umdreht. Die Mönche eines Buddhistenklosters in Ladak haben lange, mit dem buddhistischen Gebet beschriebene Streifen auf Cylinder gewickelt und sie durch eine Art Uhrwerk in Bewegung gesetzt, das vermittelst schwerer Gewichte getrieben wird. Morgens verwendet ein Mönch einige Minuten darauf, das Werk in Gang zu bringen, dann ruft er seine Brüder an's weltliche Geschäft — so wird dieser und jener Welt gedient. In Zeiten großer Noth werden noch besondere Gewichte an das Uhrwerk gehängt, um seinen Gang zu beschleunigen.

Ein indischer Kollektor erzählt, er habe einmal in der Nähe seiner Wohnung einen Eremiten beim Beten getroffen. In der Hütte desselben war oben eine Rolle befestigt, über die ein gewaltiger Rosenkranz lief; er bestand aus 15 rohen Holzkugeln, jede von der Größe eines Kindskopfes. Jede einzelne Kugel ließ der Eremit

durch seine Hand gehen und sagte dabei ein kurzes Gebet an Rama her. Dies Beten erforderte eine bedeutende Muskelanstrengung. Nach mehrmaliger Umdrehung gieng er in eine andere Hütte und schlug dort mit aller Kraft hölzerne Klötze im Gewicht von 20 Pfund, die an einem Querbalken befestigt waren, an die Seitenbalken. Er wollte wohl seinem Gebete durch solchen Lärm verstärkten Nachdruck geben. Man sieht auch an diesem Beispiel wieder, wie in Indien die Religion in's Unnatürliche und Karrikaturenhafte getrieben wird, und wird leicht verstehen, daß gerade die berühmte „Religiosität" der Hindus das Haupthinderniß aller wahren Frömmigkeit bei ihnen ist.

(Schluß folgt.)

Die Mission in den Augen der Welt.

10. Fräulein M. L. Whately und Herr Wild.

Die englischen Christen beschämen uns in manchen Stücken, insbesondere auch die Frauen. Frau Thompson in Syrien, Frl. Baxter in Hongkong, Frl. Austey in Maisur, Frl. Tucker im Pandschab, Frl. Whately in Kairo, Frl. De Broen in Paris und viele andere Arbeiterinnen, theils auf dem Gebiete der inneren, theils auf dem der äußeren Mission sind leuchtende Beispiele dieser Art, und wenn, wie allem menschlichen Thun, auch dem ihrigen der eine oder andere Mangel anhängt, so kann man doch auf die meisten mit vollem Rechte anwenden, was Jesus von der Maria sagte: „Sie hat gethan, was sie konnte." Wir glauben, das gilt auch von der neuerdings vielgeschmähten und angegriffenen Frl. M. L. Whately mit ihren im Laufe von 18 Jahren aus den bescheidensten Anfängen zu schöner Blüte herangewachsenen Schulen und sonstigen Missionsanstalten. Ein Herr Wild aus der Schweiz hat sich im Laufe dieses und des vorigen Jahres alle Mühe gegeben, um eines an und für sich geringfügigen Umstands willen diese verdiente Dame und ihre uneigennützige Thätigkeit in einem möglichst ungünstigen

Lichte erscheinen zu lassen — wir hoffen, weniger aus Böswilligkeit als aus übertriebener persönlicher Empfindlichkeit und Rechthaberei.

Hören wir, was er gegen Frl. Whately vorzubringen hat. Die Stuttgarter Handels-Zeitung vom 19. Januar d. J. enthielt hierüber folgenden „interessanten" und von der Redaktion „besonderer Beachtung" empfohlenen Artikel aus der Feder eines schweizerischen Juristen: „Wie Sie wissen, ist mit unserem berühmten Landsmanne Werner Munzinger auch sein Freund Haggenmacher von Winterthur im November 1875 auf einer im Dienste des Vizekönigs von Aegypten unternommenen Expedition bei Aussa-Tadjura umgekommen. Seine Witwe, eine Negerin, kam im Juni 1876 mit ihren beiden Kindern nach Kairo, wo sie nicht nur der Theilnahme der Landsleute ihres verstorbenen Gatten sicher war, sondern auch ihre wohlberechtigten Pensionsansprüche geltend zu machen hoffte. Sie hatte zwei Negerkinder aus dem Galla-Lande bei sich, einen Knaben von circa 8—10 Jahren und ein Mädchen, circa 8 Jahre alt. Die Heimat der beiden Kinder liegt zwischen dem 9. und 10. ° n. Br. und 39. und 40. ° östlicher L. von Greenwich, in der Nähe des Alebaï-Sees. Der Knabe, den sie Almas (Diamant) nannte, war im Jahr 1874 oder 75 mit andern Kindern seines Dorfes von muhammedanischen Räubern von der Kuhweide weg gestohlen worden, dann mit einem Sklaventransport durch Abessinien nach Massaua gekommen; dort hatte sich der Gouverneur Arakel Bey der Sklaven bemächtigt und den Knaben an Adolf Haggenmacher geschenkt. Das Mädchen war seinen Eltern Ende 1875 oder Anfang 1876 durch den Krieg entrissen, von den Siegern weggeschleppt und dann ebenfalls durch Abessinien nach Massaua gebracht worden. Auf dem Transporte war dem Kinde der in Abessinien sehr gebräuchliche Mädchenname Desta (zu deutsch Freude) gegeben worden; Frau Haggenmacher kaufte das gute Mädchen in Massaua und gab ihm den arabischen Namen Nur, d. h. Licht. Beide Kinder erinnern sich sehr gut ihrer Eltern und Geschwister.

Allein die Pension der Frau Haggenmacher blieb trotz bester Versprechungen immer aus und so kam die Frau in Noth. Sie mußte sich entschließen, so schwer es ihr auch fiel, die beiden Negerkinder zu verkaufen, um wenigstens ihre eigenen Kinder nicht darben zu lassen; sie theilte diesen Entschluß einem seit Jahren in Kairo ansäßigen Schweizer (Hrn. Wild) mit, den wir Herr N. nennen

wollen. Herr N. hatte die Kleinen lieb gewonnen; er sagte mir, sie seien oft in ihren Hemdchen an sein Pult gekommen, hätten sich auf die Zehen gestellt und hinaufgeguckt, was er mache, und wenn er ihnen dann die schwarzen Backen gestreichelt, seien sie ganz glücklich gewesen. Er erklärte der Frau, er könne natürlich keine Sklaven kaufen und hätte auch nicht die Mittel dazu; aber er wolle ihr gerne ein paar hundert Franken geben und dann solle sie ihm die Kinder überlassen; er verspreche ihr, sie schulen und ihnen eine gute europäische und christliche Erziehung geben zu lassen. Sie gieng auf den Vorschlag ein, trat Herrn N. die beiden kleinen Neger ab und reiste mit ihren Kindern in ihr Mutterland Nubien zurück.

Herr N. war über die Acquisition höchst erfreut. Er kleidete die beiden Schutzbefohlenen von Kopf bis zu Fuß in europäische Tracht und brachte den Knaben in die „American School" des Dr. Lansing in Kairo, wo der junge Bursche in jeder Beziehung wohl gedeiht. Bezüglich des Mädchens wandte er sich an die hochberühmte Missionärin Miß Whately, Tochter eines englischen Erzbischofs, Verfasserin geschätzter Erbauungsbücher und Vorsteherin der großen „British Mission Schools" zu Kairo. Er schloß am 1. Nov. 1876 mündlich einen Vertrag mit ihr ab, wonach er seine kleine Nur ihr gegen ein bestimmtes Honorar zur Erziehung anvertraute und gleich den Betrag für das erste Trimester vorausbezahlte.

Der Erfolg entsprach jedoch hier den gehegten Erwartungen keineswegs. Miß Whately zog dem Mädchen die europäische Tracht aus und legte ihm wieder sein arabisches Hemdchen um; Herr N. bemerkte mit Befremden, daß das arme Kind in verwahrlostem Zustande erschien, nicht einmal reinlich gehalten wurde, und bei seinen Besuchen, bei denen Miß Whately ihn jeweilen sehr von oben herab empfieng, sah er, daß bei dem Mädchen von Lesen, Schreiben und Rechnen keine Rede war, wogegen ihm eine Anzahl Bibelsprüche beigebracht wurden, die es kaum verstehen konnte. Auf seine Bemerkungen erwiderte ihm Miß Whately, daß von der Vorsehung die schwarze Race zum Dienen bestimmt sei, daß ihr europäische Kenntnisse hiebei nur hinderlich sein können, und die Religion vor Allem die Hauptsache sei. Als er der Kleinen einmal ein Sparbüchschen brachte, um ihr von Zeit zu Zeit kleine Geschenke hineinzulegen, wies Miß Whately dasselbe zurück mit dem Bedeuten, ein Negerkind brauche keine Sparbüchse. Herr N. wußte nun, woran er mit der Dame

war, und entschloß sich das Mädchen aus der Anstalt wegzunehmen, um es ebenfalls der Obsorge von Dr. Lansing zu übergeben, der hiezu mit Freuden bereit war. Allein wie erstaunte er, als Miß Whately erklärte, sie gebe das Kind nicht mehr heraus. Sie sagt, Herr N. sei nicht der Vater, nicht der Vormund des Kindes, er habe »no legal right« (kein gesetzliches Recht), dessen Aufenthalt zu bestimmen, das Kind sei frei, und es erkläre auf ihre Frage, daß es bei ihr bleiben und dienen wolle; und die fromme Dame lügt wohl nicht, gewiß sagt das gute, schüchterne Negermädchen zu jeder Frage Ja, die sie an dasselbe richtet. Herr N. glaubte sein Recht ohne besondere Schwierigkeiten geltend machen zu können; allein er irrte sich gewaltig. Die Gattin des englischen Generalkonsuls Vivian, unter dessen Jurisdiktion Miß Whately steht, ist eine intime Freundin der Letzteren und N. fand bei Vivian keinen Schutz. Er wandte sich nach London an Mr. Sturge, Mitglied des Kommitee der „British Foreign Anti-Slavery Society“ und dieser wies ihn an den damaligen Minister Marquis of Salisbury mit der Versicherung, daß ihm sein Schutzkind natürlich sofort zurückerstattet werden müsse. Salisbury versprach sehr freundlich Untersuchung der Sache, zog dann Bericht von Vivian ein und bedauerte am Schlusse des letzten Briefes, der gegenwärtig in der Hand unseres h. Bundesrathes liegt: „Ihrer Majestät Regierung könne in diese Sache sich nicht einmischen!“ Selbst die Bemühungen des schweizerischen Bundesraths und des deutschen Generalkonsuls in Aegypten blieben erfolglos. „Nicht nur unser kleines Land, sondern auch das mächtige deutsche Reich mußte es erleben, daß sein Einfluß im Orient nicht groß genug war, um gegenüber einer englischen Miß dem Recht zum Siege zu verhelfen.“

Auch englische Blätter, z. B. das „Echo“ brachten die gleiche Geschichte vor: es war darauf angelegt, die öffentliche Meinung gegen die standhafte Miß in Bewegung zu setzen und so diese selbst zur Nachgibigkeit zu bewegen. Natürlich waren wir gespannt, was dieselbe würde zu antworten haben, zumal da auch ein mit den Verhältnissen bekannter Missionar uns rieth, sie sich selbst vertheidigen zu lassen, da er sie von Eigensinn und Gewaltthätigkeit in dieser Sache nicht glaubte freisprechen zu können.

Endlich am 19. März erschien im „Echo“ ohne jeglichen Kommentar ein schon am 13. Februar in Kairo geschriebener Brief von

Frl. Whately. Wir theilen das Wichtigste aus demselben mit: „Die beiden schwarzen Kinder, die Frau H. aus Chartum mitbrachte, waren von ihr oder ihrem Manne nicht aus der Sklaverei befreit, sondern lebten thatsächlich als Sklaven bei ihr und wurden rauh behandelt. Sie gab oder verkaufte dieselben dann an Herrn Wild, der sie auf die Bitte einer Dame in England zu mir brachte, und mit seiner Einwilligung wurde der Knabe von einem meiner Lehrer aufgenommen und sehr freundlich behandelt; da der Junge aber die Schulzucht nicht leiden mochte, lief er nach beinah einem Jahre davon, begab sich zu Herrn Wild und wurde von diesem nun zum erstenmal in europäische Kleider gesteckt und in Dr. Lansing's Schule gebracht. Jetzt jedoch sieht man ihn als zerlumpten Stiefelputzer sich in den Gassen der Stadt herumtreiben.

„Das Mädchen, welches 11 oder 12, nicht erst 8 Jahr alt war, trug, als sie zu mir gebracht wurde, ein zerlumptes, landesübliches Kleid und befand sich in einem schrecklich schmutzigen, verwahrlosten Zustand. Alle Sorgfalt wurde nun auf sie verwendet, sie wurde nach Landessitte gekleidet, aber sauber und genügend, und erhielt in Uebereinstimmung mit einer von ihrer englischen Beschützerin schriftlich abgegebenen Erklärung eine einfache, praktische Erziehung. Sie nahm auch bald gebildete Sitten an, war aber in der Büchergelehrsamkeit immer zurück. Während des ersten Jahres bezahlte jene englische Dame alle Auslagen für das Mädchen, seither sind dieselben von der Mission getragen worden.

„Ich muß noch beifügen, daß weder Frau H. noch Herr Wild irgend etwas gethan hatten, um die Kinder auf gesetzlichem Wege aus Sklaven zu Freien zu machen. Ich erst besorgte für's Mädchen die nöthigen Papiere von der Regierung und zwar auf eigene Kosten, konnte das aber nur, indem ich mich verbindlich machte, als Vormund des Mädchens fungiren zu wollen, gemäß der gewöhnlichen und sehr nothwendigen Vorschrift in Betreff junger befreiter Sklavenmädchen.

„Herrn Wild war es darum zu thun, daß das Mädchen europäisch gekleidet werden und Französisch, Klavierspielen &c. lernen sollte; ich hielt ihm aber entgegen, daß die nothwendigeren Dinge zuerst kommen müßten und daß, wenn sie Fähigkeit hiezu zeigen würde, sie schließlich zu einer Lehrerin sollte ausgebildet werden, einstweilen scheine sie aber wie ihre meisten Stammesgenossen (Gallas)

mehr geeignet für den Dienstbotenstand, in jedem Falle aber sei europäische Kleidung für sie unnöthig und unpassend. Französisch und Klavierspielen wird in meiner Schule überhaupt nicht gelehrt; das Mädchen singt aber gut. Herr Wild schlug nun vor, sie in eine Schule zu thun, wo sie europäische Kleidung und Bildung erhalten würde. Obgleich der Austritt des Mädchens aus meiner Vormundschaft jenen Freibrief ungiltig gemacht hätte, stellte ich ihr doch die Wahl frei, ob sie bleiben oder mich verlassen wolle. Sie weigerte sich aber zu wiederholten Malen entschieden, letzteres zu thun, selbst als man sie durch das Anerbieten von schönen Kleidern und Naschwerk zu bestechen suchte. Herr Wild hatte früher gewünscht, sie möchte ihn von Zeit zu Zeit besuchen; da er aber ein unverheiratheter Mann ist, konnte ich das natürlich nicht erlauben. Der englische und der deutsche Konsul wurden gegen mich angerufen, aber niemand hatte die Macht, das Mädchen gegen ihren Willen von mir fortzunehmen. Herr und Frau Vivian sahen beide nach dem Mädchen und überzeugten sich, daß sie sich wohl befinde und gut für sie gesorgt sei.

„Sowohl ich selbst als auch der Vorstand unserer Mission haben mehrere beleidigende, ja drohende Briefe von Herrn Wild erhalten, worauf ich aber bloß geantwortet habe, daß er über das Mädchen, welches nach ägyptischem Recht jetzt volljährig ist, durchaus nichts zu sagen oder zu verfügen habe. Neulich ist sie in der hiesigen englischen Kirche von Herrn Collins getauft worden. Dieser Geistliche versteht selbst etwas Arabisch und erklärte sich von dem Examen, das er vor der Taufe (durch einen Dolmetscher) mit ihr anstellte, völlig befriedigt.

„Diese Thatsachen sind hier so bekannt, daß angesehene Einwohner Kairo's bereit sein würden, als Zeugen für dieselben aufzutreten."

Soweit Frl. Whately. Man kann begreifen, daß Herr Wild sich gekränkt fühlt, aber wenn ihm das Wohl seines einstigen Schützlings wirklich am Herzen liegt, sollte er froh sein, dieselbe in den Händen und unter dem Dach einer christlichen Dame geborgen zu wissen, welche nach 18-jähriger Erfahrung wohl triftige Gründe haben mag, in einem Fall, wie der vorliegende ist, lieber den Schein des Eigensinns auf sich zu laden, als den Privatwünschen eines wenn auch noch so wohlmeinenden Mannes zu willfahren.

In Frl. Whately's Schulen ist jetzt Raum für 300 Knaben und 200 Mädchen — nicht genug, um allen Ansprüchen gerecht zu werden! Die bei ihr erzogenen jungen Leute sind so gesucht im ganzen Lande, daß es schwer hält, dieselben bis zum Ende ihres Kursus in der Schule festzuhalten. Natürlich ist die Bibel das Hauptbuch und die Bekehrung der Hauptzweck in diesen Anstalten, und in manchem Hause Kairo's kann man schon auf dem Koran des Vaters das Neue Testament liegen sehen, welches eines seiner Kinder aus der Missionsschule mit heimgebracht hat.

Das junge, nun getaufte Galla-Mädchen, um welches sich der ganze Streit gedreht hat, ist jetzt im Hause des mit Frl. Whately's Anstalten verbundenen Missionsarztes. Und diese ärztliche Mission ist zwar der jüngste, aber nicht der unwichtigste Zweig des von ihr gepflanzten Baumes. Infolge der in Aegypten immer mehr einreißenden Verarmung ist es vielen Kranken unmöglich, sich von einem Arzte behandeln zu lassen. Zwar gibt es Armenärzte, die sich unentgeltlich solcher Kranken annehmen sollen; unter den armen Leuten aber geht die bittere Rede: „Wenn wir todt sind, kommen sie, um zu sehen, an was wir gestorben sind, aber um uns am Leben zu erhalten, kommen sie nicht!" Erst neulich kam ein trauriger Fall dieser Art vor. Ein liebes Mädchen, ihrer Mutter rechte Hand, wurde von einer fallenden Treppe schwer verletzt, ein Bein ihr gebrochen. Frl. Whately bemühte sich, ihr Aufnahme in's Spital zu verschaffen. Die vorgeschriebenen Bittschriften, Unterschriften, Formalitäten &c. waren so umständlich, daß zwei Tage daraufgiengen. Dann kam das Beiramfest, welches 5 Tage dauerte und alles andere in den Schatten stellte. Am achten Tage nach dem Unfall endlich konnte die Amputation des zerschmetterten Gliedes vorgenommen werden; aber der Brand stellte sich ein und das arme Kind starb. Solche Vorfälle zeigen, daß ein Missionsarzt kein Ueberfluß ist. Aber wie sollte Frl. Whately einen solchen erhalten? Ein junger syrischer Arzt, der seine Ausbildung im amerikanischen »College« in Beirut erhalten hatte, war wegen gewisser Familienverhältnisse genöthigt gewesen, seine Heimat zu verlassen und nach Kairo überzusiedeln. Hier heirathete er ein junges Mädchen aus dem Kreise der Frl. Whately und ist nun von dieser in der Weise angestellt, daß er die Hälfte seiner Zeit damit zubringt, die armen Kranken, für welche sie vorläufig ein Lokal als Frei-Apotheke und Operationssaal her-

gerichtet hat, unentgeltlich zu berathen und zu behandeln. Unter den hiedurch herbeigezogenen Kranken wird natürlich auch durch Vorlesen von Bibelabschnitten, Gespräche und dergl. missionirt.

Von Zeit zu Zeit macht Frl. Whately auch kleine Missionsreisen, indem sie mit einem Boot den Nil hinauf oder hinunter fährt und hie und da die Dörfer an beiden Ufern besucht. Während des letzten Winters wurde sie von ihrer Schwester unterstützt. Wir hoffen, daß die oben erwähnten Anfeindungen ihr nichts schaden werden.

---

11. Ein russischer Reisender und sein Uebersetzer.

Unter anderen Reisewerken haben wir auch des schnell berühmt gewordenen Prschewalski „Reisen in der Mongolei" für unseren Zweck zur Hand genommen. Wir erwarteten nicht viel über die Mission darin zu finden, weil ja leider die von Prschewalski besuchten Gegenden fast noch ganz unberührt von derselben geblieben sind. Viel haben wir auch nicht gefunden. Das Wenige ist aber um so merkwürdiger.

Nachdem der Verfasser nämlich etwas über das „Glaubensbekenntniß" der Mongolen, d. h. über den bei ihnen herrschenden Buddhismus oder eigentlich Lamaismus gesagt hat, fügt er die Bemerkung bei: „diese Grundsätze des Buddhismus seien von schlauen Priestern als christliche Satzungen nach Europa verpflanzt und ihre Ausübung zu einem Gott wohlgefälligen Thun gestempelt worden." Was ihn zu dieser komischen Behauptung verleitet hat, ist natürlich die viel besprochene Aehnlichkeit zwischen dem Kultus, der Verfassung und gewissen Gebräuchen des Buddhismus auf der einen und der katholischen Kirche auf der anderen Seite. Dieselbe bedarf keiner Widerlegung. Nun schildert der Reisende aber weiter die Tempel, die Priester, den Aberglauben, die Zauberei der Mongolen, zeigt dann an einem schauerlichen Beispiel, wie der „von Charakter gute, wenn auch aus Religiosität leicht- und abergläubige" Nomade zum wilden Thiere wird, sobald seine Leidenschaften geweckt werden, und erklärt dann, er habe dies nur erwähnt, „um zu beweisen, daß der Glaube allein, ohne andere Mittel der Civilisation, die barbarischen Instinkte der Völker nicht abschwächen oder verändern kann. Die

buddhistische Lehre predigt bekanntlich die höchsten moralischen Grundsätze; trotzdem hat sie den Mongolen nicht gelehrt, in jedem Menschen seinen Bruder zu erblicken und Mitleid selbst mit dem Feinde zu haben. Nehmen wir ferner die Art der Todtenbestattung: die Leichen werden nicht begraben, sondern den Vögeln und wilden Thieren zum Verzehren hingeworfen. Ein Anblick, wie ihn jeder Reisende in der Nähe von Urga hat, wo Krähen und Hunde alle Tage hunderte von Leichen verzehren, kann selbst den rohesten Menschen betrüben; trotzdem ist der Mongole dabei ganz gleichgültig und schleppt zu einem solchen Begräbnisse selbst diejenigen, die seinem Herzen nahe und lieb waren. Vor den Augen dieses Menschen beginnen die Hunde die Leiche seines Vaters, seiner Mutter oder seines Bruders zu zerfleischen, und er schaut dieser Scene gleichgültig wie ein gefühlloses Thier zu."

Und nun kommt ein wohlgemeinter Rath. „Dies ist," sagt der Verfasser im Blick auf die vorausgegangene Schilderung, „eine große Lehre für alle künftigen christlichen Missionäre unter den Nomaden! Nicht in der äußeren Form des Bekenntnisses allein darf sich die neue Propaganda zeigen; Hand in Hand mit diesem muß der civilisatorische Einfluß der höheren Rasse gehen. Lehrt den Mongolen, vor allen Dingen nicht in dem Schmutze zu leben, in welchem er sich jetzt aufhält; macht, daß er begreife, daß die Gefräßigkeit und Faulheit etwas Schädliches, aber keine Annehmlichkeit des Lebens ist; daß das Verdienst jedes Menschen vor Gott in guten Thaten und nicht in einer gewissen Anzahl von Gebeten besteht, welche täglich gelesen werden — und dann erst redet ihm von den Ceremonien des christlichen Glaubens. Die neue Lehre muß den Nomaden nicht allein in eine neue intellektuelle und moralische Welt versetzen, sondern auch von Grund aus sein häusliches und gesellschaftliches Leben verändern. Dann erst wird das Christenthum hier als fruchtbares, erfrischendes Element erscheinen und die durch dasselbe ausgestreute Saat wird tiefe Wurzeln schlagen unter der ungebildeten und rohen Bevölkerung der Mongolei."

Selbstverständlich liegt uns nichts ferner, als gegen diese gutherzige Ermahnung irgend etwas einzuwenden. Der Verfasser, ein russischer Oberst, hat vom Christenthum nie mehr gesehen als die „Ceremonien" und die „äußere Form", welche der Katholicismus und leider auch die Kirche Rußlands mit dem mongolischen Lamais-

mus gemein hat. Mit einer evangelischen Missionsthätigkeit vollends ist er nie näher bekannt geworden. Wie würde er staunen, wenn er sehen könnte, wie die schwarzen Kafferjungen in Lovedale mit Hammer und Hobel, mit Cirkel und Stift, mit Chemie und Telegraphie sich abgeben, wie die Tulu-Weiber in Mangalur ihre Spulen drehen oder am Webstuhl sitzen, während ihre Söhne nebenan in der Druckerei Manuskripte setzen und Korrekturbogen lesen, wie selbst von den allerverkanntesten Papuas und Feuerländern schon etliche durch's Christenthum zur Arbeit, zur Reinlichkeit und zu einem menschenwürdigen Dasein sind erzogen worden!

Aber es sind nicht nur russische Reisende oder mit dem Wesen des Christenthums völlig unbekannte Schriftsteller, welche es für nöthig halten, den Missionaren, selbst den protestantischen, jene „große Lehre“ immer wieder einzuschärfen. Sollte der darin liegende Vorwurf ganz unverdient sein? Ach, wie leicht geschieht es, daß nicht nur die eben erst bekehrten Heidenchristen, sondern auch wir selbst, die wir an ihrer Evangelisirung arbeiten, unter das Urtheil fallen, das der Herr über die Pharisäer fällte: sie sagen es wohl, aber sie thun es nicht. Wie bald ist man ein Hörer, ja auch ein Prediger des Worts, und wie lange dauert es, bis man ein Thäter desselben geworden ist! Es ist daher gar nicht vom Ueberfluß, wenn wir in den Spiegel, welchen uns der Reisende durch Beschreibung des unendlich geist- und leblosen mongolischen Religionswesens vorhält, ein wenig hineinschauen. Da ist ein Volk, von dessen männlicher Bevölkerung ein volles Dritttheil sich dem sogenannten geistlichen Stande gewidmet hat, d. h. sie haben sich ihr Haar rasiren lassen, sie tragen ein gelbes Kleid, sie bleiben ehelos, sie leben von den Geschenken der Frommen, sie halten stundenlange Gebete, sie lesen eben so lang in ihren heiligen tibetanischen Büchern, sie sorgen für die Erhaltung der Tempel, alles was sie reden und thun hat ein religiöses Gepräge und bei dem allen sind sie — „eine wahre Pest für die Mongolei, da sie wie wahre Schmarotzer auf Kosten der übrigen Bevölkerung leben und durch ihren Einfluß das Volk verhindern, aus der tiefen Unwissenheit, in der es lebt, herauszukommen.“ So lautet das Urtheil des nicht gerade übertreibenden Reisenden über diese heiligen Männer. Was er über die geistige Versumpfung, die Rohheit, den Aberglauben und die Unsitten des Volkes zu berichten hat, steht damit vollkommen im Einklang.

Und was haben wir Protestanten, die wir uns einer „besseren Gerechtigkeit“ rühmen, für diese armen, unwissenden Leute gethan? Unter allen jetzt lebenden Missionaren der evangelischen Kirche haben unseres Wissens nur zwei etwas für die Mongolei gethan: Dr. Williamson, der im Auftrag der schottischen Bibelgesellschaft durch Schriftenverbreitung wenigstens zum Besten derer, die lesen können, sich bemüht hat, und dann der Londoner Miss. Gilmour, von dessen auch nur sporadischer Wirksamkeit wir vor einigen Jahren (1875) erzählt haben. Das ist alles! Welche Aufnahme übrigens ein eifriger Missionar in der Mongolei zu erwarten hat, darüber findet sich manches Abschreckende in der Reisebeschreibung. In Dyn-juan-in z. B. bereitete der eingeborne Fürst den Reisenden einen sehr freundlichen Empfang, ließ aber noch ehe sie vor ihn gekommen waren, durch einige Beamte nachforschen, was sie eigentlich seien, doch nicht etwa Missionare? „Als wir diese Frage verneinten, begann man uns die Hände zu drücken und uns zu erklären, daß der Fürst verboten hatte, uns in die Stadt zu lassen im Fall wir Missionare wären. Im Allgemeinen muß ich sagen, daß einer der wichtigsten Gründe des Erfolgs, den unsere Reise hatte, der war, daß wir keinem Menschen unsere Glaubensmeinungen aufgedrungen haben.“

Ja, der russische Oberst gieng noch weiter: Als er in einer anderen Gegend in den Ruf kam*), ein großer Heiliger zu sein und dieser Ruf sich als sehr nützlich für die Reisenden erwies, vermochte er sich „dem Ertheilen von Segen, Wahrsagen und anderen unsinnigen Forderungen“ nicht zu entziehen. „Tanguten wie Mongolen kamen oft haufenweise herbei, nicht allein um uns, sondern auch um unsere Waffen anzubeten, und die Fürsten der Gegend brachten ihre Kinder zu mir und baten mich, ihnen meine Hände aufzulegen und sie so für's ganze Leben zu segnen. Als wir nach Dulan-Kit kamen, versammelte sich ein Haufe von ungefähr 200 Menschen, welche zu uns beteten und hierbei am Wege niederknieten. Vor denen, welche die Zukunft erfahren wollten, war es unmöglich zu

*) „Als Ursache dieser Promovirung zum Halbgott diente vor allem unsere Reise durch Gansu, das von Räubern dicht gefüllt war. Weiterer Grund war das Schießen aus nie gesehenen Gewehren, die Jagd auf Thiere, welche wir häufig aus sehr großer Entfernung erlegten, das Schießen von Vögeln im Fluge, das Präpariren von Thierfellen, endlich auch das geheimnißvolle Ziel unserer Reise.“

entfliehen. Man kam zu mir, nicht bloß um sein künftiges Schicksal zu erfahren, sondern auch über den Verbleib eines verirrten Stückes Vieh, einer verlorenen Pfeife u. s. w. Aufschluß zu erhalten. Der Nymbus unseres Namens übersteigt jeden Glauben. Unsere Führer, ja manchmal auch andere Mongolen, sammelten beschmutzte Blätter eines alten Buches, welche wir bei gewissen Gelegenheiten wegwarfen und bewahrten sie sorgsam auf, indem sie sagten, daß sie den Räubern, wenn sie erscheinen, diese Blätter als Schutzschriften, die sie von den Russen erhalten haben, zeigen werden. Die widersinnigsten Erzählungen über unsere Allmacht wurden in Kurs gesetzt. So war überall das Gerücht verbreitet, daß, obgleich unserer nur vier sind, im Fall eines Angriffs auf ein Wort von mir tausend Mann erscheinen und für mich kämpfen. Außerdem wurde überall behauptet, daß ich über die Elemente gebiete, Vieh und Menschen erkranken lassen könne u. s. w." Natürlich wurde der Reisende zugleich genöthigt, die Rolle eines Heilkünstlers zu spielen. Da er durchaus keine medicinischen Kenntnisse besaß und auch nur wenige Arzneien bei sich hatte, wandte er meist „den größten Charlatanismus, der je in der medicinischen Welt aufgetaucht ist, den Baunscheidtismus", an. Das betreffende Instrument hatte er wie in einer Vorahnung mit auf die Reise genommen. „Die Eingebornen hielten dasselbe für einen heiligen Gegenstand, der vielleicht von Buddha selbst herrührte, und ließen sich — wie es scheint mit glänzendem Erfolg — damit bezaubern."

An ihrem Aberglauben zu meistern oder die Wahrheit ihrer Legenden und Hexengeschichten zu bezweifeln — wäre freilich ein gewagtes Experiment gewesen; denn da werden die Mongolen gleich fanatisch. Herrn Prschewalski's Anbequemungsmethode war daher vom Nützlichkeitsstandpunkt aus gewiß das Richtige. Missionare werden also Weisheit brauchen. Leider haben die Mongolen von China her zugleich mit dem Opium und anderen schädlichen Dingen auch schon allerlei Vorurtheile gegen die Mission bekommen. Ueber das Blutbad in Tientsin (Juli 1870) z. B. hörte der Reisende Folgendes: Zum Photographiren brauche man die Flüssigkeit aus menschlichen Augen; zu diesem Zweck hätten die Missionäre in Tientsin Kindern die Augen ausgestochen, deßwegen habe sich damals das Volk empört und alle diese Missionäre ermordet!

Und was haben wir Protestanten, die wir uns einer „besseren Gerechtigkeit“ rühmen, für diese armen, unwissenden Leute gethan? Unter allen jetzt lebenden Missionaren der evangelischen Kirche haben unseres Wissens nur zwei etwas für die Mongolei gethan: Dr. Williamson, der im Auftrag der schottischen Bibelgesellschaft durch Schriftenverbreitung wenigstens zum Besten derer, die lesen können, sich bemüht hat, und dann der Londoner Miss. Gilmour, von dessen auch nur sporadischer Wirksamkeit wir vor einigen Jahren (1875) erzählt haben. Das ist alles! Welche Aufnahme übrigens ein eifriger Missionar in der Mongolei zu erwarten hat, darüber findet sich manches Abschreckende in der Reisebeschreibung. In Dyn-juan-in z. B. bereitete der eingeborne Fürst den Reisenden einen sehr freundlichen Empfang, ließ aber noch ehe sie vor ihn gekommen waren, durch einige Beamte nachforschen, was sie eigentlich seien, doch nicht etwa Missionare? „Als wir diese Frage verneinten, begann man uns die Hände zu drücken und uns zu erklären, daß der Fürst verboten hatte, uns in die Stadt zu lassen im Fall wir Missionare wären. Im Allgemeinen muß ich sagen, daß einer der wichtigsten Gründe des Erfolgs, den unsere Reise hatte, der war, daß wir keinem Menschen unsere Glaubensmeinungen aufgedrungen haben.“

Ja, der russische Oberst gieng noch weiter: Als er in einer anderen Gegend in den Ruf kam*), ein großer Heiliger zu sein und dieser Ruf sich als sehr nützlich für die Reisenden erwies, vermochte er sich „dem Ertheilen von Segen, Wahrsagen und anderen unsinnigen Forderungen“ nicht zu entziehen. „Tanguten wie Mongolen kamen oft haufenweise herbei, nicht allein um uns, sondern auch um unsere Waffen anzubeten, und die Fürsten der Gegend brachten ihre Kinder zu mir und baten mich, ihnen meine Hände aufzulegen und sie so für's ganze Leben zu segnen. Als wir nach Dulan-Kit kamen, versammelte sich ein Haufe von ungefähr 200 Menschen, welche zu uns beteten und hierbei am Wege niederknieten. Vor denen, welche die Zukunft erfahren wollten, war es unmöglich zu

*) „Als Ursache dieser Promovirung zum Halbgott diente vor allem unsere Reise durch Gansu, das von Räubern dicht gefüllt war. Weiterer Grund war das Schießen aus nie gesehenen Gewehren, die Jagd auf Thiere, welche wir häufig aus sehr großer Entfernung erlegten, das Schießen von Vögeln im Fluge, das Präpariren von Thierfellen, endlich auch das geheimnißvolle Ziel unserer Reise.“

entfliehen. Man kam zu mir, nicht bloß um sein künftiges Schicksal zu erfahren, sondern auch über den Verbleib eines verirrten Stückes Vieh, einer verlorenen Pfeife u. s. w. Aufschluß zu erhalten. Der Nymbus unseres Namens übersteigt jeden Glauben. Unsere Führer, ja manchmal auch andere Mongolen, sammelten beschmutzte Blätter eines alten Buches, welche wir bei gewissen Gelegenheiten wegwarfen und bewahrten sie sorgsam auf, indem sie sagten, daß sie den Räubern, wenn sie erscheinen, diese Blätter als Schutzschriften, die sie von den Russen erhalten haben, zeigen werden. Die widersinnigsten Erzählungen über unsere Allmacht wurden in Kurs gesetzt. So war überall das Gerücht verbreitet, daß, obgleich unserer nur vier sind, im Fall eines Angriffs auf ein Wort von mir tausend Mann erscheinen und für mich kämpfen. Außerdem wurde überall behauptet, daß ich über die Elemente gebiete, Vieh und Menschen erkranken lassen könne u. s. w." Natürlich wurde der Reisende zugleich genöthigt, die Rolle eines Heilkünstlers zu spielen. Da er durchaus keine medicinischen Kenntnisse besaß und auch nur wenige Arzneien bei sich hatte, wandte er meist „den größten Charlatanismus, der je in der medicinischen Welt aufgetaucht ist, den Baunscheidtismus", an. Das betreffende Instrument hatte er wie in einer Vorahnung mit auf die Reise genommen. „Die Eingebornen hielten dasselbe für einen heiligen Gegenstand, der vielleicht von Buddha selbst herrührte, und ließen sich — wie es scheint mit glänzendem Erfolg — damit bezaubern."

An ihrem Aberglauben zu meistern oder die Wahrheit ihrer Legenden und Hexengeschichten zu bezweifeln — wäre freilich ein gewagtes Experiment gewesen; denn da werden die Mongolen gleich fanatisch. Herrn Prschewalski's Anbequemungsmethode war daher vom Nützlichkeitsstandpunkt aus gewiß das Richtige. Missionare werden also Weisheit brauchen. Leider haben die Mongolen von China her zugleich mit dem Opium und anderen schädlichen Dingen auch schon allerlei Vorurtheile gegen die Mission bekommen. Ueber das Blutbad in Tientsin (Juli 1870) z. B. hörte der Reisende Folgendes: Zum Photographiren brauche man die Flüssigkeit aus menschlichen Augen; zu diesem Zweck hätten die Missionäre in Tientsin Kindern die Augen ausgestochen, deßwegen habe sich damals das Volk empört und alle diese Missionäre ermordet!

Wir glaubten schon aus Herrn **Przschewalski's Buch alles aus**gezogen und beisammen zu haben, was sich auf die **Mission bezieht**, als wir im Anhang auf eine Note des **Uebersetzers Albin Kohn** stießen, der sich berufen gefühlt hat, die **Aufmerksamkeit des Lesers** noch einmal ausdrücklich auf die in Dyn-juan-in **an den Reisenden** gerichtete Frage, ob er ein Missionar sei, zu lenken, d. h. **er benutzt** oder mißbraucht vielmehr diese Gelegenheit, um seinen Haß **gegen** die Mission und leider auch gegen das Christenthum selbst auszuschütten. Die Nutzlosigkeit, ja Schädlichkeit der ersteren sucht er folgendermaßen darzuthun:

„Es bedarf wohl nicht des Beweises, daß der Mensch, je niedriger die Kulturstufe ist, auf welcher er sich befindet, desto fester an dem hält, was ihm schlaue Priester als die ‚Religion der Väter' vorstellen, wobei sie ihm natürlich verschweigen, daß die Väter der Väter doch einen ganz andern Glauben hatten, daß sie selbstgemachte Götter, Fetische, Sonne, Mond und Sterne, ja sogar Thiere angebetet haben, der Fetischismus also so recht eigentlich die ‚Religion der Väter' sei. Ich will hier nicht auf den Werth der sogenannten geoffenbarten Religionen*) eingehen und nicht nachweisen, daß sie gleichwerthig sind, aber darauf muß ich die Aufmerksamkeit hinlenken, daß, wie ja aus dem IV. Kapitel erhellt, die christliche Glaubenslehre den Mongolen nicht civilisirt,**) seinen Charakter nicht ändert, ihn auch nicht in unserem Sinne moralisch macht, trotzdem aber mit der Zeit in socialer Hinsicht eine Scheidewand zwischen den Bewohnern der Wüste errichten würde, die dem Volke schädlich werden müßte, weil sie eine Spaltung zur Folge haben würde. Welchen Einfluß das Bekenntniß bei rohen Volksstämmen auf ihre politischen Ansichten ausübt, beweist am besten der Aufstand in der Herzegowina, wo die römisch-katholischen Bewohner, die Miriditen, sich nicht nur nicht am Kampfe für die Freiheit betheiligten, sondern sogar offen die Waffen gegen ihre Stammverwandten, welche dem griechischen Katholicismus anhängen, ergriffen haben.

„Wohl mochte der Fürst von Alaschan instinktmäßig fühlen, daß jeder Missionär ein Apostel der Zwietracht, des Hasses, der

---

*) Für die „geoffenbarte Urreligion" hält Herr Albin Kohn den — Schamanismus!! Röm. 1, 22.

**) Der Haß macht Herrn A. Kohn blind. In Kap. IV sagt Herr Przschewalski nichts der Art.

Intoleranz ist, der die Buddhasage durch die Jesussage, welche ja, wie sich Wallifs*) (die Naturgeschichte der Götter) ausdrückt, nur als eine nüchterne und verwässerte Nachbildung von jener erscheint, den Papst in Lassa (Tibet) durch den Dalai-Lama in Rom ersetzen will; denn mehr als ein Vertauschen von Sagen haben bis jetzt die religiösen Missionäre (aller Sekten) nicht bewirkt und nicht erreicht. Wo sie, wie einst in Paraguay, die alten Götter gründlich depossedirt und neue auf ihren Thron gesetzt haben, haben sie das Volk in seiner Verdummung und geistigen Versumpfung gelassen, ja meist alles gethan, um der ihnen feindlichen (aber auch größtentheils unbekannten) Wissenschaft den Eingang unmöglich zu machen.

„So lange immer noch Missionäre zu den Heiden gesendet werden, um deren Götter zu entthronen, und zwei, in je drei Theile gespaltene,**) neue mit einer zahllosen Reihe von Untergöttern, sogenannten Engeln, Heiligen und Seligen an ihre Stelle zu setzen, wird die Civilisation keine Fortschritte machen und die Heiden werden bleiben, was sie bisher waren — Wilde oder Halbwilde. Erst wenn statt des langröckigen Missionärs mit kurzem Verstande Handwerker***) der verschiedensten Art in bis jetzt unkultivirte Gegenden kommen, die Bewohner mit irdischen Dingen bekannt machen, ihnen recht viele neue Bedürfnisse bringen und einimpfen, aber auch die Mittel zu ihrer Befriedigung durch physische und geistige Arbeit zeigen werden, wird die Civilisation sich weiter verbreiten, neue Territorien und neue Völker gewinnen, und dann wird der moderne Missionär überall ein ersehnter Gast sein, der selbst von den rohesten Volksstämmen mit offenen Armen und freudigen Herzen empfangen werden wird†). Solche Missionäre werden

---

*) Oder Wallifs? Von dieser und einer andern Schrift: „Götzen, Götter und Gott" sagt Herr A. Kohn: „Diese beiden Werkchen enthalten mehr Wahrheit, als alle Religionsbücher zusammengenommen."

**) D. h. nach A. Kohn's geistreicher Entdeckung: 1) Gott, der dreieinige, 2) der Teufel = Lucifer, Beelzebub und Satanas!! S. XV.

***) Selbst die katholische Mission sendet jetzt schon Handwerker aus; die protestantischen Kolonisationsversuche, Missionsindustrien ꝛc. sind bekannt. Nur Herr A. Kohn weiß davon nichts.

†) Namentlich auch von den einer „unbegrenzten Faulheit" (S. 50) ergebenen Mongolen?! — Mit wie ungleichem Maß messen doch diese Herren! Handelt es sich um die „religiösen Missionäre", so ist alles schwarz und aussichtslos; kommen sie aber auf die „modernen" Missions-Handwerker ꝛc.,

nicht Versprechungen des Wohlergehens nach dem Tode bringen, sondern den Völkern zeigen, wie sie es anzustellen haben, um durch richtige Ausbeutung der materiellen Reichthümer ihres Landes, sich irdisches Wohlergehen, ein menschenwürdiges Dasein verschaffen zu können, und dann werden wissenschaftliche Forscher nicht mehr mit Noth und Elend zu kämpfen haben, keine Mittel der Verstellung anzuwenden brauchen, um die Kenntniß der Erde zu erweitern.

„Wenn wir einst dahingekommen sein werden, daß statt der faulen, unwissenden Mönche*) und Mucker**), die im Gebet und Nichtsthun, in metaphysischen Meditationen die Lebensaufgabe des Menschen finden, rege, arbeitsame und denkende Handwerker zu den Wilden und Halbwilden kommen werden, um sie für die Kultur zu gewinnen, dann wird der faule Aberglaube von selbst (?) verschwinden und selbst der ewig von der Natur zum Wandern bestimmte Mongole wird dann***) zu den gesitteten Völkern gezählt werden."

so ist alles rosig und wie im Handumdrehen sind die schmutzigen, stinkend faulen, feigen und bösartigen Heiden in wahre Engel verwandelt! — Bis jetzt wissen wir niemand, der so freudig von den Wilden und Halbwilden bewillkommt wird, als der Branntweinhändler.

*) Obgleich Herr A. Kohn das Christenthum und die Mission nur in ihrer katholischen Verzerrung zu kennen und daher bei Missionären immer zunächst an römische Priester, Jesuiten ꝛc. zu denken scheint, so erheben doch auch wir den Anspruch, von seinem Haß und Spott mit betroffen zu werden. Wir glauben gern, daß Hr. K. durch traurige Lebensschicksale erbittert worden ist, und sein Urtheil über Mission und Christenthum charakterisirt sich ja selbst als ein krankhaftes. Trotzdem ist aber sein Votum leider kein vereinzeltes und mußte deßwegen mit aufgeführt werden, wenn es sich darum handelte, zu zeigen, wie die Mission in den Augen der Welt erscheint.

**) Unschuldige Leute, die nicht wissen, was „Mucker" sind, mögen sich's von der „Gartenlaube" (1874, S. 840) erklären lassen:

„Anfangs das starre, dunkelgläubige Lesen in Katechismus und Bibel, dann das Hören davon und die Belehrung in Schule und Kirche. Das macht, wenn die Vernunft nicht dagegen arbeitet, den Pietisten fertig. Aus dem Pietisten — das lehrt tausendfach die Erfahrung — entpuppt sich leicht der Mucker (Hu!). Die Muckerei erzeugt den Fanatismus, und nun ist's ein kleiner Schritt nur zum völligen religiösen Wahnsinn."

***) Herr Kohn hat ein merkwürdig kurzes Gedächtniß: S. XVII und XXXVI hat er prophezeit, daß wenn die Berührung mit Europa und Amerika intimer wird, alle Mongolen, selbst die Chinesen — nur die Japaner ausgenommen — vom Erdboden verschwinden werden, und hier schreibt er ihnen eine ewige Bestimmung zu und verspricht ihnen eine schöne Zukunft!

Die Wu-schi-schan-Affaire.

Wir haben in der Februar-Nummer von den traurigen Vorgängen in Futschau erzählt, welche seit mehr als einem Jahr die Gemüther aller Freunde wie Feinde der Mission in China bewegt haben. Die englisch-kirchliche Mission hatte auf dem sogen. Wu-schi-schan oder Schwarzen Berg in Futschau schon vor vielen Jahren ein Stück Land erworben und darauf mehrere Häuser gebaut. Dieses Landstück gehörte zu einem ausgedehnten Tempelgut, welches von einer Kommittee verwaltet wurde und noch wird. Wer die eigentlichen Besitzer waren oder wer das Recht hatte, gesetzlich gültige Pacht- oder Kaufverträge in Betreff dieses Gutes abzuschließen, das haben wohl die Missionare nie untersucht, sondern auf Treu und Glauben mit den Personen, welche in aller Augen als die befugten Verwalter des Tempeleigenthums galten, die betreffenden Verträge abgeschlossen; jedenfalls glaubten sie im rechtskräftigen Besitz jenes Landstückes zu sein, auf welchem sie ihre Station errichtet hatten. Im Sommer 1878 bauten sie ein neues größeres Haus, das zur Aufnahme eines Seminars bestimmt war. Niemand hatte etwas gegen den Bau einzuwenden. Kaum war derselbe aber vollendet, als — von einigen Fremdenfressern aufgestachelt — ein Haufe rohen Pöbels das Haus überfiel und völlig zerstörte. Auf die Klage der Missionare hin hieß es, sie hätten kein Recht gehabt, dies Gebäude zu errichten, der Grund und Boden gehöre nicht ihnen u. s. w. Es folgten endlose Verhandlungen mit den Behörden und mit den Verwaltern des Tempelguts. Endlich wurden die Uebelthäter zur Leistung von Schadenersatz verurtheilt und theilweise bestraft. Zugleich aber strengten die Chinesen einen Prozeß gegen Miss. Wolfe als den Vertreter der englisch-kirchlichen Mission an: die Besitztitel, auf Grund welcher die Mission bisher auf dem Wu-schi-schan-Hügel sich angesiedelt, seien gefälscht und völlig ungültig, die Missionäre hätten kein Recht gehabt, dort zu bauen 2c. Zwei englische Advokaten wurden angestellt, die Sache der Missionsfeinde zu führen, welche nun vom britischen Oberrichter French in neuntägigem Verhör aller Be-

theiligten und genauester Prüfung der betreffenden Dokumente und Gesetzesbestimmungen untersucht wurde. Die Entscheidung ließ länger als zwei Monate auf sich warten. Endlich — am 18. Juli d. J. — erfolgte sie: die Missionare wurden von jeder Schuld, Fälschung von Dokumenten u. dergl. freigesprochen, dagegen den Tempelverwaltern das Recht zuerkannt, sobald sie das betreffende Grundstück für Tempelzwecke nöthig hätten, der Mission den Kontrakt zu kündigen; mit anderen Worten — so verstehen wir wenigstens der langen richterlichen Erklärung kurzen Sinn — der Vertrag wurde als einfacher Mieth-, nicht als Kauf- oder Pachtvertrag anerkannt. Moralisch waren die Missionare gerechtfertigt, sachlich aber schwer geschädigt. Die Feinde triumphirten und machten auch sofort von ihrem Kündigungsrecht Gebrauch; der Pöbel sah in dieser Entscheidung wohl gar eine Freisprechung der Aufrührer und Brandstifter vom 30. August v. J. In den Zeitungen wird nun für und wider die Missionare geschrieben. Vieler Herzen Gedanken werden offenbar. Für uns, die wir mit allen Einzelheiten des Prozesses und insbesondere auch mit den in Frage kommenden Personen nicht bekannt sind, ist es unmöglich, der Sache auf den Grund zu sehn. Wir beschränken uns daher darauf, einige der bezeichnendsten Aeußerungen wiederzugeben, welche im Zusammenhang mit dieser traurigen und gewiß so oder anders folgenschweren Angelegenheit in die Oeffentlichkeit gedrungen sind.

Zuerst theilen wir die deutsche Uebersetzung eines englischen Gedichtes mit, das schon am 15. März in der China Mail zu lesen war und das Motto trug: »The Devil can quote scripture« („Auch der Teufel versteht die Bibel zu citiren"), während als Verfasser „ein junger Chinese" sich unterschrieben hatte — natürlich ohne seinen Namen zu nennen. Zum Verständniß schicken wir bloß das voraus, daß es sich damals noch nicht um den Prozeß wegen des Landbesitzes handelte, sondern um die Bestrafung der Aufrührer vom 30. August 1878. Das Gedicht lautet:

„Ihr wollt die Uebelthäter hart bestrafen,
Gerechtigkeit und Recht zu lehren sie,
Und droht, daß — wenn es nicht geschieht — im Hafen
Kriegsschiff' in Meng' erscheinen, wie noch nie.
Doch seid, hochwürd'ge Herrn! ihr nicht gesandt
Zu lehren Strafgesetze dieses Land.

„Ihr sprecht von Englands Macht, die That zu rächen,
Und Macht ist Recht bei euch, das wissen wir;
Mit eurer Flott' ist's leicht von Recht zu sprechen.
Hochwürd'ge Herrn! ein Wort gestattet mir:
Sprach nicht von Engelheeren Jesus dort,
Die zu Gebot ihm stünden auf Ein Wort?

„Erlaubet mir, bescheiden euch zu fragen:
Hat euch der gleiche Geist hieher gebracht,
Der arme Fischer einst in alten Tagen
Zu Duldern und zu Märtyrern gemacht?
Wenn jener Einer heute wiederkäm',
Ich glaub', es wär' euch kaum sehr angenehm!

„Von Selbstverleugnung wißt ihr schön zu reden;
Und wenn ihr also lebtet, wie ihr sprecht,
So überzeugten eure Thaten jeden,
Und eurer Lehre gäben gern wir Recht.
Von übertünchten Gräbern hab' ich was gehört —
Ich fürcht', ihr Herren lebt nicht, wie ihr lehrt!

„An Priestern fehlt's uns nicht, die haben wir in Menge,
Rasirt und unrasirt, von jeder Sort';
Wir brauchen nicht Gebete, nicht Gesänge,
Nein — Wissenschaft und Kunst, des Lebens Hort,
Vor allem Herrscher, die mit starkem Arm
Ausfegen diesen ganzen Pfaffenschwarm!"

Ein Artikel in der gleichen Nummer bezeichnet dieses Schmähgedicht als „eine kurze Predigt in Reimen" und bemerkt u. A.: „Es ist tief zu bedauern, daß ‚ein junger Chinese', der die Vorzüge einer guten europäischen Bildung besitzt, wie aus dem Rhythmus und den Reimen der fließenden Verse hervorgeht, die Missionare auch nur für halb so schlecht halten kann, als er in diesem Gedicht sie zu machen sucht. Sicherlich ist viel von der beißenden Satyre, welche hier über die ehrlichen, hart arbeitenden, schlecht bezahlten Missionare — und fast alle verdienen diese Prädikate — ausgegossen wird, aus starker Parteileidenschaft, nicht aus ruhiger Erwägung der Thatsachen hervorgegangen." Ueberdies sei es gar nicht am Platz, immer von der Religion des Friedens, d. h. der Widerstandslosigkeit zu reden: die Missionare kämen in einem solchen Fall einfach als Menschen, als britische Unterthanen in Frage, die Grund und Häuser besitzen und in diesem Besitz vom Vertragsrecht geschützt werden. „Aber auf der andern Seite — heißt's weiter — wäre es sehr zu

bedauern, wenn irgend einer unsrer englischen Missionare sich so gebärden würde, selbst in der Vertheidigung seiner unzweifelhaften Rechte, daß auch nur ein Schein der Rechtfertigung für die Vorwürfe des ‚jungen Chinesen' daraus abgeleitet werden könnte." Was die Hongkonger Zeitung hier als so bedauerlich darstellt, ist nun — so behauptet sie selbst wenigstens — doch geschehen. Sie versichert, Miss. Wolfe und Stewart hätten sich beim Verhör unwürdig benommen und wiederholt die Chinesen mit chinesischen Mitteln zu besiegen (d. h. zu übervortheilen) gesucht; ja das Schlußresultat, welches sie (in der Nummer vom 12. August d. J.) aus der ganzen Geschichte zieht, lautet dahin, daß die Christianisirung China's „mit solchen Mitteln und durch solche Männer" wohl nie zu erreichen sei.*)

Leider steht der Zeitungsschreiber mit dieser Meinung nicht vereinzelt da: auch andere, ja selbst einige Missionare gestehen oder behaupten, die Vertreter der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft seien in dieser Sache von allzu selbstgewissem, rechthaberischem Auftreten, jedenfalls von Unvorsichtigkeit nicht freizusprechen. So schreibt z. B. der amerikanische Methodistenmissionar F. Ohlinger:**) „Die Entscheidung des lang hinausgeschobenen Wu-schi-schan-Prozesses wurde am 18. Juli verlesen. Die Missionare sind keines Kontraktbruches überwiesen. Was aber viel wichtiger ist und woran den Chinesen alles liegt, ist folgender Punkt: drei Monate, nachdem die Tempeldirektoren melden, daß sie das Eigenthum selbst zu Tempelzwecken gebrauchen wollen, muß die Mission es aufgeben. Das ist ein schwerer Schlag für die Mission. Die stolzen Literaten jubeln. Es dürfte dies das Signal zu schweren Verfolgungen an mehreren Punkten im Innern sein. Unsere eigenen Gemeindeglieder sind jedoch ruhig und gutes Muths. Gott sitzt im Regiment. Unser Li-Su-mi sagt, dieser Verlust sei das Heil der englischen Mission. Er mag Recht haben. Inzwischen gehen jene Missionare in eines unserer besten Felder und bauen Kapellen für ausgeschlossene Methodisten. (!?) Es steht nichts weniger als gut in jener Mission: drei junge Männer ohne Erfahrung sind am Ruder in diesem Sturm, und schon hört man von Uneinigkeiten."

*) „The evangelization of China, we are afraid, must be carried to its successful issue by different means and men of a different stamp to these."

**) Der „Christliche Apologete" vom 8. September d. J.

Ein anderer Missionar, der sich aber nicht nennt, hat schon vor Entscheidung des Prozesses sich folgendermaßen über die Sache ausgesprochen:*) „Was man aus dem Wu-schi-schan-Prozeß lernen kann":

„1. Man hat in diesem Fall wie auch sonst die offiziellen Formalitäten mit viel zu großer Geringschätzung, vielleicht sogar mit Verachtung behandelt.

„2. In dieser ganzen Geschichte ist die Neigung, welche freilich nicht die Missionare allein haben, sich auf den starken Arm der britischen Macht zu stützen und das Vorurtheil, als seien wir immer im Recht, die Chinesen im Unrecht, nur allzu deutlich hervorgetreten.

„3. Den Grundsatz der völligen religiösen Gleichberechtigung fängt man selbst in England erst jetzt allmählich zu verstehen an, man kann sich daher nicht wundern, wenn englisch-kirchliche Missionare, wenn sie götzendienerischen, abergläubischen Heiden gegenüberstehen, es an der Befolgung dieses Grundsatzes fehlen lassen sollten.

„4. Es ist eine ungeschickte und hoffentlich nur selten vorkommende Sache, wenn christliche Missionare in einen Pacht- oder Miethvertrag die Bestimmung aufnehmen lassen, daß der von ihnen gezahlte Miethzins für götzendienerische Zwecke verwendet werden solle.

„5. Heidnische Tempel wie christliche Kirchen und Kapellen sind meist Eigenthum nicht einer Person, sondern einer ganzen Bevölkerung oder eines Bevölkerungstheils. Es versteht sich daher von selbst, daß Verwickelungen und Streitigkeiten entstehen müssen, wenn wir versuchen, die Tempel zu bekehren (d. h. in christliche Kirchen oder Missionshäuser zu verwandeln = convert), ohne zuvor die Bevölkerung bekehrt zu haben.

„6. Niemand, der nicht selbst mit den Chinesen Verhandlungen über Haus- und Grundbesitz gehabt, kann sich eine Vorstellung davon machen, wie verwickelt meist die Frage nach solchem Besitzrecht ist. Es ist eher die Regel als die Ausnahme, daß diejenigen, welche uns solches Eigenthum vermiethen oder verkaufen, eben damit irgend welche andere Mitbesitzer betrügen oder um das Ihre bringen.

„7. Wenn wir nun auch nicht verpflichtet sind, solche verwickelte Fälle bis auf den Grund zu untersuchen, so steht uns doch der allezeit sichere Weg offen, bei unseren geschäftlichen Abmachungen genau

*) Supplement to the „Overland China Mail" 3. Juni 1879.

die gesetzliche Form zu beobachten und uns von unserem Konsul und den chinesischen Behörden attestiren zu lassen, daß dies geschehen ist.

„8. Der Grundsatz, daß, wenn einmal diese gesetzlichen Formalitäten nicht beobachtet worden sind, wir dennoch einen Besitz, in welchen wir bona fide gekommen sind, unter allen Umständen im Vertrauen auf den Rückhalt, den wir an einer starken Regierung haben, festhalten sollen — muß für immer aufgegeben werden.

„9. Es wird schließlich wohl unserer Sache, d. h. namentlich der Sache des Christenthums, mehr nützen als schaden, wenn wir einen Anspruch, welcher nach dem Buchstaben des Gesetzes nicht haltbar ist, einfach fahren lassen, sobald derselbe in Frage gestellt wird.

„10. Der Einfluß eines Missionars auf die Heiden ist mehr von der Art abhängig, wie er mit ihnen im gewöhnlichen Leben und geschäftlich verkehrt, als von sonst etwas.

„11. Dieser Prozeß wird wie ein luftreinigendes Gewitter jedenfalls eine gute Wirkung haben, was auch sein Ausgang sein mag.

„12. Wird derselbe gegen die Missionare entschieden, weil sie formell im Unrecht sind, so wird das eine heilsame Lektion für alle ihre Kollegen sein."

Von Miss. Wolfe und seinen Leidensgefährten ist seither nichts veröffentlicht worden, als ein Brief, in welchem sie (d. h. Miss. Stewart) Gott danken für die ihnen zu Theil gewordene Rechtfertigung und gegen den ziemlich allgemein erhobenen Vorwurf, daß sie eigensinnig alle von den Chinesen gemachten Ausgleichungs- und Versöhnungsvorschläge abgewiesen hätten, sich damit vertheidigen, daß bei all diesen Vorschlägen eine Hauptforderung die gewesen sei, sie — die Missionare — sollten erklären, daß sie unrechtmäßiger Weise in den Besitz des strittigen Landstücks gekommen seien!

In England ist die Sache natürlich auch schon ein Gegenstand der Verhandlung geworden, und es ist nicht mehr als billig, daß wir nun auch hören, was die Kommittee der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft darüber sagt. Nachdem nämlich ein Artikel der Times vom 11. September die Sache in einem etwas missionsfeindlich gefärbten Lichte hatte erscheinen lassen, hat Hr. Wright, einer der Sekretäre der Gesellschaft (Times vom 20. September) Folgendes erwidert:

„1. Ehe man an den Bau des gleich nach seiner Vollendung am 30. August 1878 auf so schmähliche Weise zerstörten Missions-

seminars gieng, hatte man den Plan dem britischen Konsul vorgelegt und eine schriftliche Billigung desselben von ihm erhalten.

„2. Während des Baues, der drei Monate in Anspruch nahm, sahen viele Leute aus der Nachbarschaft zu, kein einziger aber erhob einen Widerspruch. Unter den Neugierigen befanden sich auch die Priester der drei zunächst gelegenen Tempel. Die Mitglieder des Literaten-Klubbs, welcher seinen Sitz etwas oberhalb auf der gleichen Anhöhe hat, konnten alles vom ersten Augenblick an beobachten. Dennoch hörte man keinen Menschen gegen den Bau oder die Missionare auch nur murren, bis von Kanton her ein berüchtigter Führer der fremdenfeindlichen Partei, namens Lin Jing Lin, sich einstellte. Dieser machte sich sogleich daran, einen Krawall herbeizuführen. Infolge unermüdlicher Anstrengungen und mit Hilfe einer gemietheten Bande von Strolchen aus der Umgegend gelang ihm auch wirklich die Zerstörung des neugebauten Seminars.

„3. Daß die Missionare beim Volk im Allgemeinen nicht unbeliebt sind, geht aus der Thatsache hervor, daß gerade die in der Nähe der Missionsniederlassung wohnenden Chinesen sich an der Zerstörung des Missionseigenthums nicht betheiligten, sondern vielmehr mit Wort und That sich gegen diesen Unfug erklärten. Dafür spricht auch die weitere Thatsache, daß das einzige Quartier der Stadt, wo man Ausländer höflich und freundlich grüßt, eben die Umgebung der Missionshäuser ist. ‚Da, sagt ein Missionar, ladet man uns in die Häuser ein, gibt uns Thee zu trinken, kommt, um unsere Wohnungen zu besehen und hört unseren Straßenpredigten ruhig zu.‘ Es ist keine Frage, daß die große Masse der Bevölkerung gelernt hat, die Missionare mit Wohlwollen zu betrachten, so daß — wenn die fremdenhassende Partei unter den Honoratioren niederen Grades nicht wäre — ein Krawall wie der vom 30. August 1878 wohl nie stattfinden würde.

„4. Es ist ganz wahr, daß es auch in Futschau wie anderswo Europäer gibt, welche kein Interesse, geschweige denn wirkliche Theilnahme für die Mission haben; aber zum Glück ist das nicht bei allen, ja nicht einmal bei der Mehrzahl der Fall. Nach jenem Vorfall wurde z. B. eine öffentliche Versammlung der britischen Angesiedelten in Futschau gehalten, an welcher auch der englische und der französische Konsul theilnahmen, und in welcher einstimmig beschlossen wurde, den Missionaren herzliche Theilnahme und aufrichtiges Be-

bauern auszusprechen; ja, es wurde ein Ausschuß von fünf Männern ernannt, welcher eine Bittschrift an den Staatssekretär des auswärtigen Amtes ausarbeiten sollte, worin um Verhütung ähnlicher Vertragsverletzungen von Seiten der Chinesen gebeten wird.

„5. Um die Unentschuldbarkeit und Schändlichkeit jenes Gewaltakts zu verdecken, brachten die Chinesen eine Klage gegen die Missionare vor, sie hätten gar kein Recht, auf das betreffende Grundstück, sondern hätten auf fremdem Boden gebaut. Die Sache wurde vom ersten Richter des höchsten englischen Gerichtshofes für China und Japan, Hrn. G. French, untersucht und dahin entschieden, daß in Betreff dieser Anklage die Missionare völlig unschuldig seien, die Grundherren aber, von welchen sie das Land erworben, das Recht haben sollen, unter gewissen Bedingungen die Missionare nach einer dreimonatlichen Kündigungsfrist von dem Grund und Boden zu verjagen, den sie seit bald 30 Jahren inne gehabt und zwar auf Grund eines Kontraktes, der ihnen — wie bisher jedermann überzeugt war — das Landstück in ewige Pacht gab. Von Sachkundigen wird die Richtigkeit und Gültigkeit des Richterspruches in Betreff dieses Punktes so stark bezweifelt, und für alle Kaufleute und Missionare, welche in China Grundbesitz erworben haben, ist derselbe von so großer Wichtigkeit und Tragweite, daß man wahrscheinlich noch an den Geheimen Rath (Privy Council) der Königin wegen dieses Punktes appelliren wird."

Missions-Zeitung.

Japan.

Dem „Globus" entnehmen wir Folgendes: „In Satsuporo oder Sapporo ist eine japanische Ackerbauhochschule errichtet worden, die aus vier großen zweistöckigen Gebäuden besteht und mit einem zoologischen, botanischen, geologischen und Ackerbau-Museum verbunden ist. Sechzig Studenten werden hier auf Kosten der Regierung ausgebildet, müssen sich aber verpflichten nach Beendigung ihrer Studien in den Dienst der Regierung zu treten und für den Aufschwung der Agrikultur auf der Insel Jesso Sorge zu tragen. Der Unterricht erfolgt in deutscher und englischer Sprache, dauert 4 Jahre und erstreckt sich auf

Landwirthschaft, Nationalökonomie, Chemie, Botanik, Geologie ꝛc. Die Church Missionary Society hat sich bereits des Orts bemächtigt und unter den Studenten Proselyten gemacht.“ Die Sache verhält sich so: der amerikanische Vorsteher der Ackerbau-Schule, Herr Clark, las mit seinen Zöglingen die Bibel, mehrere bekehrten sich, und auf Herr Clark's Bitte kam der bischöflich-methodistische Miss. M. C. Harris aus Hakodate und taufte am 2. Sept. 1877 sieben dieser Neubekehrten und zwei Tage darauf noch einen; wieder ein anderer wurde am 14. August in Tokio, die übrigen am 2. Juni 1878 getauft. Im September desselben Jahres kam der englisch-kirchliche Miss. Dening nach Sapporo und lernte diese lieben jungen Leute kennen. Ihrer 17 an der Zahl kamen sie so oft als möglich in sein Hotel zum Gebet und Bibelstudium, darunter ein gewisser Ito, den Dening schon am 2. August 1876 in Gegenwart von Hrn. Clark und zwei anderen Professoren getauft hatte. Am 22. September taufte er wieder einen jungen Mann, namens Arato. „Diese Feier, schreibt er, war für mich eine tief ergreifende. Wenn ich an meinen ersten Besuch vor 2 Jahren denke, als Ito, der Erstling, getauft wurde, und mir vergegenwärtige, daß jetzt nicht weniger als 18 junge Männer, lauter aufgeweckte, gebildete Leute, welche Aussicht haben, einst einflußreiche Stellungen einzunehmen, den christlichen Glauben bekennen, so schäme ich mich tief der Tage meines Lebens, welche durch Unglauben bewölkt gewesen sind.“ Von den 16 nicht von ihm selbst Getauften sagt Miss. Dening: „Diese 16 haben sich nicht zu einer Gemeinde organisirt, sich auch keiner Kirchengemeinschaft angeschlossen. Sie sagen, sie seien in einer Ausnahmestellung, da sie, so lange sie in der Anstalt seien, keine Erlaubniß hätten öffentlich zu den Heiden zu predigen, und da in Satsuporo kein Missionar wohnt und sie überdies nach 1 oder 2 Jahren ihre Studien beendigen und die Bewirthschaftung verschiedener Güter übernehmen werden, halten sie es für's Beste einstweilen sich an den gelegentlichen Besuchen irgend welcher protestantischer Missionare genügen zu lassen und mit ihrem Anschluß an irgend eine bestimmte Denomination zu warten, bis sie selbstständig geworden.“ Dagegen findet sich im Bostoner „Miss. Herald“ ein Brief einer dieser jungen Leute an Hr. Clark, wo es u. A. heißt: „Am 2. Juli 1878 organisirte Miss. M. C. Harris aus Hakodate eine Gemeinde in hiesiger Stadt und nahm 17 von uns als Mitglieder auf.“ Wie diese Angabe mit dem obigen zu vereinigen ist, wissen wir nicht. Da Miss. Dening erst im September nach Sapporo kam, hätte er von jener Gemeindebildung doch hören müssen.

— Am 23. März nahm der amerik.-methodist. Miss. Davison 44 Personen in die Gemeinde zu Kagoschima auf der Insel Kiusiu auf.

— In Okajama, einer Stadt

von 35,000 Einwohnern, 35 Stunden von Kobe, wurde am 20. April d. J. der erste öffentliche Gottesdienst in einem Hause gehalten, das dem Gouverneur gehört und von diesem den amerikanischen Missionaren für den Anfang eingeräumt worden war. 75 Japaner waren anwesend; der Gouverneur hatte 3 seiner Kinder dazu geschickt; auch mehrere Beamte, Aerzte 2c. waren gekommen. Die Predigt über Jesu Gespräch mit der Samariterin wurde von einem jungen Japaner Osada gehalten; bloß der Gesang war ohrenzerreißend, sonst alles gelungen. Am 27. wurde eine Sonntagsschule eröffnet mit über 40 Schülern. Gegenwärtig bauen die Missionare sich ein Haus in schönster Lage vor der Stadt. Dr. Berry, der Missionsarzt, wird überall mit offenen Armen empfangen.

Indien.

Von den Leipziger Missionaren sind im vorigen Jahr 1634 Heiden und 267 Christenkinder getauft, 261 aus anderen Gemeinschaften, namentlich Katholiken, aufgenommen worden, so daß das Gebiet dieser Mission auf 18 Hauptstationen in 421 Ortschaften jetzt 10,872 Christen zählt.

— Die Traktatgesellschaft im Pandschab hat v. J. 98 Bücher und Flugschriften herausgegeben, 37 Kolporteure beschäftigt (18 Bibelkolporteure nicht gerechnet) und für verkaufte Bücher 14,569 Rupies, darunter 4304 für Bücher in den Landessprachen, eingenommen, mehr als je zuvor.

— Die englischen Baptisten in Orissa haben 6 Kirchen, 10 Kapellen, 12 Stationen, 982 mündige Gemeindeglieder, 1140 Schüler, 2688 Personen, die sich zur Mission halten. Im letzten Jahr wurden 83 getauft. 1859 war die Zahl der Gemeindeglieder 333, dann 1869 betrug sie 519 und 1879 also 982. Die Muttergemeinde (General Baptists) in England zählt 24,000 Mitglieder. — Außerdem haben die amerikanischen Frei-Baptisten in Orissa eine Mission. Neulich haben sich 200—300 Familien an sie angeschlossen.

— Die schottisch-freikirchlichen Missionare haben im v. Jahr 45 erwachsene Santals mit 28 Kindern, in Dschalna 27 Erwachsene und 40 Kinder getauft, und Anfang dieses Jahres hat der eingeborne Geistliche Dhandschibhai Naurodschi in Bombay 18 Personen aus 3 miteinander verwandten Familien getauft. In Puna wurde die große Erziehungsanstalt dieser Mission am 16. Mai in Brand gesteckt, doch konnte das Feuer wieder gelöscht werden. Mehrere Regierungsgebäude in der gleichen Stadt sind wirklich von den Verschwörern niedergebrannt worden.

— In Madras wirkt seit 6 Jahren der englisch-kirchliche Miss. Goldsmith unter den Muhammedanern. Er hat sich ein Haus im muhammedanischen Stadttheil (Triplikan) gemiethet und in dem Hof desselben Sitze anbringen lassen, so daß er von seiner eigenen Veranda aus zu einer geschlossenen und doch jedermann offen stehenden Versammlung reden kann.

Oefters werden hier auch Vorträge und Disputationen in englischer Sprache für die jungen gebildeten Hindus gehalten. Ein freischottischer Miss. Alexander, der einigemal hieran theilnahm, versichert aber, es würde bei dieser sog. direkten Missionsarbeit nicht viel herauskommen, wenn nicht durch die gründliche Schularbeit, wie eben die Schotten sie treiben, vorgearbeitet wäre. Diejenigen Gebildeten, welche bloß in religionslosen Regierungsschulen gelernt haben und die Bibel nur vom Hörensagen kennen, haben kein religiöses Verständniß und kein Heilsbedürfniß, während die in Missionsschulen Erzogenen doch schon einen ganz anderen Geist haben, selbst wenn sie das Heidenthum vertheidigen. Wie gut, daß auf allerlei Weise missionirt wird!

— In der Gegend von Bellary hat der Londoner Miss. Lewis im v. J. 180 Tage auf der Predigtreise zugebracht und 216 Städte, Dörfer und Flecken besucht, zum Theil auch Almosen unter die von der Hungersnoth Betroffenen ausgetheilt.

— Der Brahma Samadsch zählt (nach der Civil and Military Gazette) 149 Gemeinden: 20 in Kalkutta, 54 in Bengalen, 7 in Assam, 3 in Tschota Nagpur, 7 in Behar, 2 in Orissa, 8 in den Nordwest-Provinzen, 1 in den Central-Provinzen, 5 im Pandschab, 3 in Sindh, 3 in Gudscherat, 6 in Bombay, 6 in Madras. Von diesen besitzen 44 Mandirs d. h. Kapellen. 18 verschiedene Zeitschriften dienen dem Samadsch: 6 englische, 9 bengalische, 1 Hindi, 1 Orija und 1 anglomahrattische.

— Miss. Wade und Dr. Downes von der englisch-kirchlichen M.-G. in **Kaschmir** haben 360 infolge der Hungersnoth verwaiste Kinder aufgenommen. Die Gesellschaft hat 10,000 M. vom indischen Hungerfond ihnen zur Verfügung gestellt und Miss. Briggs mit Frau aus Multan nach Kaschmir zur Aushilfe geschickt. Auch wird ein junger Arzt gesucht, der dem überarbeiteten und kränkelnden Dr. Downes unter die Arme greifen könnte.

— Im Januar machten Miss. Caley und Richards mit dem eingeb. Geistlichen Itty einen Besuch in Melkawu bei den durch den seligen H. Baker bekehrten **Arrians** in den Bergen von Trawankor. Sie wurden mit Freudenschüßen empfangen, tauften 29 Erwachsene und mehrere Kinder, segneten einige Ehen ein, schlichteten Streitigkeiten ꝛc. Miss. Caley soll sich in Zukunft dieser einfachen schutzbedürftigen Bergbewohner annehmen, die durch den Tod ihres Vaters Baker sehr betrübt worden sind.

— Aus dem **Pandschab** sendet Miss. **Bateman** einen interessanten Reisebericht. Von Narowal (S. Miss. Mag. 1876 S. 353) sagt er, es sei da „wie ein Geruch des Feldes, das der Herr gesegnet hat“ (1 Mos. 27, 27) und erzählt dann mehrere schöne Züge von diesem Ort, wo vor einigen Jahren mehrere Muhammedaner getauft und ein schmuckes Kirchlein gebaut wurde. Da ist z. B.

der Aufseher des nicht weit vom Kirchhof gelegenen Reisehauses, ein Brahmane, der früher als Soldat dem Maharadscha von Kaschmir diente, dann Fakir wurde und nun ein Christ ist. Ein muhammedanischer Fakir hatte ihm vor Jahren gesagt, das Christenthum sei die wahre Religion; lange nachher hatte er einen Traum, der ihm das Gleiche sagte, worauf er ein Bild des Herrn Jesu und seiner Apostel kaufen wollte, um es anzubeten; so kam er nach Lahore, wurde mit Imad-ud-din bekannt, erhielt von einem andern eingeb. Christen für 4 M. statt jener Anbetungsgegenstände eine vollständige Sammlung biblischer Bilder, deren Sinn er bald gefaßt hatte; endlich wurde er getauft.

Oceanien.

— Neukaledonien. Ueber den „Kanaka-Aufstand und seine Ursachen" schreibt der katholische Bischof Vitte in den „Katholischen Missionen": „Unsere Christen sind fast ausnahmslos und trotz der Aufreizung ihrer Bundesgenossen und Blutsverwandten treu geblieben.... Wo liegen denn aber die Ursachen dieser schrecklichen Empörung?.. Die Blätter des Nachbarlandes Australien messen den Kanaka-Aufstand folgenden Ursachen bei: Beschlagnahme kanakischen Landes durch die französische Regierung, Mißachtung ihrer Sitten, Verletzung ihrer Grabstätten und ihrer Tabu-Gesetze, Frauenraub, Auflegung unmäßiger Frohndienste, Vorenthaltung der den Unterhäuptlingen schuldigen Pensionen, der Absolutismus der Commandantur, Brutalitäten gewisser Unterbeamten u.s.w., mit anderen Worten, man beschuldigt die Regierung, die Verwaltung und die Kolonisten... Die plumpe Beschuldigung, die uns selbst (die katholischen Missionäre) zu Mitwissern der Mörder stempeln will, weisen diese Blätter mit Entrüstung zurück. Doch enthalten ihre Angaben neben viel Wahrheit manche Uebertreibung." Der wahre Grund des Aufstands ist nach des Bischofs Ueberzeugung der gottlose und christenfeindliche Geist einer gewissen Zahl von Kolonisten und Regierungsbeamten: „Die Kanaken haben sich empört, weil sie keine Christen sind, und daß sie keine Christen sind, verschulden wahrlich nicht die Missionäre, nicht einmal die Eingebornen, wohl aber der gottlose und christenfeindliche Geist eines Theiles der Kolonisten und Regierungsbeamten.... Schon 10 Jahre vor der französischen Besitzergreifung, im Dec. 1843, landeten die Maristen auf Neukaledonien; während 15 Jahren rangen sie mit diesem Volke von Kannibalen mit wechselndem Geschick: Bald zur Flucht gezwungen, bald wieder zurückkehrend, bald freundlich aufgenommen, bald wieder vertrieben. Sie sahen ihre Niederlassungen zerstört, ihre Neubekehrten verfolgt, ihre Häuser und Kirchen eingeäschert. Zeugen sind Balao, Puebo, Tuo. Aber sie harrten aus, und nach 15 Jahren, gegen 1858 und 1860, begann der Sieg des Christenthums: fast alle Bewohner der Ostküste wurden getauft oder begannen das

Katechumenat; sie „nahmen die Leibbinde" d. h. auf kanakisch, sie entschlossen sich dem Missionär zu folgen und seine Lehren anzuhören. Die Südspitze der Ostküste folgte diesem Beispiel und die Nordspitze war entschieden auf demselben Wege. Wer hat nun all' diese herrlichen Hoffnungen vernichtet? Wer hat die günstige Strömung, die sich auf der ganzen Insel zeigte, aufgehalten? Ich wiederhole es: der gottlose und antichristliche Geist eines Theiles der Kolonisten und Beamten.... Die Einen stellen sich der Bekehrung in den Weg um die Eingebornen zu ihren schmählichen Leidenschaften mißbrauchen zu können; Andere lieben es, die Kanaken als Sklaven zu betrachten, die man nach Gutdünken plagen und mit Frohnen überladen darf. Noch andere stellen sich aber auch aus direktem Hasse gegen die Religion in den Weg... Man will die katholische Kirche erst durch die Bürgermeisterei und nachher durch den Freimaurertempel ersetzen.... Die Feinde des Christenthums in Neukaledonien mögen an ihre Brust schlagen: auf sie fällt die Verantwortung der letzten Ereignisse!"

Was den Aufstand selbst betrifft, so hieß es schon in einem Telegramm vom 12. März dieses Jahres. „Der Friede ist völlig hergestellt. Die letzten aufständischen Stämme haben sich unterworfen."

Neuguinea. Im Anfang dies. Jahres hatten die 3 Londoner Missionare in Südost-Guinea 40 Südsee-Christen als Mitarbeiter. Von diesen sind inzwischen mehrere am Fieber gestorben und leider auch drei sammt ihren Frauen von einem hiezu beauftragten Zauberer vergiftet worden, lediglich um ihrer wenigen Habseligkeiten willen, nach denen die Eingebornen gelüstete!

Bücherschau.

Von einem Weberknaben, aus welchem ein berühmter Mann wurde. Leben und Wirken von David Livingstone. Frei nach dem Englischen. Basel. Verlag von C. F. Spittler. 1879.

Schon wieder eine Biographie Livingstone's! Und in der That, was kann man Erhebenderes lesen oder der Jugend Veredelnderes zum Muster vorhalten, als das Ringen und Gelingen, das Leben und Streben, das Dienen und Leiden dieses wahrhaftigen Jüngers Jesu? Dieser erste Band (211 S.) erzählt die Geschichte des großen Reisenden, seinen eigenen Schilderungen folgend, aber diese hie und

der Aufseher des nicht weit vom Kirchhof gelegenen Reisehauses, ein Brahmane, der früher als Soldat dem Maharadscha von Kaschmir diente, dann Fakir wurde und nun ein Christ ist. Ein muhammedanischer Fakir hatte ihm vor Jahren gesagt, das Christenthum sei die wahre Religion; lange nachher hatte er einen Traum, der ihm das Gleiche sagte, worauf er ein Bild des Herrn Jesu und seiner Apostel kaufen wollte, um es anzubeten; so kam er nach Lahore, wurde mit Imad-ud-din bekannt, erhielt von einem andern eingeb. Christen für 4 M. statt jener Anbetungsgegenstände eine vollständige Sammlung biblischer Bilder, deren Sinn er bald gefaßt hatte; endlich wurde er getauft.

Oceanien.

— Neukaledonien. Ueber den „Kanaka-Aufstand und seine Ursachen" schreibt der katholische Bischof Vitte in den „Katholischen Missionen": „Unsere Christen sind fast ausnahmslos und trotz der Aufreizung ihrer Bundesgenossen und Blutsverwandten treu geblieben.... Wo liegen denn aber die Ursachen dieser schrecklichen Empörung?.. Die Blätter des Nachbarlandes Australien messen den Kanaka-Aufstand folgenden Ursachen bei: Beschlagnahme kanakischen Landes durch die französische Regierung, Mißachtung ihrer Sitten, Verletzung ihrer Grabstätten und ihrer Tabu-Gesetze, Frauenraub, Auflegung unmäßiger Frohndienste, Vorenthaltung der den Unterhäuptlingen schuldigen Pensionen, der Absolutismus der Commandantur, Brutalitäten gewisser Unterbeamten u. s. w., mit anderen Worten, man beschuldigt die Regierung, die Verwaltung und die Kolonisten... Die plumpe Beschuldigung, die uns selbst (die katholischen Missionäre) zu Mitwissern der Mörder stempeln will, weisen diese Blätter mit Entrüstung zurück. Doch enthalten ihre Angaben neben viel Wahrheit manche Uebertreibung." Der wahre Grund des Aufstands ist nach des Bischofs Ueberzeugung der gottlose und christenfeindliche Geist einer gewissen Zahl von Kolonisten und Regierungsbeamten: „Die Kanaken haben sich empört, weil sie keine Christen sind, und daß sie keine Christen sind, verschulden wahrlich nicht die Missionäre, nicht einmal die Eingebornen, wohl aber der gottlose und christenfeindliche Geist eines Theiles der Kolonisten und Regierungsbeamten.... Schon 10 Jahre vor der französischen Besitzergreifung, im Dec. 1843, landeten die Maristen auf Neukaledonien; während 15 Jahren rangen sie mit diesem Volke von Kannibalen mit wechselndem Geschick: Bald zur Flucht gezwungen, bald wieder zurückkehrend, bald freundlich aufgenommen, bald wieder vertrieben. Sie sahen ihre Niederlassungen zerstört, ihre Neubekehrten verfolgt, ihre Häuser und Kirchen eingeäschert. Zeugen sind Balao, Puebo, Tuo. Aber sie harrten aus, und nach 15 Jahren, gegen 1858 und 1860, begann der Sieg des Christenthums: fast alle Bewohner der Ostküste wurden getauft oder begannen das

Katechumenat; sie „nahmen die Leibbinde" d. h. auf kanakisch, sie entschlossen sich dem Missionär zu folgen und seine Lehren anzuhören. Die Südspitze der Ostküste folgte diesem Beispiel und die Nordspitze war entschieden auf demselben Wege. Wer hat nun all' diese herrlichen Hoffnungen vernichtet? Wer hat die günstige Strömung, die sich auf der ganzen Insel zeigte, aufgehalten? Ich wiederhole es: der gottlose und antichristliche Geist eines Theiles der Kolonisten und Beamten.... Die Einen stellen sich der Bekehrung in den Weg um die Eingebornen zu ihren schmählichen Leidenschaften mißbrauchen zu können; Andere lieben es, die Kanaken als Sklaven zu betrachten, die man nach Gutdünken plagen und mit Frohnen überladen darf. Noch andere stellen sich aber auch aus direktem Hasse gegen die Religion in den Weg... Man will die katholische Kirche erst durch die Bürgermeisterei und nachher durch den Freimaurertempel ersetzen.... Die Feinde des Christenthums in Neukaledonien mögen an ihre Brust schlagen: auf sie fällt die Verantwortung der letzten Ereignisse!"

Was den Aufstand selbst betrifft, so hieß es schon in einem Telegramm vom 12. März dieses Jahres. „Der Friede ist völlig hergestellt. Die letzten aufständischen Stämme haben sich unterworfen."

Neuguinea. Im Anfang dies. Jahres hatten die 3 Londoner Missionare in Südost-Guinea 40 Südsee-Christen als Mitarbeiter. Von diesen sind inzwischen mehrere am Fieber gestorben und leider auch drei sammt ihren Frauen von einem hiezu beauftragten Zauberer vergiftet worden, lediglich um ihrer wenigen Habseligkeiten willen, nach denen die Eingebornen gelüstete!

Bücherschau.

Von einem Weberknaben, aus welchem ein berühmter Mann wurde. Leben und Wirken von David Livingstone. Frei nach dem Englischen. Basel. Verlag von C. F. Spittler. 1879.

Schon wieder eine Biographie Livingstone's! Und in der That, was kann man Erhebenderes lesen oder der Jugend Veredelnderes zum Muster vorhalten, als das Ringen und Gelingen, das Leben und Streben, das Dienen und Leiden dieses wahrhaftigen Jüngers Jesu? Dieser erste Band (211 S.) erzählt die Geschichte des großen Reisenden, seinen eigenen Schilderungen folgend, aber diese hie und

da auch aus anderen Quellen ergänzend, bis zum Jahr 1863. Ein zweiter Band soll die Geschichte zu Ende führen. Der Ton der Erzählung ist populär, gemüthlich. Auch wer keine großen geographischen Vorkenntnisse besitzt, wird das Buch mit Nutzen und Genuß lesen. Gerade für solche scheint es bestimmt zu sein. Der sehr geringe Preis wird es manchen zugänglich machen, denen vollständigere und gelehrtere Werke verschlossen sind.

Kalulu, Prinz, König und Sklave. Scenen aus dem Leben in Central-Afrika von H. M. Stanley. Für die deutsche Jugend bearbeitet von L. Mannheim. Leipzig, Verlag von Ferd. Hirt und Sohn. 1879.

Wenn wir dies bereits in mehreren Sprachen und in zahlreichen Auflagen erschienene Buch des weltberühmten Reisenden im Miss.-Mag. anzeigen, so hat das nur den Zweck, christliche und missionsfreundliche Eltern, Erzieher und Jugendfreunde auf dasselbe aufmerksam zu machen und es ihnen zu empfehlen als ein vorzügliches Mittel, in den jungen Köpfen und Herzen, die ja doch nun einmal die Wahrheit kaum anders als in der Dichtung Schleier zu würdigen wissen, das Interesse für und die Bekanntschaft mit Afrika zu wecken und zu fördern. Die abenteuerliche Geschichte ist zwar erfunden, aber die einzelnen Schilderungen, Reisen, Kämpfe, Erlebnisse 2c., aus denen sie sich zusammensetzt, sind eben doch der Wirklichkeit entnommen. Was es mit der Sklaverei in Ostafrika auf sich hat, wie unglücklich das Heidenthum die Menschen macht, wie die Schwarzen aber eben doch auch Menschen sind und zwar Menschen mit den gleichen Gefühlen und Bedürfnissen, wie wir sie haben, das wird hier mit den sprechenden Farben, wie sie nur einem Augenzeugen zu Gebote stehn, den Lesern vor die Augen gemalt. Die deutsche Uebersetzung oder eigentlich Umarbeitung ist vortrefflich. Nur hie und da hätten wir gern noch eine Anmerkung, Erklärung arabischer Ausrufe 2c. beigefügt gesehn. Die Bilder sind prächtig. Eins derselben finden unsere Leser in dieser Nummer wieder.

Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur. Auch eine Kulturkampfstudie. Von Dr. Gustav Warneck. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1879.

Dr. Warneck hat uns hier mit einer neuen, aber keineswegs nur so über Nacht gereiften Frucht seines Fleißes überrascht. In

ebenso sachkundiger als unparteiischer Weise schildert er zuerst das Verhältniß der Mission zur Kultur, d. h. er zeigt an einer Menge von Beispielen und aus einer Reihe der unverdächtigsten Zeugnisse, daß die verachtete pietistische Mission, fast ohne es zu beabsichtigen, mehr für die physische, intellektuelle und moralische Hebung der Heidenwelt gethan hat, als irgend eine andere Kulturmacht; und dann behandelt er ebenso eingehend das Verhältniß der Kultur zur Mission, d. h. er zählt auf, was die moderne Kultur, Wissenschaft, Handel, Kolonisation, Politik &c. der Mission alles für Dienste geleistet, verschweigt aber auch nicht die Hindernisse und Gefahren, welche der letzteren vielfach aus der Berührung mit jener erwachsen sind. Wir möchten die Lektüre des inhaltsreichen Buches vor allem jenen blinden Feinden der Mission empfehlen, welche wie Hr. v. Hellwald, Albin Kohn, Dr. Buchner und viele andere ihren Gegner bisher zu sehr verachtet haben, um sich ernstlich mit ihm zu beschäftigen. Wenn die von Dr. Warneck angewandte Methode des Staarstechens bei ihnen vergeblich bleiben sollte, so ist wahrlich Hopfen und Malz an ihnen verloren! Aber auch Missionare können viel, sehr viel aus diesem Buche lernen. Erstlich wird ihnen die vielseitige und weittragende Bedeutung ihrer oft so bescheidenen und unbeschrieenen Arbeit daraus erst recht zum Bewußtsein kommen, dann dürfte es für viele eine Ermuthigung sein, hier einmal zusammengestellt zu sehen, was durch all' die vereinzelten Missionsbemühungen — ganz abgesehn von den rein geistlichen Früchten — doch schon zu Stande gekommen ist, und endlich werden sie auch manche Fehler, die sie gemacht, manche Einseitigkeit, manche Uebertreibung hier aufgedeckt und in wohlwollendster Weise kritisirt finden. Feind und Freund wird zugeben müssen, daß die hier gebotene Missionsapologetik einer- und die gegen den modernen Kulturfanatismus geführte Polemik andrerseits sich streng in den Grenzen der Wahrheit und Gerechtigkeit gehalten und der Verfasser es verstanden hat et ab hoste doceri. Die genauen Quellennachweise, wie überhaupt die zahlreichen Anmerkungen sind eine werthvolle Beigabe. Leicht hätte der Verfasser sein Buch ums Doppelte vermehren können. Vieles hat er ungesagt gelassen. Ueber die rückwirkende Kraft der Mission, z. B. über die Verbreitung geographischer und ethnographischer Kenntnisse in der Heimat, über die Weckung überseeischer Interessen, über die Anregung zur Auswanderung, wie sie von un-

ferer Missionsliteratur und von heimgekehrten Missionaren ausgeht, über die Belehrung, die wohl heimatliche Politiker und Diplomaten schon von Missionaren erhalten haben, ist nichts gesagt. Andrerseits hätte auch gezeigt werden können, wie schon die europäischen Zustände an und für sich, z. B. der Geist unsrer öffentlichen Presse u. v. A. theils anregend, theils schädigend auf die Heidenvölker, deren Repräsentanten sich ja je und je unter uns aufhalten, wirken müssen. Auch im Einzelnen hätte vieles hinzugefügt werden können, z. B. die vielfache Anregung, welche f. Z. vom Baptistenmissionar Dr. Carey fast auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens in Bengalen bis auf den Ackerbau hinaus geübt worden ist. Reiche Ausbeute hätte auch das vor einem Jahr erschienene Leben Dr. Wilsons gewährt. Aber wir danken es dem Verfasser, daß er sich eine weise Selbstbeschränkung auferlegt hat und hoffen, daß sein verdienstliches Werk das im vollen Maße ausrichten wird, wozu es bestimmt ist. Seine Schlagfertigkeit, seine Sachkenntniß und namentlich die Geduld, mit welcher er auch den unliebenswürdigsten und undankbarsten Gegnern ihr Unrecht Schritt für Schritt nachweist und die Wahrheit wieder und wieder vorhält, wird schwerlich je übertroffen werden. — Was das Aeußere betrifft, so sind Papier, Ausstattung und Druck im Ganzen recht gut, nur einige Druckfehler wirken störend, wenn z. B. Prof. Gerland S. 214 zum Priester gemacht wird, u. A.

Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit. Zwölf Festpredigten von Emil Kählbrandt. Riga. Verlag von Alexander Stieda. 1879.

Diese Predigten sind kurz und gut, anregend und durchaus biblisch. Hie und da lassen sie erkennen, daß der Verfasser auch ein warmes Herz für die Mission hat. Die Zusendung derselben hat uns als ein Gruß aus der Heimat besonders gefreut; für eine eingehende Besprechung von Predigtbüchern hat aber das Missions-Magazin keinen Raum.

Ein Blick auf Indien.

Von Th. K.

(Schluß.)

3. Das Christenthum in Indien.

Fragen wir zuerst: Hat nicht eine der indischen Religionen Aussicht, mit der Zeit die alleinige Herrschaft in Indien zu erlangen? Wird eine derselben dem Christenthum den Rang streitig machen? Der Brahmanismus ist keine Religion, welche missionirt, er kann es seinem Wesen nach nicht sein. Es können wohl einzelne Handwerksinnungen noch in den Organismus des Kastensystems aufgenommen werden, aber dies hat mit dem brahmanischen Glauben nichts zu schaffen. Der Brahmanismus kann keine Brahmanen schaffen, selbst wenn er es wollte. Er ist weit davon entfernt, in fremden Ländern seine eigenen Religionsbücher, die Veden, in Uebersetzungen oder Originaltexten zu verbreiten; verbietet er doch seinem eigenen Volke das allgemeine Lesen und Hersagen derselben. Dem orthodoxen Brahmanen sind seine Religionsbücher so heilig, daß sie nicht durch Druckerschwärze entweiht werden dürfen. Erst christliche Gelehrte haben die Veden drucken lassen und herausgegeben; der großen Mehrzahl der Hindus selbst wären dieselben sonst für immer eine unbekannte Größe geblieben. Der Brahmanismus muß mit der Zeit untergehen. Mit seinen religiösen Lehren sind so viele wissenschaftlich falsche Begriffe vermengt, z. B. falsche Vorstellungen über die Gestalt der Erde, über den menschlichen Organismus u. dergl., daß die einfachste Schulbildung — im angeführten Fall der erste geographische oder naturwissenschaftliche Unterricht, ohne die Beihilfe des Christenthums, die Grundlagen des Brahmanismus erschüttern muß.

Eben so wenig wie der Brahmanismus ist der Parsismus, der seinem Ursprung nach dem ersteren so nahe steht, eine missionirende Religion. Ihre Bekenner gehören zwar zu den rührigsten, wohlhabendsten und gebildetsten Einwohnern Indiens; aber sie können keine Proselyten machen. Ein Mensch muß entweder als Brahmane oder als Parsi geboren sein; keine Macht der Welt kann ihn zum einen oder andern umschaffen.

Dagegen war der Buddhismus bei seinem ersten Auftreten in Indien eine in hervorragender Weise missionirende Religion. Daher hat er sich auch ausgebreitet wie keine andere Religion vor und nach ihm. Aber sein Missionseifer hat jetzt aufgehört, seine Philosophie sich in Aberglauben aufgelöst, und überdies ist er zu wenig eine wirkliche Religion. Der Buddhismus scheint nur theilweise mit Gewalt aus Indien vertrieben worden zu sein; er machte sich auf die Dauer von selbst unmöglich, weil die Hindus eben ein sehr religiöses Volk sind und eine wirkliche Religion nöthig haben. Nimmt man den Brahmanismus weg, so können die Hindus nicht wieder Buddhisten werden; sie müssen Moslems, Theisten oder Christen werden. Allerdings gibt es auch solche Hindus, die sich mit europäischer Civilisation und Bildung ohne Christenthum begnügen; wir meinen das junge Kalkutta, Madras und Bombay, das sich auf seine religionslose Aufklärung etwas zu gute thut. Aber sie machen die wahre Bevölkerung Indiens nicht aus; die Menge wird sich nie zufrieden geben mit bloßer europäischer Bildung oder mit den negativen Resultaten einer fälschlich so genannten Wissenschaft.

Der Islam läuft in der That an manchen Orten dem Christenthum den Rang ab. Die Einfachheit dieses Glaubens zieht besonders unkultivirte Völker an; daher seine beständigen Fortschritte in Afrika. Aber sollte der Missionstrieb der Christenheit nicht denjenigen der Moslems übertreffen können? Was die „Theisten" anlangt, so bilden sie eine Zeiterscheinung, die an die religiösen Zustände der römischen Kaiserzeit am Anfang unserer Zeitrechnung erinnert. In den oberen Schichten der Gesellschaft zersetzen sich allmählich die Religionen, und man macht sich eigene Glaubensansichten zurecht, indem von der einen Religion dies, von der anderen jenes Stück hergenommen und zu einer neuen Mischmasch-Religion zusammengebraut wird, die eben meist weder Fisch noch Fleisch ist. Viele der fähigsten Köpfe in Indien sind jetzt sogenannte Theisten, die den

Glauben an ein höchstes Wesen gegenüber der Gottesleugnung einer- und dem Götzendienst andererseits festhalten wollen. Sie nennen dasselbe Brahma, betrachten es aber als persönlichen Gott, an den man seine Gebete richten darf. Beinahe in jeder größeren Stadt ist ein Samadsch, d. h. ein Verein solcher Leute. Kaum ist aber ein solcher Samadsch gegründet, so geschieht, was in Indien das Gewöhnliche ist: er zertheilt sich in Unterabtheilungen, die einen gründen ihren Glauben auf die Veden, andere verwerfen die Veden theilweise, wieder andere ganz. Selbst bedeutende Führer dieser Bewegung, wie Keschab Tschander Sen, Dajanand Saraswati Swami *) u. A. vermögen es nicht, alle indischen Theisten zu einer Religionsgemeinschaft zusammenzuschließen.

Das Christenthum ist es, das schließlich über den Trümmern der anderen Religionen den Sieg in Indien behalten wird. Es hat gerade in diesem Lande besondere Aussicht darauf, weil es hier wichtige Anknüpfungspunkte findet. Vor allem in der Gemüths-

*) Ein Schüler dieses Mannes aus der Kschatrija-Kaste, der erst 23 Jahre alte Sanskritgelehrte Sijamadschi Krischnawarma, ist neulich nach England gegangen und unter die Zahl der Studirenden in Oxford aufgenommen worden. Der Muth, mit welchem er den Kasten- und anderen Vorurtheilen der Seinigen entgegengetreten ist, verdient alle Anerkennung, doch berührt es einen eigenthümlich — fast wie eine Enttäuschung — wenn man hört, dieser gelehrte junge Hindu habe die Absicht, nach seiner Rückkehr sich sogleich wieder durch die demüthigende Ceremonie des prajaschtschitta in seine Kaste aufnehmen zu lassen — in der Hoffnung, so erst recht als ein Sauerteig unter seinen Landsleuten wirken zu können! Das ist nicht der Stoff, aus welchem Reformatoren gemacht werden. Da war der Urheber dieser ganzen Bewegung, der 1774 geborene Brahmane Ram Mohan Raja, der 1833 in Bristol starb, doch noch eher ein bahnbrechender Charakter. Der jetzt 61-jährige Debendranath Tagore, der eigentliche Gründer des Adi-Brahma-Samadsch (1844), ist auch zu sehr ein Vermittler. Keschab Tschander Sen, der einst so kühn und entschieden auftretende, gibt sich jetzt, wo er schon über 40 Jahre alt ist, ebenfalls immer mehr als Hindu zu erkennen, wenn auch im Gewande einer halbchristlichen Phraseologie. Wie inkonsequent er in den letzten Jahren gehandelt und wie eingebildet er erst neulich von sich als „etwas Besonderem" geredet, ist bekannt. Viele seiner früheren Jünger haben ihn nun verlassen und den sogen. Sadharana-Brahma-Samadsch gegründet. Prof. Williams sagt: „Wir dürfen fest überzeugt sein, daß diese theistischen Gemeinschaften in Indien ein christliches Werk ausrichten, wenn sie auch nicht alle christlichen Dogmen angenommen haben" — eine Behauptung, zu der man wohl ein Fragezeichen wird setzen müssen.

beschaffenheit der Hindus. Schon früher war davon die Rede, daß die Hindus alle Seiten des menschlichen Lebens unter religiöse Gesichtspunkte stellen. In der That gibt es wohl kein Volk, das so religiös wäre, als das indische, keines läßt sich so gern belehren und ist so willig, eine Autorität anzuerkennen, keines bezeugt so viele Ehrfurcht vor Alter und Erfahrung. Allerdings herrscht Aberglaube, Unsittlichkeit, Unzuverlässigkeit, Stolz, Selbstsucht, Geiz u. s. w. gewaltig in Indien, aber nicht mehr als in anderen vom Geist des Christenthums noch nicht berührten oder wieder abgefallenen Ländern. Das Christenthum allein wird das tiefe, bis jetzt freilich sehr irre geleitete religiöse Bedürfniß der Hindus befriedigen können.

Das Christenthum hat überdies noch besondere Berührungspunkte mit indischen Religionsanschauungen, mehr als der Buddhismus und sogar als der Islam. Die Hindus sind z. B. gerne bereit, ihre Sündhaftigkeit anzuerkennen; sie geben die Nothwendigkeit des Opfers zu, sie räumen das Bedürfniß einer übernatürlichen Offenbarung ein, und ihre Inspirationslehre ist sogar noch ausgebildeter, als die christliche. Ihre heiligen Schriften sind nicht das Werk eines Geistes, wie der Koran, sondern sie sind in einem langen Zeitraum durch stufenmäßig fortgehendes Wachsthum entstanden, wie die Bücher unsrer Bibel. Die Hindus sind vertraut mit dem Gedanken einer göttlichen Dreiheit, einer Menschwerdung und mit dem Bedürfnisse eines Heilandes, so verunstaltet diese Gedanken bei ihnen auch sein mögen. Sie glauben an die Eitelkeit alles Irdischen und behaupten, das höchste Wesen sei ein Geist, allmächtig und allgegenwärtig; ihr Bekenntniß lautet: „Gott ist Wesen, Gedanke und Seligkeit", nur steht nicht dabei: Gott ist die Liebe. Die h. Schriften des Brahmanismus enthalten neben vielen unzulässigen Aussagen über Gott doch unter anderen folgende: „Gott ist der Heiligste der Heiligen, der Seligste der Seligen, der Gott aller Götter, der ewige Vater aller Kreatur; er ist das Leben in Allem, er ist der Unerfaßliche, der Schöpfer und Erhalter des Weltalls, der alte Weise ohne Anfang und ohne Ende."

So ist das Christenthum doch in mancher Beziehung in Indien vorbereitet; aber nicht bloß innerlich im Geistesleben der Hindus, sondern auch äußerlich durch die Herrschaft der Engländer. Zu welchem Zwecke sind denn den Engländern die gewaltigen Länderstrecken Indiens anvertraut? Doch nicht, damit sie an ihnen politische,

sociale und militärische Versuche anstellen, damit sie ihren Handel erweitern und ihre nationale Macht stärken, sondern damit jede Seele vom Kap Komorin bis zum Himalajagebirge gehoben, erleuchtet und zu Christo geführt werde. Wie sich freilich die indische Regierung zum Christenthum stellt, ist bekannt; sie will in religiösen Dingen neutral sein, ihre Schulen sind religionslos, ja, als vor einigen Jahren die englische Königin in Delhi als Kaiserin von Indien ausgerufen wurde, wurde bei der ganzen Feierlichkeit zum Erstaunen der Hindus nicht ein einziges Mal der Name Gottes auch nur genannt, geschweige denn angerufen. Das Princip der Neutralität als solches kann man natürlich nur billigen; Herrscher sollen ihren Unterthanen keine Religion aufzwingen; die Engländer bieten daher mit Recht keinem Bekehrten politische oder sociale Vortheile und unterscheiden sich hierdurch vortheilhaft von Muhammedanern und Katholiken, welche die staatliche Autorität und das „Recht des Stärkeren" ohne Scheu zur Beförderung ihrer Religion mißbrauchen. Der Staat soll als Staat nicht missioniren, dies hat die Christenheit zu thun. Es ist genug, daß die Engländer der Mission in Indien Raum lassen, nicht bloß dadurch, daß sie selbst nichts von Staats wegen dafür thun, sondern auch dadurch, daß sie dieselbe gewähren lassen. Im Einzelnen mag wohl von Beamten der Mission manches Hinderniß in den Weg gelegt werden; oft wird das Prinzip der Neutralität so ausgelegt, als müsse das Heidenthum gegenüber dem Christenthum in Schutz genommen werden. (Ausschreitungen dieser Art sind im Missions-Magazin wiederholt gerügt worden, z. B. 1875, S. 382; 1877, S. 214.) Manche Engländer treiben dadurch, daß sie als Feinde des Kreuzes Christi wandeln, eine Art Gegenmission. Es sind aber Fälle öffentlichen Aergernisses jetzt in Indien viel seltener als noch vor 30 oder 50 Jahren. Die Eingebornen können zu den Engländern nicht mehr sagen, was sie im Jahre 1616 zu Terry (dem ersten englischen Geistlichen, der Indien besucht haben soll) gesagt haben: „Christliche Religion eine Teufelsreligion, Christen trinken viel, Christen thun viel Schlechtes, Christen schlagen viel, Christen mißbrauchen Andere oft." Jedenfalls sind die Umstände, unter denen in Indien missionirt wird, nicht hinderlicher für das Christenthum als sonst; verglichen mit der Zeit der römischen Kaiser, sind sie nicht besser zu wünschen. Und — muß man hinzusetzen — mögen Menschen hindernd oder fördernd

mitwirken, die Kraft des Evangeliums ist davon unabhängig. Im Ganzen aber nimmt die indische Regierung eine freundliche Stellung der Mission gegenüber ein (siehe Miss.-Mag. 1872 S. 30: „Urtheil der anglo-indischen Regierung über die evangelische Mission"); und dies ist auch billig; denn die Mission arbeitet der Regierung bei der Ueberwindung der ihr entgegenstehenden Schwierigkeiten geradezu in die Hände, z. B. bei der Ueberbrückung der Kluft, die zwischen Herrschern und Unterthanen besteht, bei der Heranziehung eines gebildeten, zuverlässigen Beamtenstandes, bei der Aufsuchung und Bloßstellung von Mißbräuchen und Unsitten aller Art; die Regierung unterstützt andererseits die Geistesarbeit der Mission durch ihre Bildungsanstalten, denn Bildung thut den alten Religionsanschauungen Indiens großen Eintrag und unterhöhlt nach und nach den Bau des Brahmanismus: Gebildete Hindus sehen mit Verachtung auf den Götzendienst herab. So müssen Mission und Regierung einander gegenseitig helfen und ergänzen.

Was nun die Wirksamkeit der ersteren im Einzelnen betrifft, so dürften manche Leser des Missions-Magazins über dieselbe wohl besser unterrichtet sein als unser Gewährsmann, der Oxforder Professor; wir beschränken uns im Folgenden deßwegen darauf, einige Urtheile und Eindrücke desselben wiederzugeben, weil es doch von Interesse ist zu vernehmen, was ein in Indien vielgereister englischer Gelehrter über diesen Gegenstand zu sagen hat.

Das Erste, was ihm auffällt, ist der Umstand, daß in Indien das Christenthum seine größten Fortschritte unter Leuten der niedersten Kasten und unter einigen kastenlosen Stämmen der Urbevölkerung gemacht hat. Erst nach und nach — meint er — wird es seinen Weg in die oberen Schichten der Gesellschaft finden, gerade wie dies bei der ersten Verkündigung des Evangeliums durch den Herrn und seine Apostel der Fall war. Die Zahl der Bekehrungen steht zwar noch in keinem angemessenen Verhältniß zu den Millionen Indiens. Aber Prof. Williams bezeugt doch, er habe bei seinen Reisen einen Eindruck davon empfangen, welche Wohlthaten Indien durch die Arbeit der Missionare aller Konfessionen genieße, mögen auch die sichtbaren Erfolge der Arbeit noch so beschränkt sein. Ja er sagt, die Rolle, welche die Mission bisher in Indien gespielt habe, könne man nicht vergleichen mit der Rolle, die sie einst im indischen Reiche noch spielen werde. Die europäischen Missionare werden

täglich mehr ein wichtiges Bindeglied zwischen Regierung und Unterthanen; sie genießen das Vertrauen vieler Eingeborner aus allen Ständen und vermögen oft das zu vollbringen, was die Regierung bei ihrem Neutralitätsprincip nicht durchsetzen kann.

Hauptsächlich lobt der englische Universitätsprofessor die Missionsschulen. Das Beste, was von christlicher Seite geschehe, werde in den Schulen gethan. Der erfolgreichste, wenn auch langsam zum Ziele führende, unscheinbare Weg, um Indien christlich zu machen, sei der der Missionsschulen, in welchen den Kinderseelen durch die Missionare für Zeitlebens die wichtigsten Eindrücke und Lehren mitgegeben werden. Als in hervorragender Weise vortrefflich werden gerühmt die große Lehranstalt der schottischen Freikirche in Madras, die etwa 1000 Kinder unterrichtet, und die Schulen der kirchlichen Mission in Tinneweli. Hundert andere könnte man noch hinzufügen. Auch die Schulen der Basler Mission in Mangalur werden gelobt; sie seien von bedeutender Wirkung und großem Nutzen; die Leiter derselben beweisen große Hingebung und Aufopferung.

In einigen bedeutenden Städten, wie Benares, sind die Missionsschulen beim Volke sogar noch beliebter, als die Regierungsschulen, obschon man in den ersteren die Bibel liest und Religionsunterricht ertheilt, in den letzteren nicht. — Weiterhin ist von der Bildung der Frauen in Indien die Rede. Alle Ehre gebühre den hochherzigen Missionaren, die, wie Bischof Sargent mit seiner Frau in Tinneweli, durch Errichtung von Mädchenschulen Indien mit dem zu versehen streben, was es am nöthigsten brauche: mit guten Frauen und Müttern; Andere, wie Hr. und Fr. Lash, bilden Mädchen zu höheren Lehrerinnen aus und verwenden sie dazu, in Südindien an verschiedenen Orten neue Mittelpunkte der Erziehung des weiblichen Geschlechtes entstehen zu lassen. Das Ziel, das in dieser Richtung anzustreben sei, könne freilich nicht erreicht werden durch bloßes Predigen, Erziehen und durch Abänderung der Ehegesetze. Die Missionare müssen ihre Bundeslade beständig um das indische Jericho herumtragen, bis schließlich seine Mauern zu Fall kommen, bis sein inneres Leben der frischen Luft des Tages sich öffnet und alles, was dazu gehört, zu einem reinen, gesunden, wohlgeordneten christlichen Volksthum sich umgestaltet. Und dies Jericho sei der häusliche Herd, das Haus, das Familienleben, nicht der

Tempeldienst oder irgend eine andere Seite des öffentlichen Lebens. So lange es den gebildeten europäischen Frauen, die mit der einheimischen Sprache vertraut sind, nicht erlaubt ist, mit den indischen Frauen und Müttern in ihrem eigenen Hause frei zu verkehren, so lange wird das Christenthum, wenigstens in seiner reineren Form, nur geringe Fortschritte unter Hindus und Muhammedanern zu machen im Stande sein.

Die Schwierigkeiten, mit denen die Mission zu kämpfen hat, finden bei Williams eine gerechte Berücksichtigung. Die Religion, welche die Missionare predigen, ist ja die Religion der Eroberer und hat daher auf wenig Liebe und Beifall von Seiten der Unterworfenen zu rechnen. Natürlich haben auch die Missionare unter den Folgen der früher geschilderten gegenseitigen Entfremdung der Engländer und Hindus zu leiden. Können doch selbst fromme Engländer es kaum über sich gewinnen, ihren Nationalstolz zu überwinden. Wenn ein hochgebildeter Brahmane Christ wird und sich entschließt, mit Europäern an dieselbe Tafel zu sitzen, so sollte er auch in diejenige europäische Gesellschaft aufgenommen werden, die seinem bisherigen Stande etwa entspricht; aber der Nationalstolz ist stärker als das Pflichtgefühl; wenige englische Familien, abgesehen von den Missionaren, werden sich einem indischen Bekehrten selbst aus hoher Kaste aufthun. Daher kommt es vor, daß gebildete Männer, die den Engländern an Rang und Erziehung gleich stehen, von einem offenen Bekenntniß zum Christenthum dadurch abgeschreckt werden, daß sie innerhalb der neuen Religion keinen angemessenen Kreis finden, in dem sie sich bewegen könnten. Wenn die Ueberzeugung sie zur Taufe treibt, so sind sie sofort aus ihrer bisherigen Freundschaft und Gemeinschaft ausgeschlossen, und wenn dann keine Missionsfamilie in der Nähe ist, so bleibt ihnen keine andere Wahl, als allein zu leben oder mit Bekehrten aus niederer Kaste zu verkehren, mit denen sie möglicher Weise rein nichts gemein haben, als ihren Glauben, in vielen Fällen nicht einmal die Sprache.

Eine andere Schwierigkeit besteht in der Versorgung mancher Bekehrten. Williams hebt in dieser Hinsicht das Verfahren der Basler Mission als ein nachahmungswürdiges Beispiel hervor. Dasselbe bestehe darin, daß die Bekehrten im Handel und in der Industrie unterrichtet und dadurch in den Stand gesetzt werden, sich ihren Lebensunterhalt und eine unabhängige, menschenwürdige Existenz zu verschaffen.

Von Seiten der Hindus selbst begegnen der Mission natürlich die größten Schwierigkeiten. Die Hindus sind stolz nicht bloß auf ihre Nationalität, sondern auch auf ihre Religion. Das Letztere liegt im Wesen dieser Religion: der indische Pantheismus ist ein höchst subtiles, annehmliches und allumfassendes System, das sogar erklären kann, es schließe das Christenthum als eine Erscheinung des Universal-Geistes nicht aus, sondern ein und mache dasselbe eben deßwegen entbehrlich. Ein bedeutender Hindu soll einmal gesagt haben: „Wir Hindus haben nicht nöthig, uns zu bekehren, wir sind schon Christen und sind bereits mehr als Christen." Ferner liegen eigenthümliche Schwierigkeiten in dem geistigen Zustande der Hindus. Es gibt zwar Männer von kräftigem Geiste in Indien, aber man kann sagen, daß der gewöhnliche Hindu ein so schwaches Gehirn, einen so ungesunden Appetit nach geistigen Reizmitteln und so krankhafte Triebe und Vorurtheile von seinen Eltern ererbt, daß er oft beinahe unfähig ist, die einfachsten Thatsachen aufzufassen und für sein sittliches Leben zu verwerthen; er ist in der Regel unfähig, die Bedeutung derselben für sein tägliches Leben und Treiben zu erfassen. Daher kommt in Indien der Mangel einer Geschichte, daher die Schwierigkeit, einen genauen, nicht übertriebenen und nicht verdrehten Bericht über irgend ein ganz gewöhnliches Ereigniß zu erhalten. Daher ist es auch so schwierig, einen Hindu davon zu überzeugen, daß die einfachen Geschichten der Bibel den ungeheuerlichen Uebertreibungen des Ramajana eben durch ihre Natürlichkeit und Einfachheit weit überlegen sind.

Williams spielt auch auf einige Hindernisse an, die im Betrieb der Mission selbst liegen, nämlich auf die eigene Zertheiltheit und Zusammenhangslosigkeit der einzelnen Missionen. Allerdings könne er auf Grund seiner Reisen bezeugen, daß in der Regel Christen aller Denominationen friedlich zusammen arbeiten und im Kampf gegen den gemeinsamen Feind ihre eigenen Meinungsverschiedenheiten in unwesentlichen Punkten vergessen. An einigen Orten sind aber in neuerer Zeit tiefere Differenzen hervorgetreten; solche Unverträglichkeiten sollten daran erinnern, daß es das Merkmal der ersten Christen im Kampfe mit dem Heidenthum war, daß sie sich gegenseitig so lieb hatten.

Natürlich ist es, daß ein Gelehrter auch an der wissenschaftlichen Bildung der Missionare einige Ausstellungen zu machen hat,

und noch natürlicher, daß der Sanskrit-Professor gerade auf seinem Gebiete den Missionaren eine bessere Ausrüstung wünscht. Den Missionaren wie den englischen Beamten wird daher vorgeworfen, sie kennen und studiren zu wenig die heiligen Bücher, auf denen die Religionen Indiens ruhen. Man müsse diese heiligen Bücher immer mehr von dem Standpunkt der an sie Glaubenden würdigen lernen, das sei ohne gründliche Kenntniß des Sanskrit nicht möglich u. s. w.

Zum Schlusse noch einige Bemerkungen über die katholische Mission. Der größte Erfolg des Christenthums in Indien ist auf Seite der römischen Katholiken; dieselben bieten dem Hindu eine Art hinduisirtes Christenthum dar mit Bildern, Blumen, Symbolen, Processionen, Reliquien, Wundergeschichten und Heiligenlegenden, eine Form der Religion, wie sie dem gegenwärtigen geistigen Zustand der Hindus besonders zusagt. Der Reisende, der an der Küste von Malabar hinfährt, erblickt eine Reihe von blühenden Dörfern, die meist von dem schmucken Thurme einer stattlichen katholischen Kirche überragt werden: Zeugnisse der beinahe übermenschlichen Energie und Hingebung des großen Xavier. Das Innere dieser Kirchen bietet freilich einen Anblick, der dem eines indischen Tempels äußerst ähnlich sieht. Alle enthalten Bilder der Jungfrau Maria, die beinahe ebenso aufgeputzt, geschmückt und auch verehrt werden, wie die Bilder der indischen Götter und Heiligen. *) In jeder Beziehung drängen sich die katholischen Kirchen dem Blicke auf. An Feiertagen sind sie festlich erleuchtet, man zündet vor ihnen Feuerwerk und bengalische Lichter an, läßt Raketen und Feuergewehre los, alles zur großen Belustigung der Bekehrten wie der Heiden.

---

*) Miss. Arthur erzählt, daß er einmal, als er nach seiner Gewohnheit einen ihm begegnenden Mann fragte, wie sein Gott heiße, eine unverständliche Antwort erhalten, nach längerem Examen dann aber aus der Beschreibung des betreffenden Tempels, der Kleider, des Aussehens des Götzen herausgefunden habe, daß der vermeintliche Heide ein Katholik und sein „Gott" der h. Joseph, sein Schutzpatron, war! Und als ich einmal einem brahmanischen Richter, mit dem ich näher bekannt war, von Bekehrung und Uebertritt sprach, sagte er in scheinbarer Entrüstung: „Ihr Christen seid ja auch Götzenanbeter"! und als ich ihn hierauf erstaunt ansah, rief er einen in seinem Hof arbeitenden Katholiken herbei, ließ ihn seine Amulette, Kreuze 2c. — einen ganzen Bündel — vom Halse nehmen und fragte: „Was machst du mit den Dingen da?" Die erwünschte Antwort erfolgte richtig: „Das bete ich an, Herr!" D. Red.

Die römischen Priester sollen sich ihren Gemeinden dadurch sehr empfehlen, daß sie eine Lebensweise führen, wie die indischen Gurus (Religionslehrer) und für die leiblichen wie die geistlichen Bedürfnisse der Bekehrten sorgen. Diejenigen, welche aus Europa herüberkommen, geben den protestantischen Missionaren wenigstens in zwei Punkten ein gutes Beispiel. Sie begnügen sich mit einer erstaunlich geringen Besoldung und sie denken nie (?) daran, wieder nach Hause zurückzukehren.

Das aber erkennt Williams an, daß der endliche Sieg des wahren Christenthums nicht auf die alleinigen Anstrengungen der protestantischen Kirche abgestellt ist; das große Werk der Christianisirung Indiens, sagt er, werde vollendet werden durch ein Zusammenwirken göttlicher Fügungen und menschlicher Anstrengungen.

Aehnlich hat auch der früher erwähnte altkatholisch gesinnte Prof. Garcin de Tassy geurtheilt. Es stand ihm fest, daß die Befreundung der Hindus mit dem Evangelium und dessen heilenden Einflüssen das einzige Mittel zu ihrer nationalen Hebung und Wiedergeburt sei. „Mit besonderer Aufmerksamkeit und liebender Theilnahme pflegte er in seinen Jahresberichten die Missionsbemühungen in Indien zu verfolgen und jeden Erfolg derselben unparteiisch zu verzeichnen. Mit Wohlgefallen erwähnte er das einträchtige Zusammenwirken der protestantischen Missionäre verschiedener Kirchen, welche vor dem gemeinschaftlichen Gegner, dem Heidenthum, ihre konfessionellen Scheidepunkte zurücktreten lassen und vergessen, und in der Gründung von Schulen, Errichtung von Druckereien, Verbreitung von Bibeln und Bibelauszügen mit einander wetteifern. Er freute sich, daß bekehrte Brahmanen, wie Banardschi und Goreh, in eigenen Schriften die Vedanta-Lehre und die philosophischen Systeme des indischen Pantheismus bekämpften, daß der letztere den Zerfall des ganzen Brahmanismus verhieß, wenn es nur gelinge, den gelehrten Brahmanen diese Systeme aus der Seele zu reißen u. s. w."

Es freut uns, daß auch Dr. Döllinger, in seiner Eigenschaft als Freund und Lobredner des erwähnten französischen Orientalisten, diesem nach ein Zeugniß dafür abgelegt hat, daß unsere Missionsbestrebungen in Indien doch nicht vergeblich sind. Er sagt a. a. O.: „Der große Zersetzungsprozeß des Brahmanenthums ist eingeleitet; die Macht, mit welcher der philosophische Pantheismus die Geister in den höheren Kasten gebunden hielt, ist erschüttert; die bloße

Gegenwart des Christenthums auf indischem Boden, die Berührung mit demselben, die Wahrnehmung christlicher Ueberlegenheit auf allen Lebensgebieten, die Verbreitung der Erziehung und europäischer Kenntnisse — das alles dringt mit unaufhaltsamer Gewalt auf den Hinduismus ein und schickt sich an, das feste Gefüge des Kastenwesens, dieses schlimmsten Feindes europäischer Sitte und Religion, zu sprengen. Die großen Götterfeste ziehen nicht mehr solche Menschenschaaren an wie früher; schon bilden sich theistische Schulen, die den alten Idol-Göttern nicht mehr dienen wollen. Die Preßfreiheit, die britische, von dem Geiste christlicher Moralität getragene Gesetzgebung, deren Wohlthaten der Hindu doch empfindet — so vieles wirkt zusammen, das alte Hinduwesen gleichsam aus seinen Angeln zu heben und europäischen Anschauungen Bahn zu brechen. Die brahmanische Reformpartei, der sogen. Brahma-Samadsch, hat nun auch den Glauben an eine göttliche Inspiration der Vedas fallen lassen und erstrebt einen nationalen offenbarungslosen Theismus. Sie tritt als neue Religion auf, hat ihre Tempel und Kapellen, deren schon 60 sein sollen, erstrebt sociale Reformen, Abschaffung der allzufrühen Heirathen, der Kastenschranken und Verbesserung des Looses der Frauen. Nach Garcin's Behauptung übt sie auf die Mittelklassen einen bedeutenden Einfluß. Max Müller und einige Engländer blicken mit Hoffnung und Sympathie auf die Ziele dieser Partei, ungeachtet der in derselben eingetretenen Spaltungen. Aber: on ne détruit que ce qu'on remplace (man hebt nur auf, was man durch etwas Besseres ersetzt). Der indische Geist bedarf für Geist und Herz eine substanziellere Nahrung."

Dem Gesagten hat Dr. Döllinger nur zwei Fragezeichen beizufügen. Einmal bezweifelt er, ob dieser indische Geist, namentlich in den höheren Kasten, schon hinlänglich vorbereitet und disciplinirt sei, um die christliche Lehre verstehen und würdigen zu können. So viel er sehe, werde diese Frage von den gründlichsten Kennern*) des

*) Zu diesen gehört auch Dr. A. Burnell, der neuerdings in der „Academy" ganz entschieden gegen die landläufige Ansicht protestirt, als ob Indien sich bereits in einem Uebergangszustand befinde, ja das Reden von großen „Fortschritten", die auf sittlichem und geistigem Gebiet in Indien gemacht worden seien, als lächerliches Geschwätz charakterisirt. Er zeigt dann, indem er sich wohlweislich auf seine eigenen Beobachtungen in Südindien beschränkt, daß zwar seit mehr als 50 Jahren allen Hindus, die darnach verlangen, der

Hinduismus verneint. „Und wenn man bedenkt, wie das Christenthum in der alten Welt doch erst Wurzel fassen und sich verbreiten konnte, als diese durch Hellenismus und hellenisirten Judaismus hinlänglich dafür vorbereitet war; bedenkt, daß die analoge Vorbereitung und Erziehung der indischen Welt durch den Anglikanismus doch erst seit zwei Jahrzehnten (?) ernstlich begonnen hat, so wird man ihnen zuzustimmen geneigt sein." Im Blick auf das bereits

---

vorzüglichste englische Unterricht in zahlreichen Schulen und seit 20 Jahren in Madras sogar eine Universität offen stehe, daß die Regierung sowohl als die Missionsgesellschaften alljährlich sehr große Summen auf ihre Schulen verwenden, trotz allem und allem die Zahl derer, die in Madras graduirt haben, bis jetzt aber nur 711 betrage. Würden nun diese etwa durch Abfassung von Büchern auf die ja meist des Lesens kundige Bevölkerung zu wirken suchen, so wäre ein größerer Nutzen resp. Einfluß der europäisch-christlichen Anschauungen zu hoffen. Das sei aber nicht der Fall. Von 636 Büchern, die im Jahre 1877 in der Präsidentschaft Madras erschienen, seien nur 16 von solchen verfaßt, die eine höhere europäische Bildung genossen, darunter nur 6 Graduirte. Und was den Inhalt dieser 16 Bücher betreffe, so seien 7 davon ganz elementare Schulbücher, 5 ebenso elementare Werke juristischer Art, 2 handeln von Religion, 1 sei ein Gedicht an die Kaiserin und 1 ein höchst lächerliches Lustspiel. Nach diesen literarischen Früchten zu urtheilen, hätte die Universität Madras ebenso gar nicht vorhanden sein können. Von den übrigen Büchern seien 225 religiösen Inhalts, meist Traktate, gewesen. Außer Bibeln und Bibeltheilen hätten die christlichen Missionare etwa 91 solche Bücher geliefert, die Hindus 97 und die Muhammedaner 37. Ueber Medicin seien 11 Bücher von Hindus und 1 von einem Muhammedaner, überdies ein Hindu-Buch über Vieharzneikunde erschienen — alles Machwerke der elendesten Art, an denen man auch keine Spur europäisch-wissenschaftlichen Einflusses merke. Ebenso verhalte es sich mit 7 Büchern über Astronomie oder eigentlich Astrologie. Unter allen 636 Büchern finde sich nur eines, das von der Geschichte eines außerindischen Landes handle, und das sei eine muhammedanische Geschichte der Türkei! Die übrigen seien theils Schulbücher, theils billige und schlechte Ausgaben heiliger Schriften der Hindus und Moslems, auch ein paar Sanskrit-Gedichte — alles ohne eine Spur von Wissenschaftlichkeit. Einige Bücher seien geradezu unmoralischen Inhalts. Soviel über die 636 Bücher, welche im offiziellen Register der Regierung stehn. Gehe man nun aber in den indischen Buchläden herum, so finde man noch eine Menge von Büchern, namentlich aber Kalender aller Art, die nicht auf dieser Liste stehen, und die vom tollsten Aberglauben und absurdesten Geschwätz voll seien. Nach diesen Kalendern zu schließen, sei ganz Südindien noch völlig unter der Herrschaft astrologischer Zeichendeuterei, Tagewählerei u. s. w.; wer die oft so undurchsichtigen Motive der Hindus verstehen wolle,

oben Gesagte und auch im Andenken an die neuerdings eingetretenen Massenübertritte in Südindien können wir diesem Urtheil nicht so ganz beitreten, obschon es wahr ist, daß gerade die höchsten Klassen der indischen Gesellschaft sich gegen das Christenthum am sprödesten und abschließendsten verhalten. Aber so war es auch in anderen Ländern und zu anderen Zeiten. Daß die Schriftgelehrten und Priester in Israel sich gegen den Nazarener erklärten, ist kein Be-

---

der finde hier eine Erklärung. Dazu kommen Schriften über Wahrsagerei, darunter eine Uebersetzung von „Napoleon's Book of Fate". Manche „gebildete" Hindus versichern uns zwar, daß der Hinduismus am Zusammenfallen sei, dabei tragen sie ihre Götzen- und Kastenabzeichen aber so dick und frisch an der Stirne, wie wenn sie die bigottesten Heiden wären, und „wo ich vor 18 Jahren ein wenig Neugier in Betreff europäischer Wissenschaft und Literatur fand, da finde ich jetzt völlige Gleichgültigkeit. Ganz kürzlich haben zwei ganz gute Exemplare dieser Gattung von gebildeten Hindus glänzende Aussichten anderer Art geopfert, und sind religiöse Asceten geworden — der eine hat eine Art Missionsgesellschaft gegründet, der andere zieht predigend von Ort zu Ort." Ferner zeigt Dr. Burnell, daß von den 1,095,445 Brahmanen in der Präsidentschaft kaum 9000 im Dienste der Regierung stehn, die übrigen fast alle auf Kosten der 16,000,000 zählenden Mittelklassen leben, theils als Priester und Religionslehrer, theils in ähnlichen Stellungen. Alle diese Brahmanen seien weit davon entfernt, auf ihre Vorrechte zu verzichten und dasjenige zu begünstigen, was diesen Vorrechten gefährlich werden könnte. Bloß aus den niedersten Kasten finden Uebertritte zu anderen Religionen statt; die höheren Kasten sind dagegen, weil sie dadurch oft ihre Feldarbeiter verlieren und weil infolge solcher Uebertritte endlose Schwierigkeiten zwischen den Grundbesitzern und den Pächtern oder Frohnarbeitern entstehn. Aber auch die geringsten Kasten ahmen immer noch lieber die höheren Kasten nach, so viel ihnen das möglich ist, als daß sie sich den Europäern nähern würden. Dr. Burnell schließt mit der Bemerkung: „So weit wir die Geschichte Südindiens kennen, ist die Folge einer Berührung mit Ausländern immer eine Neubelebung des Hinduismus gewesen. Ich brauche nur an die letzten großen Erweckungen im 14., 15. und 16. Jahrhundert, während der muhammedanischen Eroberung, zu erinnern. Daß eine neue Erweckung des Hinduismus schon angefangen hat, kann meines Erachtens kaum bezweifelt werden." Dieses nüchterne Urtheil eines zwar nicht christlichen, aber doch unparteiischen Gelehrten gibt gewiß viel zu denken. Wenn dasselbe wirklich begründet ist, so dürfen wir wohl hoffen, daß der gegenwärtige Aufschwung des Hinduismus bloß das letzte Aufflackern desselben vor seinem Ende ist. Jedenfalls ist aber das eine wie das andere ein Prozeß, der nicht in ein paar Jahren, wohl auch nicht in ein paar Decennien zum Abschluß kommt.

weis dafür, daß die Zeit etwa noch nicht erfüllet gewesen sei, und daß griechische wie römische Denker, Staatsmänner und Volksführer das Christenthum als eine jüdische Sekte verachteten, verhindert uns doch nicht zu glauben, daß die römisch-griechische Welt für den Empfang des Evangeliums vorbereitet war! Auch in Indien geht das Christenthum auf seiner Siegesbahn eben den Weg des Kreuzes, d. h. nicht von oben nach unten, sondern von unten nach oben — gerade weil es „von Oben" ist.

Das zweite Bedenken, welches Dr. Döllinger ausspricht und wofür er sich u. A. auch auf unseren Gewährsmann Prof. Williams beruft, lautet also: „Das Christenthum, welches die Missionäre den Hindus darbieten, sei zu stark occidentalisch gefärbt, trage zu sehr die specifisch englische Gestalt; in seiner primitiven, einfacheren, daher mehr orientalischen Gestalt würde es leichteren Eingang finden." Das klingt sehr plausibel, hat aber keinerlei praktischen Werth. Daß die Missionare ihr Möglichstes thun, den Hindus auch Hindus und den Orientalen orientalisch zu werden, geht aus allen ihren Berichten hervor. Daß es ihnen nicht immer gelingt, wird kein Menschenkenner, zumal kein Kenner Indiens, ihnen zum Vorwurf machen. Wird jener Vorwurf aber gegen unser ganzes Christenthum gerichtet, so scheint uns der Fehler nicht darin zu liegen, daß dieses zu occidentalisch geworden, denn auf einen Unterschied zwischen Ost und West kann es hiebei doch nicht ankommen. Daß aber unser Glaube nicht lauter, unsere Liebe nicht brünstig, unser Eifer nicht selbstlos, unser ganzes Denken und Wirken nicht — christlich, nicht Jesus-ähnlich genug ist — das bekennen wohl alle, denen am Kommen des Reiches Gottes auch in Indien gelegen ist, zumal die daran mitarbeiten, mit Beugung. Wir thun eben, was und so gut wir es können. Im Uebrigen bleibt uns nichts übrig, als zum Herrn aufzublicken und zu beten, wie schon Zinzendorf in aller Einfalt gethan:

„Hier hast Du uns! Willst Du was Beff'res, so eile
Und mach' aus uns reine und treffende Pfeile!"

Die Mission in den Augen der Welt.

12. Dr. Lenz über die Basler Mission in Westafrika.*)

„Wie an zahlreichen Orten Westafrika's, so haben sich auch an der Goldküste bereits seit einigen Decennien Missionäre stationirt, und zwar ist es hier der Baseler Missionsverein, der sich einen nicht unbedeutenden Einfluß zu verschaffen gewußt hat; daneben haben sich noch Wesslyaner (sic!), eine englische, etwas (!) pietistische Gesellschaft, niedergelassen.

„Der Baseler Missionsverein ist eine nicht ungeschickte Verbindung von Handel und Missionsthätigkeit; ein Konsortium reicher Baseler Handelsherren (!) treibt seit langer Zeit einen lebhaften Handel besonders in Palmöl; ein Theil des jährlichen Gewinnes aber wird zu Missionszwecken verwendet. In Basel selbst befindet sich ein großartig angelegtes Institut zur Heranbildung von männlichen und weiblichen (!) Glaubensboten, die nach den verschiedenen Weltgegenden geschickt werden, besonders aber zu den Negern der westafrikanischen Goldküste. Selbst die zur Erledigung der kaufmännischen Geschäfte hinausgeschickten Herren sind, theilweise wenigstens, Zöglinge des Baseler Instituts und wirken im Sinne desselben.

„Vorstand des Ganzen (?) ist gegenwärtig ein Bremer, Hr. Rottmann, in dessen gastfreundlichem Hause in Akkra ich einige angenehme Tage zu verbringen Gelegenheit hatte. Derselbe lebt bereits über 20 Jahre an der Küste und ist an eine Mulattin verheirathet, welche deutsch und englisch spricht und von der er einige reizende Kinder besitzt. Ein junger Verwandter dieser Frau, ein Hr. Zimmermann, gleichfalls Mulatte, hat sich längere Zeit in Süddeutschland aufgehalten und spricht gleichfalls ein gutes Deutsch; es machte mir anfangs einen eigenthümlichen Eindruck, von einem

*) „Die Goldküste in Westafrika" von Dr. Oskar Lenz in der österreichischen „Monatsschrift für den Orient", März 1879.

Farbigen in meiner Muttersprache angeredet zu werden. Es kommt auch selten vor, und selbst in diesen deutschen Missionsanstalten ist Englisch die Unterrichtssprache.

„Es ist schon mehr als 30 Jahre (richtiger 50), daß die Baseler Missions-Gesellschaft an der Goldküste thätig ist, und es ist derselben auch gelungen, einen nicht unbedeutenden Einfluß unter den Eingebornen zu gewinnen. Von ihren Missionären sind eine Menge gut eingerichteter Schulen errichtet worden, die stark besucht sind; selbst höhere Lehranstalten existiren, in welchen Neger zu Lehrern herangebildet werden und in denen sogar etwas Griechisch und Lateinisch (?) getrieben wird. Sehr eifrig wird Musik und Gesang gepflegt, und in jedem Schulhaus befindet sich ein Harmonium (Klaviere halten sich in dem feuchten Klima des westlichen Aequatoreal-Afrika nicht). Freilich sind es meist geistliche Lieder, die aufgeführt werden; um aber den Negern etwas mehr Abwechslung zu bieten, hat man eine Anzahl sehr weltlicher Melodien, bekannte deutsche Volkslieder xc., mit einem geistlichen Text versehen, und die Zöglinge singen diese frischen, fröhlichen Melodien mit offenbarem Vergnügen.

„Die Mehrzahl der Missionäre ist verheirathet und zwar meistens an europäische Frauen, die gleichfalls aus dem Basler Institut (!) kommen; einige der Herren (in Wahrheit nur 2) haben Mulattinnen zu Frauen, die aber gewöhnlich vollständig deutsch und englisch sprechen. Es ist keine Frage, daß das Beispiel einer regelrechten Ehe als ein werthvolles, bildendes Moment gegenüber den Schwarzen (nicht auch vielen Weißen?) betrachtet werden muß. Die Kinder der Missionäre werden schon in früher Jugend nach Basel zur Erziehung geschickt; so traf ich einige jüngere Herren, die theils als Lehrer, theils als Kaufleute beschäftigt waren, deren Geburtsort Akkra war, die aber ihre Erziehung in der Schweiz genossen hatten und dann nach Afrika zurückgekehrt waren.

„So kurz mein Aufenthalt in Akkra auch war, so hatte ich doch vielfach Gelegenheit, die Einrichtungen der Missionsstation daselbst und in der Umgebung kennen zu lernen. Ein bequemer Weg führt zum hübsch gelegenen Dorfe Salem, in welchem sich zwei Schulen befinden, eine Volksschule und eine Art Realschule. Mit Vergnügen erinnere ich mich an einen in Salem zugebrachten Abend in dem gastfreundlichen Hause des dortigen Schulvorstehers; als ich mich

verabschiedete, um am nächsten Morgen mit dem Schiff die Goldküste für immer zu verlassen, erscholl plötzlich aus den Schulzimmern des Hauses ein trefflich ausgeführter Gesang, ein Viaticum, das die Negerzöglinge, die ohne mein Vorwissen von der Frau des Missionärs zusammengerufen worden waren, dem deutschen Reisenden mitgaben. Nicht ohne Rührung verließ ich einen Kreis von Leuten, die mit wirklicher Opferfreudigkeit sich ihrem schweren Berufe hingaben; ihre einzige (?!) Entschädigung ist die Ueberzeugung, daß sie einer guten Sache dienen. Andrerseits aber kann ich mich des Eindrucks doch nicht erwehren — und ich habe zahlreiche Missionen der verschiedensten Konfessionen und Nationen besucht — daß die aufgewendete Mühe nicht im Verhältniß zum Erfolg steht und daß es ein recht undankbares Material ist, was sich die Missionäre zur Bearbeitung ausgewählt haben. Insofern die Neger in den Schulen Lesen, Schreiben und Rechnen lernen, ist es ganz gut; wenn aber nun das Christenthum mit seinen unverständlichen (?) Lehren kommt, so fangen die Neger zu heucheln an: sie verstehen sich so lange dazu, einige Bibelsprüche auswendig zu lernen, als es in ihrem Interesse liegt, die Mission zu benützen, wo sie Kleidung und Nahrung erhalten. Ich will nicht direkt von den Negern der Goldküste reden (warum nicht?); aber in der französischen Kolonie Gabun z. B., wo zwei große Missionen sich befinden, eine katholische und eine anglikanische, haben mich alle Faktoristen versichert, und selbst einige Missionäre mußten die Thatsache zugeben, daß diejenigen Neger, welche in Missionen gebildet worden sind, in den Faktoreien nicht verwendet werden können, da sie ihre erlangten Fertigkeiten nur dazu verwenden, den Europäer in noch raffinirterer Weise zu betrügen, als es der gewöhnliche Buschnigger thut, der immerhin schon Erstaunliches darin leistet.

„Wichtiger als die Erziehung von bibelfesten Negern scheint mir die Heranbildung der Letzteren zu Handwerkern, damit sie sich ihren Unterhalt auf anständige Weise verdienen können. Das ist aber eine große Schwierigkeit. Der Neger kann sich nicht an eine regelmäßige Arbeit gewöhnen, eine kleine Uebervortheilung des Weißen in irgend einem Handelsgeschäft ist ihm mehr werth als ein größerer mit Handarbeit erworbener Verdienst. Es gibt auch bereits eine ganze Reihe von Missionsanstalten, die in richtiger Erkenntniß der Verhältnisse sich ernsthafte Mühe geben, die Negerkinder zu

Arbeitern heranzubilden, damit dieselben später nicht genöthigt sind, durch den stark an Gaunerei streifenden Zwischenhandel ihren Unterhalt zu verdienen. Handwerker, besonders Schmiede, Böttcher und Zimmerleute, sind in Westafrika sehr gesucht und können sich ein gutes Stück Geld verdienen. Die häufigen Reparaturen von Schiffen und Booten, die Herstellung von Häusern und Magazinen gibt zahlreichen Schmieden, Schlossern, Zimmerleuten und Tischlern Beschäftigung; bei dem so blühenden Palmölhandel sind in allen Faktoreien Faßbinder außerordentlich gesucht und gut bezahlt.

„In einigen Missionsanstalten, besonders in der großen und prachtvoll eingerichteten Jesuiten-Mission in der französischen Kolonie Gabun, sowie in den Baseler Instituten an der Goldküste, befinden sich denn auch gut ausgestattete Werkstätten zur Heranbildung der genannten Handwerker. Von Basel aus werden sogar schweizerische und süddeutsche Tischler- und Schmiedemeister hinausgeschickt, um die Neger in den Handwerken zu unterrichten, und das ist sicher eine sehr segensreiche, wenn auch nicht immer sehr dankbare Arbeit. Die Böttcher, Schmiede 2c. von Akkra haben an der ganzen Küste einen guten Ruf, und ich fand dieselben an den verschiedensten, oft ziemlich weit entfernten Orten in den Faktoreien als gut bezahlte Arbeiter beschäftigt. (Wie stimmt das mit dem oben Gesagten, daß die in Missionen gebildeten Neger „in den Faktoreien nicht verwendet werden können?“)

„Europäische Arbeiter können in jenen Gegenden auf die Dauer nicht existiren, und wo man aus Mangel an Negerhandwerkern den Versuch gemacht hat, ist derselbe fast immer unglücklich ausgefallen. Der Reisende, der Missionär, der gebildete Kaufmann besucht jene ungesunden Gestade in der Absicht, einen bestimmten Plan auszuführen, dem er vieles, besonders in Hinsicht der Lebensgenüsse opfert; er weiß, daß er während der Dauer seines Aufenthaltes dortselbst mäßig leben und vielem entsagen muß, was die Heimat bietet, und er thut dieses im Hinblick auf die seiner Reise zu Grunde liegende Idee. Nicht so der gewöhnliche, weniger gebildete Handarbeiter, der in dem Entsagen gewohnter Bedürfnisse eine entsetzliche Qual empfindet und sich dann leicht, wenn sich Gelegenheit bietet (und das geschieht sehr oft), zu Extravaganzen hinreißen läßt, die die Gesundheit erschüttern und einen baldigen Tod zur Folge haben. Westafrika ist ja mit vollem Recht seines miserablen Klimas wegen ver-

rufen; aber andrerseits kann nicht genug hervorgehoben werden, daß Mäßigkeit, besonders im Genuß geistiger Getränke, sehr viel dazu beitragen kann, einen Aufenthalt daselbst weniger gefährlich zu machen. Man rechnet aus, daß jährlich so und so viel Europäer dem Klima zum Opfer fallen; man muß aber bedenken, daß davon der bei weitem größte Theil aus wenig vorgebildeten Engländern (frühere Matrosen ꝛc.) besteht, die in dem Genuß von brandy Erstaunliches leisten. Andrerseits ist ein vollständiges, principielles Enthalten von allen stärkenden geistigen Getränken (besonders Bier und Rothwein), wie es von vielen anglikanischen Missionären geübt wird, ebenso falsch. Das Wasser ist in den meisten Fällen, selbst filtrirt, schlecht, und ein beständiges Theetrinken kann auf den Organismus unmöglich günstig wirken. Freilich mag hier der Umstand maßgebend gewesen sein, daß man den so leicht zu Extravaganzen im Rumgenuß geneigten Negern ein gutes Beispiel geben müsse; ich habe aber gefunden, daß die Neger überall, (?) mögen sie aus anglikanischen oder aus jesuitischen oder deutschen Missionen hervorgegangen sein, in dieser Richtung unverbesserlich (?) sind und den an Schwefelsäure erinnernden Trade-rum in enormen Quantitäten zu sich nehmen."

Soweit Hr. Dr. Lenz. Seine Schilderungen sind von Uebertreibung, Einseitigkeit und Widersprüchen nicht frei; seine Auffassung ist vielfach eine oberflächliche, wie z. B. schon aus den drolligen Bemerkungen über den „Baseler Missions-Verein," über das „Institut" in Basel, über die „Wesslyaner" u. s. w. hervorgeht. Doch ist es unverkennbar, daß er, an Ort und Stelle erst mit der Mission bekannt geworden, viel mehr Gutes an ihr entdeckt hat, als er wohl erwartet hätte, und daß er eine Art Bedürfniß gefühlt hat, derselben eine gewisse Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Das hat uns gefreut. Die einzelnen Unrichtigkeiten werden unsere Leser selbst zu korrigiren im Stande sein.

13. Die „deutschen Liberalen" über die Mission.

Es ist bekannt, wie geringschätzig und engherzig bei uns von Männern, die sich liberal nennen, über die Mission geurtheilt zu werden pflegt, ja, wie manche Zeitungsschreiber jede Gelegenheit

benutzen oder auch vom Zaun brechen, um über die „muckerisch angekränkelten“ Missionare zu spotten, ihren Freunden vorzuwerfen, daß sie die Mission „verhimmeln“, die bekehrten Heiden aber als Heuchler und abgefeimte Spitzbuben darzustellen.

In einem früheren Jahrgang haben wir als Kuriosität mitgetheilt, daß in Japan eine Streitschrift gegen das Christenthum unter dem Titel „Bemmo“ erschienen sei und einen Auszug aus derselben mitgetheilt. Seither hat eine unserer Verlagshandlungen dies wunderliche Machwerk in deutscher Uebersetzung erscheinen lassen, und das „Ausland“ bemerkt dazu: „Eine solche Nuß hat die christliche Mission noch nicht zu knacken gehabt ... Diese gar nicht dummen Heiden haben eine Dialektik, welche häufig den bestgesattelten Bibelhusaren in den Sand streckt.“ In übereilter Schadenfreude meint das missionsfeindliche Blatt wirklich, einem solchen Angriff gegenüber müßten die pietistischen Nichtswisser zu Schanden werden, während diese sich vielmehr über den Bemmo als über ein Zeichen erwachenden religiösen Interesses in Japan gefreut haben!

Der Londoner Korrespondent der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ gehört auch zu denjenigen, welche wie über britische Sonntagsheiligung und Bibelverehrung, so auch über die Mission fast nur sich lustig zu machen verstehn. Ein kleines Beispiel möge genügen. Im Laufe des letzten Sommers schrieb er einmal in Sachen des Zulu-Kriegs:

„Mit dem „Warwick Castle“ war auch der schwedische Missionär Witt in Plymouth eingetroffen, dessen Haus bei Rorke's Drift der Schauplatz des nächtlichen Vertheidigungskampfes der 100 Soldaten vom 24. Regiment war. Seine Ankunft war vorher bekannt geworden und gab zu einer charakteristischen Scene Veranlassung, die sich laut einem englischen Blatte wie folgt abspielte: Sobald der „Warwick Castle“ auf der Rhede angekommen war, ward das Schiff durch fünf Specialkorrespondenten geentert, die, nachdem sie vom Stewart die mitgebrachten Kapzeitungen erstanden, mit gezogenen Bleistiften über den geistlichen Herrn herfielen, um ihm seinen vermuthlichen Augenzeugenbericht abzuhören. Der bedrängte Diener des Herrn ließ, da er nicht all' seinen Belagerern zugleich Rede stehen konnte, sie wissen, daß er seine Beobachtungen schwarz auf weiß besitze und erklärte sich nach einigem Feilschen bereit, das begehrenswerthe Dokument für 20 Pf. St. den

vereinigten Preßgesandten abzutreten. Das Schönste bei der Sache ist aber nun, daß diese Erzählung eigentlich gar nichts Wissenswerthes enthält und sich etwa liest, wie eine Predigt über diese Heimsuchung durch den Herrn ... Beachtenswerth ist nur die Schilderung, die er von der Situation seines Hauses gibt u. s. w."

Einige Tage später schreibt derselbe Korrespondent: „Von dem schwedischen Miss. Witt wird das Heer Ketschwäjos auf etwa 80,000 Mann geschätzt; doch seien viele seiner Krieger bloß Knaben und ein Theil des Heeres sei nur mit Speer und Schild bewaffnet. Da sich die Missionäre mit den Eingebornen zu verhalten (sic) haben, sind die politischen Aeußerungen des Herrn Witt kaum von Bedeutung. Als er zuerst hier anlangte, war die von ihm gelieferte Schilderung der Kämpfe in einem Tone gefaßt, der zwischen Engländern und Zulus genau die Wage hielt. In seiner letzten hier im City-Tempel gehaltenen Rede sprach er die Hoffnung aus: dieser Krieg werde ein Thor für die Verbreitung des Evangeliums öffnen — eine Aeußerung, gegen die jedoch der für das Missionswerk ebenfalls begeisterte Apostel des allgemeinen Weltfriedens, das walisische Unterhaus-Mitglied H. Richard, sofort scharfe Einsprache erhob. Auf die Frage: ob Ketschwäjo Krieg beabsichtigte, erwiderte Hr. Witt: nach seiner Meinung — nein! Indessen räumte er unlängst ein: es seien früher allerdings Boten aufgegriffen worden, die Ketschwäjo an Sekukuni, Kreli und andere auf dem Kriegspfade befindliche Zulu- und Kaffern-Häuptlinge geschickt hatte. Die Politik ist nicht die starke Seite eines Glaubenspredigers, soll es auch nicht sein. Auf sein Urtheil über eine Kriegsfrage ist daher wenig zu halten. Ketschwäjo's jugendlicher Vetter, Umkwelantala, saß zwar an der Seite des Herrn Witt, sprach jedoch nicht. Ihn hatte der Zulu-König tödten wollen: er floh daher zu dem Missionär."

In dem gleichen Brief heißt's aus Anlaß der Waffen, die von englischen Häusern an die Zulus sollen verkauft werden sein: „Es hat leider hiesigen Kaufleuten und Fabrikanten selten Ueberwindung gekostet, Halbwilde mit Waffen gegen ihre eigenen Landsleute auszurüsten. So ist es auch ein bekannter Geschäftszweig einiger sonst sehr frommen Firmen, für die asiatischen Völker Götzenbilder*) her-

* Eine unermüdlich wiederholte Verleumdung! Es ist doch eine Gemeinheit ohne Gleichen, alles Böse, was in England gethan oder geduldet

zustellen. Aus dem gewonnenen Molochsgelde wird dann am Sonntag ein Scherflein in den Klingelbeutel gelegt. . . ."

Soweit der Zeitungskorrespondent. Leider wird selbst im deutschen Reichstag, wenn je Missionsgegenstände berührt werden, der gleiche Ton angeschlagen. In der Reichstagssitzung vom 13. Juni d. J. wurde der Vertrag zwischen Samoa und dem deutschen Reich einer Debatte unterworfen und hiebei wiederholt die Denkschrift der Regierung über die Samoa-Inseln citirt. Der Abgeordnete Dr. Bamberger sagte u. A. hierüber: „Lesen Sie das Aktenstück trotz seines Umfangs, denn es ist lehrreich und amüsanter als irgend eines, das dem Reichstag bisher vorgelegt worden ist. So wird da z. B. die Schilderung eines Königs gegeben: ‚Die Ordnung auf der Insel kann gar nicht besser gewünscht werden. Der König ist hier absoluter Herrscher, hält strenge Ordnung. Den eingeborenen Missionären hat er vorläufig verboten, seine Leute das Lesen und Schreiben zu lehren, indem er sagt, daß von seinen Unterthanen keiner mehr wissen dürfe, als er selbst . . . deßhalb wolle er selbst zuvor lesen und schreiben lernen, und wenn dies geschehen, nicht früher, könne sein Volk darin unterrichtet werden.‘ Von den Bewohnern einer Insel — das gute Königreich hat deren 156 — wird uns mitgetheilt, daß sie zwar Menschenfresser seien, im Uebrigen aber sehr fleißige und brave Leute . . . Von der Insel Taritari wird gesagt: ‚Am Lande fanden wir die ganze Bevölkerung gruppenweise unter den Kokosnußbäumen bei der Ginflasche sitzen und den größten Theil von ihnen total betrunken. Ob dies die Sonntags-Vormittagsfeier sein sollte, wurde uns nicht ganz klar. Missionäre sind auf der Insel anwesend.‘" — Und diese Art, das „Missionarwesen" zu „beleuchten", nannte der Redner unter'm Beifall des Hauses „Humor"! Alles, was hiegegen zur Vertheidigung der Mission gesagt wurde, beschränkte sich auf einige Worte des Prinzen Radziwill und Herrn v. Kusserow.

---

wird, ohne Weiteres den englischen Frommen in die Schuhe zu schieben! Oft hört man auch mit Verachtung von den „frommen" Engländern reden, die einerseits gegen den Sklavenhandel eifern, andrerseits aber den Opiumhandel treiben; — wie wenn es nicht die gleichen Frommen wären, die z. B. die Abschaffung der Sklaverei durchgesetzt und jetzt gegen den Opiumhandel kämpfen. Charakteristisch ist übrigens, daß oft Missionsfeindschaft und Haß gegen die Engländer Hand in Hand gehn. Vgl. hiezu Hübbe: „Ethiopien", S. 377.

Zahlreiche Beispiele ähnlicher Art könnten noch aufgezählt werden, theils aus Büchern, theils aus Zeitschriften. Es ist aber des Angeführten schon übergenug.*) Fragen wir lieber: woher diese Geringschätzung der Mission bei uns? Die beste Antwort hierauf hat neulich der bekannte Inspektor der Rheinischen Missionsgesellschaft**) gegeben. Hören wir ihn selbst:

„Mission, Missionsunternehmung sind dem größeren Publikum bei uns bis heute ebenso dunkle wie zweifelhafte Begriffe. Ein Theil unserer Presse . . . ist fortwährend bemüht, durch Angriffe, deren Unwissenheit nur von ihrem Uebelwollen übertroffen wird, alles, was mit der Mission zusammenhängt, lächerlich oder verächtlich zu machen. Diese Haltung ruht wohl vornehmlich auf zwei Gründen. Jede Missionsthätigkeit wurzelt zunächst in einem positiven religiösen Triebe. Wer diesen nicht theilt, wer die Kraft und Bedeutung des Evangelii nicht kennt, wer vielleicht, wie heute so manche unserer gelesensten Zeitschriften, einer ausgesprochenen materialistischen Weltanschauung huldigt, dem ist natürlich dieser religiöse Trieb, fremde Völker zu christianisiren, unfaßbar und jede seiner Lebensäußerungen wird ihm ein Anstoß und Aegerniß sein. Zorn und Aerger macht aber gewöhnlich blind. So entwickelt sich aus der religiösen Unwissenheit naturgemäß die Unfähigkeit, eine Erscheinung

*) Wir erwähnen nur noch die völlig unmotivirten Ausfälle des Herrn Dr. Nachtigal gegen die Mission in Afrika, welche derselbe auf der Badener Naturforscher-Versammlung zum Besten gab. Seine Kritik der „rücksichtslosen Hast," mit welcher die Kulturvölker aus Gewinnsucht gegen die Eingebornen vorzugehen pflegen, ist leider wohl berechtigt. Daß aber auch „die Bekehrungsversuche der Missionäre, welche darauf ausgehen, den Eingebornen die abstraktesten Lehren des positiven Christenthums beizubringen" auf Eine Stufe mit jenen selbstsüchtigen Bestrebungen gestellt und als „äußerst schädlich" bezeichnet werden, ist eine durch nichts zu rechtfertigende Entstellung des Sachverhalts; und wenn es dann weiter heißt: „das Gehirn dieser Naturvölker werde hiedurch so abgequält und irritirt, daß eine totale Abstumpfung die Folge sei," so kann ein Missionskenner darüber nur lachen. Auch vom „unauslöschlichen Haß und der ewigen Feindschaft, welche jene Völkerschaften gegen die Europäer im Herzen tragen," wissen andere Kenner Afrikas nur wenig oder nichts. Vgl. z. B. C. Hübbe „Ethiopien," S. 325. Die wirklichen Feinde der Schwarzen sind die Araber und überhaupt alle Muhammedaner in Afrika, sowie diejenigen, welche mit diesen sympathisiren, aber gewiß nicht die christlichen Missionare.

**) Dr. F. Fabri: „Bedarf Deutschland der Kolonien?"

wie die Missionssache überhaupt auch nur nach ihrer allgemeineren kulturellen Bedeutung irgend unbefangen zu prüfen und zu würdigen. Auch in England und Nordamerika gibt es viele Leute, die von ihrem religiösen oder irreligiösen Standpunkte aus über die Mission die Achseln zucken. Aber kaum jemand wird dort eine gewisse kulturelle Bedeutung der Mission, ihre Nutzbarkeit für die ihr nachrückenden Handels-Unternehmungen oder kolonialen Annexionen leugnen; kein Blatt von irgend welchem Ansehen und Rufe würde den Versuch wagen, im Geiste und Ton unserer „Gartenlaube" die Missionssache als ein Ding hirnverbrannter Schwärmer oder gar heuchlerischer Frömmler brandmarken zu wollen. Mit Entrüstung würde man sich in weiten Kreisen dawider wenden. Daß es in Deutschland anders steht, daran ist aber nicht nur jene leider weit verbreitete antireligiöse Strömung schuld, sondern es kommen dabei noch Faktoren in Betracht, die in der Eigenthümlichkeit unserer ganzen nationalen Entwicklung wurzeln. Das entschuldigt in etwa selbst jenes unwürdige Gebahren.

„Unsere lang gebundene politische Entwicklung in Deutschland, unsere fortwährende ungesunde Verquickung von Staat und Kirche, welche statt Achtung jeder religiösen Ueberzeugung, dieselbe in die Hetzereien des politischen Parteigetriebes herabzuziehen gewöhnt hat, unsere durchschnittlich starke Unkenntniß überseeischer und kolonialer Verhältnisse, die auch in unserem politischen wie kirchlichen Parteileben überall noch wiederklingende Kleinlichkeit der Verhältnisse, in denen wir uns Jahrhunderte lang bewegt haben, entschuldigt es wirklich einigermaßen, wenn auch für die kulturelle Bedeutung einer internationalen, ächt christlichen Arbeit, wie die Mission sie darstellt, das Verständniß in weiteren Kreisen noch gebricht.

„Doch scheint auch nach dieser Richtung ein Fortschritt sich anzubahnen. So hat vor Kurzem die „Kölnische Zeitung" in einer Reihe von Leitartikeln über „Englands Ausbreitung in Südafrika" (Juni 1877) die kulturelle Bedeutung der Mission, auch ihre Verdienste um linguistische, geographische, anthropologische Forschung kurz und treffend charakterisirt und warm anerkannt .... So sind auch manche andere freundliche Stimmen neben den übelwollenden in letzter Zeit in unserer Presse laut geworden. Wir wünschten, daß diese Stimmung unter unbefangener und verständnißvoller Kenntnißnahme der Missionsarbeiten und ihrer Bedeutung sich weiter aus-

breitete. Wir wünschen dies hier nicht sowohl im religiösen als im nationalen Interesse. Dem ersteren haben jene übelwollenden Angriffe noch nicht das Mindeste geschadet; sie sind sogar den Missionsgesellschaften unmittelbar nützlich geworden. Aber es wäre für die öffentliche Meinung in Deutschland wohl ein Gebot des Anstandes, über eine stille, aber energische und aufopferungsvolle Thätigkeit, die wenn sie da und dort auch manchmal ein etwas enges Gepräge zu tragen scheint, doch unserer Nation zur Ehre gereichen darf, etwas unbefangener und richtiger urtheilen zu lernen. So wie dies geschieht, wird auch in Deutschland die Anerkennung nicht ausbleiben, daß diese gering geachteten Missionsunternehmungen doch etwas bedeuten, daß sie wirklich einen kulturellen Werth besitzen, ja, daß sie einer Nation, die sich über's Meer wagen und auch koloniale Politik treiben will, höchst nützlich, unter Umständen sogar unentbehrlich werden können."

Daß wirklich in neuerer Zeit selbst in Deutschland und in der Schweiz den Gebildeten und sogar den Gelehrten ein Licht über die Mission aufzugehen anfängt, dafür nur noch zwei Beispiele. Folgende Ehrenrettung hat in seinem schönen Buche „Stanley's und Cameron's Reisen" neulich Herr Richard Oberländer der Mission zu Theil werden lassen:

„Nicht nur der Wissenschaft hat Stanley gedient; er hat auch das unbestreitbare Verdienst, ein gewaltiges Strom- und Ländergebiet dem Handel und Verkehr erschlossen zu haben. Dasselbe harrt nunmehr der nähern Berührung mit den abendländischen Kulturvölkern, um uns seine Schätze zu spenden . . .

„Stanley fordert für das neugewonnene Ländergebiet die Thätigkeit des Kaufmanns und des Missionärs. Mancher Leser wird sich darüber verwundern, aber die Engländer und Amerikaner denken anders und lachen über uns deutsche Liberale, wenn wir die Mission nicht in ihrem Werthe erkennen. Im Kriege mit den Aschanti, im Kapland, bei der Einverleibung der Transvaal-Republik und anderorts hat England eingesehen, daß ihnen das Gelingen ihrer Arbeit unter den Heiden nur möglich gemacht war durch die vorangehende stille Wirksamkeit der Missionäre. Und die Amerikaner mit ihrem Weltblick wissen es zum Theil noch besser als die Engländer, daß

die Heidenmission eine internationale Großmacht unter den Völkern ist.

„Auch in Deutschland erwacht mehr und mehr das Verständniß für die kulturhistorische Bedeutung der Mission. Es gibt kaum ein anderes Arbeitsgebiet, über welches unter dem größeren Publikum in Deutschland unklarere und verkehrtere Vorstellungen herrschen, als über die von Jahr zu Jahr an Ausbreitung gewinnende protestantische Missionsthätigkeit. Ein paar hundert Männer in fast allen Ländern der Welt arbeiten in Verbindung mit den deutschen Gesellschaften als Pioniere der Kultur, nicht wenige unter den mannichfachsten Opfern. Was durch die Arbeiten der Missionäre für Ethnographie, Geographie, Sprachkunde gefördert und geleistet wird, ist in den Kreisen von Fachgelehrten auch in Deutschland nachgerade ziemlich anerkannt.

„Und dieser Behauptung steht keineswegs der Umstand entgegen, daß wir uns mit dem Treiben solcher Missionäre nicht einverstanden erklären können, welche den Söhnen der Natur mit spitzfindigen Glaubenssätzen entgegentreten. Wir dehnen unser Wohlwollen auch keineswegs auf die fanatischen Verbreiter einer besonderen Bekenntnißform aus, welche meist ihre höchste Aufgabe darin erblicken, ihren konfessionellen Gegnern zuvorzukommen, um ihrer besonderen Glaubensrichtung eine möglichst große Anzahl scheinbar bekehrter Seelen zuzuführen.

„Ueber die Mission geringschätzig zu urtheilen, wie dies in Deutschland immer so gern geschieht, ist billig und erfordert wenig Geist“.

Dies unumwundene Zeugniß des bekannten deutschen Schriftstellers ist wirklich ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Daß er zugleich einen Protest gegen das „Treiben“ fanatischer und mit spitzfindigen Glaubenssätzen ins Feld ziehender Missionare einzulegen sich gedrungen gefühlt hat, erklärt sich einfach aus der leider nur allzubegründeten Besorgniß, ohne diese Klausel würde man am Ende ihn selbst nicht mehr für „liberal“, am Ende gar auch für „fanatisch“ halten.

In ähnlicher Weise hat neulich der sonst nicht eben als Missionsfreund bekannte Redakteur der Züricher „Freitags-Zeitung“, Herr David Bürkli, in einem vor dem dortigen antiquarischen Verein gehaltenen Vortrag sich bewogen gefunden, „einige Worte zur Anerkennung des Missionswesens“ zu sagen, ja das Manuskript dieses Vortrags uns zur Verfügung zu stellen. Jene uns hier allein inter-

essirenden Worte lauten also: „Ehe ich zum zweiten Theil meines Vortrags (über die dravidischen Völker und den Tamil-Dichter Tiruwalluwer) übergehe, gestatten Sie mir wohl, viel geschmähten, ja verlachten Männern eine Satisfaktion zu geben, welcher sie zwar nicht bedürfen, und die ihnen von der Seite, woher sie ihnen jetzt zu Theil wird, vielleicht nicht einmal willkommen wäre. Ich fühle mich aber doch um so mehr zu dieser Satisfaktion verpflichtet, als ich sie nicht nur für zweckdienlich und verdient halte, sondern auch, weil ich fast alles, was ich noch zu sagen habe, von diesen Männern gelehrt worden bin. Jedesmal wenn ich über die christlichen Missionen in den Heidenländern losziehen und sie höhnen und verspotten höre, wünsche ich, ich könnte den unbesonnenen Tadlern Stillschweigen empfehlen. Ob die redlichen Bestrebungen der Missionäre, ob ihr heiliger, hingebender Eifer bei den Heiden Erfolg habe oder nicht, ob ihnen solcher Erfolg auch nur zu wünschen sei, soll von mir hier nicht erörtert werden, und ich will annehmen, aber nicht zugeben, daß die geringen Erfolge den großen persönlichen und pekuniären Opfern nicht entsprechend seien. Dagegen hat man diesen religiösen Missionen, wenn man nur auf den materiellen Gewinn sieht, zu verdanken, daß sie dem Handel und mit diesem der Civilisation die Wege fanden und die Pfade ebneten. Aber noch wichtiger ist dies: die religiösen Missionen haben von ihrem Anfang an bis auf den heutigen Tag einen wissenschaftlichen Gewinn gebracht, welcher die Gelder reichlich lohnte, die für religiöse Zwecke hingegeben wurden, auch wenn diese nicht ganz erreicht wurden. Keine Summen, welche Regierungen und Privaten für wissenschaftliche Missionen ausgaben, haben der Wissenschaft auch nur annähernd solchen Nutzen gebracht, wie die für religiöse Missionen verwendeten Gelder.

„Es darf kühnlich behauptet werden, ohne die religiösen Pioniere hätten die wissenschaftlichen Eroberer ihre Wege kaum erkennen, geschweige durchwandern können. Darum, ihr Männer der Wissenschaft, möchten wir ungläubigen Gelehrten zurufen, laßt die von gläubigen Herzen geöffneten frommen Hände immerhin ihre Opfer spenden und wehret ihnen nicht. Wenn das christlich-religiöse Licht, welches im Oriente angezündet wird, auch nur langsam sich verbreitet, so strahlt es dagegen uns Abendländern ein wissenschaftliches Licht zurück, welches den europäischen Gelehrten das Motto: Ex

oriente lux! aufzudrängen geeignet ist. Was wüßten wir von China, was von Indien und den anderen Geburtsstätten des menschlichen Geistes ohne die christlichen Missionäre? Sie öffneten uns den Zugang zu diesen Wissenstempeln, sie lehrten uns die Sprachen verstehen, die da gesprochen wurden oder noch werden; sie lehrten uns die Schriften lesen, in denen jene Völker ihre Weisheit und allerdings auch ihre Thorheit verewigt haben, und sie sind bis auf den heutigen Tag die besten Ciceroni in jenen für die Wissenschaft so unendlich wichtigen Ländern. Also Achtung, hohe Achtung vor der Wissenschaftlichkeit so zahlreicher christlicher Missionäre! und übersehen wir gegenüber ihren hohen Tugenden und Verdiensten die Schwächen und Fehltritte, die begangen wurden, ja die Verbrechen, zu welchen blinder Religionseifer (namentlich) in früheren Zeiten die Missionäre gegen die widerspenstigen Heiden verführt hat*). Namentlich die Bekanntschaft mit der Ethnologie, der Sprache, der Kultur und den Religionen der dravidischen Völker danken wir fast ausschließlich den Missionären, und da reichen sich die Missionäre aller christlichen Nationen und Konfessionen die Hand zu unserer Belehrung, wenn auch nicht immer eine brüderliche."

---

*) Für die Greuel der Inquisition ist natürlich die evangelische Mission mit verantwortlich!? — Um ja nicht mit wirklichen Freunden der Mission verwechselt zu werden, müssen diese Herren jeder Anerkennung, welche sie in ihrem Wohlwollen diesem Werke spenden, schulgerecht den Vorbehalt beifügen, daß sie natürlich damit nicht die haarsträubenden Verirrungen derselben rechtfertigen wollen, und damit ist schließlich doch wieder die Mission der Verachtung preisgegeben. — Was für Vorstellungen man sich in den Kreisen des Herrrn Bürkli übrigens von dem gewöhnlichen „Treiben" der Mission macht, das mögen unsere Leser durch einen leichten Rückschluß aus folgender Notiz entnehmen, welche Mitte September d. J. in der „Freitags-Zeitung" zu lesen war: „Das zürcherische Publikum hat es angenehm empfunden, daß im Gegensatze zu der aggressiven Haltung der evangelischen Allianz (!) in Basel, an der Missionsfeier in Zürich die Redner, sowohl Herr Prof. Rickenbach (!) von Basel, als Herr Missionar Hesse aus Calw, zwar mit Begeisterung für ihre Sache sprachen, aber, auf die erfreulichen Thatsachen hinweisend, sich jedes feindseligen Ausfalles auf Andersgläubige enthielten, und so Jeder für das Christenthum sich Interessirende mit Befriedigung der Feier hätte (!) beiwohnen können." — Wir sind überzeugt, daß unsere Gegner, wenn sie nur einmal sich wirklich mit der Mission bekannt machen wollten, bald von vielen ihrer Vorurtheile abkommen würden. Aber das ist eben die traurigste Folge unseres Parteiwesens, daß man einander so fern und fremd gegenübersteht, daß z. B. die „Ungläubigen" sich aus purer Unbekanntschaft die haarsträubendsten Vorstellungen von „Pietisten," „Muckern" und Missionsfreunden machen.

Bücherschau.

Stanley's und Cameron's Reisen. Von Richard Oberländer. Leipzig. Verlag von Otto Spamer. 1879.

Ein sehr brauchbares Buch, das weit mehr bietet als der Titel verspricht. Wer sich für die neuen Afrika-Reisen interessirt, mit den Hauptresultaten derselben wohl auch bekannt ist, aber doch das Gefühl der Unsicherheit und Unklarheit in Betreff einer Menge von wichtigen Einzelheiten nicht los werden kann, dem empfehlen wir als zuverlässigen Führer diese sorgfältige und übersichtliche Bearbeitung der durch Umfang und Kostspieligkeit so manche Leser abschreckenden Quellenwerke. Die beigegebenen Bilder und Kärtchen verdienen ebenfalls hohes Lob.

Der Verfasser ist ein warmer, aber kein blinder Bewunderer der großen Entdeckungsreisenden; hie und da übt er auch Kritik und hat seine „gelinden Zweifel“, eifert z. B. gegen die Unsitte einheimische Namen durch englische zu verdrängen, und sucht etwas beizutragen „zur Verminderung der Viktoria's und Albert's, welche den ganzen Erdball überschwemmen.“ Stanley's Kriegführung übrigens wird gegen „Verläumder und Mäkler“ energisch in Schutz genommen, andrerseits aber doch über Cameron gesagt: „Rühmenswerth ist es besonders, daß er sich niemals zu einer blutigen Gewaltthat hinreißen ließ.“ Der Heidenmission wird S. 208 als „einer internationalen Großmacht“ eine aufrichtig gemeinte, obschon ziemlich vorsichtige Ehrenrettung zu Theil.

Essays zur Allgemeinen Religionswissenschaft von Victor von Strauß und Torney. Heidelberg. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1879.

Es ist ein Genuß, hier einen unabhängigen Gelehrten und selbständigen Forscher, welcher weiß, „was uns von Gott gegeben ist, sowohl an Gnade als an Wahrheit“, sich über die tiefsten Probleme der Religionswissenschaft aussprechen zu hören. Den Ursprung aller Religion findet er in dem Innesein Gottes, welches keine „angeborne Idee“, sondern einfach die Folge davon ist, daß Gott die Welt nicht aus sich hinaus, sondern in sich hinein geschaffen hat, daß wir göttlichen Geschlechtes sind und in Ihm leben, weben und sind.

Dieses Innesein Gottes führte unter gleichzeitiger Entwicklung der menschlichen Vernunft und Sprache zum Monotheismus, wie er allen alten Völkern (Chinesen, Aegyptern, Indern u. s. w.) gemeinsam ist. Der einfache Monotheismus genügte aber nicht, um das durch die Naturbetrachtung geweckte Bewußtsein von einer Mehrheit göttlicher Kräfte auszudrücken. Zugleich wurde der Mensch durch das Gefühl, daß er seiner Idee nicht entspreche, daß zwischen seinem Sollen und Thun ein ungeheurer Abstand sei und infolge seiner Abgeneigtheit gegen dies Mißverhältniß ernstlich zu kämpfen, d. h. sich zu ändern, dazu gedrängt, seine Vorstellung von Gott zu ändern, denn Schuldgefühl und Gottesbewußtsein sind unzertrennlich. Dieses ethische und jenes intellektuelle Motiv vereinigten sich, um den Polytheismus und die Mythologie zu erzeugen. Die so zu Stande gekommene Religion enthielt noch immer Wahrheit genug, um als sittigende, zügelnde Macht das ganze Volksleben zu beherrschen und denjenigen, welche vom überlieferten Gottesglauben infolge eines gewissen Abfalls sich entfernt hatten und nach unsittlicher Unabhängigkeit strebten, als zwingende Fessel zu erscheinen. Sie lösten sich ab, fiengen etwas Neues an nach eigenem Gutdünken und — sanken in den Zustand kulturloser Rohheit hinab, in welchem wir heute noch die fälschlich so genannten Naturvölker finden. Die anderen hatten an ihrem wenn auch entstellten und getrübten Gottesglauben, einen Schatz von unendlichem Werthe. Im Zusammenhang damit brachten sie es auch zu einer ansehnlichen Kultur, hie und da auf dem Wege spekulativer Philosophie auch wieder zu einer Art Monotheismus. Immer aber wußten sie nur, daß Gott sei, nicht was er ist, thut und will. Hiezu war eine Offenbarung nöthig. Das zerstörte Verhältniß zwischen Mensch und Gott konnte nicht von ersterem, sondern nur vom letzteren geändert werden und zwar nur dadurch, daß Gott sich nach seinem freien Wollen und Thun den Menschen als derjenige erwies, der in diesem Thun selbst sein Verhältniß zu den Menschen ändert und dadurch ihnen das höchste sittliche Motiv gibt, auch ihrerseits auf dieses geänderte Verhältniß einzugehn, um dadurch zu dem zu gelangen, was sie sein sollten. Das Christenthum ist Selbstoffenbarung Gottes, zu höchst in der Synthese Gottes und des Menschen in Jesu; es ist Geschichte göttlicher Thaten zur Rettung des menschlichen Geschlechts, d. h. zur Befreiung vom Schuldbewußtsein und von der Macht der Sünde;

und nur so aufgenommen und erkannt kann es gewürdigt werden, nicht als Summe gewisser höchster Vernunftwahrheiten, die sich zerstreut auch in anderen Religionen finden. Wer das Christenthum nicht als Thatsache so in seiner eigenen Erfahrung hat, wie es sich selbst voll und ganz in der Offenbarung und deren Urkunden gibt, der kann auch wissenschaftlich demselben nicht gerecht werden. Und wer das Christenthum nicht versteht, der versteht auch alle anderen Religionen nicht, denn jenes ist der Schlüssel zum Verständniß dieser. Der rechte Religionsforscher sollte also Christ sein. Aber leider ist die vergleichende und die allgemeine Religionswissenschaft fast ganz in den Händen ungläubiger, wenn auch nicht unchristlicher Forscher. Wenn doch die Gläubigen sich ernstlicher dieser herrlichsten aller Wissenschaften annehmen wollten! Etwas Denkfaulheit, ein wenig superstitiöser Respekt vor den überlieferten Dogmen, ein gut Stück Engherzigkeit und Beschränktheit müßte zwar zu diesem Zweck von manchen frommen Christen darangegeben werden. Aber das wäre sicherlich kein Schade, sondern ein Gewinn.

Wir wünschen von Herzen, daß die überzeugenden und geistvollen Ausführungen des Verfassers bei vielen Lesern auf einen fruchtbaren Boden fallen möchten. Seine zu verschiedenen Zeiten und aus mannigfachen Anlässen niedergeschriebenen „Essays“ können Uneingeweihten ganz wohl als Einleitung und jedenfalls als Anregung zum weiteren Studium der Religionswissenschaft dienen. Sie enthalten neben den allgemeinen Erörterungen, welche wir oben angedeutet haben, eine höchst anziehende Darstellung der Lehre des alten chinesischen Theosophen Laotse, eine ausführliche Recension der berühmten Max Müller'schen Essays und eine Menge kürzerer Stücke über chinesische, indische und andere heidnische Religionen. Ausstattung und Druck des Buches sind tadellos, fast vornehm.

Hermannsburger Missionsbüchlein für Kinder. Dritte völlig umgearbeitete Auflage. Hermannsburg. Druck und Verlag der Missionshausdruckerei. 1878.

Dies „Büchlein“ ist ein stattlicher Band von 400 Seiten und von der liebenswürdigen Verfasserin jedenfalls nicht nur für kleine, sondern auch für „große Kinder“ geschrieben. In anschaulichen Bildern und im Ton edler Popularität wird hier die Geschichte der Hermannsburger Mission in der Heimat und draußen, auf der Candaze, in Natal, im Zululand, unter den Betschuanen und in Australien uns vorgeführt. Bei der Schilderung der mißlungenen Versuche, unter den Gallas etwas zu Stande zu bringen, sind „unsere Hoffnungen“ nicht vergessen und von Hermannsburg selbst wird auch dessen alte Geschichte, d. h. die Missionsgeschichte jenes Theiles von Deutschland ausführlich erzählt.

Register.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 4. 1879.

Inhalt:

Ein Bild aus der Säemannsarbeit in Indien.

Vor einigen Jahren kam der amerikanische Missionar Dr. Chamberlain mit mehreren eingebornen Gehilfen auf einer Predigtreise auch in die Nähe der Stadt Peberi im Teluguland. Hier begegnete ihm, was einem indischen Missionar nicht zu oft begegnet. Als bekannt geworden war, daß er ein Prediger sei und Bücher zu verkaufen habe, kamen die Leute vor die Stadt hinaus, wo er sein Zelt aufgeschlagen hatte, und bestürmten ihn, seine Schätze aufzuthun und ihnen von den Büchern zu geben. Er aber erklärte: „Brüder, ich habe Bücher genug für euch alle, ihr sollt haben so viel ihr wollt. Nur laßt uns zuerst in die Stadt gehen, dort will ich euch meine Botschaft verkündigen.“ Es waren die angesehensten Leute der Stadt. Sie führten den Missionar auf den ebenen Platz vor dem Stadtthor, wo, wie in alttestamentlichen Zeiten, die Aeltesten zu sitzen und die Angelegenheiten der Bürgerschaft zu berathen pflegen. Hier sollte er sich niedersetzen und seine Sache öffentlich vorbringen. Und als er es vorzog zu stehen, damit mehr Leute ihn sehen und seine Rede vernehmen könnten, blieben auch sie stehen, weil — wie sie sagten — es nicht höflich sei, ihren Lehrer stehen zu lassen und selber zu sitzen. So hielt denn vor der großen Schaar

Dr. Chamberlain seine Predigt von Jesu Christo, dem Spender des ewigen Lebens. Als er fertig war, nahm er die Satteltaschen vom Pferd, öffnete sie und holte zur großen Freude der Umstehenden seine Bücher heraus. Alles drängte sich an ihn heran, jeder wollte ein Buch haben. Bald war der Vorrath vergriffen, und noch streckten wohl vierzig Hände sich ihm entgegen, alle Geld hinhaltend, und die Leute erklärten: „Hier, Herr, nimm so viel Geld du willst, nur gib mir eins der Bücher, die vom himmlischen Vater handeln, den du uns verkündigt hast,“ oder: „Gib mir ein Buch von Jesus Christus und dem ewigen Leben,“ oder: „Gib mir ein Buch, das vom Himmel handelt und wie ich dahin kommen kann;“ „Nimm all' mein Geld, nur gib mir ein Buch dafür, bitte!“

Der Missionar erwiderte ruhig: „Meine Brüder, es thut mir sehr leid, ich wußte nicht, daß es hier so viel gebildete Leute gibt und daß man hier so viel Bücher verlangen würde. Ich habe eine ganze Wagenlast voll Bücher; die habe ich aber vorausgeschickt; hätte ich gewußt, daß hier so viel Leute lesen können und Bücher begehren, so hätte ich sie zurückbehalten.“ „Wie weit ist der Wagen wohl schon gegangen?“ forschten nun die Leute. „Ungefähr eine Stunde weit.“ „Und wenn wir den Wagen einholen, wirst du denselben anhalten lassen und uns die Bücher verkaufen?“ „Ja wohl!“ Gesagt, gethan. Fünf Männer wurden ausgewählt, die dem Wagen nachlaufen und für die Anderen Bücher kaufen sollten. Unter den fünfen war auch ein ehrwürdiger, alter Brahmane mit weißem Haar, ein sehr verständiger und feiner Mann, der den Prediger öfters unterbrochen hatte, aber nicht um ihn zu stören, sondern bloß um weitern Aufschluß zu verlangen: „Bitte, halten Sie einen Augenblick inne, bitte, erklären Sie uns das noch besser; das ist eine so neue Lehre, wir möchten dieselbe auch recht verstehen“ — solche Unterbrechungen läßt sich ein Missionar gern gefallen. Bei dem Alten war ein jungerer Brahmane gestanden, offenbar sein Sohn. Der war auch unter den fünfen. Diesen vertrauten nun die Anderen ihr Geld an und banden ihnen auf die Seele: „Vergiß nur mich nicht, bring mir gewiß ein Buch mit — ein Buch von Jesus, ein Buch über den Schöpfer, den himmlischen Vater, der uns so lieb hat, ein Buch, das von der Sündenvergebung handelt u. s. w.“ Dann gieng es auf die Landstraße hinaus, dem Bücherwagen nach.

Noch war man nicht weit gekommen, als mit einemmal von

der Stadt her ein Reiter dahergesprengt kam. Sein Roß war ein herrlicher Araber, Sattel und Zaum reich mit goldenen und silbernen Zierraten bedeckt, der Reiter selbst aufs prächtigste gekleidet und mit einer Perlenschnur um den Hals. Fast wäre er vorbeigeritten. Als er aber des Missionars ansichtig wurde, hielt er sein Pferd an und fragte ihn: „Sind Sie der Mann, der heute Morgen mit der neuen Lehre in meiner Stadt gewesen ist?" „Ja," sagte Dr. Chamberlain, „ich bin in der Stadt Peberi gewesen," und nun brachte der Radscha (Fürst) — denn das war der Reiter — sein Anliegen vor: Letzten Abend sei er von seiner anderen Hauptstadt zurückgekommen, die Leute hätten nicht gewußt, daß er angekommen, sonst hätten sie ihm wohl vom fremden Prediger gesagt. Erst nachträglich habe er von ihm gehört und nun solle er ihm sagen, ob das wirklich alles wahr sei, ob es wirklich einen Heiland gebe, der uns von der Sünde erlösen könne u. s. w.? Ja, der Fürst schloß sich dem Zuge an und ritt neben dem Missionar, ein wunderlicher Anblick: dieser auf einem kleinen Pony, das ihn etwas über 100 Mark gekostet hatte, jener auf seinem herrlichen Araber, der wenigstens 1000 werth war. Bald hatten sie den Wagen eingeholt, und der Radscha ließ sich von jedem der vorräthigen Bücher ein Exemplar geben. Kiste um Kiste wurde aufgemacht. „Was ist das?" fragte er, eine mittelgroße Bibel aufnehmend. „Das ist die heilige Schrift, das Satja Weda oder wahre Weda, und zwar in der Telugu-Sprache." In dieser Sprache gieng auch die Unterhaltung vor sich. „Das muß ich haben." Dann ein anderes Buch, viel kleiner als jenes: „Was ist das?" — „Das ist das Neue Testament auf Kanaresisch." — „Das muß ich auch haben." Und so gieng es fort, bis er auch ein hindostanisches, ein tamulisches, ein mahrattisches Testament gekauft hatte. Vergeblich wandte der Missionar ein: „Jenes große Buch enthält alles, die anderen sind nur ein Theil des großen und unter sich ganz gleich, Vers für Vers, obgleich in verschiedenen Sprachen. Sie verstehen ja die Telugu-Sprache am besten, lassen Sie sich daran genügen." Denn der Missionar wollte auch für seine Weiterreise noch Bücher übrig behalten. Aber der Fürst blieb dabei, daß er von allem je ein Exemplar haben müsse; „denn," sagte er zu Dr. Chamberlain, „wenn Sie hier blieben und mir auf alle meine Fragen Antwort geben könnten, dann wäre es am großen Buch genug; da sie aber fortgehen und ich niemanden habe, der mir Auskunft ertheilen könnte,

so will ich ein Buch mit dem anderen vergleichen, und was ich in Telugu nicht verstehe, das verstehe ich vielleicht im Kanaresischen, und wenn auch darin nicht, so will ich das Hindostani zu Hilfe nehmen u. s. f.*) Am Preis ist mir nichts gelegen. Verlangen Sie, so viel Sie wollen; ich will alles bezahlen."

Inzwischen waren auch die fünf Abgeordneten nachgekommen, und es stellte sich heraus, daß jener ehrwürdige Brahmane des Fürsten Mantri oder erster Minister war, und daß sein Sohn ihm in dieser Stellung einst nachfolgen sollte. Sie fragten nun alle noch mancherlei, so daß Miss. Chamberlain noch anderthalb Stunden lang zu antworten und zu erklären hatte, bis er endlich seine Reise fortsetzen konnte. Diese dauerte im Ganzen fünf Monate. Der Missionar und seine Begleiter waren dabei auch durch Fiebergegenden gekommen, hatten sich oft der Sonne aussetzen müssen und allerlei Entbehrungen zu tragen gehabt. Die Folge hievon war eine schwere Erkrankung des Dr. Chamberlain, von der er nach drei Jahren sich noch nicht ganz erholt hatte.

Was war wohl bei jener Reise herausgekommen? War in Peberi die neue Lehre wieder vergessen worden? Hatten die Leute die christlichen Bücher gelesen? Das waren Fragen, die den kranken Missionar fortwährend beschäftigten, und welche Freude wäre es ihm gewesen, wieder einmal von jenen freundlichen, wißbegierigen Heiden etwas zu hören. Nun, diese Freude sollte ihm drei Jahre nach jenem Besuche zu Theil werden. Ein Halbeuropäer war des Weges gezogen; bei Peberi hatte ihn die Nacht überrascht, er war im Reisehaus nicht weit vom Stadtthor eingekehrt. Jener Mantri hatte von dem Fremden gehört, hatte erfahren, daß er sich anders kleide und anders rede, als die Eingebornen, war noch am gleichen Abend zu ihm gegangen und hatte ihn gefragt, ob er etwas über die Leute wisse, welche man Christen nenne? „Ja", lautete die Antwort, „ich selbst bin einer". „So? das freut mich! aber Fremdling, weißt du etwas von einem weißen Mann, der vor drei Jahren, im Monat August, hier vorbeikam und ein Buch brachte, das er den wahren Weda nannte und das von Jesu Christu, dem göttlichen Erlöser,

*) Nebenbei bemerkt: Ein sehr beachtenswerther Wink für Bibelleser überhaupt. Wer neben seiner deutschen Bibel je und je die französische oder englische oder sonst eine Uebersetzung benutzen kann, wird manches lernen und auf vieles aufmerksam werden, was ihm sonst entgehen würde.

handelt." „Ja, Dr. Chamberlain ist der einzige Missionar, der je in diese abgelegene Gegend gekommen ist; es wird ungefähr vor drei Jahren gewesen sein." „Kennst du ihn? Hast du ihn je gesehen? Lebt er noch und wirst du ihn je wiedersehen?" Nun erzählte der Reisende, er habe den Missionar vor Jahren schon kennen gelernt und werde bald auf 10—15 Stunden in die Nähe seines gegenwärtigen Aufenthaltsortes kommen. Das war dem alten Minister eine willkommene Nachricht. Er bat den Fremden, er möchte doch den Umweg machen, Dr. Chamberlain aufsuchen und ihm folgende Botschaft bringen: „Sage ihm, daß weder mein Sohn noch ich von dem Tage an, wo er bei uns war, wieder einen Götzen angebetet haben. Sage ihm, daß wir jeden Tag im Neuen Testament lesen und daß wir jeden Tag hinknieen und zu dem Jesu Christu beten, den er uns verkündigt hat. Sage ihm, daß wir durch Seine Gnade mit ihm im Himmel zusammenzukommen hoffen. Sage ihm, daß der Radscha sich täglich im Palast aus der Bibel vorlesen läßt, und wir dafür halten, daß auch er im Herzen an Jesus gläubig geworden sei. Sage ihm, wir hoffen ihn wieder zu sehen und dann noch mehr von ihm zu hören und zu lernen. Bitte gehe zu ihm und sage ihm das. Es wird ihm Freude machen."

Da hat der alte Mantri Recht gehabt und ist nie eine Botschaft dem Missionar willkommener gewesen, als die vom Aufgehen des guten Samens in Peberi.

Imam Schah.

Imam Schah heißt zu deutsch „Priester des Königs" und ist der hochtrabende Name, den im Jahr 1840 ein wohlhabender muhammedanischer Bauer in der Nähe von Amritsar im Fünfstromland (Pandschab) seinem Erstgeborenen gab, ohne zu ahnen, daß derselbe wirklich einmal im höchsten Sinne des Wortes ein Priester und ein König (1 Petri 2, 9) werden sollte.

Sechs Jahre alt, fieng der Junge an, die Dorfmoschee zu

besuchen, wo er Arabisch lesen und den Koran auswendig hersagen lernte, ohne jedoch ein Wort davon zu verstehen. So ist es muhammedanische Art. Vier Jahre später durfte er sogar in die benachbarte Stadt Gowindwal gehen, um auch Persisch zu lernen, was mehr praktischen Werth für ihn hatte. So ein armer Junge in Indien, sei er nun Hindu oder Muhammedaner, hat aber nicht lange Ruhe, etwas Rechtes zu lernen oder seine Jugend zu genießen. Schon als Knabe wird er in's Ehejoch gezwungen und lernt das Leben von einer Seite kennen, die ja leider nur zu viel Sorge und Plage und oft gar wenig Erquickliches darbietet, zumal in einem Heidenlande. Auch Jmam Schah sollte in dieser Beziehung traurige Erfahrungen machen. Kaum 11 Jahre alt, wurde er mit einem achtjährigen Mädchen aus dem gleichen Dorfe verheirathet; von Liebe aber war keine Rede dabei; diese wurde vielmehr von Jahr zu Jahr weniger statt mehr, und endlich fühlte der Jüngling sich so gedrückt und beengt, daß er das Freie suchte. Er verließ sein väterliches Haus und Dorf, sein Weib und seine Eltern, und begab sich nach Amritsar, wohl in der Hoffnung, daß in dieser an Handel und Gewerbe reichen Stadt sich ihm irgend welche Glücksthüren aufschließen würden. Es geschah aber nichts der Art, und endlich trat er, nach vergeblichem Umherirren, in einen Dienst, und zwar bei einem Christen, ja bei einem christlichen Prediger und Missionar, dem eingebornen Geistlichen Daud Singh. Die einzige Bedingung, die er dabei machte, war die, daß er Zeit und Erlaubniß haben sollte, seine Studien ein wenig fortzusetzen.

Das war im Jahr 1859. Jmam Schah war damals also 19 Jahre alt. Vom Christenthum wollte er natürlich noch gar nichts. War er doch so bigott, daß er nicht einmal Wasser aus einem Gefäß getrunken hätte, das seinem christlichen Herrn gehörte. Daß er in seiner jetzigen Umgebung öfters Angriffe auf den Islam zu hören bekam, erbitterte ihn nur noch mehr, ja entfremdete ihn seinem christlichen Herrn und dessen Angehörigen. Das war für Gott aber kein Hinderniß, an sein Herz zu kommen und dasselbe zu gewinnen. Jmam Schah hat später selbst gesagt, es sei nicht die Angst um seine Sünden oder die Furcht vor dereinstiger Strafe gewesen, was ihn zu Christo gezogen, sondern vielmehr die Liebe Gottes. Und in welcher Gestalt wurde ihm diese offenbar? Es waren die Anfangsworte vom Gebet des Herrn, die ihn zuerst er-

griffen: „Unser **Vater!**" Gott so anzureden oder auch nur so von ihm zu denken, gilt bei den Muhammedanern für eine Lästerung, denn Gott ist der ferne Unnahbare, den man wohl fürchten und verehren kann, mit dem man aber niemals vertraulich umgehen darf. Sie haben herrliche Namen für Gott, deren sie selbst 99 aufzählen, z. B. der Barmherzige, der Gütige, der Vergeber, der Vergelter; aber da Muhammed nichts wußte oder wollte von der Versöhnung mit Gott, welche Christus gestiftet hat, so konnte er seine Anhänger auch nicht lehren, in dem Erhabenen ihren Vater zu lieben. Uns aber kann es nicht Wunder nehmen, daß der junge Mann, der Vaterhaus und Heimath wie ein verlorener Sohn dahinten gelassen und nun in der Fremde unter Fremden lebte, sich angezogen fühlte von dieser Anrede an Gott: „Unser **Vater!**"

Endlich theilte er sich seinem Herrn mit und erhielt christlichen Unterricht. Man las das Evangelium Matthäi und Dr. Pfanders „Wage der Wahrheit" mit ihm. Bald war er von der christlichen Lehre überzeugt; nur Eins machte ihm zu schaffen: wie konnte er in dem Muhammed, welchen über alles zu schätzen er von Kind auf gelehrt worden, dessen Namen er schon in der Wiege, dann auf seiner Mutter Schooß, in seines Vaters Hause, in der Moschee und überall nur mit Ehrfurcht hatte nennen hören, wie konnte er in ihm nun einen falschen Propheten, ja einen Feind Jesu Christi sehen?! Lange bemühte er sich, Christus und Muhammed zu versöhnen, die Widersprüche zwischen beiden aber waren zu groß und zu klar. Es galt daher einen harten innern Kampf zu bestehen. Und das war nicht in Einem Tage geschehen. Es dauerte Monate, bis Christus ihm so groß geworden, daß er ganz von Muhammed lassen konnte. Im Juni 1861 wurde er endlich von Missionar Robert Clark in Khairabad, wohin er mit seinem Herrn schon seit längerer Zeit übergesiedelt war, getauft.

Jetzt ist er selbst ein Missionar und steht schon seit 17 Jahren an der Arbeit in Peschawar, wo er eine Gemeinde von 103 Mitgliedern (34 Abendmahlsgenossen) zu bedienen und überdies den Muhammedanern und Heiden das Evangelium zu bringen hat. Im letzten Jahresbericht der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, von welcher er angestellt ist, wird ihm das schöne Zeugniß ausgestellt: „Sein tadelloser Lebenswandel" sei nicht bloß für seine Gemeinde ein gesegnetes Beispiel, sondern auch für die Mission überhaupt eine

„Quelle der Kraft". In Peschawar hat die Mission auch einen Bücherladen, wo natürlich in erster Linie Bibeln und Neue Testamente verkauft werden. Hier kann man unseren Freund oft antreffen, entweder von einer Gruppe von halb kauflustigen, halb streitsüchtigen Muhammedanern umgeben, welchen er treulich Rede und Antwort steht, oder auch in's Gespräch mit der einen oder anderen Wahrheit suchenden Seele vertieft.

Im Jahr 1873 wurde er ordinirt. Verheirathet ist er jetzt mit der ältesten Tochter seines früheren Herrn und Lehrers, des eingebornen Geistlichen Daud Singh. Gleich nach seiner Taufe hatte er seinem Vater geschrieben und ihn gebeten, er möchte seine Frau zu ihm kommen lassen. Nach muhammedanischem Recht hebt der Uebertritt zum Christenthum aber die Ehe auf, und so wurde sie einem Anderen gegeben. Seine Eltern hat Imam Schah erst kürzlich besucht. Sie und alle seine Verwandten sind noch Muhammedaner. Im Sommer dieses Jahres hat unser Freund auch Kabul besucht und in der dortigen armenischen Kirche nicht nur gepredigt, sondern auch getauft. Die kleine armenische Gemeinde hatte ihn mit Freuden aufgenommen.

Ein Porträt Imam Schah's findet sich in der Dezember-Nummer des Evang. Missions-Magazins. Es ist eine Freude, schon auf seinem Gesicht den Sieg zu lesen, den das Christenthum über den Islam davongetragen.

Bibel und Mission.

Wer einigermaßen mit der Bibel- und Missionsgeschichte vertraut ist, der weiß, daß niemand mehr zur Ausbreitung der heil. Schrift beigetragen hat als die Mission, während andrerseits wiederum niemand der Mission treuere und werthvollere Dienste geleistet hat als die verschiedenen Bibelgesellschaften. Es ist vor kurzem ein Buch*) erschienen, in welchem gezeigt wird, was

*) Dr. G. Warneck: Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur.

alles die Mission schon zur Hebung der heidnischen Völker gethan hat, ganz abgesehen von ihrem Hauptzweck, der Rettung von Seelen. Da wird u. A. auch davon gesprochen, wie viel die Mission durch Uebersetzung der h. Schrift in allerlei heidnische Sprachen, zur Erleuchtung der betreffenden Völker, zur Veredlung ihres Geisteslebens, zur Erziehung ihrer Jugend u. s. w. schon geleistet hat. Der Verfasser wird uns nicht zürnen, wenn wir unseren Lesern einige Stellen daraus mittheilen:

„Bekanntlich ist es der Grundsatz der evangelischen Mission, einem jeden Volke das Evangelium in seiner Muttersprache zu verkündigen. Unsere Missionare sind daher darauf angewiesen, diese Sprache so bald und so gründlich als möglich zu erlernen. Das Wort ist die Waffe, mit der sie vornehmlich ihre Kriege führen, daher müssen sie der Sprache Meister werden. Zunächst verkündigen sie das Evangelium durch das mündliche Wort. Dann aber suchen sie auch einem jeden Volk so bald als möglich die Quelle der Offenbarung, die Bibel, in die Hand zu geben. Nach dem 74. Jahresbericht der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft ist jetzt die Bibel ganz oder zum Theil in 303 Sprachen oder Mundarten gedruckt vorhanden. Davon hat die genannte Gesellschaft die Uebersetzung und Herausgabe in 172 Sprachen unmittelbar, in 53 mittelbar, also zusammen in 225 Sprachen und zwar meist in mehr als einer Ausgabe besorgt. Ueber vier Fünftel dieser Uebersetzungen sind erst seit der Stiftung der Gesellschaft und zwar zum größten Theil durch Missionare veranstaltet worden. Vor uns liegt außer dem im genannten Jahresbericht enthaltenen Verzeichniß eine specielle, historisch-ethnographische Tabelle aus neuester Zeit über die sämmtlichen durch protestantische Missionare gefertigten, meist mit Hilfe der Britischen Bibelgesellschaft gedruckten ganzen oder theilweisen Uebersetzungen der h. Schrift in die indischen Sprachen und Dialekte, von denen viele seit der ersten Ausgabe theils in ganz neuen, theils in wesentlich verbesserten Bearbeitungen erschienen sind. Diese Tabelle weist allein 58 indische Sprachen und Dialekte auf, denen die Bibel seit dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts allmählich zugänglich gemacht worden ist. Viele Bibelübersetzungen, und zwar nicht bloß in Indien, sind auch auf einheimischen Druckerpressen gefertigt, die von lauter Eingebornen bedient wurden, so z. B. die Samoanische Bibel, deren Kosten noch dazu von den eingebornen

Christen selbst vollständig bestritten wurden. Das N. Testament wurde in 15,000, die ganze Bibel in 12,000 Exemplaren ausgegeben.

„Um speciell der Bibelübersetzungsarbeiten der deutschen Missionsgesellschaften zu gedenken, so hat die Brüdergemeinde, soviel wir wissen, 2 (Eskimo und Tibetanisch), Basel 6 (Tschi und Ga in Afrika, Kanaresisch *), Malajalam, Tulu in Ostindien, Hakkadialekt in China), Barmen 6 (Nama, Herero, Bornesisch, Batta, Puntidialekt in China, Niassisch) Leipzig 1 (Tamil), Bremen 1 (Ewe), der Goßnersche Missionsverein 1 (Mundari), die Berliner Missionsgesellschaft 1 resp. 2 (Zulu und für britisch-Kafferland), Chrischona 2 (Amharisch und Galla), also in Summa 21 Bibelübersetzungen geliefert, während Hermannsburg noch nicht zu Arbeiten dieser Art gekommen zu sein scheint. Die meisten dieser Uebersetzungen mögen nun freilich noch ziemlich unvollkommen sein. Die Missionare müssen ja in einer Sprache schreiben, die nicht ihre Muttersprache ist; dazu macht sich mancher viel zu früh an die Uebersetzungsarbeit, manche auch ohne die unerläßliche wissenschaftliche und sonstige sachliche Befähigung. Wir gestehen sogar zu, daß auch die gelungenen Bibelübersetzungen der Missionare wesentlich nur Vorarbeiten sind für spätere von den Eingebornen selbst zu liefernde Versionen. Dennoch thun auch schon diese mehr oder weniger gelungenen Vorarbeiten einen großen Kulturdienst, indem sie dem Volk ein Bildungsmittel in die Hand geben, das Christen und Heiden eine Anregung zu einem neuen geistigen Leben gewährt. Mit der Bibelübersetzung kommt die Schule und mit der Schule die Volkserziehung. In Bengalen, z. B., wo vor dem Erscheinen der ersten Bibelübersetzung kaum $^1/_{30}$ der Bevölkerung des Lesens kundig war, hatte sich bis Anfang der Fünfziger Jahre die Zahl der Lesenden verdreifacht. Die Bibel gießt Licht und Leben aus, weckt die Sprache aus ihrem Tode; dieses Aufwachen fördert wiederum die Uebersetzung und ein Prozeß ist im Gange, der allerdings ohne die mündliche Predigt nie oder sehr spät zu seinem Ziele kommen würde, mit ihr aber nothwendig in der Christianisirung ganzer Länder und Provinzen endigen muß.

„Die evangelische Mission muß den Heidenchristen die Bibel

*) Dazu kommt das Evangelium Lukas im Dialekt der Badagas, eines indischen Bergstammes. Die ersten Basler Missionare im Kaukasus haben auch an der neu-armenischen Bibelübersetzung gearbeitet.

in die Hand geben. Damit diese aber die Bibel verstehen lernen, muß sie sie zunächst lesen lehren und im Verständniß derselben unterweisen. Nach der Instruktion des Stifters der Mission sind die Völker zu seinen Jüngern zu machen durch Taufen und Lehren. Ist nun auch in dieser Anweisung nicht geradezu ein schulmäßiges Lehren befohlen, so entwickelt sich's unter den heutigen Verhältnissen doch mit innerer Nothwendigkeit daraus. Die Kindertaufe fordert die Kinderlehre, und die Kinderlehre fordert die Schule u. s. f."

Wenn die Verächter der Bibel, die ja immer auch Verächter der Mission sind, bedenken wollten, was wir selbst der h. Schrift und der Ausbreitung des Christenthums verdanken, wie eben auch in Europa alle Bildung Schule, Wissenschaft, Kunst aus dem Evangelium herausgewachsen ist, wahrlich, sie müßten erkennen, daß sie mit ihrer Feindschaft gegen Bibel und Mission eben den Ast vom Baume sägen, auf welchem sie selber sitzen. Es gibt eine Geschichte im indischen Eulenspiegel, wo ein dummer Mensch, der ausgeschickt war, Brennholz aus dem Walde zu holen, es eben so machte. Ein zufällig Vorübergehender warnte ihn: „Wenn du so weiter machst, wirst du mit sammt dem Ast zu Boden fallen." Der Dumme glaubte ihm nicht und sägte weiter. Natürlich fiel er zu Boden; und nun lief er jenem nach, sagte, seine Vorhersagung sei in Erfüllung gegangen, er merke jetzt, daß er es mit einem Propheten zu thun gehabt u. s. w. Wir gestehen, daß uns bei dieser Fabel unsere bibelfeindlichen Bildungshelden eingefallen sind, die eben den Baum umzuhauen suchen, dessen Früchte sie alle Tage essen und genießen. Man braucht kein Prophet zu sein, um ihr Schicksal vorauszusehen.

Bibelzeitung.

In der chinesischen Stadt Swätau steht eine Frl. Fielde im Dienste der amerik.-baptist. Miss.-Gesellschaft, deren Hauptarbeit darin besteht, sogenannte Bibelfrauen heranzubilden und zu beaufsichtigen. Sie hat jetzt über 20 Bibelfrauen, die je zwei und zwei von Dorf zu Dorf gehen, um den Leuten aus der Bibel vorzulesen, das Gelesene zu erklären und h. Schriften zum Verkauf anzubieten.

Außerdem hat sie mehrere Hilfsbücher zur Erlernung des Chinesischen geschrieben und bei einer Uebersetzung des ersten Buchs Mose in die Umgangssprache von Swätau geholfen.

— Ueber die Revision der Telugu-Bibel schreibt Miss. H. C. Schmidt unter'm 1. Juli d. J.: „Als antiquarische Seltenheit existirt ein von heidnischen Brahmanen übersetztes Telugu N. T., von Carey in Sirampur 1818 gedruckt, welches aber unter den Telugus werthloser sein würde, als in Deutschland die deutschen Bibelübersetzungen vor Luther. Die Londoner Missionare in Visagapatan lieferten eine bessere Uebersetzung der ganzen Bibel 1820, die in mehreren, jedesmal verbesserten Ausgaben erschienen ist. Da keine bessere existirt, wird dieselbe auch von der Bibelgesellschaft in Madras gedruckt und verbreitet. Seit über 20 Jahren arbeitet nun Miss. John Hay an einer neuen Uebersetzung, die versuchsweise gedruckt, die Grundlage der gegenwärtigen Bibelrevision bildet. Miss. Hay kam vor 40 Jahren nach Indien und könnte — menschlich gesprochen — wohl ausgedient haben, und doch liegt der schwerste Theil der Bibelrevision auf seinen Schultern. Unter allen Missionaren im Telugu-Land ist keiner, der seinen Platz ausfüllen könnte. Unser Gebet zum Herrn ist daher, daß er ihn stärken und so lange erhalten wolle, bis das Werk vollendet ist. Er besitzt eine gründliche Kenntniß der Grundsprachen und genießt das Vertrauen aller Missionare von den Plymouthbrüdern bis zu den Hermannsburger Lutheranern. Er hat Wort für Wort und Satz für Satz gründlich durchdacht und bearbeitet, ehe er der Revisions-Kommission etwas vorlegt.

„Sechs Stunden täglich wird Satz für Satz vorgenommen und mit anderen Uebersetzungen verglichen und kritisirt. Dr. Chamberlain von der American Dutch Reformed Mission überwacht die Regel, daß jedes hebräische oder griechische Wort, wo immer der Sinn des Satzes es erlaubt, mit demselben Telugu-Wort übersetzt wird. Er ist auch Präsident und hält auf parlamentarische Ordnung in den Sitzungen. Dr. Jewett, amerikanischer Baptist, hat die Sanskrit- und DeWette's deutsche Bibel vor sich, Miss. Alexander von der englisch-kirchlichen Miss.-Ges. die englische Bibel, Miss. Clay von der Ausbreitungsgesellschaft die tamulische, Miss. Lewis von der Londoner Mission die kanaresische und die Urdu, ich die dänische und deutsche von Luther, und zwei eingeborne Pastoren über-

wachen die Eigenthümlichkeiten der Teluguſprache. Außerdem ſind noch verſchiedene engliſche Ueberſetzungen und Kritiker zur Hand und beſonders die neueſten Ausgaben des Grundtextes. Es wird wohl ſelten(?) auf eine Bibelüberſetzung ſo viel Zeit, Kraft und Geld verwendet worden ſein, als auf dieſe. Das erſte Buch Moſe kam 1873 zu Stande. Seitdem haben keine Sitzungen ſtattgefunden, ſondern jeder hat nach Kräften allein gearbeitet. Unſere Abſicht war jetzt hier in Bangalore das zweite Buch Moſis und die vier Evangelien zu vollenden. Ich fürchte indeß, daß wir wenig mehr als den vierten Theil zu Stande bringen werden." (Der Miſſionsbote.)

— Aus Kapſtadt in Südafrika ſchreibt ein katholiſcher Miſſionar: „Jetzt bin ich ſchon einen Monat hier. Den ganzen Tag ſtudire ich die Betſchuana-Sprache. Mein Haupthilfsmittel iſt eine 1876 in London erſchienene Bibel, der eine Grammatik von vier Seiten beigedruckt iſt. Wozu dieſe verſchrobene Ueberſetzung des ganzen Alten und Neuen Teſtamentes den Wilden dienen ſoll, iſt freilich nicht abzuſehen; nun, mir dient ſie in Ermangelung beſſerer Bücher wenigſtens als Anhaltspunkt, muß aber immerhin mit großer Vorſicht gebraucht werden; ſo z. B. gibt der proteſtantiſche Ueberſetzer die Stelle Joh. 2, 3: ‚Sie haben keinen Wein mehr' mit: ‚Sie haben keinen Brandy (Schnaps) mehr'".

(Die „Katholiſchen Miſſionen".)

— Ein Korreſpondent der „Times" in Konſtantinopel berichtet, daß die dort wohnenden Afghanen folgende Geſchichte in Umlauf geſetzt haben: Die Einwohner von Kabul hätten bemerkt, daß die ihnen aufgezwungenen Engländer u. A. große Kiſten voll Bibeln und Korans, von Ungläubigen auf profanes Papier gedruckt, erhielten. Sogleich ſtieg nun der Verdacht auf, daß der Korantext gefälſcht worden und daß man mit jenen Büchern eben die Einführung des Chriſtenthums beabſichtige. Die fanatiſchen Leute in Kabul ſeien ſehr aufgebracht geweſen und das ſei der wahre Grund, warum General Cavagnari und ſeine kleine Mannſchaft niedergemacht wurden!

— Beſonderer Aufmerkſamkeit empfehlen wir die von der Württembergiſchen Bibelanſtalt in Stuttgart herausgegebenen Verhandlungen der Konferenz deutſcher Bibelgeſellſchaften auf dem letzten Kongreß für innere Miſſion und die dazu gehörige Statiſtik der Bibelverbreitung in Deutſchland.

— Der Druck der neuen, beſonders für Griechenland beſtimm-

ten Ausgabe des N. Testaments in der Grundsprache, mit sorgfältiger Berücksichtigung der Textkritik, welche von unserer Basler Bibelgesellschaft herausgegeben wird, ist bis zum 2. Korintherbrief vorgeschritten und wird bald fertig sein.

Bücherschau.

Leben und Wirken des Rev. Charles G. Finney, evang. Prediger und Professor zu Oberlin (Ohio) und die neuesten Erweckungen in den Vereinigten Staaten. Nach seiner Selbstbiographie frei bearbeitet von A. H. F. Cöln, 1879. Verlag von Scheve u. Cie.

Wie Meteore sind vor wenig Jahren die zwei Amerikaner Moody und Smith in Europa erschienen, viel bewundert, aber wenig verstanden. Finney's Name ist bei uns fast unbekannt. Und doch ist sein Leben und Wirken der Schlüssel für das Verständniß jener beiden. Moody's Thätigkeit erscheint als Fortsetzung von Finney's Erweckungsarbeit, und Smith's „höheres Leben" ist eine Frucht der „Heiligungsbewegung," welche ebenfalls von F. ausgieng. Grund genug, um Respekt vor diesem Manne zu haben, Grund genug auch, seine Selbstbiographie für deutsche Leser herauszugeben.

Finney war ein wirklich großer Mann, dazu ein durch und durch lauterer Christ, ein Bibelforscher und Beter wie wenige, ein Prediger und Seelsorger ersten Ranges. Die amerikanischen Verhältnisse in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, in welche seine Hauptwirksamkeit fiel, sind von den unsrigen aber so verschieden, mahnen so sehr an die „Flegeljahre", — welche ja wohl auch eine Nation wie der einzelne Mann durchzumachen hat — daß die würdige Gestalt Finney's dadurch in den Augen derjenigen etwas Fremdartiges, ja Fratzenhaftes bekommen muß, welche jene Verhältnisse und die damit zusammenhängenden Unterschiede nicht durchschauen. Deßhalb wäre es schön gewesen, wenn der liebe Bearbeiter zugleich als wirklicher Vermittler und Dolmetscher zwischen Amerika und Deutschland geschrieben und seinem Lebensbild einen zeitgeschichtlichen Hintergrund gegeben hätte, wie wir ihn ja selbst in Biographieen deutscher Männer kaum entbehren können. Vielleicht thut er das

in einer zweiten Auflage. Inzwischen empfehlen wir das merkwürdige Buch nicht bloß denjenigen, welche wohl schon achselzuckend gefragt haben: „Was kann von Amerika Gutes kommen?“, sondern auch solchen, die irgendwie selbst von der einen oder anderen jener „Bewegungen“ ergriffen worden, über den Ursprung derselben aber im Unklaren geblieben sind.

Blumenbilder mit Sprüchen und Versen. Verlag von Gebrüder Obpacher in München. 1879.

Wir machen auf folgende neu erschienene Zeichnungen aufmerksam, welche jedem christlichen Weihnachtstisch als sinnige Ausschmückung wohl anstehen würden: Nr. 224: Lob Gottes; 265: Sechs Bibel-Lesezeichen (auch auf Atlas gedruckt); 200: Christen-Schmuck; 289: Im Kreuz ist Heil; 233 und 234: zweimal sechs Landschaften mit Bibelsprüchen; 278: Trost im Leiden; 235: Goldene Lebensregeln; 242: Der Blumen Mahnruf; 276: Sechs Karten mit Blumen-Initialen und Sprüchen; 203: Für den Christbaum. Sechs Weihnachtsallegorien, und die uns besonders ansprechenden kleinen Thautropfen; 183: Zwölf Karten mit Blumen und Sprüchen, bei denen wir nur zu bemerken haben, daß einmal statt 1 Petri 1 Ps. gesetzt ist und die Worte „Aller Knecht“ sich nicht Mark. 9, 25, sondern 10, 44 finden. Gerade weil uns diese Blumenkarten so lieb sind, möchten wir solche kleine Fehler, die leicht als Nichtachtung gegen das citirte Bibelwort aufgefaßt werden könnten, beseitigt sehen. Im Uebrigen sind diese der Natur abgelauschten und durch manch' köstlichen Spruch vergeistigten Gaben der bekannten Künstlerin (jetzt Frau Höpffner) über alles Lob erhaben.

Der Sonntag und die Bibel. Von Erich Haupt. Hamburg, Wolf Lothar Oemler. 1878.

Das Beste, was wir je zur Rechtfertigung und biblischen Begründung der reformatorischen Unterscheidung zwischen Sabbat und Sonntag im Gegensatz zur puritanischen Vereinerleiung beider gelesen haben.

Freud und Leid im Kinderleben. Sieben Erzählungen von Amanda M. Blankenstein. Basel. C. F. Spittler.

Wie Armut und Reichthum, böses und gutes Beispiel, Krankheit und Genesung, Liebe und Eifersucht, aber auch Gottes Wort und Gebet — kurz alles, was das Leben der Erwachsenen bewegt, schon auf das Kinderleben mächtig einwirkt, das ist der Kern dieser fein gedachten und gefällig erzählten Geschichten.

Wilhelm Löhe, der Jugend als Vorbild dargestellt von einer seiner Schülerinnen. Basel. C. F. Spittler. 1879.

Ein Mann, der schon als 7- oder 8-jähriger Knabe mit dem N. Testament zu seinen jüdischen Freunden gieng, um ihnen vom Heiland zu erzählen, und der dadurch ihre dauernde Zuneigung gewann, verdient wohl der Jugend als Beispiel vorgestellt zu werden. P. v. Bl. hat das in höchst ansprechender Weise gethan.

Der gute Hirt und Seine Lämmer. Frei nach dem Englischen von A. Steen. Cöln, Scheve u. Cie.

Mütter, Erzieherinnen und Sonntagsschullehrer werden in diesen lieblichen, mit Bildern, Gleichnissen, Geschichten nicht bloß geschmückten, sondern wahrhaft gewürzten Gesprächen über die Sünderliebe Jesu und andere Kardinalpunkte des Evangeliums nicht bloß eine Fundgrube weiser Winke und wohlgesetzter Worte, sondern auch ein zur Nachahmung reizendes Muster finden. In England und Schottland hilft die strenge Sonntagsheiligung dazu, daß auch die Kinder selbst solche Bücher lesen. Wie steht's damit bei uns?

Ferner empfehlen wir:

Aus dem Verlag der Vereinsbuchhandlung in Calw und Stuttgart: **Verpflanzt, Krumm und doch gerade, Verloren und Gefunden, Lichtstrahlen**, 4 Bändchen christlicher Erzählungen à 40 Pf.; **Missionsblatt für Kinder**, Jahrgang 1879, schön gebunden; Chr. H. Zellers **Kurze Seelenlehre**, sechste Auflage; Dr. Barth's **Biblische Poesieen**, dritte, sehr verschönerte Auflage.

Aus dem Verlag von D. Gundert in Stuttgart: O. Glaubrecht's **Goldmühle** und **Kalendermann vom Veitsberg**, beide in fünfter Auflage, rein gedruckt und hübsch gebunden.

Aus dem Verlag von C. F. Spittler in Basel: **Eine alte Bibel** oder **Willy Dunkan; Ein Dornenpfad; Adam Neuser**, Leben und Ende eines Lichtfreundes aus früherer Zeit, von Karl Wild; **Was mir mei Flachstüchlein erzählt hat**, — allen Gedrückten, Kranken, Schwermüthigen als Trostbüchlein zu empfehlen, hervorgegangen aus geläuterter Selbsterkenntniß und erprobter Glaubensfreudigkeit eines selbst Leidenden; Lois und Eunike. **Die Erziehung der Kinder** für Zeit und Ewigkeit, von Chr. H. Zeller. **Geistliche Briefe** des sel. Vikars Jakob Ganz. Zweite Sammlung, 1879.

Aus dem Verlag von Schwebe und Cie. in Köln: **Francis Alard**, ein historisches Gemälde aus der Reformationsgeschichte der Niederlande; **Jenny**, ein Licht angezündet vom Herrn; **Heinrich und Anna**, oder: Liebe ist stärker als der Tod.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.



